# Deutsche Rundschau

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

## Julius Rodenberg.

---

## Band LXVIII.

---

(Juli — August — September 1891.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

---

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).


39209

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß

zum

**Achtundsechzigsten Bande (Juli — September 1891).**


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Klärchen's Frühlingsfahrt. Eine Novelle in Briefen von **Ilse Frapan** | 1 |
| II. | Saint-Just | 31 |
| III. | Das Stammbuch von August von Goethe. Mitgetheilt von Dr. **Walther Vulpius**. I. | 71 |
| IV. | Zeitphrasen. Von **Otto Seeck**. III./IV. | 86 |
| V. | Eine neugefundene Weltschöpfungslegende. Von Professor Dr. **Fritz Hommel** | 105 |
| VI. | Leben um zu lieben. Erzählung von **Salvatore Farina**. VII./XII. (Schluß.) | 115 |
| VII. | Der Croy-Teppich der Universität Greifswald. Von **Julius Lessing** | 136 |
| VIII. | Politische Rundschau | 143 |
| IX. | Neue Romane und Novellen. Besprochen von **Wilhelm Bölsche** | 149 |
| X. | Eine neue Schrift von Ernst Brücke | 154 |
| XI. | Literarische Notizen | 156 |
| XII. | Literarische Neuigkeiten | 160 |
| XIII. | Ein Regentag. Novelle von **Adalbert Meinhardt** | 161 |
| XIV. | Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinschaft. Von **Wilhelm Wundt** | 190 |
| XV. | Die Etappenstraße von England nach Indien über Canada. Von **Otto Wachs**, Major a. D. | 207 |
| XVI. | Zeitphrasen. Von **Otto Seeck**. V. (Schluß.) | 230 |
| XVII. | Das Stammbuch von August von Goethe. Mitgetheilt von Dr. **Walther Vulpius**. II. (Schluß.) | 241 |
| XVIII. | Ursprung und Entwicklung Staufischer Kunst in Süditalien. Von **C. Frey** | 271 |
| XIX. | Leopold von Ranke, seine Briefe, Tagebuchblätter und Erinnerungen | 298 |


(Fortsetzung umstehend.)

Digitized by Google

| | | Seite |
|---|---|---|
| XX. | Politische Rundschau | 308 |
| XXI. | Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Von **Fritz Lemmermayer** | 314 |
| XXII. | Zwei neue indologische Werke. Besprochen von **H. Oldenberg** | 317 |
| XXIII. | Literarische Notizen | 319 |
| XXIV. | Literarische Neuigkeiten | 320 |
| XXV. | Klostermann's Grundstück. Vom Verfasser der „Bilder aus dem Berliner Leben" | 321 |
| XXVI. | Die zweckmäßige Einrichtung großer Museen. Von **Karl Möbius** | 352 |
| XXVII. | Wolfram von Eschenbach. Von **Anton E. Schönbach** | 361 |
| XXVIII. | Kraftmaschinen für das Kleingewerbe. Von **Heinrich Albrecht** | 377 |
| XXIX. | Das Verkehrswesen und die Kunst. Von **P. D. Fischer** | 402 |
| XXX. | Die Flora von Helgoland. Von **J. Reinke** | 418 |
| XXXI. | Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie. Ein Versuch. Von **Herman Grimm** | 437 |
| XXXII. | Eine Berliner Straßenscene aus dem Jahre 1848. Von **Rudolph Schleiden** | 457 |
| XXXIII. | Der heutige Zustand Aegyptens unter englischer Verwaltung | 460 |
| XXXIV. | Politische Rundschau | 464 |
| XXXV. | Lenau's Verhängniß. Von **W. Lang** | 470 |
| XXXVI. | Der Prinz-Admiral Adalbert | 472 |
| XXXVII. | Lord Chesterfield. Von **Lady Blennerhassett** | 474 |
| XXXVIII. | Literarische Notizen | 476 |
| XXXIX. | Literarische Neuigkeiten | 480 |

Digitized by Google

# Klärchen's Frühlingsfahrt.

Eine Novelle in Briefen
von
**Ilse Frapan.**

## Klärchen Esmarch an die Geschwister in München.

Kufstein, 25. März 89.
2 Uhr Mittags.

Liebe Große! O wie gut, daß Du mir noch die Correspondenzkarten in mein Umhängtäschchen gesteckt hast, liebe Irene, jetzt kann ich Euch gleich eine schreiben. Ich habe schon so viel gesehen, obgleich wir erst 2½ Stunden von München fort sind, daß mein Kopf ganz wirbelt vor Freude. Gleich, als wir in die Nähe von Rosenheim kamen, merkte ich, daß hier eine andere Welt anfing, nämlich die Berge. O wie weiß sie alle noch sind, man kann nicht darauf hinsehen, weil es blendet, und der Himmel ganz dunkelblau — ich bin nur so furchtbar traurig, daß Ihr nicht mit seid. Mama auch. Wenn wir nicht den Trost hätten mit der Hochzeitsreise, könnt' ich es gar nicht ertragen.

## Dieselbe an Dieselben.

Ich schreibe gleich noch eine. Aber Rudi, mein armer, süßer Bruder, Du bist ja noch nicht verlobt, wie sollst Du es denn machen? Ach richtig, ich vergesse schon wieder die Hauptsache: Kinder, Putzi ist über alle Beschreibung! Im Wartesaal war er ja noch ein bischen zu gesprächig, wißt Ihr, so daß ich doch heimlich Angst hatte, aber jetzt, im Wagen, das süßeste stillste Zuckerthier. Wie er in seinem Körbchen sitzt und durch die Löcher guckt mit seinen großen treuen Augen und keinen Laut von sich gibt, so lange ich die Hand auf dem Korbdeckel halte und ihn ansehe! Er läßt sich auch durch den Gitterdeckel füttern wie ein Tiger! Sein kleines schwarzes Schnäuzchen reckt er immer so hoch wie möglich, das arme Würmchen. Papa fängt schon an, sich damit auszusöhnen, daß er mit ist. Aber er hat so wenig davon. Wie gern hätt' ich ihm das Kaisergebirge gezeigt, das wir eben gesehen haben, ganz violett, grau und weiß, gewiß muß es das schönste von allen Gebirgen sein. Nun geht es weiter, Papa hat



Digitized by Google

seinen Braten auf, und jetzt kommt die Gepäckrevision. Ich muß Putzi auf den Arm nehmen — unterm Reisemantel ist es ja leicht — damit sein Körbchen die Marke: „Zollfrei" kriegt. Ich zittere, bis wir glücklich damit durch sind. Verzeiht das Geschmiere. Eure Kläre.

### Dieselbe an Dieselben.

Bozen, 26. März 89. Hôtel Greif, 7 Uhr Morgens.

Liebe Evy, liebe Irene und mein armer, süßer Rudi!

Papa und Mama schlafen noch, aber ich habe die ganze Nacht gewacht, glaub' ich — ich bin zu glücklich, daß ich mitgekommen bin. Denkt Euch, hier ist schon ganz Frühling! Alle Obstbäume blühen, rosenroth und weiß und grün ist Alles. O, und was hab' ich unterwegs Alles gesehen. Zuerst 'mal Innsbruck. Aber Ihr könnt es Euch nicht denken, weil Ihr es nicht gesehen habt, und beschreiben kann ich es Euch nicht, aber es ist großartig und liegt umgeben von einem Kranz der wundervollsten Berge. Wir stiegen dort aus und aßen zu Mittag. Ich aß in Gedanken drei Brötchen zur Suppe, so daß Mama über mich lachte, aber Papa sagte, das sei immer so, Freude mache Appetit. Es war mir aber doch zu schade um die Zeit, die man da in dem Bahnhofsrestaurant versitzt — ich nahm den armen Putzi, der schon ganz steif und wirr sein mußte vom langen Sitzen und Schütteln, aus dem Körbchen und ließ ihn ein bischen auf dem Perron laufen. Wie dankbar er mich ansah, wie er seinen kleinen schwarzen Zottelpelz schüttelte, es war rührend! Ich glaube, er hat unterwegs viel Kopfweh gehabt, sein Köpfchen war immer heiß, wenn ich es anfühlte — ein paar Mal, wenn ich die Hand vom Korb nahm, hat er heftig geniest, um mich an meine Pflicht zu erinnern, sonst war er musterhaft. Und doch haben wir seinetwegen ein schreckliches Abenteuer ausgestanden, es war zwischen Innsbruck und Matrei, ich werde es nie vergessen. Als wir nämlich in Innsbruck wieder einstiegen, guckte ich noch einen Augenblick aus dem Fenster, denn Papa hatte mir die Martinswand gezeigt, Ihr wißt ja: „Willkommen Tirolerherzen, die Ihr so bieder schlagt!" und mein Auge hing ganz verzaubert an dem hochgethürmten sagenhaften Felsen — es war mir, als müsse ich die Gestalt des kühnen Kaisersohnes in Alpenjägertracht dort oben zu entdecken suchen! Da wir ganz allein im Coupé waren, hatte ich mich Putzi's wegen in Sorglosigkeit gewiegt. Plötzlich aber höre ich ihn winseln, scharf und langgezogen, durch die Nase, wie er immer thut, wenn er einen großen Kummer hat. Entsetzt sehe ich mich nach ihm um, da hebt sich der Korbdeckel, und das runde, schwarze Lockenköpfchen kommt zum Vorschein; im selben Augenblick aber, o Schrecken! öffnet sich die Coupéthür, und der Schaffner blickt herein und schreit: „Jemand eingestiegen?" Ich warf mich über das Körbchen, um Putzi mit meinem Leibe zu decken, aber der Schaffner hatte ihn doch schon gesehen. Und nun denkt Euch diese freundlichen Oesterreicher! Er lachte und fragte mich: „Ist das Ihr Hunderl, gnä Fräulein?" Und als ich schuldbewußt nickte: „O, 's macht nix, der darf schon heraußen bleiben aus sei'm Gefängniß, der darf mitfahren, weil er so schön ist!" Ich hätte ihn umarmen mögen, Papa gab ihm auch gleich ein paar Cigarren, und Mama athmete erleichtert auf und drückte mir die Hand. O, wie

Digitized by Google

schön hätte es nun werden können! Putzi auf meinem Schoß, zwei Pfötchen auf das Fensterrähmchen gestützt, sah mit seligen Blicken auf die wundervolle Natur hier, die ihm ja auch ganz fremd war; da — es hatte schon zum zweiten Mal geläutet, rasen zwei Herren daher, daß die Rockschöße fliegen, reißen unsere Wagenthür auf, und der Eine plumpst über Papa's Beine mitten in den Wagen hinein — Putzi erschreckt sich furchtbar und springt bellend von meinem Schoß herunter! Hätte ich ihn nicht noch gepackt, er wäre dem alten Herrn, dem Papa und Mama aufhalfen, ins Gesicht geschnellt. Der Herr bedankte sich mit einem Knurren und setzte sich dann mir schräg gegenüber, sein rothes Gesicht sah mich zornig an. Der zweite Reisende, ein junger Mann, so groß wie Papa und sehr ernsthaft, nahm den vierten Fensterplatz auf derselben Seite mit mir ein, ihm gegenüber saß Papa, Mama mir gegenüber. Der Zug setzte sich in Bewegung, die Lampe war angezündet worden, und wir kamen sogleich in einen entsetzlich langen Tunnel. Ich redete Putzi zu, sich nicht zu fürchten, denn er hatte solch' Herzklopfen, daß sein ganzer Körper zitterte. Der alte Herr schien immer böser zu werden, er schoß mir einen zornigen Blick zu und sagte auf einmal: „Thiere gehören übrigens in 'n Viehwagen, wissen Sie das, mein Fräulein?" Denkt Euch! Gewiß hatte das Hinfallen ihn so geärgert, und nun mußte er an dem unschuldigen Putzelchen seinen Zorn auslassen. „Setz ihn in den Korb, mein Kind," flüsterte Mama ängstlich, und ich selbst hatte auch schon die Absicht gehabt. Aber nun nahm der geliebte Papa ganz meine Partei. „Es ist meiner Tochter extra erlaubt worden, dies Schoßhündchen, das Niemanden belästigt, offen mitzunehmen," sagte er. „Niemanden belästigt?" sagte der alte böse Mann, „hätt' mich wohl gern gebissen, wenn das Fräulein ihn nicht festgekriegt hätte." — „Er beißt wirklich nie," sagte ich zitternd; „aber wenn er Sie genirt, will ich ihn wieder einsperren." Und ich that es. Aber er war noch nicht zufrieden. „So Viehzeug hat immer Mitbewohner," rief er, „und ich krieg da immer gleich was ab. Auf der nächsten Station muß ich mich umziehen, es juckt mich schon überall." Diese Böswilligkeit brachte mir fast Thränen in die Augen. „Putzi ist wirklich so sauber" — sagte ich — da konnte ich nicht mehr! Ein kurzes helles Lachen kam aus der Ecke, wo der junge Mann saß, der dieses unschickliche Gespräch mit angehört hatte. Was mußte er von mir denken! Ich verstummte ganz, wendete kaum die Augen vom Korbe und steckte, als wir aus dem schrecklichen Tunnel heraus waren, zwei Finger durch das Flechtwerk in Putzi's Mund, damit er daran knabbere. Der Alte aber murrte in einem fort: „Wenn ich das bei uns in Neustadt-Eberswalde erzähle, daß ich mit einem Hundeköter in einem Wagen habe fahren müssen — es glaubt mir kein Mensch! Man reist krankheitshalber in dies gräßliche Land, wo es aussieht, als wollten Einem die alten Berge übern Kopf fallen, und denn noch so was! Aber ich will mich doch 'mal beim Stationschef erkundigen, ob sich ein preußischer Landrath hier im Kreuzerlande so was gefallen zu lassen braucht!" Ich sah immer von Mama auf Papa, aber denkt Euch, der geliebte Papa nickte mir freundlich zu, und kein Vorwurf kam über seine Lippen! Nur, als wir in die Nähe von Matrei kamen, fing er an, unsere Handkoffer und Plaidriemen herunterzunehmen; „wir müssen ein anderes Coupé suchen," sagte er halblaut zu uns. „Schade, es war so bequem



Digitized by Google

hier," erwiderte Mama, und ich warf einen betrübten Blick in den kleinen engen Raum, wo ich so wunderschöne Stunden verlebt hatte. Der Zug hielt, und der junge Herr sprang zuerst hinaus, Papa folgte, auch der böse Landrath krabbelte, auf Papa gestützt, die steilen Stufen hinab, sein ganzes Gepäck, eine Ledertasche, in der Hand. Wir sahen, wie der junge Mann auf ihn zutrat, lebhaft mit ihm redete und dann mit ihm ein anderes Coupé bestieg. „Kinder, wir sind sie Beide los, bleibt nur drinnen!" rief Papa seelenvergnügt und reichte all' unsere Sachen wieder herein. „Sonderbar, daß der junge Mensch mit dem unangenehmen Alten zusammen geblieben ist!" meinte Mama. Ich sagte nichts, aber ich glaube fest, er hat sich für uns geopfert — er sah gar nicht danach aus! — Von nun an blieben wir allein bis zum Brenner! O, meine Geliebten, wie soll ich Euch mein Entzücken über all' das Schöne schildern. Irene sagt gewiß wieder: „Na, da haben wir die Confusionsräthin," aber es ist kein Wunder, es ist auch zu viel auf mich eingestürmt in diesen letzten Tagen! Mama sagt auch, wenn auf sie so viel eingestürmt wäre, als sie sechzehn Jahre war, solch' eine Reise nach Italien im Frühling, sie wäre ebenso confus gewesen. O die Berge, die weißen Kuppen, die fürchterlichen Schlünde und Abgründe, und an den Felsen herunter ziehen sich in schimmernden Streifen die Gießbäche und kleinen Wasserfälle, und unten, denkt Euch, ganz dicht neben den Schienen, im hellgrünen Moos und Gras, unter den sprossenden Zweigen der Birken und Buchen steht es blau, so dunkelblau wie der Gebirgshimmel über mir! Wißt Ihr, was das ist? Ich wußt' es erst auch nicht, aber Papa hat es mir gesagt: Enzian! Frühlingsenzian, und dann der große, stengellose, der die Lieblingsblume des unglücklichen Königs Ludwig gewesen ist. Hier habt Ihr sie alle beide im Brief, und dazu noch das Rosenrothe, das ist die Steinnelke, die ähnlich wie Syringen aussieht und duftet, nur viel stärker. Und das bläulich Rosa ist die Mehlprimel, Primula farinosa; es ist merkwürdig, daß Papa Alles kennt. Ich meinte immer, außer den Kelten und ihren Gräberfunden und den Pfahlbauten interessirte ihn nichts; und nun hat er alle Bergblumen bei Namen gewußt und sagt, die meisten hab' er schon als Student gesammelt. — Auf dem Brenner, auf den ich mich ganz besonders gefreut hatte, sieht man aber nichts, weil man nämlich über ihn wegfährt, wißt Ihr; während sonst die Berge immer höher sind rundum, ist es hier im Gegentheil flach, wie bei uns in München, aber prachtvoller Schnee lag überall, ganz bis an die Bahnlinie, und als ich ausstieg, um mich umzusehen, war es so kalt, daß ich einen gräßlichen Katarrh bekam, der aber nur bis Brixen dauerte.

Der Weg herunter war so entzückend — die ganze Nacht hat mir von den Felsen, den Gletschern und grünen Thälern, den Zacken und brausenden Bächen geträumt. Um Brixen sahen wir schon blühende Kirschbäume und hellgrüne Buchen, und als wir hierher kamen und die Sonne gerade im Untergehen auf den Rosengarten schien und die ganze laue Luft von Düften und Vogelgesang voll war, haben Papa und Mama und ich uns im Coupé alle drei umarmt und abgeküßt und immer geschrien: „Ach, wenn doch die Kinder hier wären." Heut' Abend mehr! Mama ruft mich zum Kaffee auf den Balkon! Putzi springt an mir in die Höhe und sagt, daß ich Euch Allen von ihm drei Küsse

schicken soll, den dicksten dem armen Rudi, weil der noch keine Hochzeitsreise in Aussicht hat! Eure glückliche Kläre.

Bozen. Hôtel Greif. 26. März, Abends 9 Uhr.

Meine Geliebten! Nur noch ein Doppelkärtchen, ehe wir zu Bett gehen. Wir sind heut' den ganzen Tag herumgestreift und haben wieder so viele Abenteuer gehabt! Es ist wirklich, wie ich vermuthete, er hat sich für uns geopfert! Wir sind ihm nämlich wieder begegnet, an der Talferbrücke! Putzi wollte trinken, obgleich das Wasser so merkwürdig roth aussah, gar nicht appetitlich; aber gerade an der steilsten Stelle guckte er sehnsüchtig hinunter und schwänzelte. Was sollte ich machen? Papa erklärte Mama eben die Gebirge, er war ganz bei den Formationen, und ich mochte ihn nicht stören. Also nehm' ich den Putzi auf und will mit ihm den Abhang hinabklettern. Plötzlich sagt eine Stimme neben mir: „Ihr Hunderl hat Durst, gelt, gnädiges Fräulein? Bleiben Sie nur, ich hab' meinen Trinkbecher da." Und denkt Euch, er klettert hinunter und schöpft Wasser — es sah so gefährlich aus, fast hätt' ich geschrien. Putzi war ganz verdurstet, der Herr hielt ihm den Becher hin, strich ihm übern Kopf und sagte zweimal: „Ein netter Kerl!" Ich bedankte mich, aber weil ich an die „Mitbewohner" denken mußte, wurde ich sehr verlegen und ging schnell den Eltern nach. Und in Gries war es wundervoll, lauter schmale Wege zwischen hohen Mauern! Wie warm es da war, und wie die Aprikosenbäume darüber guckten mit ihren röthlichen Blüthen! Wir sahen auch noch einige Mandelbäume in Blüthe, und hie und da fingen schon die Glycinen an, ihre reizenden helllila Trauben zu entfalten. In Gries ließen wir uns einen Tisch mit einer roth und blau gewürfelten Decke vor die Thür des Wirthshauses tragen und tranken Kaffee im warmen Sonnenschein. Die Kellner im „Café Vogelweide" sind sehr freundlich gegen Putzi; einer, ein Italiener, bringt ihm immer ein Stückchen Zucker und trägt ihm seine Tasse Milch überall hin nach. Ich bedanke mich auch immer herzlich dafür, da ja Putzi doch nicht sprechen kann. Papa sagt, im Sommer, wenn viele Reisende kommen, sind die Kellner nicht mehr so nett, sie sind dann zu abgehetzt. Unsere Wirthin hat mir heut' Morgen zum Kaffee ein Sträußchen Bergblumen gebracht; es sind Orchideen dabei, ich lege Euch ein paar davon ein. Ist es nicht reizend? Wie merkwürdig, daß alle Menschen so gut sind gegen Eure, Euch innig liebende Kläre.

P. S. Der greuliche Landrath ist in Gries an uns vorbeigegangen und hat Putzi durchbohrend angeguckt!

## Klärchen an Eveline.

Bozen, 27. März. 1 Uhr Mittags. Hôtel Greif.

O, meine geliebte Evy! tausend, tausend Glückwünsche und Küsse! So ist nun also Dein Edmund ordentlicher Professor! Wie glücklich wir sind über die Nachricht, das sagen keine Worte! Papa und Mama sitzen auch und schreiben Dir, um halb zwei wird gespeist. Schreib Edmund, daß ich schrecklich stolz auf meinen Schwager sei, und besuchen darf ich Euch doch oft, nicht? Würzburg!

Wie himmlisch! Mama fürchtete immer, es würde Berlin werden oder gar Königsberg. Nach dem Essen wollen wir auf den Runkelstein, die Freudenbotschaft von Dir hat gleich Mamas Kopfweh vertrieben, das sich heute Morgen beim Spazierengehen in der Sonne eingestellt hatte. Mir thut die Sonne nichts. Ich werde so frisch davon wie eine Eidechse! Die Menschen hier sind reizend! Als ich eben nach Hause kam, ein bischen hinter den Eltern wie gewöhnlich, sah ich in einem verwahrlosten Garten, in dem ein Haus gebaut wird, einen blühenden Pfirsichbaum stehen. Der arme Baum war ganz kalkbespritzt und verstaubt und blühte doch wie ein schönes Wunder. Ich weiß nicht, ob ich ihn begehrlich angeguckt habe, — genug, auf einmal trat ein kleiner Arbeiter von der Kalkgrube weg auf den Baum zu, brach einen blüthenvollen Zweig ab und reichte ihn mir freundlich lächelnd über den zerbrochenen Zaun. Ich gab ihm die Hand, um mich zu bedanken, und er schüttelte sie ganz vergnügt und griff noch an die Mütze. Mama war auch nicht wenig erstaunt, als ich mit dem Zweige ankam! Meine Evy, wenn Ihr Eure Hochzeitsreise nicht hierher macht, bin ich Euch ewig böse.

Tausend Küsse! Eure Kläre.

### Klärchen an die Geschwister.

Bozen, 28. März. 7 Uhr Morgens.

Kinder, ich bin schon wieder bei Euch in Gedanken, weil ich all' dies Schöne allein nicht ertragen kann. Papa und Mama halten sehr zusammen, und wenn Papa seine prachtvollen Erklärungen gibt, und Mama Alles so genau und schnell begreift, stehe ich immer ganz verdutzt daneben und merke nun erst recht, wie dumm ich bin. Ihr drei Aelteren seid sonst so die Mittelglieder zwischen den Eltern und mir, und nun fehlt Ihr mir sehr! Ich tröste mich dann mit Putzi, der auch so wenig weiß, ja fast noch weniger als ich, und dem man es doch auch nicht übel nehmen kann. Gestern waren wir also auf dem herrlichen Schloß Runkelstein, wo die Geschichte von Tristan und Isolde auf die Wände gemalt ist. Und seht 'mal, das Alles mit der Restaurirung wußte Papa ganz genau, ich aber bin gar nicht recht klug daraus geworden! Isolde erinnerte mich ganz an Dich, meine süße Irene, eben so schlank und dünn war sie wie Du und trug auch solchen großen Hut, wie wir alle drei gern tragen. Aber die Jagd konnte ich gar nicht verstehen, und die Hunde hatten mit Putzi nicht die geringste Aehnlichkeit! Aber man konnte sich doch ganz in die alte Zeit versetzen, wo sich Tristan und Isolde liebten! Es muß sehr schön gewesen sein, nur das mag ich nicht, daß sie den alten König Marke betrogen! Warum hätten sie ihm nicht offen die Wahrheit sagen können? er hätte ihnen gewiß verziehen, denn es war ja ein Liebestrank, und sie konnten nichts dafür. Denke Dir, Irene, wenn Du nun in solch eine schreckliche Lage kämest, würdest Du nicht sofort Deinem Albert Alles erzählen? Wenn ich einmal mit solch einem bösen Gewissen herumlaufen müßte, wie die Isolde, ich hätte an nichts mehr Freude. Aber das wird wohl auch nur im Alterthum und allenfalls noch im Mittelalter vorgekommen sein. Und denkt Euch, als wir nachher um das Schloß herumgingen, wer da unten saß an einem sehr malerischen Thorbogen, überhangen von einem blühenden Apfelbaum? Der junge Herr, unser Retter, und er hatte ein Skizzenbuch auf

den Knieen und zeichnete so eifrig, daß er gar nicht aufblickte. Sein Gesicht ist sehr hübsch, braun und etwas mager, mit einem lockigen Vollbart, und neulich habe ich auch schon bemerkt, daß er reizende Augen hat, ähnlich wie Putzi's, groß und dunkelbraun. Aber sehr ernsthaft sieht er aus, ja traurig, mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen. Ob der greuliche Landrath mit ihm verwandt ist und ihm die Reise verdirbt? Mama glaubt, daß er Maler ist, und ich denke mir, daß er sehr schöne, aber traurige Bilder malt. So etwas bemerkt man auf den ersten Blick; Madonnen und Grablegung Christi, wie die Meister in der alten Pinakothek, und in neuerer Zeit Fugel u. A. m. wißt Ihr. Ich hatte mich so in Acht genommen, ihn zu stören, aber Putzi, der ja sonst der wohlerzogenste Hund der Welt ist, verstand meinen Wink nicht, sondern sprang plötzlich mit freudigem Gebell an ihm in die Höhe, so daß der Maler zusammenfuhr. Papa und Mama waren schon wieder voraus, und ich stand nun da, ganz roth vor Schrecken und entschuldigte Putzi, so gut ich konnte. Der Maler sah mich aber gar nicht an, sondern sagte nur zu Putzi: „Also jetzt bist du auch auf'm Runkelstein gewesen? Wirst du aber ein gelehrtes Hunderl!“ Ob das Spott sein sollte? Nachher fiel mir Allerlei ein, was ich hätte antworten können, jetzt aber wußte ich gar nichts zu sagen und ging schnell weiter. Wie gern hätte ich einen Blick in sein Skizzenbuch geworfen, aber er sollte nicht glauben, daß ich eben so undelikat sei, wie Putzi; der hatte ihn durch sein unzeitiges Bellen gewiß aus einer Weihestimmung gerissen!

Ein sehr komisches, nettes Ehepaar aus Pommern haben wir kennen gelernt, ebenfalls durch Putzi, der die dicke kleine Frau ansprang. Sie schrie erst auf, als sie aber Putzi's Engelsköpfchen anblickte, rief sie: „O, du süßes Thier, willst du mir bange machen?“ und da hob ich ihn auf und zeigte ihn ihr in der Nähe. Nachher beim Abendessen saß sie neben mir und sagte mir, Mama sei die schönste Frau, die ihr je begegnet sei, und so etwas ganz Apartes habe sie in der glatten Haartracht und der ganzen Erscheinung. Sie fragte, ob Papa Professor sei, und als ich sagte: „nein, Privatgelehrter“, wußte sie gar nicht recht, was das ist. Ich erzählte ihr auch von Euch, und sie erzählte mir von einem reizenden Lamm, das sie als junges Mädchen gehabt hatte, und das immer mit einem Blumenkranz um den Hals geschmückt und an einem rosa Bande durchs Haus geführt wurde, wenn Sonntag war. Aber einmal, als Alle aus waren, stieg es in die Haferkiste und aß sich so dick und rund, daß es nicht wieder heraus konnte. Der Thierarzt mußte kommen und verschrieb dem Lamm für 50 Pfg. Ricinusöl, da war es wieder gesund.

Ach, und noch ein Abenteuer! Denkt Euch, gestern Abend liest Papa uns das schöne Gedicht aus dem Scheffel vor: „Noch heute freut mich's, o Runglstein“ — das ja nun für uns besonders interessant war. Er kam ganz in Feuer und sprach eben in dumpfem Ton die Zeile: „Betrüblich sehr steht König Marke, der alte“, da klopft es donnernd an die Thür, und ohne „Herein“ abzuwarten, erscheint — der Landrath. Er trug einen Schlafrock, zwei lange rothe Trobbeln schleiften hinter ihm her. „Wollt' mir nur erlauben, zu fragen, was hier los ist? Ob die Herrschaften noch nicht bald zu Bett gehen? wollen doch nicht die Nacht durch Theater spielen? Kranker Zimmernachbar hat Anspruch auf Rück-

ſicht!“ Bums, Thür zu! Wir ſahen uns ganz verſteinert an. „Kinder, es iſt wirklich über elf,“ ſagte Papa, „leſt den Reſt für Euch, es thut mir leid, daß dieſer Rüpel mir eine Lection in der Lebensart hat geben müſſen.“ Mama wollte Einſpruch erheben, aber Papa ſagte kopfſchüttelnd: „Hôtel bleibt Hôtel, da ſoll man nicht thun, als ob man zu Hauſe wäre; man vergißt das nur, wenn man lang' nicht gereiſt iſt!“ Aber daß der Landrath auch hier wohnt!

Heut Nachmittag geht es weiter nach Trient! Leider regnet es ein bischen, aber ganz lau, nicht kalt wie in München oder gar in unſerer geliebten Kinderheimath Eiſenach. Die Pfarrkirche mit dem grünen Ziegeldach bimmelt fortwährend, ſogar Nachts. Schreibt uns nach Riva. Eure Kläre.

P. S. Der Maler ſteht nicht hier im Fremdenbuch, ich habe nachgeſehen; der Landrath Nietzſche ja, — ich athme auf, ſie ſind gewiß nicht verwandt.

Eugen Schmidthammer an Toni Emmer in München.

Trient, 29. März 89.

Lieber Junge! Deine Hartnäckigkeit im Fragen hat mich erſt erboſt, ſchließlich gerührt, — es fehlt nur, daß ich Thränen vergieße, wie ein frierendes Krokodil! Nun ja, es geht mir leidlich; das alte Trento iſt ſo ſchön, wie damals, als wir vor drei Jahren im September zuſammen hier waren. Wollte nur, ich wär' derſelbe, — aber ſo was ſchüttelt man nicht ab, wie der Pudel die Prügel! Wie geht's ihr denn? Siehſt Du, hörſt Du etwas von ihr? Ich will mal ganz offen gegen Dich ſein und Dir ſagen, — wenn mich die Frage nach ihr nicht immer noch in Unruh' erhielte, — vielleicht hätt' ich Dir auch heut' noch nicht geſchrieben. Zudem iſt heut' ein Regentag! — gelt, ich bin eine ehrliche Haut? Gemacht hab' ich ſo gut, wie nichts, — eine Illuſtration zu einem grauslichen Ritterpoem für die „Fliegenden“, das iſt wahrhaftig Alles! Jetzt hab' ich 'n Moraliſchen zu dem andern, dem Unmoraliſchen, Du weißt ja! Sag' mir nur, wie ſie's trägt, wie ſie ſich d'rein findet! Sieht man ſie wieder zuſammen mit — Ihm? Iſt ſie bleich? leidend? Schreib' mir's! ſchreib' mir's! Gleich auf der Stelle möcht' ich die Antwort haben! — Mich verdrießt's bis ins Mark, wie ich vor ihm dageſtanden bin! Wie ein Schulbub'. Nach dieſer Eröffnung! Und das perfide Wort: „Du biſt der Erſte nicht!“ und dazu dies Hohnlächeln auf ſeinem blaſſen Geſicht. Und die Frau, die mir eben geſtanden hat, ſie liebe mich, was thut ſie? Wie nimmt ſie die tödtliche Beleidigung auf? Sie ruft mir zu: „Gehen Sie, mein Freund, ich werde meinen Gatten zu verſöhnen ſuchen!“ Und ein Geſicht dazu, wie eine Nonne, die eingemauert werden ſoll! — Pfui und dreimal pfui! das iſt eine ſchandbare Erinnerung! Und wenn man nun Geſchöpfe umherwandeln ſieht, unbekümmert, heiter, gut, — 's wird Einem ſchwer ums Herz, daß man ſich nicht dazu rechnen darf! Ich habe ſo eine Familie unterwegs getroffen, ein paarmal. Blühende, freundliche Menſchen, rieſengroß, mit einem Ausdruck in den Geſichtern, als wär' alles Schöne in der Welt extra geſchaffen, um ſie zu erfreuen, — ſie haben einen Hund mit, einen Affenpinſcher, der fortwährend kläfft, ſchwarz mit braunen Pfoten, unten weiß und gelb. Er kennt mich ſchon von weitem, merkt, daß ich einmal närriſch auf

die Hunde bin. Da schick' ich Dir seine Photographie, 's ist aber Caricatur, weißt ja, daß ich sonst nichts machen kann. Hier in Trento sind sie auch eben aufgetaucht, — ich geh' aber aus'm Weg. Es ist nämlich eine Tochter dabei, — und ich hab' übergenug von der Liebe! Sonst freilich — hätt' ich nicht mit theuren Eiden mir selbst geschworen — — Eine Gestalt, wie ein Ritterfräulein, ein Gesicht, wie eine Frühlingsblume, blond, blauäugig, dazu eine zarte Flötenstimme, wie ein kleines Kind oder eine Amsel. — Ach, ich habe gar kein Recht, in so ein unschuldiges Gesicht zu sehen! Und wer weiß, was schließlich dahinter ist! Gebrannte Kinder, — — weißt Du! — Lebwohl, mein Junge, schreib' mir, wie's mit — Selma steht, — ich kann den Namen noch nicht ohne Herzweh schreiben. Verschweig' mir nichts. Ich will nicht geschont sein.

Dein alter Eugen.

## Klärchen an die Geschwister.

Riva, 30. März. 12 Uhr Mittags.

So lange hab' ich Euch nicht geschrieben, meine armen Verlassenen, und jetzt wird es auch nur ein Kärtchen! Eben sind wir angekommen nach der schönsten Fahrt, die ich in meinem ganzen Leben gemacht. O, der erste Blick auf den Gardasee durch das Thor, und die Olivenbäume und Limonengärten! Jetzt sind wir in Italien, obwohl dies Paradies noch zu Tirol gehört, sagt Papa. Ich natürlich wußt' es nicht, ich weiß gar nichts! Wir lernten die letzten Jahre immer nur amerikanische und afrikanische Geographie. Der junge Maler ist auch mitgekommen in einem Wagen, der immer hinter unserm herfuhr, mit den zwei Pommeranzen, — so nenne ich das pommersche Ehepaar — die süße Pommeranze ist die Frau, — die bittere der Mann, er läßt die arme kleine Dicke immer alle Mäntel, Plaids und Reisetaschen allein tragen!

Eure selige Kläre.

## Dieselbe an Dieselben.

Riva, Hôtel du Lac, 30. März. 11 Uhr Abends.

Der Balkon ist ganz in Mondschein gebadet, ich habe mich hierher gesetzt, Putzi ist auf meinem Schoß, ich schreibe dies ohne Licht, und die Nachtigallen singen in allen Büschen des Gartens. Ach, liebe, süße Schwestern, wäret Ihr hier! Ueber die Bäume weg schimmert der See, und es ist Alles ein Duft, denn Syringen und Goldregen blühen. Wie schön! wie schön! Ist es nicht traurig, daß es Menschen gibt, die das nicht fühlen können? Der Maler hat noch immer seine düstere Falte zwischen den Augenbrauen, und der Landrath — Aber das will ich Euch morgen erzählen, ich will den schönen Abend nicht mit dem Bericht entweihen! Was für eine Wohlthat müßte es sein, wenn man hier Verse machen könnte! Mama sagt, ich werde sentimental, aber ich bin ja nur so außer mir vor Freude!

Eure Kläre.

## Dieselbe an Dieselben.

Riva, Hôtel du Lac, 31. März. 7 Uhr auf dem Balkon.

Meine süßen Kinder! Eigentlich war es urkomisch, wie ich mich gestern Abend an den Table d'hôte-Tisch setze und plötzlich in meinem Nachbarn zur

Rechten, — links saß Mama, — den Feind, den Landrath erkenne! Mein erster Gedanke war: Gott sei Dank, Putzi ist geborgen in meinem Zimmer auf dem Sopha. Da fing der schreckliche Mensch mit vollem Munde an zu sprechen, ganz als ob wir immer die besten Freunde gewesen wären! „Na, wie geht's Ihnen, Fräulein? Haben Sie das Reisen noch nicht bald dick? Mir ist die Geschichte jetzt schon bis übern Hals! — Thür' zu!“ brüllte er den Kellner an, „es ist so schon 'ne Hundekälte hier!“ Ich blickte ihn erstaunt an, aber er fuhr ganz zornig fort: „Na ja, die Sonne kriecht ja schon um vier Nachmittags hinter die Berge, wie soll es da nicht kalt sein?“ — „O, es ist im Garten himmlisch,“ wagte ich zu sagen, „die Nachtigallen singen jetzt die ganze Nacht!“ Da legte er Messer und Gabel hin und stotterte erschrocken: „Was? Wer? Die Nachtigallen singen hier Nachts? Das können sie ja den ganzen Tag thun! Das fehlte mir noch! Ich kann so wie so nicht schlafen, und die wollen noch dazu singen? Ich dreh' ihnen den Hals um!“ Mein Herz klopfte vor Entrüstung, aber ich gab mir Mühe, ganz ruhig zu antworten: „Sie werden sich wohl nicht fangen lassen!“ Zum Glück hörte er es gar nicht, sondern fuhr fort: „Man hat ja so schon genug Störungen auszuhalten, der Nachtruhe, mein' ich, in den Hôtels; fehlt nur noch, daß Sie das Piano bearbeiten, mein kleines Fräulein, wie die Person in Bozen, die mich aus dem „Schwarzen Adler“ vertrieben hat.“ Ich beruhigte ihn über mein Clavierspiel, das ich ja selbst nicht hören mag, aber er war nicht zu besänftigen. „Ach, es war doch so schön in Bozen,“ sagte ich. — „Schön? Wo denn?“ rief er wüthend, „in den alten, schmalen Gängen zwischen den Mauern?“ — „Auf der Talferbrücke —“ warf ich ein. Er legte wieder Messer und Gabel hin. „Ja, Sie sind doch nicht über das wackelige Ding gegangen? Fällt ja ein, wenn man darauf tritt! Was? auf dem schmalen Steig an der Talfer, wo man immer so einen Fuß vor den andern setzen muß? Hab' mich wohl gehütet, da zu gehen! Bis jetzt hab' ich noch meine gesunden Knochen, das Spierken Rheumatismus zählt doch nicht?“ Ich fragte ihn, ob er die reizenden grünen und braunen Eidechsen gesehen habe, die jetzt hier überall an den Mauern herumschnellen. Da stöhnte er so entsetzlich auf, daß es mir fast ängstlich wurde, obgleich ich nachher lachen mußte. „Das Ungeziefer nennen Sie auch noch reizend?“ rief er verzweifelt, „na, da hört aber doch Alles auf! Solch' Viehzeug gibt es Gottlob in Neustadt-Eberswalde nicht, und da mag es auch Niemand leiden und nennt es reizend!“ Er schob seinen Teller weg. „Und der alte Kalbsbraten ist auch ganz ohne Sauce, solchen hab' ich nu schon jeden Tag gekriegt, dieses Elend mit dem bischen Essen, und nu verderben Sie mir noch ganz den Appetit mit Ihren Eidechsen!“ Er sah aus, als wollte er weinen, ich fragte ihn, ob ihn die Füße sehr schmerzten. Da antwortete er wieder nichts, blickte aber einer Dame nach, die gerade vom Tisch aufstand und flüsterte ganz vergnügt: „Ist das 'ne Italienerin? Ist sie verheirathet? Ist sie schon lange hier? Einen Ring trägt sie nicht, was? Haben Sie's nicht bemerkt?“ Und plötzlich zog er einen Kneifer heraus und guckte der Dame dadurch nach, ganz neugierig und lustig, und als sie hinausging, ging er auch hinaus, kam aber bald wieder herein und sagte ganz laut zu mir: „Sie trägt keinen Ring!“ wobei er mich strafend anblickte. Ist das nicht ein sonder-

barer Mensch? Mama sagt, er sehnt sich gewiß so sehr nach seiner Familie, darum ist er so brummig, jetzt hat er ja Niemanden, der ihn pflegt. Wie schade, daß nicht seine Frau oder seine Tochter mit ihm gegangen ist! —

Jetzt lauf' ich in den Garten, der so schön ist, wie die Gärten in den Märchenbüchern! Er reicht bis an den blauen See, und gegenüber ist der Monte Baldo; ich wandle hier unter Lorbeern und Cypressen, und sie kommen mir gar nicht fremd vor, es ist Alles, wie ich es mir gedacht habe, nur noch viel, viel schöner. Am Berge gegenüber ist eine ganz schmale Straße am Abhang eingesprengt, die Ponalstraße heißt, dorthin gehen wir heut' Nachmittag!

Mit tausend Grüßen Kläre.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Riva, 2. April 89.

Mein lieber Junge! Hab' Dank für Deine schnelle Antwort. Du hast mich nicht geschont, Du wußtest eben doch nicht, wie nah' mir die Geschichte noch geht. Dein Bericht über das Frühlingsfest der Künstler, wo Selma als Maifee erschien, — nach den Erlebnissen der letzten Monate! und der — Gatte als Maikäfer hat mir ein bitt'res Lächeln auf die Lippen gebracht! So schnell vergessen zu werden, das hatt' ich nicht — gehofft! Ich habe doch die Nacht nicht geschlafen und hatte heut' miserables Kopfweh. Wen führt sie denn jetzt am Bändel? Das vergaßest Du mir mitzutheilen! Ich werd' ihn nicht beneiden. Seiner wartet ein „Unmoralischer", den kein Hering und kein Sodawasser vertreibt. Uebrigens — Maifee? Mit ihrer Ueppigkeit? Ihrem schwarzen Kraushaar? Was hat sie denn angehabt? Brillant genug mag sie ausgesehen haben! Hat sie ihre Schultern sehr freigebig gezeigt? Sie that das nie, so lange sie mit mir — Aber nun, wo sie beschäftigt ist, ihren „Gatten zu versöhnen"! Ist Dir das Wort „Gatte" auch so zuwider? Ich möchte um die Welt nicht so genannt werden!

Ach, Du, — Maifee! Jetzt muß ich doch lachen! Nein, nein, dafür paßte sie nicht! Das hätte sie nicht gewählt, so lang' ich ihr Rathgeber in Costümfragen war. Königin der Nacht, Nachtschatten, Belladonna, aber Maifee? Da weiß ich eine Andre, die für die Rolle paßt. Und sie hat nicht 'mal ein besonderes Costüm dafür nöthig! In ihrem flatternden, hellbraunen Mantel, in ihrem Reisehut und grauen Schleier, — sie ist immer dieselbe Frühlingsblume. Du kannst Dir denken, daß ich von meiner Reisebekanntschaft spreche, — ach, richtig, Du gibst mir ja sogar den guten Rath, mich in sie zu verlieben! Hör' auf, Toni, sonst hör' ich auf! Nein, ernsthaft, es ist mir unangenehm, daß Du mich zu dem ahnungslosen kleinen Engel in solche Beziehung bringst. Gestern traf ich sie allein, nur Putzi, ihr Pinscherchen war mit, auf der Ponalstraße. Ich saß grade auf einem Bauernwägelchen, neben einer alten Italienerin, die mit ihrem Eselchen vom Ledrothal herauf kam und mich eingeladen hatte, mitzufahren. Ein Bub' saß hinten auf und sang zur Ziehharmonika, die alte madre aus voller Kehle mit. Da kam ihr Putzi daher und kläffte den Esel an. Ihr Erschrecken, ihre Freundlichkeit gegen die armen Bauersleute, und wie sie sogar

die Prise Schnupftabak nahm, die die Alte ihr anbot, und dann nießen mußte, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen, all' das war allerliebst. Freilich, sie ist ein Kind, ein Backfisch, aber der Gestalt nach völlig erwachsen und mit einem lieblichen Ernst. Wenn ich nicht Alles abgeschworen hätte — — Aber necke mich nicht mit ihr, mein Junge, es kommt mir hinterlistig vor gegen das Mädchen. Beneidenswerth, wer so eine frische Jugend als erste Liebe auf seinem Weg findet! Ich wünsch' ihr einen, der keine Selma geliebt hat und von ihr geliebt worden ist. Manchmal krieg' ich einen ganzen Widerwillen gegen mich selbst. — Die Familie kommt aus München, — ich wohne jetzt im gleichen Hôtel wie sie, — wenn ich irgendwie merke, daß sie von der Geschichte gehört haben, dann verschwinde ich aus ihrer Reiseroute. Unmöglich wär's nicht, unser gutes München ist halt ein arges Klatschnest! Dein Freund Eugen.

## Klärchen an die Geschwister.

Riva, 3. April. Im Garten 3 Uhr Nachm.

Wie haben wir uns über Eure lieben, langen Briefe gefreut, meine süßen Kleinen! Ach, ich kann mir denken, wie unangenehm es Euch war, in der Suppe ein Haar zu finden! Nicht allein des Haares wegen, als weil Ihr es Kathl habt sagen müssen! Es ist so peinlich, einen Menschen zu beschämen, nicht wahr? Das habe ich vorgestern auch recht empfunden, als mir der junge Maler, — er heißt Herr Eugen Schmidthammer — auf der Ponalstraße, die, in der Nähe besehen, sehr breit ist, entgegengefahren kam. Er saß nämlich auf einem Eselfuhrwerk, auf einem großen Haufen Gras und Futter, und so geschmückt war das Eselchen mit rothen Troddeln und Bändern, daß es wunderhübsch aussah. Mit Gesang kamen sie daher, und ich wurde so lustig, ich hätte gerne mitgesungen, wenn es nicht italienisch gewesen wäre. Als aber der Maler mich erblickte, wurde er ganz roth und sprang herunter und sagte: „Putzi scheint zu glauben, daß dies hier meine gewöhnliche Beschäftigung ist, und Sie am Ende auch, mein Fräulein?" Denkt Euch! Ich lachte natürlich und sagte, ich wisse wohl, daß er Maler sei, aber ich wurde doch ganz verlegen mit und vergaß, auf Putzi zu achten, und plötzlich läuft der Maler hin und reißt ihn von dem steilen Absturz der Straße zurück! Das war ein Schrecken! Putzi, der sich doch sonst von keinem Fremden anrühren läßt, hatte nicht gemuckt, saß ganz ruhig einen Augenblick auf seinem Arm und ließ sich streicheln. Die alte Italienerin hat mir dann eine Prise angeboten, und ich nahm sie ganz ahnungslos und mußte fürchterlich nießen, worüber sie und ihr Junge, der eine Harmonika hatte, jauchzten und in die Hände klatschten. Hätte ich gewußt, wie es kribbelt, ich hätte nicht so viel genommen. Dann fuhr der Wagen weiter, aber der Maler stieg nicht wieder auf, und das freute mich, der arme Esel hatte so schon genug zu ziehen. Ich ging weiter, immer höher hinauf; links unten ist der See, blauer fast, als der Himmel, rechts die Felswand, voller Blumen. O, wie Einem die Augen hier groß und weit werden! Nachher geht es immer um Zacken und durch ein paar halbdunkle Tunnels, wenige Leute begegneten mir; zuletzt steht da an der Bergwand, in einem prachtvollen Tunnel, der ein Fenster hat, eine In=

schrift über den Erbauer dieser großartigen Straße. Dort kehrte ich um, weil es mir einsam wurde, — Papa und Mama machten nämlich ihren Nachmittagsschlaf, und ich war allein weggelaufen. An einem Wegwärterhäuschen, das ganz einsam neben einem tiefen Schlunde liegt, in den sich ein Wasserfall ergießt, sah ich wieder Herrn Sch. sitzen und zeichnen. Er stand aber auf, als ich heran kam, weil er fertig war, wie er mir erzählte. Da faßte ich mir ein Herz und bat ihn, mir zu zeigen, was er gemacht habe. O, meine Evy, welche Enttäuschung stand mir bevor! Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte! Lauter schreckliche Fratzen waren in seinem Skizzenbuch, Ritter mit ganz dünnen Beinen und furchtbar großen Füßen nach einwärts, und eine dicke, runde Frau, die ein bischen aussah, wie die süße Pommeranze, nur sehr übertrieben, und wen führte sie am Band? Putzi! Aber nicht meinen kleinen schönen Putzi, sondern ein dickes Ungeheuer mit vier Schwefelhölzchen, statt der Beine und einem geringelten Schwanz, wie eine Wurst! Es kam mir Alles vor, als ob es aus den „Fliegenden Blättern" abgezeichnet wäre, und als er mich fragte, was ich dazu meinte, sagte ich ihm das, was gewiß sehr unartig war. Er lachte hell auf und sagte, ich hätte ganz Recht, nur mit dem Unterschied, daß die „Fliegenden Blätter" diese Sachen von ihm abzeichneten! Nun seht, wie ich mich blamirt habe. Also traurige Bilder malt er nicht, — ich habe ihn danach gefragt, und er hat nein gesagt. Er wunderte sich, daß ich die „Fliegenden" nicht wundervoll fände; ich sagte, ich möchte sie sehr gern, aber wenn sie so ganz verdreht und verschroben wären, möchte ich sie nicht, ich möchte überhaupt lieber etwas Schönes, als etwas Lustiges sehen. Dann fragte er plötzlich, wie alt ich wäre. Ich sagte „Sechzehn"; da rieth er mir, nicht so allein herumzulaufen, ganz in dem Ton, wie Du manchmal, mein alter Rudi, und begleitete mich, bis das Hôtel in Sicht war. Ich sehe gar nicht ein, warum; aber ich werde wohl folgen müssen, Papa und Mama hatten sich auch schon geängstigt. Ach, wäret Ihr doch hier!

Eure Kläre.

---

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Riva, 3. April.

Mein lieber Toni! Was redest Du von verliebt? Weiß ich denn nicht, wie das thut? Ich bin nicht verliebt, ich schwöre es Dir. Nichts von dem dumpfen Drang, der stachelnden Unruhe, dem Fieber im Blut, dem Schwanken zwischen Begier und Widerwillen, wie ich's in den selig-unseligen Monaten mit Selma empfunden. Alles ganz anders! Mein Blut ist ruhig, meine Nerven zucken nicht krampfig, wie abgeschnittene Glieder, wenn ich die kleine Kläre daherkommen sehe. Ebensogut könntest Du behaupten, ich sei verliebt in die Frühlingssonne, oder in den Gardasee, oder in die Nachtigall vor meinem Fenster! Sie hat ja auch von allen diesen etwas, aber sie ist dazu noch allerlei Andres. Hat nicht Goethe irgendwo gesagt: „Als Kinder sind wir Alle moralische Rigoristen?" Diese Kläre, glaub' ich, wird's bleiben ihr Leben lang. Eine süße, kleine Person, die aber einmal von ihrem Manne viel verlangen wird! In aller Unschuld, weißt Du. Ich habe ihr meine unsterblichen Illustrationen gezeigt. Meinst Du, daß sie auch nur ein Wort der Bewunderung dafür gehabt hätte? Du weißt,

ich bin nicht eitel, aber sie ist sonst so bereit, zu bewundern! Ich könnte mich ja damit trösten, daß ich sie einfältig fände, aber nein, — einfältig ist sie nicht. Ich habe ihr offenbar nicht imponirt mit meinem Können, und so dumm es klingt, — mich ärgert's! Jetzt schwatz' ich so viel davon, jetzt wirst Du erst gar glauben, es sei 'was an der Geschicht'!

Also, noch kein Ersatzmann in Sicht? Arme Selma! Was thut sie nun inzwischen mit dem unausgefüllten Herzen? Oder ist vielleicht der — Gatte Zwischenwohner? Mein lieber Junge, sie hat ein paar Briefe von mir, tolles Zeug, drei oder vier nur, — wenn Du sie zurückerbitten und vernichten könntest! Die ihrigen hab' ich ihr stets sofort zurückgeben müssen. Sie hieß mich sie küssen und verbrannte sie dann an der bunten Schreibtischkerze in ihrem Boudoir, immer ihr Auge in meines getaucht, immer mich bändigend, der ich ihr in den Arm fallen wollte! Ach, die Komödie! Willst Du mir das thun? Es ist ein arger Freundschaftsdienst, aber als ihr quasi Verwandter? — Dein Freund Eugen.

~~~~~~~~~~~~

## Klärchen an die Geschwister.

Riva, 5. April. Im Garten Nachmittags.

Ihr Lieben alle! Der verwahrloste Theil des Gartens ist der schönste, — da stehen die Bäume so dicht, und Wurzeln, wie klammernde Arme, spannen sich über die Wege. Hier sitz' ich am liebsten, an einem vertrockneten, moosüberwucherten Brunnen und schreibe Euch. Ach, leider zum letzten Mal heut', denn morgen früh geht es weiter, den See hinab, nach Desenzano! Ich bin so gerne hier gewesen, es ist mir ganz wie ein Abschied. Das bunte Städtchen mit der kleinen Piazza, nach der Seeseite offen, die Kastanienallee, die von uns aus dorthin führt, die Wein- und Oelpflanzungen am Berg hinauf, ja, selbst der Friedhof, mit den hohen Cypressen, die wie dunkle Säulen zu beiden Seiten der Pforte stehen, — Alles ist mir vertraut und wird es bleiben, so lang' ich lebe. Die beiden Pommeranzen sind gestern abgereist, die Table d'hôte war heut' mit den zwei leeren Stühlen noch schrecklicher, als gewöhnlich. Man sitzt und ißt anderthalb Stunden, und einige Leute starren Einen so an, daß man sich gar nicht getraut, etwas in den Mund zu stecken. Ich schüttle mich immer, wenn wir damit durch sind. Papa und Mama geht es ebenso, sie sagen, das Table d'hôte-Essen sei — der, die oder das? — einzige draw-back beim Reisen. Der Maler ißt nie mit, er macht Ausflüge und ißt, wo er etwas findet. Das denke ich mir herrlich. — Der Landrath aber sitzt fast täglich neben mir und erzählt mir lauter Sachen, die weder interessant noch hübsch sind, aber ganz freundlich ist er jetzt mit mir, und er will sogar Putzi füttern mit großen Fettstücken und Käserinden, daß ich immer eine Todesangst ausstehe! Glücklicherweise ist das süße Thier so klug, mir die Brocken immer erst vorzuzeigen, so daß ich sie ihm unbemerkt wegnehmen kann. Ich habe immer ein Extra-Taschentuch und eine Papiertüte dazu bei mir. Gestern, als ich im Garten spazieren ging, wehte plötzlich vom Balkon ein Briefblatt herunter. Ich hob es auf, darauf stand: „Liebe Toni!" Ich dachte, eine Dame habe es vielleicht herunterflattern lassen, als ich es aber auf den Balkon zurücktrug, saß oben der Maler und schrieb.
~~~~~~~~~~~~

Ich fragte ihn, ob Toni seine Schwester sei, er sagte: „So gut, wie Schwester.“ „So ist sie wohl Ihre Braut?“ fragte ich. Da lachte er und sagte: „Soll ich Ihnen Toni's Bild zeigen?“ Ich nickte. denn ich dachte sie mir sehr hübsch, nach ihm zu urtheilen; da zeigte er mir die Photographie eines jungen Mannes in Bergsteigertracht! „Wer ist das?“ fragte ich. „Toni, mein Freund Toni,“ lachte er. Ich stand recht dumm da. „Bei uns ist Toni ein Mädchenname,“ sagte ich, und dann sprachen wir von Euch, und ich erzählte ihm, daß ich Euch Alles, Alles schreibe, was mir begegnet. „Haben Sie auch von mir geschrieben?“ fragte er. Ich hatte große Lust, nein zu sagen, aber ich konnte doch nicht lügen! Ich sagte also ja, aber nun wollte er auch noch wissen, ob es Gutes oder Schlimmes gewesen sei. Ich sagte ihm, nun natürlich Gutes, daß er immer so nett gegen Putzi gewesen sei und so weiter. Nun kamen wir in ein ganzes Hundegespräch, er hatte nämlich auch einen Hund gehabt, einen Teckel, ein sehr merkwürdiges Thier, sehr liebenswürdig, aber treulos, ein richtiger Don Juan, der allen Hunden die Köpfe verdrehte und sich dann nicht weiter um sie bekümmerte. Die Hündin seines Onkels, eine sehr zänkische, bissige, alte Jungfer verliebte sich sterblich in den Don Juan und starb an gebrochenem Herzen. Der Teckel wurde schließlich von einer Dogge todtgebissen, und sein Herr wollte nun keinen Hund wieder haben. Es war Alles sehr spaßhaft, wie er es erzählte, aber ich konnte doch nicht so recht darüber lachen. Ich sagte ihm, ich möchte lieber treue Hunde, wie Putzi, die andern verdienten gar nicht den edlen Hundenamen; Putzi würde gewiß sterben, wenn ich stürbe, und er solle sich nur ruhig wieder einen Hund anschaffen, einen wie Putzi. Aber er sagte, solchen fände er doch nicht. Nachher kamen Papa und Mama auch aus ihren Zimmern auf den Balkon heraus, und wir plauderten alle vier ganz gemüthlich. Ich habe meistens zugehört, Papa sprach mit dem Maler über italienische Kunst und das interessirte mich sehr. Herr Schmidthammer kennt die meisten Maler und Zeichner in München und erzählte uns viel Lustiges aus dem Künstlerleben, — er war ganz verwundert, daß wir noch so wenig davon gesehen haben, obwohl wir schon bald ein Jahr dort leben. Er hat Papa um Erlaubniß gebeten, uns in München besuchen zu dürfen, und so werdet Ihr ihn ja nun auch bald kennen lernen. Er ist noch etwas größer als Rudi, sieht ihm überhaupt gar nicht ähnlich, und doch fühle ich mich so zu ihm hingezogen, als ob ich ihn schon lange kennte. Und Putzi läßt sich von ihm freiwillig auf den Arm nehmen! Das ist doch viel, nicht? — Ich muß Abschied nehmen von den Tauben im Hof, von den zwei Katzen, einer grauen und einer dreifarbigen, — Putzi hat sie so oft erschreckt, wenn sie behaglich blinzelnd im Sonnenschein lagen, das muß ich ihnen vergüten. Und von den herrlichen Bäumen und allen Plätzen im Garten, und vom berankten Balkon und heute Abend von den Nachtigallen. So früh wie dieses Jahr singen sie sonst auch hier nicht, sagt der Wirth. Die Orangenblüthen, die ich Euch einlege, hat er mir heut' im Gewächshaus geschnitten, dazu auch noch zwei weiße Camelien, aber die sind zu dick. Wie glücklich bin ich hier gewesen! Wie viel hab' ich schon erlebt, seit wir fort sind! Ich komme mir ganz erwachsen vor, und Papa sagte heute auch: „Du wirst auf dieser Reise Deine Kinderschuhe austreten, Kleine.“ Da nahm Mama mich in die Arme und

sagte: „Mein armes Kind! nein, nein, noch nicht!“ Was kann sie damit gemeint haben? Ich fragte sie, aber sie sah mich nur an und küßte mich.

Eure halb frohe, halb traurige Kläre.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Verona, 6. April.

Lieber Toni! Dein Brief hierher befestigt mich in meinem Entschluß. Sie gibt die Briefe nicht heraus, und so lange ich die Unglücksblätter in ihrem Besitz weiß, fühle ich mich nicht als freier Mensch! Der Gebrauch meiner Glieder ist mir beengt, gehemmt — als ein Halbgefangener kann ich vor dem süßen Geschöpf nicht umhergehen. Ich muß verschwinden, jetzt, nachdem ich in einem schwachen Augenblick, hingerissen von ihrer Lieblichkeit, den Vater um Zutritt in die Familie gebeten habe! In welches Licht werd' ich kommen! Was wird das arglose Kind, das nicht einmal untreue Hunde ausstehen mag, von mir denken! Es ist freilich nicht die Briefangelegenheit allein, die mich vertreibt. Auf dem Dampfer nach Desenzano — wir machten die Fahrt zusammen — und ich hatte ein Gefühl, als machte ich meine Hochzeitsreise mit Klärchen, wenn ich ihr allerlei kleine Dienste leisten, den weggeflogenen Hut ihr wiederholen, den Putzi warten durfte, während sie sich den Mantel zuknöpfte — auf dem Dampfer also tauchte in Gargnano plötzlich das unheilverkündende Gesicht der Baronin Hechingen unter den Ankommenden auf. Die schlimmste Zunge unserer theueren Kunstmetropole, die natürlich meine und Selma's Geschichte bis ins Detail kennt und in selbst zubereiteter pikanter Sauce Bekannten und Unbekannten auftischt. Ich saß wie auf Kohlen, denn ich sah das grinsende Gesicht der Alten noch süßlicher werden, als sie mich erblickte, und wie sie mich von Weitem anrief, wurde mir aufrichtig seekrank. „Sieh' da, Herr Schmidthammer,“ sagte sie, „warum haben Sie denn unser Künstlerfest versäumt? Die Maisee hat sich nach Ihnen ihre schönen Augen ausgeweint!“ Klärchen war zum Glück an den Frühstückstisch getreten und hörte nichts, und der Papa ist zu harmlos, war auch zu sehr in Betrachtung der Ufer vertieft, um die giftigen Worte zu hören. Die Mutter aber warf mir einen fragenden Blick zu und flüsterte dann: „Ist das nicht die Hechingen? Ich kenne sie aus einem Wohlthätigkeitsconcert — leider — wenn sie mich nur nicht sieht!“ „Ich will sie unschädlich machen,“ rief ich, stürzte mich auf die Granate, die jeden Augenblick platzen konnte und wich nicht mehr von ihrer Seite, bis wir in Desenzano waren. Ein Jammer um die schöne Fahrt! Sie ist leider gleichfalls nach Verona gekommen, und ich habe, während ich sie überwachte, meine Familie aus den Augen verloren. In Desenzano auf der Station ging der Doktor an mir vorüber, beladen mit warmen Koteletts und Brötchen, er sah mich nicht und ich — herabgesunken zum Ritter der Hechingen, der ich eben zwei Apfelsinen hielt, während sie die andern in ihre Reisetasche stopfte, wagte kein Lebenszeichen zu geben. — Ich fürchte, es ist Alles aus! Zum Unglück hab' ich seit gestern Abend auch die Hechingen nicht mehr gesehen. Mir ist zu Muth, als sei eine Brillenschlange entkommen und wolle sich auf mein Lamm stürzen. Dazu Dein Brief! Der Hohn, ich selbst solle die

Briefe zurückholen! Aber sie weiß doch, daß ich auf der Reise bin! Versuch' es noch einmal, Toni, mein Freund, mein Bruder. Ich bin sehr unglücklich!

Dein Eugen.

### Klärchen an die Geschwister.

Verona, Albergo Lorenzo, 6. April.

Meine Lieben! Mama bittet mich, Euch auch noch ein Wörtchen zu schreiben; ich habe zwar einen dummen Kopf, aber einen herzlichen Gruß sollt Ihr doch haben. Unsere Seefahrt war wunderschön, ich war ganz aufgelöst vor Freude. Aber in der zweiten Hälfte der Reise verschwand plötzlich der Maler, Herr Schmidlhammer, und hat sich seitdem gar nicht wieder sehen lassen. Es thut mir sehr, sehr leid! Ob wir ihn beleidigt haben, oder ob er uns nicht mehr mochte, als er uns genauer kennen lernte, weiß ich nicht. Ich habe schon Kopfweh vom vielen Grübeln. Nun, morgen bin ich wieder heiter.

Eure Euch zärtlich liebende
Kläre.

### Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Verona, 7. April.

Lieber Sohn! Es ist mir doch leid, daß ich gar kein Malzeug mit habe, das ewige Karikiren hol' der Teufel. Gelegenheit gäb's ja hier genug, und ich bin nicht müßig drin, 's ist ja auch Brotarbeit. Aber mir juckt's in den Fingern, auch wieder e bissel zu landschaftern. Gelt, thu mir die Lieb' und schick mir meinen Studienkasten, wie er steht und geht, nach Venedig in den Sandwirth. Das heißt, Du thust einen Blick hinein, ob er nicht ganz leer ist und räumst e bissel ein, was man so braucht! Skizzenleinwand krieg' ich hier — ich könnt' ja auch das Uebrige hier besorgen, aber es wär doppelte Ausgabe! In vier, fünf Tagen bin ich in Venedig. Gestern in der Arena ist mir die Hechingen begegnet, da gehört sie auch hin zu den andern Schuhus. Aber froh war ich doch an der Begegnung, sie reist nämlich ab, heut schon, nach Vicenza, — das arme Vicenza, ich beneid's nicht um den Besuch! Nun Bog s nej! wie Freund Alexej sagt! Wenn sie mir nur mein Lamm nicht würgt! Ich hab's nicht wieder gefunden, das weiße Lämmchen und hätte ja allen Grund, in miserabler Laune zu sein, aber — ich weiß nicht, es geht nicht; ich glaube, das Kind hat mich mit seiner Freudigkeit angesteckt. Wenn ich nur erst einen Brief von Dir hätte — Nachricht, daß sie mich endgültig freigibt. Dein Freund Eugen.

Weißt, Landschaft **mit** Staffage, denk fein dran, wenn Du mir die Tuben zusammensuchst!

### Klärchen an die Geschwister.

Verona, Albergo San Lorenzo, 9. April Nachmittags.

Meine Geliebten! Seid nicht böse, daß ich Euch jetzt seltener und kürzer schreibe, wir sind sehr viel unterwegs und haben soviel zu besehen, daß ich es

nicht recht bewältigen kann. So schön wie Riva ist Verona nicht, finde ich, obgleich Papa sagt, gerade Verona trage echt italienischen Charakter. So furchtbare blutige Erinnerungen gibt es hier! Wir waren z. B. in der Arena. Erst war es wie ein Traum, dieses riesige Theater, in das die heiße Mittagssonne herunterglühte, daß die Steinsitze ganz warm waren. Ich dachte mir die schönen Gestalten in antiken Gewändern dazu, und mein Herz zitterte ordentlich vor Freude, solch eine denkwürdige Stätte zu betreten. Da zeigte Papa uns die dunkeln Gelasse unter den Galerien, wo die wilden Thiere und wohl auch die Verurtheilten, die mit ihnen kämpfen mußten, gefangen lagen bis zum Beginn des Kampfspiels, und dann wies er uns in der Mitte der Arena im Steinfußboden die Löcher, durch die das Blut abfloß, und da kriegte ich ein Grauen vor den Menschen, die solch' Schauspiel hatten ansehen mögen, und mit aller Freude war es vorbei. Sogar die Leute auf der Piazza d'Erbe, die alle so lebhaft durcheinander riefen und sprachen und so bunt gekleidet waren, kamen mir nachher unheimlich vor, weil sie doch die Nachkommen jener grausamen Alten sind. Und am anderen Tage, als wir in der Stadt spazieren fuhren, führte uns der Kutscher, der ein alter Soldat war, aus der Festung hinaus und zeigte uns die Schlachtfelder von Custozza und S. Lucia und sagte immer: „Hier war ein erbitterter Kampf um eine österreichische Batterie, bis hierher lagen die Gefallenen, dort an dem weißen Kreuz so hoch übereinander, dieser Bach floß roth von Blut." Nun war noch das Ärgste, daß zwischen der Saat, auf die er zeigte, viele Adonisröschen blühten, die wie frische Blutstropfen in der Sonne glänzten — ach, ich sehnte mich zurück in das liebe friedliche Riva, in den Garten mit den Lorbeerbäumen und an den himmlischen See. Es thut mir so leid, daß ich so undankbar bin, ich gebe mir auch alle Mühe, es vor Papa und Mama zu verbergen. Euere dumme Kläre.

P.S. Ach, und denkt Euch, mein armes Putzelchen hat eine muserola, einen Maulkorb! Das ist hier Vorschrift, und wir haben ihm einen kaufen müssen! Wie er damit aussieht, was für Anstrengungen er macht, um ihn loszuwerden, und welch' flehende Blicke er mir zuwirft, das ist nicht zu beschreiben! Es war der kleinste Maulkorb, den sie im Laden hatten, und sogar der ist ihm noch zu groß!

### Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Vicenza, 10. April.

Lieber Junge! Wir sind in eine Correspondenz hineingerathen, die wahrhaftig mehr ins vorige Jahrhundert gehört, als in unser Depeschenzeitalter. Aber ich muß mir's von der Seele schreiben, besonders das dumme, das mir jeden Tag passirt. Heut hab' ich etwas Extras angestellt — ich möchte mich prügeln, nur „wenn es noch einmal vor Dir stünde, Du thätst es noch einmal, mein Herz." Also Dir ahnt's wohl schon! Hab' die kleine Kläre wiedergesehen, endlich, und wo — am „Grabe der Julia!" Da bleib ein Anderer vernünftig. Weiß wohl, was die Gelehrten über den „Sarkophag" für eine Ansicht haben, aber für sie war dieser antike Schweinetrog so echt, so bewundernswerth, so

unantastbare Wirklichkeit! Und ich frage Dich übrigens, warum könnt's nicht wahr sein? Wie ich da in die kleine Kapelle trat, durch das Spitzbogenfenster die Sonne schien auf den alten Mosaikboden und den alten Steintrog, und die Rankrosen draußen ihre zitternden Schatten warfen auf das schlanke Ritterfräulein mit der tiefen Andacht in den kindlichen Zügen, da erschien mir alle Romantik glaubwürdig und als das Wirkliche, Echte im Leben, für das nur unsere Augen stumpf geworden sind! Und als ich gar bemerkte, daß sie sich freute — kurz und gut, ich benahm mich unverantwortlich, und nun sitz' ich da und hab' noch immer keine Nachricht von Dir! Aber, was ist das auch für eine Wirthschaft, daß in unserem verderbten neunzehnten Jahrhundert so reizende Geschöpfe unbewacht umherlaufen, um Einem das bischen Verstand vollends zu verwirren! So etwas sollte verboten werden. Freilich, solche Mustermenschen, wie dieses Elternpaar, urtheilt nach sich, und das Mädchen ist ja auch von einer himmlischen Einfalt! Lebewohl, schilt mich, wie ich's verdiene.

Dein Eugen.

P. S. Hab's aber nachher wenigstens eingesehen und bin sofort hierher abgedampft. Oder war das nun am Ende wieder verkehrt?

## Klärchen an die Geschwister.

Verona, 10. April.

O, meine süßen Kinder, ist es nicht merkwürdig? gerade jetzt, wo wir morgen nach Venedig fahren, fängt Verona an, mir lieb zu werden! Ich hatte eben das Schönste hier noch nicht gesehen, und das ist das Grab der Julia. Heut war ich dort, allein, denn Papa und Mama haben es früher schon gesehen, und da Papa etwas Kopfweh hatte, wollte Mama lieber bei ihm bleiben. Sogar Putzi blieb zu Haus, denn die alte Muserola ist ihm eine Qual. — Eine ganze Weile war ich schon dort in dem poetischen Kapellchen — andere Leute kamen nicht, und der Aufseher ging draußen pfeifend umher. Ich konnte mich ganz vertiefen und vergaß, wo ich war. Zuletzt kamen Schritte, der Aufseher brachte mir eine Rosenknospe und einen Myrthenzweig aus dem Gebüsch draußen, als „Ricordo della tomba di Giulietta." Hinter ihm trat Jemand hervor, da war es plötzlich der Maler, Herr Schmidthammer! Ich freute mich sehr, sehr! Seit Gargnano hatten wir ihn nicht mehr gesehen. Fragen mocht' ich ihn nicht, er war auch ganz wie sonst, fast noch bekannter. Er begleitete mich bis an unser Hôtel, wir sprachen soviel zusammen, ich weiß nicht recht was, aber es war Alles interessant. Er fragte mich, ob ich die Baronin Hechingen kenne — ich war ganz verwundert, daß er sie kennt, denn Ihr wißt ja, wie sie Mama unsympathisch ist. Und mir erst! Er sagte, er kenne sie nur sehr oberflächlich, also ganz wie wir. Ich habe ihm die Rosenknospe geschenkt, er sieht so unbeschreiblich freundlich aus, wenn er bittet. Ich wollte ihm auch den Myrthenzweig geben, aber er sagte, den solle ich behalten. Nun haben wir Beide ein „Ricordo"! Aber das Grab der Julia würde ich ohnehin nicht vergessen, mir scheint es das Schönste von ganz Verona zu sein! Nächster Brief aus Venedig! Tausend Grüße von Eurer Kläre.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Venedig, 12. April.

Jetzt sind wir wieder 'mal Alle beisammen, die Familie, die Hechingen und ich! Es ist zum Platzen! Hielt's nicht aus in Vicenza, sonst meine Lieblingsstadt, auf die ich mich gefreut hatte wie auf eine geliebte lebendige Seele. Palladio's Rathhaus war göttlich wie ehedem, aber das Gefrorene in dem Café gegenüber erinnerte mich an die Hechingen, es zog mir den Mund zusammen. Und im römischen Theater trat sie aus einer der Seitencoulissen, und der ganze Chor der Eumeniden schien mir in ihr verkörpert, als sie zu krächzen anfing: „Sie, Schmidthammer, wo haben's denn den Doktor Esmarch und seine liebe Frau gelassen, die so kurzsichtig ist, daß sie die Leut' nimmer wieder erkennt und das scharmante Klärchen, das so einen langen Hals hinter Ihnen drein machte, als Sie mit mir gingen in Desenzano? Sie sind erkannt, Schwerenöther, Sie! Und ich sollt Ihnen Grüße bringen von einer gewissen schönen Frau, die ein treueres Gemüth hat als Sie, Schmetterling! Was, eine trauernde Wittwe, so zu sagen, in München und nun schon wieder — —" Ich ließ das römische Theater im Stich und rannte davon, was ich laufen konnte. In die Rotonda habe ich mich nicht einmal gewagt, ich wußte ja, Klärchen ist nicht da! Und wie hätte gerade sie dorthin gepaßt mit ihrer schlanken Anmuth und ihrer instinktiven Liebe zum Großartigen! — Jetzt liegen die Sachen so: die Hechingen wohnt in der Aurora, ich im Sandwirth, und die Esmarchs, wie ich aus der Fremdenliste ersehe, bei Bauer-Grünwald. Also sämmtlich hingesäet am Canale grande! Sie, meine Verfolgerin, muß täglich an meinem Haus vorbei, wenn sie stadtein geht — ich, der arme Netzeumstellte, bin verurtheilt, Klärchen zu verleugnen und die Hechingen zu chaperonniren, sobald es der einfällt! Das Frauenzimmer wird mich noch zu einer Verzweiflungsthat treiben, Du sollst es erleben. Könntest Du ihr nicht eine Depesche schicken, die sie sofort nach München zurückberuft? Anonym natürlich! Schreib ihr, ihr Haus sei abgebrannt, ihr Sohn sei im Duell gefallen, ihre verheirathete Tochter sei mit einem Anderen durchgegangen, etwas Drastisches muß es schon sein, sonst wirkt es bei ihr nicht. Ach, ich fürchte, Deine angeborene Weichherzigkeit läßt Dich vor jedem Gewaltmittel zurückbeben. Du hast keinen Muth, Toni! Ihr Tyroler seid einmal zu gemüthvoll! Aber freilich, Du hast den Jammer nicht auszustehen! Die Briefe von — Selma hast Du mir auch noch nicht geschickt, überhaupt keinen Brief! Den Studienkasten auch nicht! Na, Du bist ein netter Kerl! Und ich erst!

Dein Eugen.

## Derselbe an Denselben.

Venedig, 13. April.

Gottlob, daß ich arbeiten kann! Hast Alles brav gemacht, alter Junge! So werd' ich die Gewitterstimmung am ehesten beschwören. Die Kleine wag' ich nicht wiederzusehen. Nein, nein! Ich halt's zwar nur für einen ihrer — — Selma's — gewohnten Theatercoups, daß sie Dir gesagt, sie bewahre die Briefe zum Hochzeitsgeschenk für meine zukünftige Frau. Dessen ist sie nicht fähig. Sie ist haltlos, charakterlos, aber nicht schlecht. Mir selbst wird sie sie

nicht verweigern, es ist mir nur wie der Tod, daß ich noch einmal zu ihr soll. Ach, das bischen Leben, wieviel Angst und Qual hat man davon. Und ich glaubte, diese Frau zu lieben. Dein Freund Eugen.

## Klärchen an ihre Geschwister.

Venedig, Bauer-Grünwald, 13. April Nachmittags.

Meine geliebten Kleinen! Ganz träg bin ich geworden im Briefschreiben, nicht wahr? Es muß der Scirocco sein, der seit unserer Ankunft hier weht und uns fast täglich ein Gewitter bringt. Im Anfang war ich wie betäubt von all den Wundern hier; kann es noch etwas Schöneres, Märchenhafteres geben, als diese Wasserstadt? Jetzt aber macht die Luft mir Kopfweh, und Mama geht es ebenso. Wir sitzen meistens wie matte Fliegen unter den Prokuratien oder essen Granita und füttern die Tauben. Das Fahren in den engen Kanälen ist jetzt bei der Schwüle gar nicht angenehm, die unzähligen Taschenkrebse an den Hausmauern sind greulich! ganz wie dicke Riesenspinnen. Wir bleiben nicht lang mehr hier. Von Murano fuhren wir gestern im vollen Gewitter in offener Gondel herüber, nicht eine einzige bedeckte war da. Gestern kam plötzlich die Baronin Hechingen zu uns, als wir im Hôtelgarten zu Abend aßen. Sie setzte sich an unseren Tisch, obwohl wir sie gar nicht dazu eingeladen hatten, und nun fing sie an zu klatschen. Soviele häßliche Geschichten, daß mir schlecht wurde. Zum Glück sagte Mama, es sei ihr kalt, ich möchte ihr Tuch herunterholen. Ich verstand den Wink, gab das Tuch einem Kellner zum Besorgen und blieb auf meinem Zimmer oben. Die Eltern kamen auch bald herauf; nachher gingen wir noch Alle ins Café Quadri auf dem Marcusplatz, um — wie Papa sagte — den Abend nicht mit einem Mißton zu schließen. Es war Concert und sehr belebt, aber wir sahen keine Bekannten. Niemanden als den Landrath, der mit einem Kellner schimpfte. Er hatte sich nämlich an einen Tisch gesetzt, wo es nur Bier gab und verlangte dort Grog. Ich machte mich ganz klein hinter einem Pfeiler, und er sah mich wirklich nicht. Nachher aber, denkt Euch, ging er mit unter den Promenirenden und zwar in eifrigem Gespräch mit der Baronin Hechingen. Papa wies mit der Spitze seines Reiseschirms auf die Beiden und flüsterte uns zu: „Da haben sich ein paar edle Seelen gefunden." Das war komisch, nicht? Aber sonst kein bekanntes Gesicht! Seid innig gegrüßt von Eurer Klara.

P.S. Was müssen das für himmlische Menschen gewesen sein, die diese Stadt gebaut haben!

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Venedig, 14. April.

O, mein Freund, mein Freund! Es hat eingeschlagen, und ich bin ganz zerschmettert. Wir trafen uns gestern auf dem Dampfer nach dem Lido, zum erstenmal in Venedig. Als ich sie erblickte, ein bischen blaß und ernst und mit suchenden Augen, war wieder alle Ueberlegung dahin, und ich stürmte zu ihnen hinüber. Mir fiel auf, daß der treffliche Doktor mich fixirte und mir

langsam, als koste es ihn Ueberwindung, die Hand bot. Die Frau war verlegen und sprach schnell und bunt durcheinander, Klärchen einzig war wie sonst, nur nicht heiter. Putzi, dessen Schnäuzchen in einem Maulkorb steckte, sah grämlich und mit zuckenden Lippen vom Schoß seiner Herrin herüber. Mein sternschnuppenhaftes Auftauchen und Verschwinden war ihnen unverständlich, das sah ich wohl. Ich mag auch nicht zum Besten ausgesehen haben, denn als wir später am Strande auf- und abgingen — ich war mühsam, durch häufiges Stehenbleiben und Muschelsammeln an Klärchen's Seite gelangt, fragte sie mich, was mir fehle? Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: „Sag' es ihr, sie ist ja kein Kind mehr, besser noch, sie erfährt es durch dich selbst, als durch Andere." Aber so direct wagte ich's doch nicht, ich sagte, das Schicksal eines Freundes gehe mir sehr zu Herzen. „Ist es Ihr Freund Toni?" Verzeih mir, mein Alter, daß ich ja sagte, es war ein so bequemer Ausweg! „Kann ich's wissen, was ihm fehlt?" fragte sie, voll Mitgefühl in Ton und Gebärde. Da sagte ich blinder Thor ihr: „Er hat das Unglück gehabt, sich in eine verheirathete Frau zu verlieben!" Sie riß die Augen auf: „Wie Tristan und Isolde!" rief sie verwundert. Ich wußte den Augenblick nicht 'mal den genauen Zusammenhang der Geschichte, sagte aber mechanisch ja. „Also sie kannten sich, eh' Isolde den alten König Marke heirathete?" fragte sie zuversichtlich. „Nein, das nicht, sie lernten sich erst lange nach ihrer Verheirathung kennen." Ihr Gesicht wurde unruhig. „O, aber dann ist es ja ganz anders! Wurde der Alte denn auch betrogen?" Das mußte ich leider zugeben, aber ich suchte den Tristan dadurch zu vertheidigen, daß er noch keine rechte Frau kennen gelernt hatte und deshalb dazu kam, sich in diese zu verlieben, die er für gut hielt, weil sie schön war. Aber ich sagte Dir's ja schon, diese Kleine sieht durch drei eiserne Thüren. „Wie konnte er sie für gut halten, wenn er doch wußte, daß sie ihren Mann betrog?" fragte sie mit tiefem Erröthen. „Und weiter?" — „Und nun hat mein Freund die Richtige gefunden und fühlt sich nicht mehr werth, sich ihr zu nähern, weil" — „O," flüsterte sie plötzlich mit abgewandtem Gesicht, „die Geschichte hat uns gestern die Baronin Hechingen von Ihnen erzählt, und ich — habe kein Wort davon geglaubt!" Sie brach in Thränen aus, drehte sich um und ging der Badeanstalt zu, ohne sich weiter umzusehen. Ich wünschte, ich wär' ein Taschenkrebs gewesen und hätte mich in den Sand eingraben können. Jetzt kehrten auch die Eltern um; ich beschleunigte meinen Schritt in derselben Richtung, an der Brücke der Badeanstalt erreichte ich Klärchen. „Nun hab' ich auch noch meinen Freund verleumdet," sagte ich, — ich glaubte, Dir das schuldig zu sein, da sah sie mich mit thränenvollen Augen an und flüsterte: „Ich möchte, es wäre doch lieber er gewesen." Ach, mein Junge, wirst Du mir's verzeihen, daß ich von Herzensgrund denselben Wunsch hege? Sie hat dann weiter kein Wort gesprochen, und ich habe den Alten eine stumme Verbeugung gemacht und mich gedrückt. Kein Zweifel, ich habe sie verloren! Sie ist zu jung, zu weltunkundig, um nicht durch diese Enttäuschung für immer den Geschmack an mir zu verlieren. Ich sagte Dir's ja, diese reinen Wesen verlangen viel! Eine dumpfe Trauer hat sich meiner bemächtigt; von dem Besten, was einem Manne werden kann, von der reinen unenttäuschten Liebe eines jungen Herzens wie dieses bin ich ausgeschlossen. Was

für andere Frauen vielleicht sogar ein pikanter Reiz wäre, für dieses Kind trägt es den Namen Sünde. Ach, und ich geb' ihr Recht! Dein Eugen.

## Klärchen an die Geschwister.

Venedig, 16. April.

Meine Lieben! Mama hat Euch einen so herrlichen Brief geschrieben (sie hat ihn mir eben vorgelesen) und Euch diese ganze einzige Stadt so schön darin geschildert, daß ich wirklich gar nichts übrig behalten habe. Vorgestern Abend hatten wir ein großartiges Gewitter, es hielt uns auf dem Lido fest bis in die Nacht hinein, es sah aus, als ob Himmel und Erde vergehen wollten; so schnell und ununterbrochen wie sich kreuzende Schwerter zuckten die Blitze. Mir war ganz ruhig dabei, während Papa und Mama sich um mich und das Nachhausekommen sorgten. Seitdem nun ist der Scirocco verschwunden, es weht eine reine Luft, aber es ist kalt; die Berge in der Ferne sind alle mit Neuschnee bedeckt, und wir haben unsre wärmsten Kleider angezogen. Es ist, als wollte es Herbst werden und war doch eben erst Frühling. Ich habe Sehnsucht nach Euch, trotz all' dem Schönen, das uns hier umgibt. Habt Ihr mich noch so lieb wie als ich wegging? Schreibt Edmund Dir schon viel über Eure Einrichtung, meine Evy? Ich will recht bei der Aussteuer helfen, wenn wir zurück sind, schade, daß ich so wenig Handarbeit verstehe. Von Albert's Buch haben wir längere Zeit nichts gehört, schick' uns doch die Anzeigen, liebe Irene. Wir freuten uns so, als wir die Broschüre in Bozen in einem Schaufenster liegen sahen! Historisches aus Tyrol muß ja auch die Tyroler interessiren. Wir gehen heute wieder zur Assunta von Tizian. Das ist doch das allerschönste Bild. Ich denke mich ganz hinein, und manchmal kommt es mir vor, als sei es der Maria schmerzlich, in den Himmel aufzusteigen, wenn sich doch so viele Hände von der Erde ihr nachstrecken. Ich lege Euch eine unaufgezogene Photographie des Bildes ein, sie ist aber sehr schlecht. Wenn Ihr Eure Hochzeitsreise hierher macht, müßt Ihr zuerst zur Assunta gehen. Mit vielen Grüßen Eure Schwester Klara.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Venedig, 16. April.

Ich kann Dir nicht sagen, was für eine Offenbarung dies Kind für mich ist! Es wäre zwar verzweifelt unbequem, wenn alle Frauen wären wie sie, aber besser für uns Männer wär's gewiß. Ich schäme mich jedes unreinen Gedankens, seit ich sie kenne; ich denke mit Grauen an die dumpfe Leidenschaft zu Selma, wie an eine schwere Krankheit, die hinter mir liegt, — ich bin überzeugt, sie könnte alles Gute in mir wecken, alles Gemeine allmälig von mir abstreifen, — aber — was hilft es mir — sie will mich ja nicht! Nein, Toni, sie will mich nicht! Sie grüßte mich gestern, als wir uns vor der Assunta trafen, mit einem müden Lächeln, und als ich auf sie zutreten wollte, senkte sie den Kopf, daß ihr großer Hut das Gesicht verdeckte und trat bei Seite. Sie mag mich nicht mehr. Denn daß sie mich früher gemocht hat, erkenn' ich nun wohl, wenn ich an frühere

Begegnungen denke. Wie da ihre Augen „Willkommen!“ riefen, und die liebe Hand sich mir entgegenstreckte, schon von Weitem. Nun quält mich die Frage: Hätt' ich besser gethan, ihr die Geschichte zu verschweigen? Aber sie hängt mir doch einmal an, und wenn Selma mich geliebt hätte, statt mit mir zu spielen, so wäre vielleicht, nein, gewiß — die Scheidung im Gange, und ich wäre in absehbarer Zeit Selma's Mann! Die Thatsache läßt sich doch nicht aus der Welt räumen, so qualvoll sie mir jetzt auch ist. Wie glücklich, daß nicht alle Wünsche in Erfüllung gehen! Denk' Dir, ich hätte Selma geheirathet, und mir wäre dann Klärchen begegnet! Ich bin freilich auch so unselig.

Dein Eugen.

P.S. Ich male, daß es nur so spritzt. Die Hechingen grüß' ich höflich, da ich sie ja doch nicht vergiften kann, was ich lieber thäte.

## Frau Dr. Esmarch an ihre Kinder.

Venedig, 16. April.

Meine geliebten Kinder! Klärchen weiß nicht, daß ich Euch dies schreibe, — es ist aber nothwendig, weil ich Euch bitten möchte, in Euren Briefen nicht nach dem Herrn Nietzsche zu fragen. Er ist uns ja erst als ein grober, aber unschädlicher Polterer erschienen und war gewissermaßen die komische Person auf unsrer Reise. Jetzt aber hat er versucht, sich unserm arglosen Klärchen auf eine unbeschreiblich unzarte Art zu nähern, und das arme Kind ist ganz außer sich. Leider wohnt er wieder in demselben Hôtel wie wir, und als er gestern Abend Klärchen allein im Lesezimmer traf, hat er es unbegreiflicher Weise gewagt, einen Kuß von ihr zu verlangen. Ihr könnt Euch den Schrecken des armen Kindes denken! Sie hat zuerst gesagt: „Aber Sie sind doch nicht mein Großpapa!“ Da ist er zornig aufgesprungen und hat gesagt: „O, ich bin noch nicht so alt, ich kann noch, was mancher Jüngere nicht kann! Meine Kinder sind alle verheirathet, und mit einer jungen Frau lebt man erst recht wieder auf. Sie sind noch ein bischen kindisch, aber das wollt' ich Ihnen bald abgewöhnen. Die Männer, die heirathen wollen, sind heutzutage rar, und 'ne alte Jungfer wollen Sie doch nicht werden?“ Klärchen war ganz in eine Ecke verbarricadirt hinter einem Lehnstuhl und mußte die plumpen Reden anhören, bis zum Glück Leute hereinkamen, und sie, zitternd vor Aufregung und Beschämung, in unser Zimmer stürzte. Und trotzdem dieser Mann nun doch gesehen hatte, wie erschrocken das Kind war, hat er Papa im Garten abgefangen und ihm einen förmlichen Heirathsantrag gemacht. Dies nun weiß Klärchen nicht, und ich bitte Euch, es auch nicht zu erwähnen! Wie ist es möglich, daß der älteste unangenehmste Mann sich noch immer gut genug hält für das jüngste und liebste Mädchen! Papa war so zornig, wie ich ihn in den letzten Jahren gar nicht gesehen habe. Und denkt Euch, der unverschämte Mann hat Eure Schwester sogar noch beleidigt, hat gesagt, sie habe ihn aufgemuntert und ihm verliebte Augen zugemacht! Ihr wißt doch, wie Klärchen ist, wie sie der ganzen Welt zulächelt und für Jeden ein freundliches Wort hat, aber daß es so schändlich mißdeutet werden könnte, wäre mir nie in den Sinn gekommen. So lehrt der Verkehr mit Menschen uns eine

Vorsicht, die uns zwar beschützt, aber doch auch entstellt. Ihr, meine Aeltesten, die Ihr das Glück habt, mit guten, feinfühlenden Männern verlobt zu sein, werdet meine Bekümmerniß um das arme Klärchen verstehen, und Du, mein lieber Sohn, mein guter Rudi, Dich bitt' ich innig, wo Dich das Leben mit Frauen zusammenführt, sei zart, sei achtsam, wir sind so leicht verletzlich! Denke nicht, jedes freundliche Mädchen, das Dir zulächelt, weil der liebe Gott es zum Lächeln geschaffen hat, sei schon bereit, sich in Dich zu verlieben.

Wir reisen morgen früh direct nach Gossensaß, wo wir uns noch einige Zeit aufzuhalten gedenken. Die herbe Gebirgsluft bekommt Klärchen am Besten und ist auch für Papa so anregend, obgleich gerade er Venedig sehr ungern schon verläßt. Ihr wißt ja, ihm ist diese „Pfahlbauerstadt" von der höchsten künstlerischen Vollendung, wie er sie immer nennt, schon dieser Eigenthümlichkeit wegen ans Herz gewachsen, „das uralte Bauprincip der Seebewohner hat nur diese einzige dauerhafte Blüthe gezeitigt," sagt er, „alle übrigen Ansiedlungen sind auf ganz niedrer Kulturstufe stehen geblieben." Die Frage, ob denn gar keine Zwischenglieder existirt haben, beschäftigt ihn sehr; wenn wir zurück sind, wird er wohl etwas darüber schreiben. — Liebe Kinder, auch den jungen Maler erwähnt lieber nicht. Ihr wißt, den Herrn Schmidthammer, der sich uns eine Zeit lang angeschlossen und durch sein sympathisches Wesen und seine Zuthunlichkeit sehr für sich eingenommen hatte. Wir haben Allerlei über ihn gehört, was uns sehr mißfällt, und wenn auch die Quelle unrein ist, — es ist die Hechingen — so wird immerhin etwas Wahres daran sein. Ich habe Klärchen gewarnt, aber sie hält sich schon selbst zurück. Lebt wohl, meine geliebten Kinder. Ich küsse Euch zärtlich.

Eure Ma.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Venedig, 18. April.

Du meinst, ich hätt' ihr noch sagen sollen, daß zwischen mir und Selma Alles aus ist? Aber ich bitte Dich, das versteht sich für sie doch ganz von selbst! Nein, ich habe sie verloren, jetzt weiß ich's sicher. Sie wird roth und blaß, wenn wir in Galerien und Kirchen zusammentreffen, was doch hie und da geschieht. Und immer sind die Eltern dicht bei ihr und sehen mich fremd und kühl an, als wollten sie mich mit den Blicken in angemessener Entfernung halten, und ich kann's kaum glauben, daß dies dieselben Menschen sind, die so unbefangen und freundlich waren und mich in ihr Haus einluden. Ich bin in den Bann gethan! Frag' doch mal beiläufig Selma, wenn Du sie siehst, ob sie mich verflucht hat. Ich möchte wissen, ob ihre Flüche wirken. Was sie übrigens dazu veranlaßt haben könnte, wüßte ich auch gern. Daß ich Klarheit verlangte, ihr ein Entweder — Oder stellte, wer kann mir's verdenken? Daß sie trotz ihrer Liebe zu mir, ihrer sogenannten großen Leidenschaft, es auch mit dem — Gatten nicht ganz verderben wollte, daß sie ihr stattliches Haus, den Luxus, der sie umgab, nicht aufzugeben gedachte, um einem jungen Liebhaber zu folgen, der nicht viel mehr hat als sein Talent, — ist das ihre Schuld oder die meine? —

Ich füttere meine hungrige Seele, um sie über die dürre Gegenwart zu täuschen, mit süßen Brocken aus der Vergangenheit. Auf dem Dampfer von

Riva nach Gargnano hab' ich eigentlich am ungestörtesten in ihr liebes Gesicht schauen dürfen. Und dies beglückte Plaudern! Eine Musikbande war auf dem Schiff, spielte einen Walzer. Klärchen begann mit den Füßen den Tact zu schlagen. Ich fragte sie, ob sie gern tanze? „O ja," sagte sie, „sonst nicht so gern, aber mit Ihnen möcht' ich es wohl 'mal probiren?" — „Warum mit mir?" frug ich wie ein eitler Geck. — „Weil Sie meine Größe haben; auf den zwei Bällen, die ich mitgemacht, war es entsetzlich! alle Herren, die mit mir tanzen wollten, kleiner als ich! einige gingen mir geradezu unterm Arm durch!" Ihre klägliche Miene war zum Küssen.

Und heute früh sind sie abgereist! Ich sah sie in einer Gepäckgondel den großen Canal hinein zum Bahnhof fahren, ich schwenkte meinen Hut, aber sie sahen mich nicht. Vielleicht auch wollten sie mich nicht sehen.

Dein Eugen.

P.S. Hab's nicht lassen können, bin hinein zu Bauer-Grünwald und hab' nach den Herrschaften Esmarch gefragt. „Soeben abgereist." Ich bedauerte aufrichtig, Du weißt, wie aufrichtig! „Wissen Sie zufällig, wohin die Herrschaften gehen?" frug ich. Der Oberkellner brachte das Fremdenbuch. Da stand's: Gossensaß! Fremdenbücher sind doch eine ausgezeichnete Erfindung, ich habe das nie genug eingesehen. So sag' denn auch ich der schönen Venezia Lebewohl und fahre meinem Sterne nach! Wohin er mich wohl schließlich führt? Ich bin begierig! Ob nach München? Oder nach Bethlehem? D. O.

## Baronin Hechingen an Frau Selma Corrodi.

Gossensaß, 22 April.

Ja, was sagen Sie nur, liebste schönste Frau Selma, daß zu Ihrer Visit statt der dicken Hechingen in Person nur e Brieferl von ihr kommt! Gelt, Sie werden mich schön ausrichten! Die alte Ratschen werden Sie sagen, wann man's emal braucht, um so e leidige Kaffeevisit e bisserl aufzumuntern, da kommt sie nit! Ja, wenn die Ax' nit brochen wär', gestern Abend an unserm Zug hier bei Gossensaß, so wär' die Hechingen schon kommen, aber 's ist ihr halt nicht geheuer gewesen, nachher in dem reparirten Wagen, wissen's, und so bin ich dablieben. Ach, was hab' ich erlebt; was hab' ich erlebt! Mein Herz hat geschlagen, mehr als das Ihrige, Frau Selma, bei Ihrem ersten Rendez-vous! Es ist zwar schon lang' her, aber vielleicht gedenkt's Ihnen doch noch! Also ich bin vom Regen in die Traufen hereinkommen. Wissen's, ich hab' die Reise hierher gemacht mit einer scharmanten Bekanntschaft von mir, Nize heißt er oder so was und ist ein Landrath, ein grober Kerl, aber man muß lachen. Im Wartsaal in Bozen saß ein junges sauberes Bauermadel, drei geistliche Herren rundum und schneiden ihr die Cour. Ich stoß den Nize an und zeig ihm die Gruppe, da sagt er den biblischen Spruch her von den Adlern, die sich sammeln, wo — na, fein war's nit, aber gar nit übel, ich sag's ja, die Preußen haben Salz. — Also der Landrath und ich, wir geh'n mitsammen ins Hôtel, was man hier so heißt, mir geben sie ein erbärmliches Zimmer, dem Nitz eines daneben, nach dem Nachtessen geh ich bald schlafen. Auf einmal ist ein Gelauf und Getöbse draußen

auf der Dorfgasse, daß ich auffahre, und es donnert an die Wand: „Baronin, es brennt! Feuer!" Der Nitz hat's also früher gemerkt als ich! Durch den Vorhang gibt's schon einen rothen Schein, ich war mehr todt als lebendig. „Na, dies ist 'ne Zucht!" schreit der Nitz immer durch die Wand, „der Wind steht hier herüber, nu man alle Mann aus der Bude hier raus!" Ich sah's nit für so schlimm an, will mich grad noch e bisserl pudern gegen die Nachtluft, da fährt die Wirthin herein und schreit: „Bitt schön, hier sind Sie nicht sicher, 's Haus ist schon 'mal abgebrannt." Gelt, die Leut, die gewissenlosen? Quartiren Gäst' in ein Haus ein, das schon einmal abgebrannt ist! Ehe ich meinen Zorn an dem Weib auslassen konnt', war sie schon draußen, und ich steh da und schrei um Hülfe, denn wie sollt ich den Koffer wegschaffen. Wenigstens wird doch der Nitsch so viel Cavalier sein, daß er mir den Koffer nausschafft, denk ich. Aber nein, Frau Selma, in unserm Alter da ist Spiel und Tanz vorbei! Sie werden's auch schon erfahren haben, arme Seel'. Ich allein mit meinen schwachen Kräften mußt' den schweren Handkoffer hinauszerren, und wie ich, — kaum noch konnt' ich schnaufen, — über dem Gang auf der Haustreppe stehe, seh ich den Landrath mit 'em Perspectiv in der Hand auf den Stufen auf seinem eignen Koffer sitzen, und wie ich ihm zurufe, schreit er: „Na, wir können froh sein, daß wir hier trocken sitzen; da geht es bös' her, die alten hölzernen Baracken brennen, als wenn's Kartenhäuser wären." Ich setzte mich also neben ihn und kriegte auch mein Perspectiv vor, denn auf der Steintreppe war's nit gefährlich. Sieben Häuser brannten auf einmal, lichterloh, und es war ein Geschrei, daß man sein eigen Wort kaum versteh'n konnt'. Auch im Bräuhaus und in der Post saßen die Gäste mit ihrem Gepäck auf der Treppe, die meisten aber stellten sich in Reih und Glied auf, vom Bach bis zur Brandstätte, und ließen die Feuereimer durch die Hände geh'n, denn eine Feuerspritz schien hier ganz unbekannt zu sein. Die paar Tropferln machten natürlich nicht viel aus, und es brannte immer ärger. Alles kam mit dem bisserl Hausrath auf die Straße heraus, das Vieh brüllte, die Weiber schrien, 's war wie auf dem Theater. Und wissen's, wer der Hauptmann bei der Feuerwehr war, ich meine, bei der improvisirten? Ich wollt' meinen Augen nicht trauen, ein guter Bekannter von Ihnen, Frau Selma, kein Andrer als der Maler Schmidthammer, der mich, scheint's, nit gut leiden kann, weil ich ihn, wann sich's schickt, an Sie erinnere! Der Bub muß immer mit dem Feuer spielen! Ich weiß schon, Sie hören's nit gern, Liebste, wann ich von ihm rede, — 's ist halt immer kränkend, wann man einen jungen Anbeter einbüßt. Aber interessiren wird Sie's doch, daß er hier so romantisch mit 'em Wassereimer umenandergesprungen ist, gelt? Und das Schönste kommt noch! Auf einmal nämlich wird ein Mordsgeschrei: „Das achte Haus hat Feuer gefangen!" und zwei, drei Weiber stürzen daher und wollen die Schweine wegtreiben, die über die Gasse zotteln, grad auf das Feuer los. Eine jammert, daß es mir grad einen Stich durchs Herz gibt, denn das Schweinsvieh ist ihr entkommen und lauft gradaus. Da springt auf einmal eine hinter ihm drein, packt's um den schmutzigen Leib und will's zurückziehen! „Jessas," ruf' ich den Nitsch an, „ist das nicht die junge Person, die das Hunderl hat? das Klärchen Esmarch?" Und sie ist's, und grad seh' ich sie neben dem brennenden Haus

hineinlaufen, dem Schweindel nach! Und hast Du nicht geseh'n, der Schmidthammer mit dem Feuereimer thut einen Sprung und hinter ihr drein, und hinter dem der Vater, der Esmarch, und hinter dem wieder die Mutter, alle in den brennenden Stall! Jetzt seh'n Sie, Liebste, so was Dummes kann nur e ganz junges Madel anstellen, denken Sie sich, wir zwei, daß wir auf ein Schweindel Jagd machten, — 's wär' nit schlecht für die „Fliegenden." So einem blutjungen Ding aber steht Alles, und darum halt ich's auch mit der Jugend. — Ich bin Ihnen aber auch gut, das wissen's doch? Kurz, als sie wieder zum Vorschein kamen, das Klärchen, wie sich's gehört, in den Armen von dem jungen Menschen, und der Esmarch mit dem Schweindel, und die Frau Esmarch bald das Klärchen streichelte und bald das Schweindel, da hätt' ich was d'rum gegeben, wenn ich hätt' an dem Klärchen ihrer Stell' sein dürfen! Und Sie auch, gelt, Liebste? Jetzt bin ich begierig, wie sich die Geschicht' weiter machen wird. Ich denk', ich kann Ihnen bald eine fröhliche Verlobung melden, und deswegen bin ich heut' noch hier blieben. Eine Feuerspritz' von Sterzing ist kommen, gleich nach dem Knalleffekt und hat das Feuer ausgelöscht. Wir haben dann noch einen Kaffee machen lassen und schlafen wollen, aber es ging nicht, das ganze Wirthshaus war voll von Bauerbuben, die freie Zeche verlangten, weil sie das Dorf gerettet haben. Sie hätten's aber fein abbrennen lassen, ohne die Fremden, sie hatten ganz den Kopf verloren. Ich hab' mich schon befragt nach den Esmarch's, die im Bräuhaus wohnen, aber sie nehmen noch keinen Besuch an, sie haben alle drei leichte Brandwunden erlitten, und nur der Schmidthammer hat nichts. Das heißt, er wird halt ein brennendes Herz haben! — Jetzt bitt' ich schön, daß Sie den Brief, den langmächtigen, in Ihrer Visit heute vorlesen, daß die Hechingen doch dabei gewesen ist. 's ist odios, wenn man alt wird! Das junge Volk freit und läßt sich freien, und wir sitzen daneben. Jetzt sorgen Sie nur, daß Sie Ihre Zeit ausnützen, ein paar Jährle haben Sie immer noch vor sich, allerschönste Maisee! Immer

Ihre treue dicke Hechingen.

## Klärchen an die Geschwister.

Gossensaß, 22. April, Nachmittags.

Meine süßen Schwestern und mein Herzensbruder! Wir fürchten, daß Ihr etwas über die Brandnacht von gestern in den Zeitungen findet, ehe Ihr wißt, daß es uns ganz gut geht, und deshalb will ich Euch schnell beruhigen! Natürlich haben wir uns bei dem großen Unglück helfend betheiligen wollen; es fehlte namentlich an Wasser, denn der Bach ist seicht, und der Eisak nicht so nah', — es war ein unbeschreiblicher Jammer. Drei arme Familien, die Alles eingebüßt haben, da sie nicht versichert waren, sitzen in Thränen und Verzweiflung in der Küche unsres Wirthshauses. Papa hat unter den Fremden hier eine Collecte gemacht, die ziemlich viel eingebracht hat, und wir sind übereingekommen, unsre Rückreise zu beschleunigen, um das Scherflein zu vergrößern. Ein Glück ist es nur, daß kein Mensch verunglückt, auch außer einigen armen Hühnern kein Vieh verbrannt ist. Wir drei sind, glaub' ich, die Einzigen, die einige Brandwunden haben. Aber meine sind ganz unbedeutend, nur an der linken Hand, und Papa's

und Mama's sind noch geringer, wie sie sagen. Liebe, süße Kinder, ich muß es Euch doch sagen, vielleicht wäre es schlimm mit mir geworden, wenn mich Herr Schmidthammer nicht hinausgetragen hätte! Ich war vom Rauch ohnmächtig geworden, und er fand mich und trug mich ins Freie. Ich hab' ihn noch nicht wieder gesehen, aber ich muß immer an ihn denken. Wenn er nicht bald kommt, geh' ich hinüber, wo er wohnt, und erkundige mich, ob er auch ganz unverletzt ist, — oder ich bitte Papa, daß er geht. Ich habe nämlich ein böses Gewissen ihm gegenüber; ich bin ziemlich unfreundlich gegen ihn gewesen. Und nun hat er mein Leben gerettet! Ich bin noch ganz betäubt, kann nicht klar denken. Bald mehr, Ihr Geliebten von Eurer Klara.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Gossensaß, 23. April.

O, mein Freund, dies Klärchen! Hast Du von der Feuersbrunst gehört, die heut' Nacht hier sieben Häuser in Asche gelegt hat? Denke Dir, die Kleine lief einem Schweinchen nach in einen brennenden Stall, das unbesonnene, hochherzige Kind, — ich war in der Nähe und hab' sie herausholen dürfen! Mir ist's wie ein Traum, daß ich sie auf den Armen hielt. Aber nun? was soll ich jetzt thun? Mir ihre Dankbarkeit zu Nutze machen? Das wäre nicht mein Geschmack! Soll ich —

(Drei Stunden später.) Toni, mein alter Junge, wenn ich je wieder vom geraden Wege weiche, dann heiß' mich einen Schuft, einen Verlorenen, Alles, was Du willst! Denke Dir, sie sind hier gewesen, hier bei mir, alle drei, Vater, Mutter und Kind, um zu sehen, ob ich auch heil und gesund sei! Und nachher hat der Vater mich bei Seite geführt und mir gesagt, er möchte reinen Wein haben über die häßliche Geschichte, die ihnen die Hechingen erzählt. Da hab' ich denn mein Herz erleichtert, Mann dem Manne, und der treffliche Doktor hat zwar stark mit dem grauen Kopf geschüttelt, ist auch, die Hände auf dem Rücken, lange mit mir auf- und abgegangen, endlich aber hat er doch gemeint, er wolle den Umgang mit mir wieder aufnehmen, nur bitt' er sich aus, daß ich dem Klärchen keine Grillen in den Kopf setze. Da hab' ich mich nicht halten können und hab' ihm auch über das Klärchen Alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Da hat er mir geantwortet, wenn ich mein Herz ein Jahr lang prüfen und schweigen wolle, dann werde er nicht dazwischen treten. Darauf hat er seine Frau gerufen und ihr unser Abkommen mitgetheilt, und so bin ich nun also der geduldete Bewerber um das reizendste Geschöpf dieser Erde! Ich werde ihr sagen: „Liebes Herz, von mir weißt Du's nun wenigstens, daß ich nicht immer viel getaugt habe, und auch wieso nicht, — wenn ein Andrer käme und verschwiege sein Vorleben, und gäbe Dir nicht, wie ich, das Versprechen, gut zu sein, — Du könntest noch weit ärger enttäuscht werden." Soll ich das sagen? Oder sie daran erinnern, daß ich acht Jahre älter bin als sie, und deshalb mehr Gelegenheit gehabt habe, zu sündigen? Ach, sie wird mir ewig etwas zu vergeben haben! Was thäten wir ohne die Nachsicht der Frauen!

Dein glücklicher Eugen.

## Klärchen an die Geschwister.

Gossensaß, 24. April.

Meine süßen Drei! Morgen sind wir bei Euch, alle drei, alle vier! Wer der Vierte ist? Ich sag's nicht, vielleicht könnt Ihr es rathen! Putzi liebt ihn unbeschreiblich, und es ist eine gegenseitige Liebe. Wir haben heut' einen wonnevollen Tag gehabt, Alle zusammen. Mit verbundenen Händen zwar, — Papa's Wunde ist schon fast wieder gut — aber dennoch haben wir Frühlingssträuße gepflückt; am Eisakufer und unter dem Berge, der Hühnerspiel heißt, steht Alles voll der schönsten Alpenblumen. Und ein Himmel, so hoch und weit, und der Feuersteingletscher in der Sonne blendend wie weißes Feuer! Schon wird der Schutt der verbrannten Wohnungen weggeräumt, und es heißt jetzt, der Schaden sei weniger groß, als man Anfangs vermuthete. Herr Schmidthammer hat in Venedig sehr schöne Farbenskizzen gemacht, ich hab' ihm ganz Unrecht gethan mit meinem vorschnellen Urtheil über sein Skizzenbuch. Mama sagt, man glaubt einen Menschen zu kennen und kennt ihn noch lange nicht ganz. O, wie wahr das ist. Er ist der beste, liebste, tapferste Mensch, den man sich denken kann. Und so aufrichtig!

Ich bin so glücklich Eure kleine Kläre.

## Eugen Schmidthammer an Toni Emmer.

Gossensaß, 24. April.

O Freund, sie liebt mich wirklich, Klärchen liebt mich! Als ich die schrecklichen Briefe bekam, die Du mir endlich geschickt hast, — Du mußt mir noch erzählen, wie Du sie ihr entwunden, Freund, — als die Blätter an die Frau, die mein Herz in ihren Händen gehalten, mir zwischen den Fingern brannten, dacht' ich plötzlich: Wie, wenn ich sie Klärchen übergebe, damit sie sieht, daß ich kein Geheimniß vor ihr habe! Es war eine Gewaltprobe, ich wußt' es wohl, denn wenn sie diese tollen Dinge las, wenn ihre Neugier größer war als ihr Vertrauen, dann mußte ich auf das Schlimmste gefaßt sein, dann stand ihre junge Neigung sicher auf dem Spiel. Aber ich war so unruhig, ich wollte Gewißheit haben. So sucht' ich Klärchen auf und gab ihr die Briefe. Und was that sie? O Freund, sie gab sie mir zurück und sagte mit einem himmlischen Lächeln: „Es ist ja vorbei! verbrennen Sie sie; nicht wahr, Sie wollen es niemals wieder thun?" Wie mich die Kinderworte durchzuckten: ich wäre ihr fast zu Füßen gefallen! — Toni, Toni, was wirst Du sagen, wenn Du sie siehst! Aber brav muß ich sein, furchtbar brav, mein Lebelang, sonst geht es mir schlimm. Morgen sehen wir uns! Ich rücke Dir gleich auf die Bude und erzähle Dir von ihr, bis Du Dir die Ohren zuhältst! Uebers Jahr Bräutigam.

Dein Eugen.

# Saint-Just.

Unter den Heiligen des französischen Revolutionskalenders nimmt Saint-Just eine eigenthümliche, in mancher Hinsicht privilegirte Stellung ein. Sein Name ist so nahe neben demjenigen Robespierre's zu stehen gekommen, daß es für die Vertheidiger der Jakobinischen Legende nicht schwer hält, mit diesen beiden Hauptfiguren der Schreckenszeit ein historisches Versteckspiel zu treiben und bei Erörterung unliebsamer Capitel der Revolutionsgeschichte bald den Einen, bald den Andern vorzuschieben, bez. den Einen durch den Andern zu exculpiren. Je nach Neigung und Umständen wird die Verantwortung für Dinge, die sich auch bei bestem Willen und vollendeter Voreingenommenheit nicht rechtfertigen lassen, bald Saint-Just, bald Robespierre aufgebürdet, bez. abgenommen und die Sache so eingerichtet, daß die Schuld desjenigen, mit dem man es gerade zu thun hat, gemindert erscheint. Das eine Mal wird alles Gewicht darauf gelegt, daß Robespierre der eigentliche Träger des Schreckenssystems, das mächtige und einflußreiche Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen sei, das andere Mal nachdrücklichst geltend gemacht, daß der unerschütterliche Phlegmatiker Saint-Just den nervenschwachen und sensitiven Maximilian an Thatkraft, Entschlossenheit und revolutionärer Kühnheit übertroffen und in den entscheidenden Augenblicken bestimmt habe. Die durch solches Verfahren angerichtete Verwirrung ist mitunter eine so große, daß sie nicht nur die Leser, sondern schließlich auch die Verfasser der revolutionären Canones um jedes klare und bestimmte Urtheil bringt. Belege dafür bieten die Schriften Louis Blanc's, Michelet's, Hamel's u. s. w. an mehr als einer Stelle. Michelet hat auf solche Weise z. B. fertig gebracht, trotz entschiedener Verurtheilung des Schreckenssystems von 1794 und trotz gehäufter Anklagen gegen die beiden Haupturheber desselben, Robespierre einen „großen Mann" und Saint-Just eine „Hoffnung" des Vaterlandes nennen zu dürfen, „über welche Frankreich sich niemals trösten werde". Louis Blanc treibt das nämliche Spiel, nur daß er dabei staatsmännische Allüren annimmt und demgemäß den Theoretiker des Systems, Robespierre, in den Vordergrund stellt, während Hamel als Biograph beider Schreckensmänner die Verherrlichung desjenigen Helden, mit dem er es eben zu thun hat, ohne Rücksicht auf den Neben-

mann inscenirt. Im Ganzen kommt Saint-Just bei den Historikern der Revolution indessen besser weg, als Robespierre, — ein Mal wegen gewisser persönlicher Eigenschaften, deren Mangel bei dem „großen" Maximilian allzu peinlich berührt, zum Andern aber, weil die beträchtliche Zahl über ihn in Umlauf gesetzter Tendenzlügen den Vertheidigern seines Namens besonders reichliche Gelegenheit zu rettenden historischer Thaten bietet.

Auf diesen letzten Punkt ist besonderes Gewicht zu legen. Mehr als alles Uebrige haben Frechheit und Umfang der nach dem 9. Thermidor über dessen Opfer verbreitete Unwahrheiten und Uebertreibungen der französischen Revolutionslegende Vorschub geleistet und den Vertheidigern des Jakobinerthums das Handwerk erleichtert. Während der auf den Sturz des Schreckensregiments folgenden Jahre und im Zeitalter der Restauration ist über die besiegte Partei eine so ungeheure Masse tendenziöser, an den ungeheuerlichsten Widersprüchen laborirender Lügen in Umlauf gesetzt, der geschichtlichen Wahrheit in so unerhörter Weise ins Gesicht geschlagen worden, daß es in der That einer vollständigen Neuarbeit bedurfte, wenn Ereignisse und Personen des Revolutionszeitalters in das richtige Licht gestellt, die wesentlichsten Irrthümer der herkömmlichen Geschichtschreibung beseitigt werden sollten. Von dieser Nothwendigkeit ist seitens gewisser Lobredner der Revolution umfänglicher und — wie sich von selbst versteht — gewissenlosester Gebrauch gemacht worden. In der glücklichen Lage, hunderte gangbar gewordener Unwahrheiten aktenmäßig widerlegen zu können, haben diese Parteifanatiker ihren Lesern ein so gründliches Mißtrauen gegen die Geschichtschreibung des vorangegangenen Geschlechts einzuflößen vermocht, daß ihnen nicht allzu schwer geworden ist, die einen Verdrehungen durch andere zu ersetzen und den Wahn zu erwecken, daß allein das Gegentheil des Ueberlieferten die Präsumtion der Wahrheit für sich habe.

Den Vertheidigern und Lobrednern Saint-Just's ist endlich zu Gute gekommen, daß das Leben dieses Mannes auf nicht mehr als sechsundzwanzig Jahre gebracht worden und daß über die Vorgeschichte seiner kaum zwei Jahre umfassenden öffentlichen Thätigkeit nur spärliche Mittheilungen vorliegen. Einen Mann, der in einem Alter zu leben aufgehört hat, in welchem Andere kaum zu leben anfangen, der sich durch eigene Kraft aus engen Verhältnissen zu einer immerhin bedeutenden Wirksamkeit erhoben, und der sich zugleich als Staatsmann und Soldat geltend zu machen gewußt — einen solchen, überdieß mit glänzenden äußeren Eigenschaften ausgestatteten Mann zum nationalen Helden zu machen, erschien zu lockend, als daß Phantasten der verschiedensten Gattungen und Arten nicht an ihm ihre Künste hätten versuchen sollen.

Ob und in welchem Maße Saint-Just's Person der ihm zugefallenen Rolle und der ihm zugeschriebenen Bedeutung entsprach, soll auf den nachstehenden Blättern untersucht werden. Leser, welche diese Blätter controliren wollen, mögen die Saint-Just betreffenden Abschnitte des dritten und vierten Bandes der Michelet'schen Revolutionsgeschichte, Hamel's Histoire de Saint-Just (Bruxelles 1859, 2. Aufl. 1869), Ed. Fleury's Saint-Just et la Terreur (1852), das bekannte Hauptwerk Louis Blanc's und die Histoire parlementaire (B. 35) zur Hand nehmen.

I.

Louis Antoine (oder, wie er sich selbst zu nennen pflegte, Léon) de Saint-Just wurde im Jahre 1767 zu Décize, einem Städtchen des Nivernois (heute Departement Nièvre) als Sohn eines Cavallerieofficiers geboren. Der Vater, der es nach achtundzwanzig Dienstjahren zum Capitän und Ludwigs-Ritter gebracht hatte, gehörte als bürgerlicher Officier einer Gesellschaftsschicht an, die zur Unzufriedenheit mit den gegebenen Zuständen besonderen reichlichen Grund hatte. In der Armee wie im Civildienst waren alle höheren Stellungen dem Adel vorbehalten, Beförderungen und Auszeichnungen lediglich durch gute Verbindungen und einflußreiche Empfehlungen bedingt. Die alte, eine Weile außer Uebung gekommene Vorschrift, nach welcher es selbst zur Erwerbung des Hauptmannsranges des Nachweises von mindestens vier Ahnen bedürfen sollte, wurde erst nach dem Ableben des Capitäns (Ordre vom 22. Mai 1781) erneuert, — bei Lebzeiten desselben hatte die Stellung des bürgerlichen Officiers indessen so zahlreiche Demüthigungen zur Folge gehabt, daß Herr Louis Jean den Abschied nahm, sobald er einen Ruhegehalt erworben. Angewidert von einem Beruf, der ihn zum Aufseher von Mannschaften gemacht, die die Existenz „zum Kriegsdienst dressirter Hunde führten", ließ der alte Herr sich in dem Flecken Blérancourt nieder, um den Abend seines Lebens ausschließlich der Erziehung seines Sohnes und seiner beiden Töchter zu leben. Das in einer Nebengasse Blérancourt's (bei Noyon) belegene kleine Haus, in welchem der Vater seine letzten Lebensjahre, der seit dem Jahre 1777 verwaiste Sohn seine Knabenzeit verbrachte, wird noch gegenwärtig gezeigt, desgleichen ein Schulheft, in welches der spätere Schreckensmann seine erste größere Arbeit, eine Geschichte des Castells von Coucy, geschrieben. Die späteren Schuljahre brachte der vaterlose Knabe indessen nicht an dem Wohnort der Mutter, sondern in dem Oratorianer-Collegium von Soissons zu, einem Internat, dessen strenge Zucht von dem verwöhnten Kinde nur widerwillig ertragen wurde. Auszeichnungen scheint Louis Antoine nicht erworben und nicht verdient zu haben. Sein Biograph läßt es bei der allgemein gehaltenen Versicherung bewenden, der Held seines Buches sei ein fleißiger Schüler gewesen, — Michelet versichert, die ihm zu Gesichte gekommenen frühesten Arbeiten Saint-Just's ließen auf einen praktisch-verständigen, aber schwerfälligen Geist schließen. Geradezu unglücklich fielen die auf die Schulzeit folgenden, dem Rechtsstudium gewidmeten und in Rheims verbrachten Universitätsjahre aus. Der jugendliche Student kehrte vor Beendigung des Cursus, ohne einen Grad erworben und „etwas Anderes als schlechte Sitten" gelernt zu haben, in das Haus seiner Mutter zurück, wo er ein wenig erbauliches Leben geführt zu haben scheint. Liegen für die Angabe, daß er sich exemplarischer Liederlichkeit beflissen und den Ruf eines gefährlichen Wüstlings erworben, actenmäßige Beweise gleich nicht vor, so läßt das damals entstandene, im Jahre 1789 veröffentlichte Epos „Organt" mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß der zwanzigjährige Verfasser den Schlamm zeitgenössischer Verderbtheit bis an die Knöchel durchwatet und in demselben heftigere Leidenschaften gekühlt hat, als sie bei seinem nüchternen und phlegmatischen Wesen zu vermuthen gewesen waren.

Eine Neuherausgabe des „Organt" haben auch diejenigen von Saint-Just's Anbetern nicht für zweckmäßig gehalten, die der „Dichtung" „einiges Verdienst"

zusprechen und pathetisch versichern, daß die Zahl der obscönen Abschnitte derselben „höchstens vier bis fünf“ betrage und für die Beurtheilung des Ganzen kaum in Betracht komme. Trotz des studirten Cynismus, in welchem der Verfasser sich gefällt, und trotz der Sorgfalt, mit welcher er Ton und Farbe der Pucelle nachzuahmen versucht, hat der Verfasser das Unglück, langweilig zu werden und statt guter Laune, kalte und unliebenswürdige Blasirtheit zu verrathen. Den Gegenstand der Erzählung bildet eine Liebesgeschichte aus der Zeit der Kriege Karl's des Großen gegen die Sachsen,

Il prit envie un jour à Charlemagne
De baptizer les Saxons mécréants,

an denen Sornit, der Geliebte Adelinens, Theil nimmt, um nach mancherlei phantastischen Abenteuern im Kampfe zu fallen, und dem eigentlichen Helden Organt Platz zu machen. Von geschichtlicher Farbe ist selbstverständlich ebenso wenig die Rede, wie von Hingabe an den Stoff. Das Paris, welches Organt aufsucht, ist dasjenige des achtzehnten Jahrhunderts, der Versuch einer satyrischen Darstellung neufranzösischer Zustände die eigentliche Pointe des Gedichts, der gelegentlich ins Treffen geführte Apparat allegorischer Figuren (der Tugend, der Thorheit, der Selbstsucht u. s. w.) ein bloßer Abklatsch des Mechanismus, dessen Voltaire sich in seinem Gedicht bedient; die Zahl der Anleihen bei Tasso, Dante und Milton endlich eine bedenklich große. Wo der jugendliche Dichter witzig zu sein versucht, verräth er Mangel an Humor, und wo er pathetisch werden will, verfällt er in ödes und lebloses Phrasenwerk. — Einige Beispiele mögen das belegen und zugleich die Schwäche und Unfertigkeit der Versification des Verfassers bezeugen.

Organt ist während seines Aufenthalts in Paris Zeuge einer Sitzung der Académie française:

„Figurez vous les quarants assemblés,
Au milieu d'eux paraît la Science
Cent fois plus sotte encore que l'ignorance.“

Aus der Akademie begibt er sich in das Palais (den Gerichtssaal):

„Il s'agissait d'un cas très important,
Si l'on en croit des chroniques certaines,
C'était, messieurs, pour un licou volé
(einen gestohlenen Pferdehalfter)
Que l'on avait tant et si bien hurlé.
. . . . . . . . . . . .
Sur ce licou l'on fit un nouveau code
Et les licous devinrent à la mode.“

Beim Anblick des königlichen Thrones heißt es:

„Ce n'était rien. Eh qu'est ce de donc qu'un trône?
Ce n'est qu'un bloc où chacun peut s'asseoir.“

Beim Abschiede von der französischen Hauptstadt hält Organt's Schutzgeist seinem Liebling eine gefühlvolle Rede.

„Par les tyrans la France est gouvernée,
L'état faiblit et les lois sans vigueur
Respectent l'or du coupable en faveur.
Dans ces écarts la reine forcenée

Foule, mon fils, d'un pied indifferent
Et la nature et tout le peuple Franc."

An diese für eine Schilderung der Regierung Karl's des Großen (Charlot's, wie der Verfasser ihn nennt) ausgegebene Auseinandersetzung reiht sich eine sentimentale Schilderung des Elends, in welchem das arme und tugendhafte Volk steckt.

„Le laboureur déchire en vain la terre;
Le soir il rentre et l'affreux désespoir
Est descendu dans son triste manoir."

Seine wahre Meinung über die menschliche Natur hat der gefühlvolle Menschenfreund, der die Leiden seiner unschuldigen Mitbrüder so brünstig beklagt, indessen in einem früheren Abschnitt verrathen:

„L'homme n'est au plus que la première bête
De ce séjour dont il se dit le roi,
Maître du monde, esclave de lui même.
Il creuse tout et ne sait ce qu'il est.
Son cœur, pétri d'orgueil et d'intérêt
Craint ce qu'il hait, méprise ce qu'il aime,
Impudemment il appelle vertu
Le crime sourd d'un sophisme vêtu."

Michelet und andere französische Beurtheiler glauben aus diesen — unseres Erachtens Chamfort und Volny nachgesprochenen — Phrasen auf eine großartige Welt- und Lebensmüdigkeit des zwanzigjährigen Dichters schließen zu dürfen und berichten zur Unterstützung dieser Auffassung von einer Tradition, die sich aus Saint-Just's Studentenzeit in Reims erhalten haben soll. Danach hatte der von der Oede seiner Umgebung angewiderte junge Mann sein Schlafzimmer schwarz verhängen, mit Todtenschädeln und weißen Thränenperlen verzieren lassen und in demselben Stunden und halbe Tage einsam zugebracht, um sich als abgeschiedenen, unter die Helden des Alterthums versetzten Geist zu träumen und die pathetische Klage zu wiederholen: „Wie ist die Welt so leer, seit den Zeiten der Römer" (Le monde est vide depuis les Romains).

Ob der ermüdete Lebemann die „Welt" bereits damals „leer" gefunden, wissen wir nicht, — das enge, philiströse Blérancourt muß ihm in der That öde erschienen sein, denn unmittelbar nach Beendigung seines Gedichts (im Spätherbst 1789) begab er sich nach Paris, um das im Druck erschienene Werk zu „poussiren", d. h. demselben die günstige Meinung einflußreicher Beurtheiler zu erobern. Er wandte sich zunächst an Camille Desmoulins, der in der von den Verhandlungen der constituirenden Versammlung wild bewegten Hauptstadt eine Rolle zu spielen begonnen hatte. Camille ließ den hoffnungsvollen Dichter indessen ablaufen: in der Nummer 6 seiner Zeitschrift „Revolutions de France et de Brabant" zeigte er das (anonym erschienene) Werk mit den Worten an: „Junger Mann, haben Sie denn von allem gesunden Menschenverstande Abschied genommen?" — eine Anspielung darauf, daß die Vorrede zum „Organt" gleichfalls aus einer einzigen Zeile bestanden hatte: „Ich bin zwanzig Jahre alt — ich habe es schlecht gemacht, ich werde es aber besser machen können." — Saint-Just's Biographen behaupteten, der Dichter des „Organt" habe diesen Mißerfolg leicht genommen und bei seiner Rückkehr aus Paris keine anderen, als patrio-

3*

tische Gedanken mitgebracht, keine andere Beschäftigung gekannt, als Propaganda für die neuen Ideen, die er während seines Aufenthalts in der Hauptstadt eingesogen. Woher die Kunde von dieser inneren Wandlung des Zwanzigjährigen stammt, erfahren wir nicht. Von Saint-Just's Jugendbriefen sind nur zwei oder drei erhalten geblieben, die sich durch vollendete Inhaltslosigkeit auszeichnen, andere Zeugnisse aber fehlen vollständig. Es ist das um so lebhafter zu bedauern, als von gegnerischer Seite eine gerade diese Periode betreffende schwere Anklage erhoben worden ist, — eine Anklage, die u. A. von der Autorität Taine's unterstützt wird, für welche die Beweise indessen fehlen. Zu Anfang des Jahres 1790 sollen die Familien Saint-Just und Bayard (die ältere Schwester war an einen Friedensrichter dieses Namens verheirathet) den jungen Herrn wegen leichtfertiger Streiche dem Kloster Picpus zu Bailly überliefert und daselbst einige Zeit eingesperrt gehalten haben. Taine's Anspielungen darauf, daß der Eingesperrte sich an dem Eigenthum seiner Mutter vergriffen habe, fehlt unseres Wissens jede Bescheinigung. — Fleury beruft sich in seinem Buche „Saint-Just et la Terreur" auf eine Tradition, nach welcher die betreffende Zelle noch vor einem Menschenalter Neugierigen gezeigt worden, fügt indessen hinzu, daß die Büßerliste des Jahres 1790 verloren gegangen sei. Schon mit Rücksicht darauf, daß eine in das Revolutionsjahr 1790 fallende Klostergefangenschaft wenig wahrscheinlich scheint (um so unwahrscheinlicher, als die Aufhebung der Klöster bereits seit dem December 1789 auf der Tagesordnung der constituirenden Versammlung stand), liegt die Annahme nahe, daß diese (u. A. auch von Sainte-Beuve und von Cuvillier als glaubwürdig behandelte) Geschichte auf Erfindung beruhe. Ihre Entstehung wird von Saint-Just's eifrigem Bewunderer Hamel aus einem wenig später spielenden Vorgang erklärt, der für den übeln Ruf des Helden so charakteristisch erscheint, daß seiner gleich hier Erwähnung geschehen mag.

Unter den im Nachlaß Saint-Just's vorgefundenen und in der „Collection des pièces trouvées" veröffentlichten Papieren, erregte der nachstehende, vom Jahre 1793 datirte Brief des damaligen Municipalitätssecretärs Thuriot in Blérancourt die besondere Aufmerksamkeit der Zeitgenossen.

„Von Frau Thorin habe ich Nachricht erhalten, und Du giltst immer noch für Denjenigen, der sie entführt hat. Sie wohnt im Tuilerien-Hôtel der Straße St. Honoré, gegenüber den Jacobinern. Es ist dringend geboten, behufs Widerlegung dieser Verleumdung, die in den Kreisen der anständigen Leute Wurzel geschlagen hat, alles Nöthige zu thun und dadurch die Achtung und Ehre wieder herzustellen, deren Du Dich vor der Entführung erfreut hattest. Du hast von dem allem keine Vorstellung, die Sache verdient indessen Deine Aufmerksamkeit. Lebe wohl, mein Freund — die Post geht ab. Thu' für den Freund, was Du ihm versprochen hast. — Dein aufrichtiger Freund für das Leben Thuriot."

Das vorstehende, von der Naivetät Hamel's als Beweis für die Unschuld und den guten Ruf Saint-Just's bezeichnete merkwürdige Schriftstück wird von Fleury mit der Bemerkung begleitet, der Adressat desselben habe Frau Thorin als Geliebte nach Paris mitgenommen und den Ehemann, einen harmlosen Notar, als politischen Verdächtigen einsperren lassen. Ob es damit seine Richtigkeit hat, läßt sich heute ebensowenig feststellen, wie die entgegengesetzte Version, nach welcher eine Jugendliebe Saint-Just's für die damals unverheirathete Dame zu den Fabeln von seiner Einsperrung und ihrer Entführung die Veranlassung

gegeben haben soll. Genug, daß der Mann, den seine Verehrer zum Musterbilde republikanischer Sittenstrenge und makelloser Bürgertugend machen wollen, nicht nur der Verfasser eines obscönen Gedichts gewesen ist, sondern daß er seinen Mitbürgern für einen Don Juan gegolten, dem Ehebruchs- und Entführungsabenteuer zugeschrieben werden konnten. Bei der geringen Zahl über das Privatleben Saint-Just's vorliegender Nachrichten wird auf diesen, an und für sich nicht entscheidenden Umstand einiges Gewicht zu legen sein. Wenn es für die Kälte, Unnahbarkeit und Herzlosigkeit des im Jugendalter zum unerbittlichen Gewaltmenschen gewordenen Doctrinärs eine Erklärung gibt, so ist es diese, daß Saint-Just nach Uebersättigung an den sinnlichen Freuden des Lebens allein für die Lockungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht empfänglich gewesen sei und daß er nach Art ermüdeter Genußmenschen die Regungen des Gemüthslebens als vermeintlich kindische Schwachheiten hinter sich gelassen habe. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, auf diesen Punkt zurückzukommen und Aussprüche heranzuziehen, die Bestätigungen dieser Auffassung zu enthalten scheinen.

Bevor Saint-Just den Weg zu der großen politischen Bühne beschritt, den sein Ehrgeiz ihm vorgezeichnet hatte, suchte er als revolutionärer Localagitator die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich zu ziehen. Große und kleine Mittel wurden zu diesem Behufe gleichmäßig in Bewegung gesetzt. Kirchthurmsstreitigkeiten darüber, ob Laôn oder Soissons zur Hauptstadt des neu errichteten Departements de l'Aisne erhoben, ob der Jahrmarkt des Cantons wie bisher in Blérancourt oder in dem benachbarten Städtchen Coucy abgehalten werden sollte, — Demonstrationen gegen den für conservativ geltenden Obersten der Nationalgarde von Blérancourt, Grafen de Lauranguais, großsprecherische Proteste gegen eine Bittschrift zu Gunsten der Geistlichkeit und andere Vorkommnisse verwandter Art gaben dem ehrgeizigen Jüngling erwünschte Veranlassung, flammende Reden zu halten, vor den Spießbürgern des Orts die Rolle eines modernen Brutus zu spielen und als „Obristlieutenant" der heimathlichen Nationalgarde an der Feier des Pariser Föderationsfestes vom 14. Juli 1790 Theil zu nehmen. Denkwürdig ist von diesen Bausteinen zu der künftigen Machtstellung des Führers der Radicalen des Landstädtchens am Aisne-Ufer **nur** einer geworden, der Handel wegen der „Jahrmarktsfrage", weil er dem dreiundzwanzigjährigen Patrioten der Stadt Blérancourt zu dem nachstehenden an den Abgeordneten für Arras, **Herrn Maximilien de Robespierre**, gerichteten hochpathetischen Schreiben Veranlassung bot:

„An Sie, der Sie das wankende Vaterland im Kampfe gegen den Strom des Despotismus und der Intrigue aufrecht erhalten — an Sie, den ich, wie Gott, nur durch seine Wunder kenne, an Sie, mein Herr, wende ich mich, indem ich Sie bitte, Sie wollten mir helfen, mein unglückliches Land zu retten. Wie es heißt, hat die Stadt Coucy die Absicht, sich den bisher in dem Flecken Blérancourt abgehaltenen Jahrmarkt zusprechen zu lassen. Sollen die Städte denn die Privilegien des flachen Landes vollständig verschlingen? Soll dem letzteren denn nichts übrig bleiben als die Taille und die übrigen Steuern?

„Unterstützen Sie gefälligst mit Ihrem Talent die Adresse (sc. an die Nationalversammlung), welche ich mit heutiger Post absende und in welcher ich die Ueberweisung meines Erbtheiles an den Domänenbesitz des Cantons vorschlage, damit derselbe das Privilegium behält, ohne welches er Hungers sterben muß. Ich kenne Sie nicht, aber Sie sind ein großer Mann. Sie sind nicht nur der Deputirte einer Provinz, Sie sind der Vertreter der Menschheit und des Staatswesens

(de l'humanité et de la république). Thun Sie gefälligst das Ihrige, damit meine Bitte nicht verschmäht werde."

Der Widersinn des Erbietens, gegen Hergabe eines Erbtheils die Erhaltung des Jahrmarkts-Privilegiums von Blérancourt einzutauschen, ist so augenfällig, daß auf die angebliche Großherzigkeit derselben nicht eingegangen zu werden braucht. Genug, daß der damals wenig beachtete Deputirte für Arras diese ihm dargebrachte Huldigung außerordentlich günstig aufnahm und mit dem Urheber derselben in Beziehungen trat, die sich erhielten. Als „großer Mann" und „Vertreter der Menschheit" gefeiert zu werden, war der selbstgefälligste aller Sterblichen damals noch nicht gewöhnt, wo die Situation von Männern ganz anderen Schlages beherrscht wurde und der von den leitenden Parlamentariern ziemlich abfällig behandelte M. de Robespierre mit der bescheidenen Berühmtheit fürlieb nehmen mußte, welche die Hartnäckigkeit seiner Redelust und die Gunst der Pöbelpresse ihm bei den Demagogen der Hauptstadt und den Wühlern der Provinz erobert hatten. Der Zustimmungsbrief des jugendlichen Fanatikers von Blérancourt mochte ihm um so willkommner sein, als er in demselben einen Candidaten für die nächsten Wahlen im Departement Aisne sah. — Als Mann nach Robespierre's Herzen stellte Saint-Just sich aber schon wenig später in seiner Schrift über „den Geist der Revolution und die Verfassung Frankreichs" dar, einem Abklatsch der Ideen des Advokaten von Arras, wie er unselbständiger und geistloser kaum gedacht werden kann.

Gleich der Mehrzahl seiner Genossen stand Robespierre im Jahre 1791 auf dem Standpunkt der constitutionellen, „von demokratischen Einrichtungen umgebenen" Monarchie. Saint-Just, der in der Folge den geborenen Republikaner und echten Römer zu spielen pflegte, bekennt sich in seiner Schrift genau zu derselben Anschauung: „Die Monarchie wird keine Unterthanen kennen, sie wird das Volk ihr Kind nennen, weil die öffentliche Meinung den Despotismus lächerlich gemacht hat . . . Der Charakter der Monarchie wird Wohlwollen sein, weil sie die Freiheit zu schonen, die Gleichheit anzuerkennen und Recht zu üben haben wird." Robespierre war überzeugter Deïst, — sein Schüler bekennt sich gleichfalls als solcher, und spendet dem Christenthum einige wohlwollende Worte, indem er gleichzeitig seine Befriedigung darüber ausspricht, „daß Gott und die Wahrheit von dem Joch ihrer Priester befreit worden". Der Meister hatte das Bestätigungsrecht der Krone als mit dem Grundsatz der Volkssouveränität unvereinbar erklärt und die Uebertragung des militärischen Oberbefehls an den König getadelt — der getreue Adept ist genau derselben Meinung und stellt zur Erwägung, daß, „wenn der König Krieger, Staats- und Volksmann ist, die Verfassung an den Rand des Abgrundes gedrängt werden könne." Bei der Berathung des Strafgesetzbuchs hatte Robespierre sich für möglichst gelinde Strafen ausgesprochen und in einer vielbesprochenen Rede die Todesstrafe bekämpft. Saint-Just, der nie die Spur einer sentimentalen Regung besessen, betet dem Meister auch hier so getreulich nach, daß er sich zu den nachstehenden geradezu hirnverbrannten Sätzen versteigt:

„In den kleinen, eng begrenzten Staaten des Alterthums hatte die Strenge der Gesetzgebung einen Sinn, weil der Fehltritt eines Einzelnen die Gesammtheit ins Verderben stürzen konnte. Je ausgedehnter das Staatsgebiet ist, desto milder müssen die Gesetze sein,

weil die Gefahren weniger zahlreich, die Sitten ruhiger (calmes) sind." „Die alten Republikaner," so schreibt der Organisator des Schreckens- und des Kriegsterrorismus von 1794 einige Zeilen später, „weihten sich den Strapazen, dem Blutvergießen, der Verbannung und dem Tode für die Ehre des Vaterlandes — bei uns verzichtet das Vaterland aus Liebe zu der Ruhe seiner Kinder auf den Ruhm und verlangt von ihnen lediglich die Erhaltung." —

Rücksichtlich des Abscheus gegen die Todesstrafe sucht der Mann, der wenige Jahre später Tausende von Menschenleben seinem System opferte, den Menschenfreund von Arras noch zu übertreffen.

„Welche Verehrung mir die Autorität J. J. Rousseau's auch einflößt, ich kann es Dir, großer Mann, nicht verzeihen, daß Du die Todesstrafe gerechtfertigt hast! Wie sollte das Volk, das sein Souveränetätsrecht auf Niemanden übertragen kann, das Recht über Leben und Tod übertragen können? . . . . . Rousseau, Du hast geirrt, wenn Du sagst, daß Du, um nicht das Opfer eines Mörders zu werden, Dein Leben zur Verfügung stellen würdest, wenn Du selbst Mörder geworden sein solltest. Du darfst eben nicht zugeben, daß Du Mörder werden könntest. Du verletzest dadurch die Natur und den Gesellschaftsvertrag, und der von Dir ausgesprochene Verdacht des Verbrechens legt die Voraussetzung nahe, daß es Dir möglich wäre, Dich des Verbrechens zu erfrechen. Vermehren die Verbrechen sich, so bedarf es anderer Gesetze. Der Zwang ist es, der das Verbrechen groß säugt, und wenn Jedermann den Vertrag verletzt, so wird die Staatsgewalt selbst verderbt und gibt es keine unbestechlichen Richter mehr. Ein Volk, welches sich durch Gewalt (violence) regiert, hat das ohne Zweifel verdient u. s. w."

Zu diesem Gemisch von Plattheit und Sentimentalität steht es in merkwürdigem Gegensatz, daß derselbe Verfasser, sobald er auf gegebene Zustände und Personen zu reden kommt, eine Nüchternheit des Urtheils bewährt, die im Zeitalter des Wahnglaubens an die Vortrefflichkeit und unbeschränkte Perfectibilität der menschlichen Race besondere Beachtung verdient. Charakter und sittliche Beschaffenheit desselben Volks, das mit „milden" Gesetzen regiert und zu höchster sittlicher Vollkommenheit gebracht werden soll, werden im ersten Abschnitt des Saint-Just'schen Buches wie folgt geschildert:

„Die Nachwelt wird sich kaum vorstellen können, bis zu welchem Grade das Volk (sc. zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts) begehrlich, habgierig und frivol war, in welchem Maße es durch Bedürfnisse, welche seine begehrliche Art in ihm groß gezogen hatte, in die Abhängigkeit von den Großen gebracht worden war. Es ist damit so weit gekommen, daß die Forderungen der Massen auf die Gnadenerweisungen des Hofes und die Unterschleife der Staatsschuldner gleichsam als Hypotheken eingeschrieben sind. Wie eine Kette steigt der Betrug bis zum Souverän hinauf und von diesem in die Provinzen hinunter . . . . . . . Das Volk hatte keine guten Sitten und ist nur lebhaft. Seine Liebe zur Freiheit war ein krampfhafter Ausbruch, seine Schwäche erzeugte die Grausamkeit. Ich glaube nicht, daß es — außer bei Sklaven — jemals vorgekommen ist, daß ein Volk die Köpfe verhaßter Personen auf Lanzenspitzen umhertrug, daß es seinen Feinden die Herzen aus der Brust riß, diese verschlang und ihr Blut trank. Man wird dieses entsetzliche Schauspiel seiner Zeit in Amerika zu sehen bekommen. Ich habe dasselbe bereits in Paris gesehen, ich habe die Freudenrufe des meisterlosen Volkes gehört, welches sich Fetzen von Menschenfleisch zuwarf und dabei „Es lebe die Freiheit" schrie." —

Auch in der Beurtheilung einzelner Personen beweist der Verfasser des „Geistes der Revolution" eine gewisse Unabhängigkeit von den Modeanschauungen. Von Ludwig XVI. heißt es z. B.:

„Er ist zugleich schroff (brusque) und schwach und glaubt das Gute zu thun, weil er das Gute wünscht. Herrn de Montbarrey hat er entlassen, weil derselbe heimlich ein glänzendes Mahl gegeben — dabei sieht er aber kaltblütig zu, wie sein Hofstaat die Finanzen plündert — oder vielmehr er hat nichts davon gesehen . . . . Marie Antoinette ist eher Betrogene als Betrügerin, mehr leichtsinnig als eidbrüchig, sie lebt dem Vergnügen und scheint nicht in Frankreich, sondern in Trianon zu regieren" —

Aussprüche, die sich von der Heerstraße landesüblich gewordener Verleumdungen und Beschimpfungen des Königspaares ebenso weit entfernen, wie desselben Verfassers gemessene Urtheile über den damals noch populären Herzog von Orléans, den Saint-Just gegen die Anklage auf Verschwörung vertheidigt, im Uebrigen aber höchst abfällig behandelt. Necker wird als „Mann mit goldenem Kopf und thönernen Füßen" bezeichnet, der „zur Zeit des Despotismus dem Volke und nach Herstellung der Freiheit dem Hofe schmeichelte und sich in den Mantel seines Ruhmes hüllte — Marat ist „ein gefühlvoller aber allzu unruhiger Geist" u. s. w.

Der Eindruck dieser Schrift scheint kein erheblicher gewesen zu sein: hatten Andere doch dasselbe und in packenderer Weise vorzutragen gewußt. Selbst die in der Schrift enthaltenen großsprecherischen Phrasen von dem freiwilligen Tode, den der Verfasser sich geben werde, „wenn ihm nicht gelingen sollte, seinem Volke milde, energische, gefühlvolle, gegen Tyrannei und Ungerechtigkeit unerbittliche Sitten zu geben", selbst diese Phrasen hatten das Maß des damals Landesüblichen nicht überschritten. Daß das nächste Ziel des Verfassers, die Erwählung in die gesetzgebende Versammlung, nicht erreicht wurde, konnte demnach nicht verwunderlich erscheinen, zumal der Candidat der Jacobiner-Partei des Département de l'Aisne das gesetzliche Alter für die Wählbarkeit noch nicht erreicht hatte. Er selbst scheint diesen Mißerfolg bitter gefühlt und sich in einem Zustand der Aufregung befunden zu haben, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzte. In einem vom 20. Juli 1792 datirten, anscheinend nicht zur Absendung gelangten Schreiben an seinen damaligen Freund und späteren Lästerer Daubigny kommen Ungeheuerlichkeiten wie die folgenden vor:

„Seit ich hier bin, werde ich von einem republikanischen Fieber gefoltert und zerstört .... Leider konnte ich nicht in Paris bleiben, und ich fühle mich doch im Stande, das Jahrhundert zu durchschwimmen ... Ich stehe über dem Unglück, ich werde Alles ertragen, aber die Wahrheit sagen. Ihr seid Feiglinge, die mich nicht zu würdigen wissen, meine Palme aber wird sich über Euch erheben und Euch vielleicht verdunkeln ..... Reißt mir das Herz aus und verschließt es, dann werdet Ihr werden, was Ihr nicht seid: groß ..... Großer Gott, ist es denn nothwendig, daß Brutus fern von Rom hinsiecht? Mein Entschluß ist übrigens gefaßt: wenn Brutus die Anderen nicht tödtet, wird er sich selbst tödten."

Zwei Monate nach diesem Ausbruch bis zum Wahnsinn gesteigerten Ehrgeizes hatte „Brutus" das ersehnte Ziel erreicht. Am 10. August 1792 waren die Ueberreste der französischen Monarchie schmählich zusammengebrochen und wenig später die Bürger der angehenden Republik zur Erwählung einer neuen souveränen Versammlung, des National-Convents, eingeladen worden. Am 2. September — dem Tage der Pariser Gefängnißmorde[1]) — wurde der fünfundzwanzigjährige Saint-Just zum Deputirten seines heimathlichen Wahlbezirks erwählt und von dem Präsidenten der Wahlversammlung Jean Debry (der anfänglich das jugendliche Alter des Candidaten beanstandet hatte) mit den Worten beglückwünscht: „Ihre Tugenden sind Ihren Lebensjahren vorausgeeilt." — Nachdem er noch an der Aushebung der Freiwilligen von Soissons für die Revolutions-

[1]) Lamartine's Erzählung von Saint-Just's Verhalten während der Septembergreuel (Histoire des Girondins, III, p. 333) gehört in das Gebiet der von diesem Schriftsteller frei erfundenen Fabeln. Saint-Just war während der Septembervorgänge in Soissons, um seine Wahl zu betreiben.

armee Theil genommen, reiste der neue Deputirte nach Paris ab, wo er am 18. September (Tags vor Eröffnung des Convents) eintraf und im Hôtel „des États Unis“ (Rue Gaillon) Wohnung nahm.

## II.

Zwei Monate nach Zusammentritt des Convents, am 13. November 1792 stand diese Körperschaft vor einer der wichtigsten und folgenschwersten Entscheidungen, die jemals von einem Parlamente gefällt worden. Es handelte sich um das Geschick des unglücklichen Königs, „der das Gute zu thun geglaubt hatte, weil er es wünschte“, und zunächst um die Beantwortung der von Pétion aufgeworfenen Frage: „Kann Ludwig vor Gericht gestellt werden?“ Hérault des Sechelles führte den Vorsitz, als erster Redner ergriff Morisson, — ein der gemäßigten Partei angehöriger Deputirter der Vendée — das Wort, um auseinander zu setzen, daß Ludwig XVI. zwar der ihm zur Last gelegten Verbrechen gegen den Staat schuldig, indessen gesetzlich unverletzbar, weil er durch die Verfassung von 1791 geschützt sei. Noch saß die Versammlung in düsterem Schweigen da, als ein junger, der Mehrzahl der Anwesenden so gut wie unbekannter Mann langsam und ernsthaft dem Rednerstuhle zuschritt, den er zum ersten Male betrat. Der kühle, leidenschaftslose Ton, in welchem der Redner sprach (seine Sätze fielen — nach dem Bericht Barère's — wie Beilschläge), contrastirte ebenso mit dem heftigen Inhalt seines Vortrages, wie mit der Mädchenhaftigkeit seiner jugendlich schönen Erscheinung. Die zarten, in Milch und Blut prangenden Züge waren von blondem, in reichen Locken herabfallendem Haar eingerahmt; unter der niedrigen, aber schön geformten und elfenbeinweißen Stirn sahen tiefblaue Augen mit strengem Ernst drein. „Man hätte Iphigenie, die jungfräuliche Priesterin von Tauris vor sich zu sehen glauben können, wenn der Ausdruck dieser Augen nicht allzu hart und starr, die zwischen den Augenbrauen gezogene Falte nicht allzu finster gewesen wäre.“ Der geschmackvoll gewählte Anzug (lichtblauer Frack mit Metallknöpfen) verrieth den jungen Mann von gutem Hause, der auf sein Aeußeres hielt, — wunderlich nahmen sich nur die hohe, bis unter das Kinn reichende Cravatte und die steife Gravität der schlanken Gestalt aus. „Wenn der Kopf sich wandte, so machte der gesammte Körper diese Bewegung mit.“ Unbeweglich wie die Erscheinung des Mannes, war der Ton seiner Rede — es war „als ob ein eisiger Hauch auf die Versammlung ausgegossen würde“, als er zu sprechen begann.

Der Redner war Saint-Just, der Inhalt seines Vortrages aber bekundete eine Wildheit des Hasses, welche selbst den hartgesottenen Zuhörern des Berges (der äußersten Linken) einen gewissen Schauer einflößte.

„Ich werde,“ begann er langsam und gewichtig, „den Beweis führen, daß der König gerichtet werden **kann** und daß die Meinung Morrisson's über seine Unverletzbarkeit ebenso falsch ist wie die Behauptung des Ausschusses, daß der Angeklagte als Bürger beurtheilt werden müsse. Der König muß nach Grundsätzen beurtheilt werden, die weder mit der einen noch mit der anderen Aufstellung etwas gemein haben.

„Der Ausschuß wollte Sie überzeugen, daß der König als Bürger behandelt werden müsse — ich aber sage, daß er als Feind behandelt werden muß . . . . . Es wird ein Tag kommen, an welchem Geschlechter, die von unseren Vorurtheilen ebenso weit entfernt sein werden wie wir von denjenigen der Vandalen, über die Barbarei eines Jahrhunderts staunen werden, welches es für

ein großes Ding (quelque chose de religieux) hielt, wenn es Tyrannen zu verurtheilen galt, und in welchem das Volk, das den Tyrannen zu tödten berufen war, ihn ohne Rücksicht auf seine Verbrechen zum Range eines Bürgers erhob! Man wird alsdann darüber staunen, daß das achtzehnte Jahrhundert weniger vorgeschritten gewesen als das Zeitalter Cäsar's. Dieser Tyrann wurde vor versammeltem Senat niedergemacht, ohne daß es einer anderen Formalität als derjenigen von zweiundzwanzig Dolchstichen, eines anderen Gesetzes als der Freiheit Roms bedurft hätte. Und heute macht man respectvoll einem Menschen den Proceß, der ein Volksmörder ist, den man auf frischer That mit blutigen Händen und bei der Ausführung seines Verbrechens ertappt hat. Wer der gerechten Züchtigung eines Königs besondere Bedeutung zumißt, wird niemals eine Republik begründen . . . . . Großgesinnte Seelen werden dereinst, in späterer Zeit, sagen, daß einem König der Proceß gemacht werden muß, nicht wegen der Verbrechen seiner Verwaltung, sondern wegen des Verbrechens, König gewesen zu sein. Nichts auf der Welt kann eine solche Usurpation rechtfertigen, und in welche Vorstellungen und Conventionen das Königthum sich auch hüllen mag — es ist ein ewiges Verbrechen, gegen welches Jedermann sich erheben und zur Waffe greifen kann; es (das Königthum) gehört der Reihe derjenigen Attentate an, welche selbst die Verblendung eines ganzen Volkes nicht zu rechtfertigen vermöchte. Schon wegen des Beispiels, welches es dadurch gegeben, hat ein solches Volk ein Verbrechen gegen die Natur begangen; denn die Natur hat jedem Menschen in jedem Lande den stillschweigenden Auftrag ertheilt, die Gewaltherrschaft auszurotten. Man kann überhaupt nicht unschuldig herrschen — der darin steckende Widersinn liegt auf der Hand. Jeder König ist ein Rebell, ein Usurpator."

Die Feder sträubt sich, den Bericht über diesen Ausbruch verbrecherischen Wahnsinns weiter fortzusetzen. Und wenn es sich noch um einfachen Wahnsinn, um die Ausgeburt einer Stunde krankhafter Ueberreizung gehandelt hätte! Saint-Just's Rede vom 13. November 1792 war das Werk sorgfältiger Ueberlegung, das Werk eines Mannes, der achtzehn Monate zuvor eine Schutzschrift für das constitutionelle Königthum veröffentlicht und der kaltblütig berechnet hatte, daß es unter den zur Zeit gegebenen Umständen einer alles Dagewesene übertreffenden Appellation an die Augenblicks-Instincte der Massen bedürfe, wenn das Ziel einer großen Reputation, einer überragenden Macht- und Herrschaftsstellung im ersten Anlauf erreicht werden sollte. Daß Ehrgeiz und Herrschsucht die leitenden Beweggründe des blutgierigsten aller Richter des unglücklichen Königs gewesen, haben auch Saint-Just's Gesinnungsgenossen gewußt. „Er besaß," so urtheilt sein College Barère, „seltenes Talent, aber unerträglichen Stolz. Er sprach unaufhörlich von der Republik und litt an habituellem Despotismus." Noch schneidender lautet ein Ausspruch Robespierre's: „Er hat Etwas von Karl IX. an sich." Daß sein letztes Ziel die Herrschaft sei, und daß er dieses Ziel mit kalter Berechnung verfolgte, hat endlich Saint-Just selbst und zwar in dem bekannten Worte eingestanden, das er seinem heftig auffahrenden Freunde Lebas bei Gelegenheit zurief: „Ereifre Dich nicht, die Herrschaft gehört den Phlegmatikern."

Seine Absicht, mit der Jungfernrede vom 13. November 1792 in den Kreis der Führer der Bergpartei zu treten, hatte Saint-Just vollständig erreicht. Michelet, der nicht umhin kann, die „brutale Heftigkeit" der diesem bluttriefenden Vortrage zu Grunde liegenden Ideen bei Namen zu nennen, sagt mit Recht, derselbe habe für die gesammte fernere Behandlung des Processes gegen den König „den Ton angegeben" und selbst bei Robespierre einigen Neid erregt. So tiefgehend war der Eindruck, den der jugendliche Redner auf die Versammlung gemacht, daß die anfangs stutzig gewordene Gironde es nicht für zweckmäßig hielt, dem Beifallstoben des Berges und der Tribünen Widerstand zu leisten, und

daß das Organ der Partei, der von Brissot herausgegebene „Patriote“, die „lichtvollen Einzelheiten“ anzuerkennen die Stirn hatte, durch welche der jugendlich übertreibende Redner ein Talent verrathen habe, „welches Frankreich zur Ehre gereichen könne“. Mit der ihm eigenthümlichen scharfen Witterung für die Zeitrichtung schritt Saint-Just weiter, indem er in Sachen des Processes noch zweimal das Wort ergriff. Er war es, der noch vor Beendigung der Untersuchung die ewige Verbannung der Familie „Bourbon-Capet“ durchsetzte (16. December); er war es, der auf die Rede von Ludwig's muthigem und beredtem Vertheidiger Desèze zunächst replicirte (27. December) und den Eindruck derselben durch einen Appell an die schlimmsten und heftigsten Leidenschaften des Convents und der Tribünen zu zerstören wußte. Nachdem er darauf hingewiesen, daß die Vertheidigung des Königs gleichbedeutend sei mit einer „Anklage gegen den Ankläger“, d. h. gegen das Volk und dessen Vertreter, rief er den Vertheidigern des unglücklichen Monarchen das Drohwort entgegen: „Wenn der König unschuldig ist, so ist das Volk schuldig.“ Sodann wandte er sich gegen die Partei der Girondisten, welche (in der Absicht, den König zu retten) eine directe Urtheilsfällung durch das Volk vorgeschlagen hatten:

„Bedeutet der Appell an das Volk etwas Anderes als die Zurückrufung der Monarchie? Von der Begnadigung des Tyrannen ist nur ein Schritt zur Begnadigung der Tyrannei. Appellirt der Tyrann an das Volk, welches ihn anklagt, so thut er dasselbe, was Karl I. zur Zeit that, als die Monarchie noch bestand. Ihr seid es nicht, die den König anklagen und verurtheilen, das Volk thut es durch Euch. Ihr habt das Kriegsrecht gegen alle Tyrannen der Welt verkündigt, und Ihr wollt Euren eigenen Tyrannen verschonen.“

So laut war der Beifallssturm, mit welchem diese — auch von Freunden als „banal“ bezeichneten — Ausführungen aufgenommen wurden, daß der Präsident der Versammlung, Barère, demselben Schweigen zu gebieten für zweckmäßig hielt. „Es gilt eine Art Todtenfeier,“ rief er den Tribünen zu, „und bei einer solchen sind die an und für sich unzulässigen Beifallsbezeugungen unschicklich“ [1]).

Saint-Just's Verhalten bei der Schlußabstimmung und die Begründung seines Votums („Ich stimme für Tod, weil Ludwig XVI. Feind des Volks, seiner Freiheit und seines Glücks gewesen ist“), verstanden sich nach dem Vorstehenden von selbst. Rücksichtlich der äußeren Umstände, unter welchen die — bekanntlich eine fünfundzwanzigstündige Sitzung beanspruchende — namentliche Abstimmung erfolgte, mag beiläufig erwähnt werden, daß die über dieselben herrschenden Vorstellungen irrthümliche sind. Mercier, der Verfasser des bekannten „Tableau de

[1]) Bereits bei Gelegenheit von Ludwig's erstem Verhör hatte dieser „Anakreon der Guillotine“ Anstandsgefühl genug besessen, um die Verhandlung mit der nachstehenden an die Tribüne gerichteten Bemerkung zu eröffnen: „Sie sind dem erlauchten Unglück und dem vom Throne herabgestiegenen Angeklagten Achtung schuldig. Die Blicke Frankreichs, die Aufmerksamkeit ganz Europa's, das Urtheil der Nachwelt sind auf Sie gerichtet. Sollten, was ich weder glauben noch voraussehen will, Zeichen des Mißfallens oder Zwischenrufe im Laufe dieser langen Verhandlung vernommen oder ausgestoßen werden, so werde ich genöthigt sein, die Tribünen sofort räumen zu lassen. Die nationale Rechtsprechung darf keine äußere Beeinflussung erfahren.“ — Auf Barère's Anordnung wurde dem Könige bei seinem Erscheinen vor den Schranken des Convents ein Lehnstuhl geboten, auf welchem derselbe sich niederließ und während der gesammten Verhandlung sitzen blieb. — Besonders anerkennend soll Ludwig sich darüber ausgesprochen haben, daß Barère bei Verlesung der Anklageacte und bei sonstigen Gelegenheiten die dem Könige anstößige Bezeichnung „Capet“ weg ließ (Mémoires de Barère, II, 54).

Paris", welcher Zeuge dieser Verhandlungen war, entwirft von denselben die folgende Schilderung: „Man denkt sich gewöhnlich, daß Ernst, Stille und eine Art von heiligem Schrecken im Saale geherrscht hätten. Nichts von dem allen. Der hintere Theil des Saals war mit Logen bedeckt, in welchen Damen „dans le plus charmant négligé" Orangen und Gefrorenes aßen und Liqueur tranken und Besuche der sie Begrüßenden empfingen. Die eleganteste Seite der Logenreihe war diejenige gegenüber den Sitzen der Bergpartei. Hier saßen die „großen Vermögen" unter dem Schutze Marat's und Robespierre's: hier hatten Orléans, Lepelletier, der Marquis von Chateauneuf, Anacharsis Clootz und andere sehr reiche Deputirte ihre Plätze, während ihre mit dreifarbigen Bändern geschmückten Maitressen die reservirten Tribünen einnahmen. Die Huissiers, welche bei den Bänken der Bergpartei den Dienst hatten, betrugen sich wie Logenschließer, welche die Damen artig einführten und ihnen die Plätze anwiesen. Obgleich jedes Beifallszeichen verboten war, hörte man eine Amazone der weiblichen Jacobinerbande „Ah, ah" rufen, wenn sie das Votum „Tod" nicht laut genug abgegeben vernahm. Auf den oberen, dem Volk bestimmten Tribünen, fehlte es weder an Fremden noch an Zuschauern aller Stände; es wurde Wein und Branntwein getrunken und gewettet. Langweile, Ermüdung und Ungeduld lagen auf allen Gesichtern. Der Reihe nach mußten alle Deputirten den Rednerstuhl betreten und ihr Votum abgeben; immer wieder hörte man fragen: „Bin ich daran?" Als ein kranker Deputirter in Schlafrock und Nachtmütze erschien, brach die gesammte Versammlung in Gelächter aus . . . Als Orléans für den Tod seines Vetters stimmte, wurde er ausgezischt und mit Zeichen des Abscheus überhäuft; bei Andern sah man, daß sie nachrechneten, ob sie noch die Zeit haben würden, vor Abgabe ihres Votums zu essen — die Meisten begnügten sich, langsam und wie aus dem Grabe das Wort „Tod" zu sprechen. Während die Damen die abgegebenen Stimmen eifrig mit Nadelstichen auf Karten abmerkten, kam es vor, daß eingeschlafene Deputirte geweckt werden mußten, um auf die Tribüne zu steigen und ihr Urtheil abzugeben."

Vergegenwärtigt man sich diesen Hintergrund von Gemeinheit und Frivolität, so weiß man zugleich, was von dem Gerede Derer zu halten ist, welche den Conventsverhandlungen des 16. Januar 1793 einen großartig-antiken Charakter angedichtet und uns einzureden versucht haben, es seien mindestens die Hauptacteure dieser Blut- und Schandcomödie Römergestalten im Style Cato's und des jüngeren Brutus gewesen. Es bedarf nur der Erinnerung an die mordlustigen Pöbelherden, die, vor den Thüren dieses angeblichen Senats stehend, dessen eigentliche Beherrscher waren, um zu dem Schluß zu gelangen, daß Jacobiner und Girondisten sich bei der Urtheilssprechung über den unglücklichen König mit gleich tiefer und unauslöschlicher Schmach bedeckten und daß Mannes- und Bürgermuth allein dem wackeren Lanjuinais nachgerühmt werden kann, der bis zuletzt dagegen protestirte, „daß unter den Dolchen und Kanonen der Fractionsmenschen berathen werde". —

III.

Das Piedestal, welches Saint-Just durch sein Auftreten im Proceß des Königs erobert hatte, war hoch und breit genug, um ihm eine Stellung zu

sichern, von der aus er in den Gang der folgenden Ereignisse bestimmend eingreifen konnte. An Neigung und Veranlassung dazu sollte es nicht fehlen. Bereits wenige Tage nach seinem parlamentarischen Debut spielte der Fünfundzwanzigjährige sich als Kenner in volkswirthschaftlichen Dingen auf, indem er die von einem der fähigsten Glieder des Convents, dem Deputirten Cambon, geleitete Finanzverwaltung einer abfälligen Kritik unterzog und mit der glücklichen Zuversicht der Ignoranz sein „System" ausführlich entwickelte (29. November 1792). Das in der Noth der Zeit geschaffene Papiergeld (die sog. Assignaten) sollte möglichst eingeschränkt, die Staatsschuld mit Anweisungen auf die zu veräußernden Güter der Emigranten bezahlt, der Grund und Boden für unverkäuflich erklärt, endlich die ländliche Grundsteuer, statt in baarem Gelde, in Naturalien (Getreide) bezahlt, gleichzeitig aber für möglichste Freiheit des Verkehrs gesorgt und die Flußschiffahrt freigegeben werden — Vorschläge, die mit den dringenden Forderungen des Tages so gut wie nichts zu schaffen hatten. Abermals erntete der „von der Wärme seines Gefühls und von der Philosophie erleuchtete" junge Redner die Anerkennung der Versammlung und das besondere Lob des girondistischen „Patriote" ein, — hatte er doch, trotz aller Verworrenheit seiner widerspruchsvollen Ausführungen, mehr zur Sache zu sagen gehabt, als sein Meister Robespierre, der auch in dieser Angelegenheit stundenlang zu reden gewußt, ohne einen einzigen bestimmten Vorschlag zu Tage fördern zu können. — Wenige Wochen später (26. Januar 1793) stand die Neueinrichtung der Armee auf der Tagesordnung des Convents, und abermals war der Dichter des „Organt" in der Lage, Rathschlüsse und ein „System" aus der Tasche ziehen zu können, das auf alle das Vaterland beunruhigende Fragen Antwort gab. Die Hauptgefahr (so setzte Saint-Just auseinander) sei diejenige, der Armeeleitung eine Autorität zugetheilt zu sehen, welche der Freiheit des Volkes bedrohlich werden, den Kriegsminister und den diesem beigegebenen Kriegsrath zum Herrn Frankreichs machen könne. Demgemäß erscheine geboten, die Verfügung über die bewaffnete Macht unmittelbar dem Convente vorzubehalten und den Kriegsminister zum bloßen Executor der von diesem gefaßten Beschlüsse zu machen. — In einem ferneren, von radicalen Gemeinplätzen überströmenden Vortrage (11. Februar) wurde sodann auseinandergesetzt, daß die Erwählung der Offiziere durch die Mannschaften die einzige mit dem Wesen der Republik vereinbare Beförderungsmethode darstelle, und daß höchstens der dritte Theil der in jeder Brigade entstandenen Vacanzen nach dem Dienstalter besetzt werden dürfe. Ueberlasse man die militärischen Beförderungen der Generalität oder der executiven Gewalt, so bedeute das den Anfang einer Wiederherstellung der Monarchie. „Das Commando (le commandement) ist ein unpassendes Wort," hieß es unter Anderem; „in welcher Stellung immer ein Einzelner die Gesetze zur Ausführung bringt, so „commandirt" er doch niemals, weil es nur ein Commando, dasjenige des Volkswillens und des Gesetzes gibt . . . der Tag wird kommen, an welchem nach Untergang aller Vorurtheile der Monarchie militärische Rangunterschiede nicht mehr hinsichtlich des Soldes, sondern nur rücksichtlich der Ehre bestehen werden, die sog. Grade sind rein eingebildete Dinge u. s. w." Charakteristischer Weise schließen diese ungeheuerlichen (niemals vollständig in Ausführung gebrach-

ten) Vorschläge mit ein paar Einschränkungen, die durchsehen lassen, daß der begeisterte Vertheidiger derselben, — der Mann, der den Convent für berufen erklärte, „das Angesicht aller Regierungen Europas zu verändern" — zu unbedingtem Glauben an die Heilkraft seiner republikanischen Recepte einstweilen noch nicht vorgedrungen war. Für diejenigen Heerestheile, „welche allzu nah vor dem Feinde stehen" (trop près de l'ennemi) sollte das dringend empfohlene neue Reglement einstweilen noch nicht in Kraft treten, und die Erwählung des obersten Generals unter allen Umständen dem Convente vorbehalten bleiben. — Wie Saint-Just es in der Praxis mit der Gleichheit aller Grade und mit dem Grundsatze der moralischen Unmöglichkeit der Uebertragung des „Commando" auf einen Einzelnen hielt, werden wir in der Folge sehen: nie sind Theorie und Praxis so weit aus einander gegangen, wie in dem Leben dieses selbstherrlichsten aller militärischen Despoten der neueren Zeit.

An den auf diese Verhandlungen folgenden Pariser Ereignissen, insbesondere an den durch den Abmarsch der Truppen veranlaßten Ausbrüchen vom 9. und 10. März hat Saint-Just keinen Antheil gehabt. Es hing das wesentlich damit zusammen, daß er Zeit seines Lebens dem hauptstädtischen Pöbel ein Fremder blieb und daß er sich — ungleich seinem Freunde Robespierre — von den Verhandlungen des Jacobinerclubs nach Möglichkeit fern hielt, und in den Sitzungen desselben fast niemals das Wort ergriff. Zum einen Theil mag das aus Berechnung und in der Absicht geschehen sein, Robespierre in dem Besitz dieser Specialdomäne nicht zu stören, — die Hauptsache war indessen, daß Saint-Just, seiner gesammten Persönlichkeit nach, nicht für das tumultuarische Treiben des Clubs und die Gemeinschaft mit dem süßen Pöbel der meisterlosen Weltstadt taugte. Sein absprechendes, hochmüthiges Wesen, die despotischen Neigungen seiner Natur und der Mangel an gemüthlicher Wärme und Liebenswürdigkeit machten ihn für nähere Berührungen mit der Masse der Menschen ungeeignet und ungeschickt. Nach Art Danton's die Massen zugleich durch Frivolität und imposantes Wesen zu gewinnen, war er ebenso unfähig, wie sich in die Anschauungen und Gewohnheiten der Kleinbürger zu finden, zu deren Orakel Robespierre sich gemacht. Zu dem Einen gebrach es ihm an Humor und echter Menschlichkeit, zu dem Andern an der Geduld und — an der Eitelkeit, die sich durch wohlfeile Beifallsspenden für die Zugeständnisse entschädigt fühlt, die sie der Trivialität gemacht hat. Diejenigen Erfolge, auf welche es Saint-Just zuerst und zuletzt ankam, ließen sich allein im Kreise der Herrschenden gewinnen, — die Massen, deren Würde und Vortrefflichkeit er beständig im Munde führte, waren ihm fremd und antipathisch. Indem er seine Person „frisch und neu hielt, wie ein Hohepriesterkleid", glaubte er besser zu fahren, als wenn er nach Art der Robespierre, Marat und Danton „seine Gegenwart vergeudete und sich beständig den Augen Aller ausgeboten hielt". Desmoulins' bekanntes Scherzwort, daß „Saint-Just seinen Kopf trage, als wenn derselbe das Sakrament sei", ist in dieser Rücksicht so bezeichnend, daß demselben nichts hinzugefügt zu werden braucht.

Ungleich schwieriger ist es, die Erklärung dafür zu finden, warum Saint-Just während der ersten Monate des Jahres 1793, in den zwischen Girondisten und Jacobinern entbrannten parlamentarischen Kämpfen unverbrüchliches Schweigen

beobachtete. Daß der Ausgang dieser Kämpfe für die Zukunft Frankreichs ungleich wichtiger sein werde, als das Gerede über die beste der Verfassungen, ist dem ehr- und herrschsüchtigen Freunde Robespierre's schwerlich zweifelhaft gewesen. Seine Partei hatte der Erwählte des Departement de l'Aisne sofort nach Eintritt in das Parlament genommen und die Entschiedenheit seiner radicalen Gesinnung in den Verhandlungen über den Proceß des Königs sattsam dargethan. Daß alle Wahrscheinlichkeit für den schließlichen Sieg der Pariser Gewaltpartei sprach, dürfte ihm gleichfalls nicht entgangen sein. Auch dem Umstande, daß er weder der constituirenden noch der gesetzgebenden Versammlung angehört hatte, daß die zwischen den beiderseitigen Führern entbrannte Feindseligkeit aus den früheren Versammlungen in den Convent hinübergenommen worden war, und daß die Gironde sich dem jungen Conventsredner gegenüber nicht unfreundlich gezeigt hatte, — auch diesem Umstande wird ein maßgebender Einfluß auf die anfängliche Zurückhaltung Saint-Just's gleichfalls nicht zuzuschreiben sein. Für Ehrgeizige seines Schlages bedarf es persönlicher Motive zu unbarmherzigem Dreinschlagen nicht und kommen Rücksichten auf ihnen gewordene günstige Behandlung nicht in Betracht. — Wie dem immer gewesen, Saint-Just blieb den ersten im Schoß des Convents ausgefochtenen Partei- und Personenhändeln ebenso fern, wie den Umtrieben, welche um dieselbe Zeit das Stadthaus von Paris bewegten. Von dem Wunsche erfüllt, den Staatsmann im großen Stile zu spielen und auf den Gang der schwebenden Verhandlungen über die künftige Verfassung Frankreichs maßgebenden Einfluß zu üben, sparte er alle Kraft für diese auf und hielt sich selbst von der Theilnahme an dem wichtigsten aller Berathungsgegenstände des März 1793, der Errichtung eines außerordentlichen politischen Gerichtshofes, des sog. Revolutions-Tribunals zurück — ein Umstand, den seine Verherrlicher in der Folge reichlich ausgebeutet haben, um die Verantwortung für das während der folgenden sechzehn Monate unschuldig vergossene Blut auf die Begründer und Vertheidiger dieses entsetzlichen Gerichtshofes (Danton[1]), Cambacérès, R. Lindet) zu häufen.

Ende April wurde die im Februar abgebrochene Verhandlung über die neue Verfassung wieder aufgenommen. Der Berathung lag ein Entwurf des verdienstvollen Mathematikers und dilettantischen Politikers Condorcet zu Grunde, — eines Mannes, den man zu den Girondisten rechnete, obgleich er der Fraction derselben nicht angehörte, ihre föderalistischen Neigungen nicht theilte und nur gelegentlich mit ihr, als der Partei der anständigen Leute stimmte. Das hatte genügt, um den gelehrten Ex-Marquis der Popularität, deren er sich bislang zu erfreuen gehabt, vollständig zu entkleiden und den frühesten publicistischen Vertheidiger der republikanischen Staatsform in den Verdacht sträflichen Moderantismus zu bringen. Condorcet's Verfassungsentwurf zu Fall zu bringen und dieses Werk eines ebenso wohlmeinenden wie unfähigen Doctrinarismus durch ein weitergehendes Project zu übertrumpfen, erschien unter solchen Umständen als aussichts-

[1]) In seinen letzten Stunden hat Danton „Gott und Menschen" wegen Errichtung dieses Blutgerichts um Verzeihung gebeten und versichert, dieselbe sei lediglich in der Absicht geschehen, dem Pariser Pöbel den Vorwand zu Lynchgerichten und Morden im Stil des 2. September 1792 zu entziehen.

volles und hochverdienstliches Unternehmen, und Saint-Just als der Mann zur Ausführung desselben. Mit der gleichen Zuversichtlichkeit, die er als Kritiker der Cambon'schen Finanzverwaltung und des Sieyès'schen Militärgesetzes bewiesen hatte, bestieg der Mann, „dessen Weisheit seinen Jahren vorausgeeilt war", am 24. April die Tribüne, um in mehrstündigem Vortrage nachzuweisen, daß der Condorcet'sche Plan „zwar ein geheiligtes Bild der Freiheit, aber nicht diese selbst darstelle" und daß er es darum für Pflicht gehalten habe, einen Gegenentwurf auszuarbeiten, welcher dem zeitgemäßen Bedürfniß und den Anforderungen des republikanischen Gleichheitsideals vollständig entspreche. — Die Grundzüge des Saint-Just'schen Plans waren die folgenden:

Die eine und untheilbare Republik wird in eine Anzahl von Wahlbezirken gleicher Größe (zu je sechs- bis achthundert Wählern) getheilt. Wählen kann jeder einundzwanzigjährige, seit länger als einem Jahre innerhalb seiner Gemeinde ansässige Franzose, soweit er nicht activer Beamter, Soldat, Volksvertreter, Minister oder Mitglied des Staatsraths ist. Alle zwei Jahre treten sämmtliche Wahlberechtigte zusammen, um einen Abgeordneten zur Nationalversammlung zu wählen, die sich alle zwei Jahre erneuert und ein unbeschränktes Gesetzgebungsrecht ausübt. Von der Wählbarkeit sind die Inhaber bürgerlicher und militärischer Aemter, die im Felde stehenden Soldaten, sowie die der letzten Nationalversammlung angehörig gewesenen Deputirten ausgeschlossen. Die Wahl geschieht in einem Wahlgang, indem jeder Wähler seinen Candidaten laut und öffentlich nennt, bei Stimmengleichheit hat der ältere den Vorzug. — Neben der National*versammlung* besteht ein aus indirecten Wahlen hervorgegangener, auf je drei Jahre erwählter *Rath* (für jedes Departement *ein* Mitglied und zwei Stellvertreter), der die Execution in Händen hat. Alle gesetzgeberischen und politischen Entscheidungen gebühren indessen der Nationalversammlung, die ihre auf das Kriegswesen bezüglichen Befugnisse dem Rath delegiren, das Recht zur Ein- und Absetzung der militärischen Befehlshaber indessen niemals aus Händen geben darf. Der Rath erwählt aus seiner Mitte die Minister, „die indessen lediglich Ausführer seiner Beschlüsse sind und keinerlei (aucune) persönliche Autorität ausüben dürfen". Glaubt der Rath der Nationalversammlung verfassungswidrige Beschlüsse nachweisen zu können, so berichtet er an die Wahlversammlungen, denen die schließliche Entscheidung zusteht, Fragen der Verfassungsänderung werden dagegen von einem ad hoc auf vier Wochen einberufenen außerordentlichen Parlament (convention) entschieden. Alle Aemter werden durch Volkswahlen besetzt; an der Spitze der Kreis(Arrondissements)-Verwaltung stehen neungliedrige Directorien, an der Spitze der Gemeinden Communalräthe. Die Justiz wird durch vom Volke erwählte Richter besorgt, denen in den höheren Instanzen durch das Loos erwählte Geschworene zur Seite stehen. Für die Strafrechtspflege bestehen Gerichtshöfe, die in je drei Tribunale zerfallen, *von denen das erste allein auf Todesstrafen erkennt*. Daß er vor weniger als zwei Jahren leidenschaftlicher Gegner dieser Strafart war, hatte der unerschütterlich consequente Staatsmann ebenso vollständig vergessen, wie daß er damals Anhänger der constitutionellen Monarchie gewesen!

Auspuß und Schmuck dieser einfachsten und vernunftmäßigsten aller Verfassungen bilden einige sentimental angestrichene Einrichtungen von Saint-Just's

eigenster Erfindung. In jeder Gemeinde werden z. B. alle zwei Jahre „sechs Greise“ erwählt, welche die Specialaufgabe haben, durch ihr bloßes Erscheinen und ihre dreifarbigen Schärpen Volksaufläufe zu stillen und die denselben zu Grunde liegenden Streitigkeiten zu entscheiden. Wer diese Jubelgreise antastet, wird für einen schlechten Menschen erklärt und des Bürgerrechts entkleidet, im Falle ihrer Ermordung legt die Republik Trauer an und wird für einen Tag die Arbeit unterbrochen. Alle jungen Staatsbürger erlernen den Waffendienst, um das Vaterland vertheidigen zu können; alle „tugendhaften“ Flüchtlinge des Auslandes (Mörder und Tyrannen ausgenommen) haben Anspruch auf die Gastfreundschaft Frankreichs; die Kinder in Frankreich verstorbener Ausländer werden auf Kosten der Republik erzogen und ihren Familien, wenn diese es verlangen, wiedergegeben. Die Schlußparagraphen der neuen Musterverfassung lauten wörtlich wie folgt:

„Die französische Republik wird niemals die Waffen ergreifen, um ein Volk zu unterwerfen oder zu unterdrücken.

„Mit einem Feinde, der sich auf französischem Boden befindet, schließt sie niemals Frieden.

„Die Republik wird keine anderen Verträge abschließen als solche, die den Frieden und das Glück der Nationen zum Gegenstande haben.

„Das französische Volk votirt die Freiheit der Welt.“

Wenn wir hinzufügen, daß Saint-Just den Grundsatz der „Staatseinheit“ auf die Spitze treiben und an die Stelle der territorialen Eintheilung nach Departements eine Eintheilung nach Bevölkerungsgruppen oder „Wähler-Stammesgenossenschaften“ (tribus d'électeurs) setzen wollte, so ist der wesentliche Inhalt des Planes wiedergegeben, den der Freund Robespierre's am 24. April dem Convente vorlegte und auf dessen Einzelheiten er im Verlauf des folgenden Monats wiederholt zurückkam. Trotz der günstigen Aufnahme, welche das Project fand, theilte dasselbe das Geschick des Condorcet'schen Entwurfs: es blieb auf dem Papier, — ein Loos, welches bekanntlich auch die wirklich zu Stande gekommene, unmittelbar nach ihrer Verkündigung (10. August) suspendirte Verfassung von 1793 traf. — Sein letztes Wort, das Ziel seiner Wünsche hat Saint-Just übrigens auch in diesem Elaborat noch nicht ausgesprochen. Die Ideal-Republik, von welcher er träumte und die einer besseren Zukunft vorbehalten sein sollte, hat er in einem Fragment „Institutions républicaines“ geschildert, das nach seinem Tode von Briot gedruckt, einige Jahre später von Nodier verarbeitet und neu herausgegeben worden ist[1]). Auf diese „Institutions“ wird in der Folge zurückzukommen, zunächst aber festzustellen sein, wie Saint-Just sich zu seinem Verfassungsplan und den in demselben entwickelten Grundsätzen verhalten hat.

Hat der Redner vom 24. April die Verfassung, welche er dem Convente empfahl, für ausführbar und lebensfähig gehalten? Ist irgend wahrscheinlich, daß der Urheber des Wortes, nach welchem Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden können und der sich in der Folge als ebenso despotischer wie scrupelloser Administrator erwiesen hat, — ist es wahrscheinlich, daß ein solcher Mann inmitten des tobenden Bürgerkrieges eine Verfassung für durchführ-

[1]) Ein ziemlich vollständiger Abdruck findet sich im 35. Bande der von Roux und Buche herausgegebenen „Histoire parlementaire“.

bar angesehen habe, welche die größten wie die kleinsten Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung einem meisterlosen und dabei in den Ueberlieferungen des ancien régime steckenden Volke übertrug? — Allem Anschein nach hat Saint-Just sich rücksichtlich dieser Frage in den Widersprüchen bewegt, die demagogischen Volksbeglückern zu allen Zeiten und in allen Ländern eigenthümlich gewesen sind. Nach bekannter Methode wird der Wille des Volkes das eine Mal als Quelle alles öffentlichen Rechts bezeichnet, das andere Mal ein fertiges, a priori aufgestelltes System hervorgeholt und dem Volke zugemuthet, dasselbe blindlings anzunehmen. Stellt sich nun heraus, daß das Volk oder dessen Mehrheit das System nicht will und daß es über seine geschichtlich gewordenen Zustände anders und günstiger urtheilt als die Beglücker, so haben diese sofort die Antwort bei der Hand, daß das Volk zur Erkenntniß seines eigenen Besten noch nicht reif sei, daß diejenigen, welche sich nicht beglücken lassen wollten, nicht dem Volke, sondern den Feinden des Volkes angehörten und daß sie demgemäß das Recht zum Mitreden, beziehungsweise ihr Existenzrecht verwirkt hätten. Daraus aber wird ohne Weiteres die Befugniß abgeleitet, Namens des Volkswillens eine Staatsordnung gewaltsam durchzusetzen, welche die Mehrheit des Volks anerkanntermaßen nicht will, Namens der Freiheit (des Volkswillens) eine Gewaltherrschaft zu etabliren, die mit der Suspension aller Freiheit beginnt und bis zur Ausrottung der widerstrebenden Elemente weitergeführt wird, d. h. derjenigen, die von ihrer Freiheit zur Selbstbestimmung wirklich Gebrauch machen wollen.

Die Geschichte der französischen Revolution ist die Geschichte eines zu diesem Behufe und in denkbar größtem Maßstabe angestellten Experiments. Der Pflicht zur Hingabe an den Volkswillen glaubten die Männer der einen und untheilbaren Republik genug gethan zu haben, wenn sie in thesi Ordnungen aufstellten, welche den Einzelnen das denkbar größte Maß von bürgerlicher und politischer Freiheit und Selbstbestimmung versprachen. In praxi darüber belehrt, daß diese Ordnungen weder den Wünschen noch den Gewohnheiten und Ueberlieferungen der meisten Franzosen entsprachen, griffen sie zu Gewalt- und Schreckensmaßregeln, wie der ruchloseste asiatische Despot sie extremer nicht hätte erfinden können. Republikanische Gesetzlichkeit und republikanische Tugend sollten durch den Schrecken erzwungen oder (wie die landläufige Phrase lautete) „die guten Bürger" von dem Einfluß der Verräther und Vaterlandsfeinde befreit und in den Stand gesetzt werden, den ihnen „eigentlich" innewohnenden tugendhaften Neigungen folgen zu können. — Dem ersten Theil dieser Aufgabe glaubte Saint-Just entsprochen zu haben, indem er die demokratischeste und autoritätsloseste aller Verfassungen ausarbeitete; den zweiten Theil aber bildete die Blutarbeit, zu der er sich anschickte, sobald erfahrungsmäßig festgestellt worden, daß das Volk seinem Ideal noch nicht reif sei. Ueber Verantwortung und Gefährlichkeit dieses Unterfangens hat er sich ebensowenig Illusionen gemacht, wie über die Unwahrscheinlichkeit, das vorgesteckte Ziel bei eigenen Lebzeiten zu erreichen. Die „Fragmente" enthalten Auseinandersetzungen, die einen unerschrockenen und rücksichtlich der daraus gezogenen Consequenzen ruchlosen Pessimismus bekunden:

„Ein Mann, der genöthigt ist, sich von der Welt und von sich selbst zu isoliren, wirft seinen Anker in die Zukunft und drückt die künftigen, an den Uebeln der Gegenwart unschuldigen Geschlechter an sein Herz.

„Jetzt, wo die Völker auf ihren politischen Stolz Verzicht geleistet haben und wo sie sich gewaltsam regieren lassen, ist nicht abzusehen, daß sie sich den Gesetzen der Natur und der Gerechtigkeit unterwerfen, daß sie sich als Glieder einer Familie ansehen und auf Selbstsucht und Habsucht verzichten werden. Die edlen Seelen, welche sich dergleichen Illusionen hingeben, kennen die Länge des Weges nicht, den wir zurückgelegt haben, indem wir uns von der Wahrheit entfernten. Sollte dieser Traum jemals verwirklicht werden, so wird das nur in einer Zukunft geschehen können, die wir nicht erleben werden."

Diese Zeugnisse für die Klarheit, mit welcher Saint-Just die Unlösbarkeit der freventlich übernommenen Aufgabe erkannte, bilden die furchtbarste aller Anklagen, welche sich überhaupt gegen ihn erheben lassen. Von den Entschuldigungs- und Milderungsgründen, die für seine mehr oder minder verblendeten Genossen in Anspruch genommen werden können, hat der gewichtigste auf ihn keine Anwendung — wenn anders die in den vorstehenden Sätzen niedergelegte volle Erkenntniß ihm nicht etwa nachträglich gekommen ist. Aber auch wenn das der Fall gewesen sein sollte (über den Zeitpunkt der Niederschrift der einzelnen Fragmente liegen Nachrichten nicht vor) stellt die Verantwortlichkeit, welche der fünfundzwanzigjährige Weltverbesserer übernommen, sich als ungeheuerliche dar. Um so ungeheuerlicher, als die Kraft, die ihn auf die Stufe bluttriefender Gewaltherrschaft trieb, in seiner Selbstliebe, nicht in der Liebe zu Anderen wurzelte.

## IV.

Noch waren die Verhandlungen über die neue Verfassung nicht geschlossen, und schon entbrannte der Bürgerkrieg, den die Vergewaltigung der Girondisten durch den Pariser Pöbel entzündet hatte. Daß es eitel Heuchelei war, wenn die Führer der Bergpartei thaten, als ob die Ausstoßung und Festnahme dieser Gegner nicht in ihrem Plane gelegen, als ob sie dieselbe lediglich nicht verhindert oder nicht verhindern gekonnt, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Genug, daß Saint-Just, der weder an den parlamentarischen Kämpfen noch an den scheußlichen Vorgängen vom 31. Mai und vom 2. Juni (1793) directen Antheil genommen, im Juli desselben Jahres in die vorderste Reihe der Ankläger seiner dem Tode geweihten Collegen trat. Namens des Wohlfahrtsausschusses[1]) berichtete er am 8. Juli in mehrstündiger, von Verleumdungen der handgreiflichsten Art strotzender Rede über die „Verbrechen" der Girondisten, von denen er neun für Vaterlandsverräther erklärte, fünf als „Mitschuldige" unter Anklage stellen ließ. Zwei Tage später definitiv in den Wohlfahrtsausschuß gewählt, war Saint-Just dem Gipfel der Macht so nahe gerückt, daß es nur noch der (im October erfolgten) Suspendirung der Verfassung bedurfte, um ihn zu einem der Herren Frankreichs zu machen. Vom ersten Tage an übte er einen Einfluß, der nach der Meinung des Deputirten Levasseur selbst denjenigen Robespierre's übertroffen haben soll. Daß Saint-Just die Entschließungen seines Meisters nachdrücklich bestimmt und denselben an Thatkraft und Entschlossenheit übertroffen hat, ist ebenso unzweifelhaft, wie daß Robespierre das überragende Ansehen genoß, und daß seine

[1]) Der am 6. April 1793 eingerichtete Ausschuß dieses Namens nahm den Charakter einer von den extremsten Elementen des Jacobinerthums bestimmten Behörde erst im zweiten Vierteljahr seines Bestehens, d. h. nach dem Eintritte Saint-Just's (10. Juli) und Robespierre's (27. Juli), an.

Genossen in dem sogenannten Triumvirat (Saint-Just und Couthon) seiner Vermittelung und Zustimmung bedurften, wenn sie ihren Willen in entscheidenden Fragen zur Geltung bringen wollten. Der wiederholt ausgesprochene Verdacht, Saint-Just habe das Uebergewicht des „großen“ Maximilian nur ungern ertragen und daran gedacht, über denselben hinwegzuschreiten, entbehrt der thatsächlichen Unterlage. Sieht man von den militärischen Dingen ab, deren Leitung den Gegenstand von Saint-Just's besonderem Ehrgeiz bildete und auf welche Robespierre sich nicht verstand, so kann man sich unschwer davon überzeugen, daß der Fünfundzwanzigjährige sich dem um elf Jahre älteren Freunde unterordnete, so oft er denselben nicht zu sich hinüberzuziehen vermochte, und daß sein Einfluß wesentlich auf der Geschicklichkeit beruhte, mit welcher er, der Phlegmatiker, den nervenschwachen Choleriker zu behandeln wußte. Gemüthlichen Regungen sonst unzugänglich und von einem Fanatismus erfüllt, an welchem kaltberechnende Selbstsucht den stärksten Antheil besaß, hat Saint-Just in diesem Verhältniß eine Hingabe bewiesen, die sich den stärksten Proben gewachsen zeigte. Es ist darauf um so nachdrücklicheres Gewicht zu legen, als — wie bereits erwähnt — von anderweiten herzlichen Beziehungen des ausschließlich auf ein Ziel gerichteten jungen Mannes jede Kunde fehlt.

Während der hier in Betracht kommenden Periode seines Lebens, seit seiner Uebersiedelung nach Paris führte der Deputirte des Departements de l'Aisne eine ausschließlich der Arbeit gewidmete Existenz, die nach der sittlichen Seite auch von Gegnern unbeanstandet gelassen worden ist. Er verkehrte vornehmlich in dem Hause des Tischlers und Bauunternehmers Duplay, dessen jüngste Tochter an den Abgeordneten Lebas verheirathet war, während die ältere, Eleonore, für die Verlobte des im Duplay'schen Hause lebenden Robespierre galt. — In demselben Hause lernte Saint-Just die Schwester seines Collegen Lebas, Demoiselle Henriette kennen, mit der er sich in der Folge verlobte. Obgleich selbstsüchtige Berechnungen dieser Verbindung nicht wohl zu Grunde gelegen haben können, scheint das Verhältniß zwischen den Brautleuten ein reservirtes, um nicht zu sagen kühles gewesen zu sein. Schließlich kam es zu einem Bruch zwischen denselben, den die Intervention der beiden betheiligten Familien nicht auszugleichen vermocht hat. Fräulein Henriette hatte die wenig anmuthige Gewohnheit des Tabakschnupfens angenommen und ihrem in Sachen weiblichen Reizes hochverständigen und vielerfahrenen Verlobten dadurch so empfindlichen Anstoß gegeben, daß Saint-Just's Leidenschaft für die — mit nur mäßigen Reizen ausgestattete — junge Dame sich verlor, und von einer Heirath nicht mehr die Rede war. Ob es richtig ist, daß der Exbräutigam in einem der letzten Monate seines Lebens mit einer anmuthigen Frau von Sartines Beziehungen zärtlicher Natur angeknüpft und gleichzeitig die oben genannte Frau Thorin zur Geliebten gehabt habe, mag unerörtert bleiben. Auf Saint-Just's Lebensführung haben diese Verhältnisse keinen irgend bemerkbaren Einfluß geübt, da er seit seinem Eintritte in den Wohlfahrtsausschuß vollständig in das politische Getriebe untertauchte. — Der Vollständigkeit wegen sei übrigens bemerkt, daß dem im gewöhnlichen Laufe der Dinge barschen und in sich gekehrten Manne die Fähigkeit nachgerühmt wird, unter Umständen den liebenswürdigen, heiteren und behaglichen Gesell-

schafter zu spielen. In Briefen der Frau Lebas ist wiederholt von gemeinsam verbrachten heiteren Stunden die Rede.

Für Saint-Just's Stellung innerhalb des Wohlfahrtsausschusses ist es bezeichnend, daß die extremsten der von diesem Blutrathe ergriffenen Maßregeln mit seinem Namen als demjenigen ihres parlamentarischen Vertheidigers in Verbindung stehen. Die kalte und feierliche Art seines Vortrages, die Geschicklichkeit, mit welcher er Ausgeburten des haarsträubendsten Terrorismus als Consequenzen des revolutionären Princips nachzuweisen und jeden Widerspruch gegen denselben im Voraus zu verdächtigen wußte, machten ihn zum Lieblings-Berichterstatter der Partei des Schreckens. Auseinandersetzungen über Fragen der revolutionären „Philosophie" und „großen Politik" blieben nach wie vor die Specialität Robespierre's; militärische Berichte und gesetzgeberische Materien kommen fast regelmäßig auf den Theil Barère's, des vielgewandten Schönredners; wo es dagegen die Durchsetzung von Dingen galt, die den hergebrachten Begriffen von Menschlichkeit, Recht und Gerechtigkeit direct ins Gesicht schlugen, mußte Saint-Just in die Bresche springen. Die historisch gewordenen Kraftworte von dem „Schrecken, der auf die Tagesordnung gesetzt werden müsse", von den „Todten, die allein nicht wiederkehren", von dem „Pakt", den Frankreich mit dem Tode geschlossen habe, gehören Anderen an; ihre kaltblütige und systematische Durchführung ist vornehmlich das Werk Saint-Just's gewesen. Er war es, der die Suspension der Verfassung, die dictatorische Stellung des Wohlfahrtsausschusses, die directe Unterordnung aller Militär- und Civilbehörden unter die Ausschüsse durchsetzte, der jeden Aufschub in der Ausführung erlassener Gesetze mit dem Tode bedrohte, der das Requisitionsrecht der Regierung ins Grenzenlose erweiterte (10. October); er war es, der das berüchtigte Fremdengesetz und die Verhaftung aller „verdächtigen" Ausländer befürwortete (16. October); von ihm wurde die Hinrichtung der unglücklichen Königin als „beste" Repressalie gegen Oesterreich empfohlen; ihm werden wir bei dem Vernichtungskriege begegnen, der die Fraction Robespierre's während des Winters und Frühjahrs 1794 gegen die übrigen Kinder des revolutionären Saturn eröffnete. Daß „das Princip einer republikanischen Regierung die Tugend, wenn nicht der Schrecken sei", war zuerst von ihm behauptet worden. So verstand sich gleichsam von selbst, daß die aus diesem Grundsatze im Einzelnen zu ziehenden Schlußfolgerungen auf sein Theil kamen, und daß Saint-Just's Erscheinen auf der Rednertribüne als mit der Ankündigung neuer Blutgerichte und gesteigerter Errungenschaften des revolutionären Schreckens gleichbedeutend angesehen wurde.

Zu Ende des Jahres 1793 sollte dieser Theil von Saint-Just's Thätigkeit indessen eine Unterbrechung erfahren. Die am 13. October (1793) erfolgte Erstürmung der Weißenburger Linien, Wurmser's Erfolge vor Landau und Fort Louis und die in einem großen Theile des Elsasses gährende, durch die Ausschreitungen wahnwitziger Localrepräsentanten des Jacobinerthums genährte Unzufriedenheit der Bevölkerung, drohten den Verlust dieses wichtigen Grenzlandes an. Verwirrung und Entmuthigung der bürgerlichen und militärischen Behörden waren so hoch gestiegen, daß die zunächst entsendeten Convents-Commissare derselben nicht Herr zu werden vermocht und den vereinigten Ausschüssen (der

Wohlfahrt und der Sicherheit) wahre Schreckensberichte über die Schwierigkeiten der Lage erstattet hatten. Sollte geholfen werden, so mußte das sofort und in gewaltsamer Weise geschehen. Nach eingeholter Zustimmung des Convents wurden Saint-Just (vom Wohlfahrts-Ausschusse) und der mehrerwähnte Lebas (vom Sicherheits-Ausschusse) als außerordentliche, mit unbeschränkten Vollmachten versehene Militär- und Civilcommissarien nach Straßburg abgesendet, wo sie am 24. October eintrafen und mit einer an die Armee gerichteten Proclamation debütirten, deren Anfangsworte die folgenden waren:

„Wir sind angelangt und schwören Namens der Armee, daß der Feind geschlagen werden wird. Sollten sich hier Verräther oder Gleichgültige finden, so haben wir das Schwert mitgebracht, das dieselben treffen wird u. s. w."

Zwei Tage darauf wurde ein Kriegsgericht niedergesetzt, welches „bis zur Rückwerfung des Feindes" bestehen, die betrügerischen Lieferanten sofort niederschießen lassen und alle zu seiner Kenntniß gelangenden Vergehen und Verbrechen bestrafen soll, ohne an irgend welche Förmlichkeiten gebunden zu sein. — Abermals zwei Tage, und das neue Gericht begann seine Thätigkeit: drei Officiere des zwölften Cavallerie-Regiments wurden als Contre-Revolutionäre erschossen, ein Major degradirt, der General Eisenberg und dessen Stabsoffiziere hingerichtet, weil sie bei Bischweiler überfallen und in die Flucht geschlagen worden waren. Ein fernerer Erlaß der Allgewaltigen bedrohte jeden zu Felde liegenden Soldaten, der sich Nachts auskleidete, mit der Todesstrafe, und der Sage nach war ein Jugendfreund Saint-Just's, den dieser halb entkleidet vorgefunden hatte, das erste Opfer dieser drakonischen Vorschrift. — Von dem Tone, in welchem zu den Civilbehörden geredet wurde, legen die nachstehenden an Maire und Stadtrath Straßburgs gerichteten Erlasse beredtes Zeugniß ab:

„Zehntausend Mann der Armee haben keine Schuhe. Sie haben sämmtlichen Aristokraten Straßburgs die Schuhe wegzunehmen und bis zehn Uhr des morgenden Tages zehntausend Paare an das Hauptquartier abzusenden."

Eben in dem Besitze dieses Erlasses, erhielt dieselbe Behörde den Befehl, „binnen vierundzwanzig Stunden zweitausend Betten für die Aufnahme von Soldaten bei den Reichen Straßburgs bereit zu halten". Wenig später wurde dem Municipalrathe angekündigt, daß das (Jacobinische) Aufsichts-Comité der Stadt in sämmtlichen Häusern Nachsuchung nach verdächtigen Bürgern halten und dieselben einsperren werde, am 10. Brumaire (31. October) endlich vorgeschrieben, „daß binnen vierundzwanzig Stunden von den auf der anliegenden Liste namhaft gemachten Bürgern Straßburgs neun Millionen Francs als Anleihe beizutreiben, zwei Millionen davon an die Armen der Stadt zu vertheilen und sechs Millionen an die Kasse der Armee abzuliefern seien". Den Maßstab, nach welchem diese — niemals zurückbezahlte — „Anleihe" repartirt wurde, bezeichnet die Thatsache, daß auf den mißliebig gewordenen ehemaligen Maire Dietrich 300 000 Francs kamen, die Methode der Beitreibung, ein Erlaß vom 26. Brumaire, der einen säumigen Zahler zu siebenstündiger Ausstellung auf dem Schaffot der Guillotine verurtheilte. Bereits wenige Tage zuvor (2. November) waren die Departemental-Verwaltung des Departements Nieder-Rhein, der Stadtrath von Straßburg und die Verwaltung des Landbezirks derselben Stadt kassirt, ihre Functionen auf

Vertrauensmänner der Commissarien übertragen, die mißliebigen Glieder der erstgenannten Verwaltung verhaftet und nach Metz abgeführt worden. Beiläufig ist noch eines späteren Erlasses (9. Nivôse) Erwähnung zu thun, durch welchen die Errichtung unentgeltlicher französischer Schulen für sämmtliche Gemeinden des Departements Niederrhein angeordnet und zur Deckung der bezüglichen Unkosten eine Contribution von 600 000 Francs den „Reichen" des Landes auferlegt wurde.

So viel von den Verwaltungsmaßregeln, die Saint-Just während der sechs Wochen seiner ersten Mission in das Elsaß ergriff. „Er trat nicht wie ein Volksvertreter, sondern wie ein König, ja wie ein Gott auf . . . In seinen Erlassen, seinen Worten, ja in seinen geringfügigsten Handlungen kündigte sich der große Mann der Zukunft an, — nur war dabei nichts von derjenigen Größe zu verspüren, die für einen Republikaner passend ist." — Da den Berichten Saint-Just's günstige Nachrichten über den Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz hinzugefügt werden konnten, und da versichert wurde, die bei Reschfeld, Wanzenau, Bollweiler u. s. w. erfochtenen Vortheile seien wesentlich der „Epuration der Officiercorps" zuzuschreiben („wäre damit früher angefangen worden, so hätte der Feind die Weißenburger Linien nicht genommen"), — so sprach der Convent seine höchste Zufriedenheit mit den Anordnungen der beiden Commissarien aus, die über „fünf Departements und zwei Armeen" unbedingte Verfügung erhalten hatten.

In die Periode von Saint-Just's erstem Straßburger Aufenthalte fällt einer der schmachvollsten Abschnitte der Revolutionszeit, das Treiben der Pariser Tempelschänder, die Einführung des Cultus der Vernunft und die Zerstörung zahlreicher Kunstdenkmäler. Gleich seinem Freunde Robespierre diesen thörichten und nichtswürdigen Possen aus tiefstem Herzen abgeneigt, hatte Saint-Just dem Geheiß der Pariser Pöbel-Machthaber dennoch eine gewisse Rechnung getragen und über dem Hauptthor des ehrwürdigen Münsters die dreifarbige Fahne aufpflanzen lassen, die ihm zugemuthete Zerstörung des Portalschmucks dagegen abgewendet und die den Vandalen des achtzehnten Jahrhunderts anstößig gewordenen Statuen durch Anlegung von Holzverkleidungen vor dem Untergange gerettet. Als er im December auf einige Tage nach Paris zurückkehrte, war die Macht der Frevlerbande, welche die Hauptstadt vier Monate beherrscht hatte, bereits gebrochen und Robespierre mit Vorbereitungen zu dem Strafgerichte beschäftigt, das die Hébert, Chaumette, Clootz u. s. w. treffen sollte. Der in dieser Rücksicht eingetretene Aufschub mag damit in Zusammenhang gestanden haben, daß Saint-Just drei Tage nach seinem Eintreffen in der Hauptstadt nach Straßburg zurückbeordert wurde. Von den Damen der Lebas'schen Familie begleitet, reisten die beiden Commissarien durch Tag und Nacht an den Schauplatz ihrer früheren Thaten zurück.

Um seinen Gefährtinnen die Eintönigkeit der weiten Fahrt zu verkürzen, unterhielt Saint-Just dieselben mit der Vorlesung Molière'scher Lustspiele, „die er beständig bei sich trug"; um dieselben aber vor jeder Einmischung in die ihm und Lebas übertragene Mission auszuschließen, wußte er zu bewirken, daß die beiden Frauen in Zabern untergebracht und strengstens angewiesen wurden, Nie-

manden zu empfangen und sich aller Interventionen zu Gunsten Angeklagter oder Angeschuldigter zu enthalten. Dieses Mal galt es, die den Militär- und Civilbehörden zur Pflicht gemachte rücksichtslose Strenge persönlich und mit verdoppelter Schärfe zu üben und den persönlich milde gesinnten Lebas zu unbedingtem Anschluß an das System seines Collegen zu bestimmen, der abermals „nicht als Volksvertreter, sondern als König, ja als Gott auftrat". Briefe der Straßburger „Patrioten" hatten dem Convente von einer dreifachen Gefahr berichtet, welche der einen und untheilbaren Republik, in dem wichtigen, damals fast vollständig deutschen Grenzlande drohen sollte: hinter den Parteien der Royalisten und der Ultra-Revolutionärs (enragés) lauere eine separatistische Verschwörung, welche für den Gedanken einer selbständigen elsässischen Republik Propaganda zu machen suche.

Saint-Just's Vorgehen gegen die angeblichen Separatisten und deren vermeintliches Werkzeug, den berüchtigten Expriester *Eulogius Schneider*, gehört zu den bekanntesten Abschnitten seiner öffentlichen Thätigkeit[1]). Er begann damit, eine Anzahl Unschuldiger auf freien Fuß zu setzen, welche die Denunciationswuth der Straßburger „Patriotenschaft" als Verbündete Schneider's hatte verhaften lassen, darunter den *dreizehnjährigen* Charles Nodier, der bei dem gelehrten schwäbischen Exfranciskaner griechischen Unterricht genommen hatte. Nodier hat seinem Befreier diesen Dienst niemals vergessen, trotz royalistischer Neigungen das Andenken Saint-Just's stets in Ehren gehalten und seinen „Souvenirs" lebensvolle Schilderungen der denkwürdigen Straßburger Decembertage des Jahres 1793 einverleibt. Dieselben bestätigen im Einzelnen, was anderweit früher bekannt geworden war: daß Schneider das ihm übertragene Amt eines öffentlichen Anklägers in schändlichster Weise zur Schädigung ihm mißliebiger Personen, zu sinnlosem Wüthen gegen Unschuldige aller Alters- und Gesellschaftsclassen, zur Befriedigung seiner brutalen Gelüste mißbraucht und außerdem die Thorheit begangen hatte, den Zorn der allmächtigen Convents-Commissarien durch hochfahrendes Gebahren herauszufordern. Tags nachdem der schändliche Geselle in sechsspännigem Wagen und an der Seite einer ihm gewaltsam angetrauten jungen Frau triumphirenden Einzug in die Thore Straßburgs gehalten, am 21. December, ließ Saint-Just den gefürchteten „öffentlichen Ankläger" verhaften, sechs Stunden lang auf dem Schaffot der Guillotine zur Schau stellen und sodann zur Aburtheilung nach Paris senden.

Diesem Acte summarischer Justiz folgten die Einsetzung eines neuen Tribunals und die Ernennung „patriotischer" Departementalbeamten, welche die Beseitigung der mißliebigen Elemente und die Befestigung Jacobinischer Parteiherrschaft so nachdrücklich besorgten, daß die Commissarien sich andern und wichtigeren Dingen zuwenden konnten. Saint-Just, der an militärischen Dingen stets besonderen Antheil genommen und um die Wiederherstellung von Disciplin, Ordnung und Schlagfertigkeit der Rheinarmee bereits zur Zeit seines ersten Straßburger Aufenthalts Verdienste sich erworben hatte, wünschte nicht nur an der Verwaltung, sondern auch an den Operationen der Armee Theil zu nehmen. Der Augen-

[1]) Vergl. den Aufsatz von Lady Blennerhassett: „Die Deutschen und die französische Revolution", Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LX, p. 54 ff.

blick dazu schien jetzt gekommen zu sein, wo die Heertheile Pichegru's (Rheinarmee) und Hoche's (Moselarmee) vereinigt und zu einem entscheidenden Vorstoß gegen die verbündeten Oesterreicher und Preußen geführt werden sollten.

Ueber Saint-Just's militärische Fähigkeiten gehen die Urtheile ebenso weit auseinander wie über die Ersprießlichkeit und Uneigennützigkeit seiner bezüglichen Bestrebungen. Daß Carnot's Ansehen und überwiegender Einfluß, Eifersucht und Haß Saint-Just's gegen diesen ihm persönlich unbequemen Mann genährt und ihn zu eigenen kriegerischen Unternehmungen gereizt haben, steht ebenso unzweifelhaft fest, wie daß der „Organisator des Sieges" seinen Collegen an Sachkenntniß und militärischer Tüchtigkeit weit überragte. Trotz seines Kriegseifers und der Bereitwilligkeit, mit welcher er persönlich an Gefechten Theil nahm, war Saint-Just keine militärische Natur. Ein ihm persönlich zugethaner und politisch gesinnungsverwandter Zeuge, der Deputirte und Convents-Commissar Levasseur, hat dem berühmten Collegen sogar den persönlichen Muth abgesprochen und von dessen Verhalten während der Gefechte an der Sambre Schilderungen entworfen, nach welchen Saint-Just Scherze darüber hinnehmen gemußt: „daß der Pulverrauch ihm schlecht zu bekommen scheine"[1]). Ebenso liegt die Annahme nahe, daß Saint-Just's wiederholte Zerwürfnisse mit neben ihm commandirenden Generalen nicht durch die Eitelkeit der Epaulettenträger, sondern im Gegentheil durch das hochmüthige Dreinreden des allgewaltigen Dilettanten verschuldet worden, der für einen Fachmann gelten wollte. Andererseits steht dagegen fest, daß es der „répresentant extraordinaire près de l'armée" (wie er sich nannte) mit dem Studium militärischer Dinge ernster nahm, als die Gesammtzahl seiner Collegen, und daß es seinem eindringenden Fleiß gelungen war, eine gewisse Kenntniß des Kriegswesens zu erwerben. In dem vierten Bande der Denkwürdigkeiten Barère's (Ausgabe von 1844) ist ein militärisches Notizbuch Saint-Just's abgedruckt, aus welchem die Genauigkeit erhellt, mit welcher er sich über Präsenzstärke, Befehlshaberschaft und Ausrüstung der einzelnen Armee-Corps, Beschaffenheit der wichtigeren Festungen, Umfang des Verpflegungsmaterials, Brauchbarkeit einzelner Offiziere u. s. w. zu unterrichten gewußt hatte. Weiter fällt ins Gewicht, daß er die Nothwendigkeit strenger Disciplin sehr viel richtiger beurtheilte, als bei Radicalen seines Schlages herkömmlich ist, und daß er das Geschick, die Mannschaften anzufeuern und die Befehlshaber in Respect zu erhalten, in ungewöhnlichem Maße besaß. Der großsprecherisch-emphatische Ton seiner Proclamationen war der patriotisch-überschwänglichen Stimmung, sein den Generalen ertheilter Rath, „immer wieder anzugreifen, nie einen Angriff abzuwarten", der militärischen und disciplinaren Unfertigkeit des republikanischen Heeres genau angepaßt, sein Ausspruch „soll der Franzose still stehen, so geräth er in Niedergeschlagenheit", ein Beleg für die Richtigkeit seiner Beurtheilung des Nationalcharakters. Diese Sicherheit seines Blickes, sein Talent für die Heeresverwaltung und die unerhörte Strenge, die er, der Civilist, bei Handhabung der Disciplin zeigte, lassen es gerechtfertigt erscheinen, daß er für den fähigsten

[1]) Vergl. den zweiten Band der „Mémoires", die unter Anderem eine interessante Notiz über das Tages nach diesem Gefecht geführte Gespräch der beiden Collegen und die Selbstentladung eines von Saint-Just besehenen Gewehres enthalten.

der der Armee beigegebenen Convents-Commissarien galt. Wenn er weitergehende Fähigkeiten in Anspruch nahm, so kommt das eines Theils auf Rechnung seines maßlosen Ehrgeizes, andern Theils auf seine echtdemagogische Besorgniß vor dem Emporkommen militärischer Autoritäten, welche Macht und Einfluß des Convents und der bürgerlichen Gewalthaber in Schatten stellen könnten. Wiederholt warf er Barère vor, in seinen Parlamentsreden zu viel Aufhebens von den erfochtenen Siegen zu machen („Ne fais pas tant mousser les victoires"); wiederholt verrieth er Besorgnisse vor der Armee und deren hervorragenden Führern („N'a tu jamais craint les armées?), verweigerte er, in seinen dem Convent erstatteten Berichten auf das Einzelne einzugehen. Er wollte soweit Soldat sein, als erforderlich erschien, um in diesem Verwaltungszweige selbständig vorgehen und von den Truppenführern unabhängig sein zu können. Nichts mag Saint-Just's Eifersucht so empfindlich gereizt haben, wie die Autorität, welche der verhaßte Carnot selbst bei Robespierre besaß, der, trotz entschiedener Antipathien gegen den unbequemen Mann, die Sachkenntniß desselben gelten ließ und unter Umständen mit dem Gegner und gegen den Freund stimmte, weil der Eine ihm als Fachmann imponirte, während der Andere auch in seinen Augen wenig mehr als Dilettant war.

Nachdem gelungen war, die Preußen bei Bliescastel und Zweibrücken zurückzuwerfen, schien der Augenblick zur Entsetzung Landau's gekommen zu sein. Saint-Just und Lebas, welche der Erreichung dieses Zieles ungeduldig entgegensahen, billigten Hoche's Absicht, über die Saar zu setzen, die Vogesen zu überschreiten und einen Angriff auf Kaiserslautern zu unternehmen. Dieser Angriff mißlang trotz zweier dazu gethaner Anläufe, scheint das Einvernehmen zwischen den beiden Commissarien und dem eigenwilligen jungen General indessen noch nicht gestört zu haben. Man einigte sich darüber, daß Hoche den Vormarsch auf Landau fortsetzen und die Vereinigung mit der Armee Pichegru's vollziehen sollte; nachdem diese ins Werk gerichtet worden, übertrugen die beiden Commissarien den Oberbefehl indessen Pichegru, als dem älteren General. Jetzt aber erhob sich eine Schwierigkeit. Auf seine Ausnahmestellung als außerordentlicher Commissar und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses pochend, hatte Saint-Just mit dem ihm eigenthümlichen Hochmuth jede Mittheilung an die Commissarien der Rheinarmee, Baudot und Laroste, unterlassen, und von diesen war Hoche zum Oberfeldherrn über die vereinigte Armee ernannt worden. Bei dieser Entscheidung behielt es vorläufig sein Bewenden. Am 22. December (6. Nivôse) wurde unter Führung Hoche's und in Anwesenheit der sämmtlichen Commissarien der Sieg von Geisberg erfochten, Tags darauf Weißenburg genommen und am 24. December Landau entsetzt, nachdem kurz zuvor Lauterburg und Kaiserslautern geräumt und von französischen Truppen in Besitz genommen worden waren. Hoche war im Begriff, seine Siegeslaufbahn fortzusetzen und nach der Wegnahme von Worms und Speyer über den Rhein vorzudringen, als er abberufen, zur Alpenarmee versetzt, unmittelbar darauf verhaftet und als Gefangener nach Paris abgeführt wurde. Saint-Just und Lebas — die am Geisberge im Feuer gewesen waren — hatten das Elsaß bereits früher verlassen und Anfang Januar die Hauptstadt erreicht, in welcher sie wie Triumphatoren empfangen wurden.

Saint-Just's Verhalten während seiner zweiten Straßburger Mission und sein Antheil an der Abberufung und Verhaftung Hoche's sind von den französischen Geschichtschreibern der Revolutions- und Schreckenszeit vielfach und in sehr verschiedenem Sinne erörtert worden. Rücksichtlich des in der elsässischen Hauptstadt von dem gefeierten Schreckensmanne beobachteten, angeblich höchst maßvollen unparteiischen Verfahrens liegt die Sache außerordentlich einfach. Was es mit der „Mäßigung" des Mannes auf sich gehabt, der durch die Beseitigung Schneider's allerdings einiges Verdienst erworben, erhellt unwidersprechlich aus dem nachstehenden Schreiben, das ein Straßburger „Patriot", der Jacobiner Gatteau, Ende December an einen in Paris lebenden Freund richtete:

„Es war hohe Zeit, daß Saint-Just zu dieser unglücklichen Armee kam und daß er dem Fanatismus, der Frechheit und dem deutschen Stumpfsinn der Elsässer — dem Egoismus, der Begehrlichkeit und Treulosigkeit der Reichen tüchtige Beilschläge beibrachte; anderen Falls wäre es um diese beiden schönen Departements geschehen gewesen. Er (Saint-Just) hat Alles neu belebt und regenerirt, und behufs Weiterführung seines Werkes strömen uns aus allen Ecken wackere Revolutionsapostel, handfeste Sansculotten zu. Die heilige Guillotine ist in der glänzendsten Thätigkeit, und der wohlthätige Schrecken bringt auf wunderähnliche Weise Dinge zu Wege, zu denen es für Vernunft und Philosophie eines Jahrhunderts bedurft hätte. Dieser Bursche ist ein wahrer Mordskerl. Eine Sammlung seiner Erlasse würde unbestreitbar eines der schönsten historischen Documente bilden."

Lobsprüche aus solchem Munde sagen ein für alle Male das letzte Wort.

Nahezu ebenso liegt die zweite Frage, diejenige nach dem Antheil, den Saint-Just an der Abberufung, Verhaftung und Anklage Hoche's gehabt. Urkundlich steht fest, daß der damals sechsundzwanzigjährige junge General sich gegen den fünfundzwanzigjährigen Commissar unbotmäßig betragen hatte, daß seine Ernennung zum Oberbefehlshaber gegen den Willen und auf Unkosten der Autorität Saint-Just's erfolgt war, daß Barère (Mémoires II p. 151 der Ausgabe von 1842) diesen Letzteren ausdrücklich als Denuncianten Hoche's bezeichnet, und daß Hoche erst nach der Katastrophe vom 9. Thermidor seine Freiheit wiedererlangt hat. Hamel, der gläubige Prophet Saint-Just's, hätte sein endloses Gerede darüber, daß Carnot der alleinige Urheber dieser Gewaltmaßregeln gewesen, wahrscheinlich gespart, wenn er sich seiner eignen Ausführungen in dem Buch über Robespierre (III. S. 500) und der bekannten Thatsache erinnert hätte, daß es im Jahre 1794 nur ein Mittel gab, von den Machthabern auserlesene Opfer zu retten: man steckte sie ein, damit sie in den überfüllten Gefängnissen vergessen würden. Durch Anwendung dieses Mittels hat Carnot seinem Schützling Hoche das Leben erhalten.

Anfang Januar in Paris eingetroffen, mußte Saint-Just die Hauptstadt nach kaum dreiwöchentlichem Aufenthalt wieder verlassen, um am 7. Nivôse (26. Januar 1794) — abermals in Geleit seines Freundes Lebas — eine zweite militärische Mission anzutreten. Es galt dieses Mal die militärische und politische „Moral" an der Nordgrenze wiederherzustellen, den aus Belgien eindringenden Feind abzuwehren und einen Feldherrn ausfindig zu machen, der an Stelle des entsetzten Jourdan den von diesem widerrathenen Winterfeldzug übernahm. — Die beiden Commissarien verfuhren genau nach der Methode, die sich im Elsaß bewährt zu haben schien. In dem bedrohten Lille wurde das Betreten der

Festungswerke bei schwerer Strafe verboten, den in den städtischen Gefängnissen schmachtenden „Verdächtigen" jeder Verkehr mit der Außenwelt unmöglich gemacht, den Ausländern untersagt, nach sechs Uhr ihre Häuser zu verlassen, Verkäufern, die das Gesetz über das Preismaximum verletzten oder Assignatenhandel trieben, die sofortige Zerstörung ihrer Häuser angedroht, Militärbeamten, welche ihnen ertheilte Aufträge der Commissarien anders als durch die Ueberbringer dieser Befehle beantworteten, dreimonatliche Haft auferlegt. Um die Verproviantirung der Armee zu beschleunigen, wurden in den Districten der Nordgrenze sämmtliche Ochsen und ein Drittel aller Kühe weggenommen, in den vier Nord-Departements sämmtliche Ex-Edelleute verhaftet, in Saint-Pol der Postmeister eingesteckt, weil er die „Frechheit" gehabt hatte, Saint-Just's Frage nach den Mitgliedern des Ueberwachungs-Ausschusses mit der Bemerkung zu beantworten: „sie gehören der Hefe der Bevölkerung an". — Eben hatten die beiden Commissarien den wegen seiner Gefügigkeit gern gesehenen Pichegru mit dem Oberbefehl betraut und Miene gemacht, eine neue Rundreise durch das in starrem Schrecken darniederliegende Land anzutreten, als ein Eilbote sie nach Paris zurückrief (12. Februar 1794). Robespierre gedachte einen vernichtenden Streich gegen seine Gegner zu führen, und Saint-Just sollte auch dieses Mal die Waffe sein, der er sich bediente.

Bereits zur Zeit der Abreise der beiden Commissarien war die Lage eine bedenklich gespannte gewesen. Zum Schlage gegen die Tempelschänder der Pariser Commune (Hébert, Chaumette, Clootz u. s. w.) und die blutbefleckten Tyrannen der Provinzialstädte (Carrier, Tallien, Fouché, Fréron) ausholend, hatte Robespierre für nothwendig gehalten, gleichzeitig den Gemäßigten zu Leibe zu gehen und dadurch dem Verdachte auszuweichen, als gebe er rücksichtlich der Strenge seiner revolutionären Grundsätze seinen Gegnern und Nebenbuhlern das Geringste nach.

Am 10. Januar war Desmoulins, der Busenfreund Danton's, aus dem Jacobiner-Club gestoßen, am 12. Januar der Danton engbefreundete Fabre d'Eglantine auf Anordnung des Wohlfahrtsausschusses verhaftet, nach weiteren zwölf Tagen die nämliche Maßregel über Desmoulins' Schwiegervater verhängt worden. Danton, dessen Energie längst geknickt war, nahm diese mittelbare Herausforderung hin, Desmoulins aber begann sich zur Wehr zu setzen. Ueber die Unterdrückung der Preßfreiheit erbittert, von Robespierre durch die öffentliche Vernichtung zweier Nummern seines Ancien Cordelier verletzt, begann der talentvollste Journalist der Bergpartei einen versteckten, aber für die Eingeweihten durchaus verständlichen Zeitungskrieg gegen seinen früheren Beschützer und Jugendfreund zu eröffnen. „In bester Absicht," so schrieb er u. A. „schädigt Cato die Republik, indem er übersieht, daß wir noch im Koth des Romulus stecken, und sich gebärdet, als wäre die Republik Plato's bereits da." Während diese und andere Insubordinationen der Gemäßigten Robespierre's Grimm weckten, erregte das Verhalten der Enragés sein Mißtrauen über das gewöhnliche Maß hinaus. Carrier, der Würger von Nantes, dessen Name auf der Proscriptionsliste der Triumvirn den ersten Platz einnahm und dessen sinnloses Wüthen den schwersten Anstoß gegeben hatte, war bei seinem Wiedererscheinen im Convente (23. Februar)

mit Beifallsrufen empfangen worden und hatte die Abwesenheit seines erkrankten Todfeindes zu Anknüpfungen mit den Häuptern der Gemäßigten zu benutzen versucht. Erschreckt durch die Kunde von diesen Vorgängen und außer Stande, sein zweites Ich, den gleichfalls erkrankten Couthon aufzubieten, hatte Robespierre nach dem zur Zeit einflußreichsten und gefürchtetsten seiner Freunde, dem unermüdlichen Saint-Just, gesendet. Sollte einer Versumpfung der Situation vorgebeugt und der Widerstandslust der Gegner ein Dämpfer aufgesetzt werden, so mußte zugeschlagen und zunächst an den rebellischen Elementen der „ultra-revolutionären" Pariser Commune ein Exempel statuirt werden. War es mit der Keckheit der Clique Hébert's doch bereits soweit gekommen, daß der Buchdrucker Momoro (Hauptsprecher des Gemeinderaths und Gemahl einer der „Göttinnen der Vernunft") die Fractionsgenossen Robespierre's, als „abgenutzte zerbrochene Beine der Republik" bezeichnet und ihnen vorgeworfen hatte, „gute Patrioten zu verleumden, weil sie selbst nicht mehr Patrioten sein wollten".

Saint-Just stand nicht an, dem ihm gewordenen Rufe pünktliche Folge zu leisten. Nachdem er die nöthigsten Anordnungen getroffen, machte er sich auf die Reise, die trotz der Unbilden von Weg und Wetter unaufhaltsam fortgesetzt wurde.

Nach Paris zurückgekehrt und für seine neuesten Errungenschaften durch Erwählung zum Präsidenten des Convents belohnt, nahm er die Rolle des Anklägers erst auf, nachdem er den Boden gehörig vorbereitet und sich gegen den Verdacht gesichert hatte, als ob der beabsichtigte Schlag gegen die Enragés eine Abschwächung der revolutionären Energie bedeute. Am 26. Februar (8. Pluviose) setzte er Namens der vereinigten Ausschüsse in ausführlicher Rede auseinander, daß die Erhaltung der Republik das oberste Staatsgesetz sei, und daß dieses Gesetz die Vernichtung derjenigen fordere, welche die Republik durch Schwäche oder durch Uebertreibung der revolutionären Grundsätze schädigten. „Die Gesellschaft will sich reinigen, — wer sie an dieser Reinigung hindert, verdirbt sie, und wer sie verdirbt, will sie vernichten." Auf diese Kriegserklärung gegen die Parteien der „Gemäßigten" und der Ultrarevolutionären folgten Klagen darüber, daß „die Schuldigen nicht bestraft würden", daß der Schrecken „rasch wie ein Gewitter vorübergezogen sei", daß die Aristokraten im Besitz ihrer Güter gelassen würden, während gute Patrioten Mangel litten u. s. w. Dabei ließ er es für dieses Mal bewenden. — Eingeschüchtert schwiegen die gegnerischen Parteien; zufrieden, daß keine mit Namen belegten Anklagen erhoben wurden, votirten sie bereitwillig einen Antrag der Ausschüsse, nach welchem die Güter aller Verdächtigen sequestrirt, die Personen derjenigen, die sich nicht zu rechtfertigen vermocht, bis zur Herstellung des Friedens im Gefängniß bleiben und dann verbannt werden sollten. — Zwei Tage später stand Saint-Just abermals auf der Tribüne. Davon ausgehend, „daß das Glück für Europa ein neuer Gedanke sei und daß Europa darüber belehrt werden müsse, daß Frankreich weder Bedrücker noch Unglückliche auf seinem Gebiete dulde", beantragte er in Ausführung des Beschlusses der vorigen Sitzung, daß die Güter der Feinde der Republik zu Gunsten nothleidender Patrioten sofort confiscirt, und daß behufs ungesäumter Ausführung dieser Maßregel von den Ueberwachungs-Ausschüssen sämmtlicher Gemeinden

umgehend Berichte über Verhalten und Vorleben aller Verhafteten eingezogen werden sollten. Gehorsam wie immer sprach der zitternde Convent auch zu diesen ungeheuerlichen Vorschlägen sein Ja und Amen, — die Hoffnung, durch solche Gefügigkeit die Gewalthaber begütigen und das drohende Richtschwert aufhalten zu können, wog bei der marklosen Versammlung schwerer als die Summe der entgegenstehenden Bedenken.

Daß diese kurzsichtige Rechnung ohne den Wirth gemacht worden, sollte sich nur allzu bald zeigen. Darüber versichert, daß die Beschlüsse vom 8. und 10. Pluviose die gehörige Wirkung gethan und die beutelustigen Massen auf die Seite derjenigen gezogen hätten, welche ihnen die Vertheilung der confiscirten Güter in directe Aussicht gestellt, ließen die Triumvirn zunächst einige Tage vergehen, welche durch Veröffentlichung neuer populärer Maßregeln (Bewilligung von drei Millionen zur Proviantirung von Paris, Verwandlung der Gärten des Luxembourg und des jardin des plantes in Kartoffelfelder) entsprechend benutzt wurden, dann aber (13. März) schritten sie zur That. Wiederum war es Saint-Just, der den entscheidenden Streich führte. Unter geschickter Benutzung der Umtriebe und revolutionären Hetzreden, welcher die in ihrer Existenz bedrohten Männer der Communepartei sich schuldig gemacht, erschreckte der gefürchtete Redner den Convent mit der Meldung, daß eine vom Auslande angezettelte große Verschwörung entdeckt worden sei. Träger derselben seien Leute, „die ihre contrerevolutionäre Gesinnung hinter patriotischen Formen versteckten, — die sich mit schlechtem Gewissen die Namen gefeierter Helden des Alterthums beilegten —, die statt der Bescheidenheit guter Bürger aufgeregtes, lärmendes und dabei lasterhaftes Gebahren zeigten, — die an die Stelle des alten einen ebenso gefährlichen neuen Fanatismus setzten, — die darüber klagten, daß die Revolution noch nicht auf ihrer Höhe angelangt sei oder aber die Revolution für beendet erklärten — Anspielungen auf die Hébert, Momoro, Chaumette und Genossen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, in zweiter Linie aber auch die sogenannten Gemäßigten bedrohten. Den Beschluß dieses von antikisirenden Phrasen und Tyrannenverwünschungen strotzenden, in dem gewohnten kalten und feierlichen Tone gehaltenen Vortrages bildeten die entsetzlichsten Anträge, welche jemals einer Volksvertretung vorgelegt wurden. Für einen Vaterlandsverräther sollten erklärt und mit dem Tode bedroht werden: 1) Wer einen auf Corruption der Bürger abzielenden Plan unterstütze; 2) wer Umsturz der bestehenden Gewalten und der herrschenden Ideen predige; 3) wer Gerüchte verbreite, die der Einführung von Lebensmitteln auf die Pariser Märkte Schwierigkeiten bereiten könnte; 4) wer einem Emigranten oder Verschwörer Unterkunft gewährt habe.

Nie haben Feigheit und Niedertracht eine nach Hunderten zählende Versammlung tiefer entwürdigt, als diejenige, welche den verbrecherischen Wahnwitz der vorstehenden, in der Allgemeinheit ihrer Fassung doppelt teuflischen Anträge nicht nur einstimmig zum Gesetz erhob, sondern dem Urheber derselben rasenden Beifall zujauchzte, die vernommenen Reden zum Druck und zur Vertheilung an alle Gemeinden und an die Armeen Frankreichs und zur „öffentlichen Verlesung in den Tempeln der Vernunft" anordnete. Tags darauf waren die Erfinder und Propheten des Cultus „der Vernunft", die Hébert, Ronsin, Momoro, Clootz

zusammt sechzehn ihrer nächsten Anhänger und Freunde verhaftet. Dienstbeflissen hatte der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville diese Verhaftungen ohne vorgängige Befragung vornehmen lassen, Couthon (der Lepidus des Triumvirates) aber die Entdeckung gemacht, „daß das Uebertreibungssystem der Hébert und Genossen" einer soeben denuncirten, vom Auslande geplanten Niedermetzelung des Convents „mächtigen Vorschub" zu leisten geeignet sei.

Zehn Tage nach ihrer Verhaftung, am 24. März, hatte die Rotte der Pariser Tempelschänder ihre Verschuldung auf dem Schafott gebüßt, inzwischen aber auch die Ausführung der zweiten Hälfte des von den drei Machthabern vereinbarten „Epurationsplans" erhebliche Fortschritte gemacht. Am 17. März ließen die Ausschüsse zwei Dantonisten, die Abgeordneten Simond und Hérault des Sechelles, Saint-Just's ehemaligen Collegen und intimen Feind vom Wohlfahrtsausschuß, unter der Anklage verrätherischer Verbindungen mit dem Auslande verhaften. Damit war die Zahl der dem Tode geweihten Anhänger des einst allmächtigen „Mirabeau der Gasse" auf vier gewachsen. Desmoulins beantwortete diese Herausforderung mit der historisch gewordenen Nr. 6 seines Journals, Danton selbst aber verzog keine Miene. Jetzt glaubte der verrufenste der Männer des Schreckens, der unersättliche Bluthund Billaud, daß auch für Danton die Stunde gekommen sei. Am Abende desselben Tages, der Danton's Todfeinde, die Hébert und Genossen, auf das Schafott geführt hatte, stellte Billaud im Wohlfahrtsausschusse einen bezüglichen Antrag. Vor dem Gedanken, den populärsten Mann der Jahre 1791 und 1792, den Genossen seiner größten Erfolge, den Mitbegründer der Republik unter das Messer zu bringen, schrak selbst Robespierre zurück. Er, der von den Ausschweifungen und Veruntreuungen des Gewaltigen mit besonderer Vorliebe zu reden pflegte, fuhr bei den Worten Billaud's „gleich einem Rasenden" auf. „Wie," rief er mit erstickter Stimme: „Ihr wollt die ersten (frühesten) Patrioten tödten!?" Billaud schwieg, — während der nächsten Tage war von der Sache nicht mehr die Rede und die Aufmerksamkeit der Ausschüsse auf zwei Punkte gerichtet, welche Robespierre und Saint-Just mit besonderem Eifer betrieben: die Aufhebung des — längst um alle Bedeutung gebrachten — Kriegsministeriums (dessen Geschäfte zunächst an Carnot, Prieur und Rob. Lindet übergingen) und die Errichtung einer politischen Polizei, die „direct vom Ausschuß", thatsächlich von Robespierre und Saint-Just, abhängen sollte. Am späten Abend des 30. März waren diese Maßregeln von den vereinigten Ausschüssen beschlossen und verschiedene andere Geschäfte bis in die Nacht hinein berathen worden. Eben wollte man aufbrechen, als Saint-Just sich kaltblütig erhob, ein dickleibiges Manuscript aus der Tasche zog und mit der Verlesung — einer Anklage gegen Danton begann. Den darauf folgenden Auftritt hat Michelet mit der ihm eigenthümlichen drastischen Lebendigkeit geschildert:

„Die Anwesenden senkten die Köpfe und sahen vor sich nieder, als ob sie von Schmerz gepeinigt würden, Saint-Just aber las mit eintöniger, leiser und tiefer Stimme weiter und immer weiter. Man hätte glauben können, einen Metallhammer heben und fallen zu hören, wenn nicht einzelne wuthathmende Ausführungen verrathen hätten, daß ein Mensch, ein vor Haß rasend gewordener Mensch redete ... Als diese endlose Quälerei vorüber, waren die Lichter niedergebrannt und begann es im Zimmer dunkel zu werden. Die gesenkten Köpfe erhoben sich, alle Blicke waren auf Robespierre gerichtet, der blasser noch als das helle Morgenlicht des trüben Märzmorgens

aussah und kein Zeichen von sich gab . . . . Zur Ueberlegung ließ man den Versammelten keine Zeit. Billaud, der das Verdienst der ersten Idee in Anspruch nahm, unterzeichnete zuerst, dann folgten die Uebrigen, allein R. Lindet und Rühl ausgenommen."

In der revolutionären Geschichtschreibung der Franzosen wird die Abschlachtung der Danton, Desmoulins u. s. w. herkömmlicher Weise als „unstaatsmännisch" verurtheilt und nur darüber gestritten, ob Robespierre oder ob Saint-Just an diesem „politischen Fehler" die Hauptschuld getragen. Die feststehende Thatsache, daß Saint-Just's am Abende des 30. März verlesene Anklagerede nach (erhalten gebliebenen) Notizen von Robespierre ausgearbeitet worden, und daß beide Männer in die Tags darauf geführte Conventsverhandlung eingegriffen und derselben die Bestätigung des gefaßten Beschlusses abgerungen haben, läßt Erörterungen über diesen Punkt überflüssig erscheinen. Daß Saint-Just es gewesen, der Robespierre dazu ermuthigt hatte, den gefährlichsten unter seinen Rivalen und mit diesem die Partei der „Nachsichtigen" aus der Welt zu schaffen, kann ebenso für ausgemacht angesehen werden, wie daß Robespierre das eigentlich entscheidende Wort gesprochen hat. „Ihr habt den Pfeil geschärft, ich abgedrückt." Das größere Maß von Blutdurst und Schamlosigkeit hat allerdings Saint-Just — der persönliche Feind Hérault's und des Organtkritikers Desmoulins — bewiesen. Während Robespierre Schicklichkeitsgefühl genug besaß, um die Anklage des vieljährigen Genossen Anderen zu überlassen und sich auf die Vertheidigung der von den Ausschüssen beschlossenen „unvermeidlichen" Maßregel zu beschränken, betrieb Saint-Just die Verfolgung der Angeklagten mit leidenschaftlichem Eifer und mit einer Hartnäckigkeit, die vor Anwendung der schändlichsten Mittel, vor directer Lüge und frecher Entstellung der Thatsachen nicht zurückscheute. Die dem Convente gehaltene Anklagerede, in welcher Danton geheimen Einverständnisses mit Orléanisten und Royalisten und verrätherischer Verhandlungen mit Dumouriez bezichtigt wird, ist kurzweg als Gewebe niederträchtiger und dabei unsinniger Lügen, der Hinweis auf Danton's „Unsittlichkeit" als Gaukelspiel bewußter Heuchelei zu bezeichnen, die auf Einschüchterung der Versammlung berechneten Schlußphrasen aber gehören zu den frechsten Verhöhnungen von Recht und gesundem Menschenverstand, die von dem Rednerstuhle des Convents überhaupt verlautbart worden:

„Wehe Denen, die die Sache des Verbrechens in Schutz zu nehmen versuchen sollten! . . . Alles, was verbrecherisch ist, wird zu Grunde gehen. Revolutionen werden nicht mit Halbheiten, sondern allein mit roher (farouche), unbeugsamer Strenge gegen Verräther durchgeführt. Mögen diejenigen, die mitschuldig sind, sich selbst anzeigen, indem sie sich auf die Seite der Partei der Missethäter stellen. Männer, die wie wir Alles für die Wahrheit wagen, kann man des Lebens berauben — ihre Herzen kann man ihnen ebenso wenig rauben wie die gastfreien Gräber, in welche sie sich zurückziehen werden, um sich der Schmach der Knechtschaft und dem Triumph der Schlechten zu entziehen."

Den Superlativ verlogener Hinterlist erreichte der Ankläger Danton's indessen erst am Tage der Verurtheilung seines Schlachtopfers (4. April). Auf den Bericht Fouquier-Tinville's, daß die Stimmung der Geschworenen eine zweifelhafte sei und daß das Ungestüm der Vertheidigung Danton's die Zuhörer des Processes mit fortzureißen drohen, bestieg der „Erzengel des Todes" (wie Michelet ihn nennt) die Tribüne, um vor dem Ausbruch einer Revolte der An-

geklagten zu warnen und die Hinzufügung, daß man gleichzeitig hinter eine Gefängnißverschwörung gekommen sei, so perfide anzubringen, als ob zwischen beiden Vorgängen ein Zusammenhang bestehe. Feige und urtheilslos wie immer, ließ der Convent sich ein Votum entreißen, welches „Angeklagten, die der nationalen Justiz Widerstand oder Schmähungen entgegensetzten," sofortige Entziehung des Worts androhte und dadurch den Justizmord vom 3. April zu einer öffentlich anerkannten Thatsache machte.

Die auf den Tod Danton's folgenden Frühjahrsmonate des Jahres 1794 bezeichnen den Culminationspunkt der Schreckenszeit, eine Periode schrankenlosen Despotismus, wie sie seit Jahrtausenden in Europa nicht mehr erlebt worden. Die Schutz- und Rechtlosigkeit der Bürger war ebenso vollständig, wie die Abhängigkeit ihrer vermeintlichen Vertreter, der Mitglieder des Convents. Damals geschah es, daß der Jacobiner der Jacobiner, der Deputirte Montaut, den Ausspruch that: „Von uns 750 Abgeordneten werden vielleicht 200 übrig bleiben" und daß Robespierre's Busenfreund, der berühmte Maler David (Mitglied des Sicherheits-Ausschusses), die Meinung abgab, „daß von den Mitgliedern der Bergpartei nicht zwanzig erhalten bleiben würden." Das Entsetzen über das Geschick, das die hochragendsten Häupter der Revolution getroffen, war ein so weitverbreitetes und tiefempfundenes, daß es selbst Robespierre in Mitleidenschaft zu ziehen schien. Er, den man mit Plänen zur Uebernahme der Dictatur beschäftigt glaubte, zeigte sich mißtrauischer, unruhiger und düsterer denn je. Mindestens für einen Augenblick schien ihm der Muth zum Weiterschreiten auf der Bahn des Schreckens ausgegangen zu sein, und es bedurfte des Eintretens seiner Freunde, damit die Revolution „auf ihrer Höhe blieb". Der eigentliche Mann der Situation, Saint-Just, war dagegen keinen Augenblick darüber im Zweifel:

„So tief hineingewallt zu sein in Blut,
Daß, wollt' man ab nunmehr vom Waten stehn,
Umkehr' so lästig wär', als durchzugehn."

Von seiner Hand rührte das Decret, welches lässige Beamte der Centralstelle „mit der vollen Strenge des Gesetzes bedrohte" (18. Germinal); er war es, der Einrichtung und Leitung des neuen Bureaus für die politische Polizei in die Hand nahm; er setzte das Gaukelspiel der Commission in Scene, welche die Anklagen gegen die Verhafteten prüfen und die Freilassung Unschuldiger uneingeschränkt verfügen dürfen sollte; er war es endlich, der am 15. eine Verordnung über die Handhabung der Polizei entwarf, deren blutige Strenge selbst das Maß des von Robespierre für zulässig Gehaltenen überschritt. Daß das Decret vom 26. Germinal (15. April) die geplante Ausweisung aller Edelleute und Ausländer auf Paris und die Grenzbezirke beschränkte[1]), daß die Priester in dasselbe

[1]) Barère versichert, Saint-Just habe ursprünglich vorgeschlagen, die verhafteten Edelleute zu öffentlichen Straßenbauten zu verwenden, sich für diesen Vorschlag auf die von Marius befolgte Politik berufen und über die Ablehnung desselben lebhafte Entrüstung gezeigt (Mémoires II, p. 150). Der am 26. Germinal erlassenen Bestimmung darüber, daß alle politischen Gefangenen aus den Departements nach Paris zu senden und vor das dortige Revolutionstribunal gestellt werden sollten, ist bereits bei früherer Gelegenheit (vergl. Deutsche Rundschau 1890, Bd. LXV, S. 414: „Der Sturz Robespierre's") Erwähnung gethan worden.

nicht einbegriffen wurden, und daß den Ausschüssen das Recht ertheilt wurde, Ausnahmen zu Gunsten solcher Ausgewiesenen zu machen. „deren Verbleib in Paris von Nutzen sein könne", geschah gegen den Willen Saint-Just's und auf das bestimmte Verlangen Robespierre's und der übrigen Ausschußmitglieder. So gefürchtet aber war der unerbittliche junge Schreckensmann, daß es seiner Abwesenheit von der Hauptstadt bedurfte, damit seine Collegen fernere Milderungen des Decrets in Ausführung brachten. Robespierre bestimmte, daß nur geborene Edelleute, nicht auch nobilirte Personen ausgewiesen wurden, Barère gestattete nicht weniger als sechstausend Ausnahmen von dem Ausweisungsgesetz; Carnot behielt eine Anzahl adeliger Offiziere in seinen Bureaux zurück, und von Lebas (in dessen Geleit Saint-Just am 29. April Paris verließ) wird berichtet, er habe unterwegs eine große Anzahl gegen Priester gerichteter Denunciationen aus den Notizbüchern seines furchtbaren Reisegefährten gerissen, um den Proscriptionen eine Grenze zu ziehen.

## V.

Die Ausführlichkeit, mit welcher über Saint-Just's erste militärische Missionen berichtet worden, läßt eingehendere Erörterungen über die Thätigkeit, die er rücksichtlich der letzten ihm ertheilten Aufträge entwickelte, entbehrlich erscheinen. Beide Male war es die Nordarmee, zu welcher er entsendet wurde, beide Male galt es die Militärautoritäten dem Willen des Convents zu beugen. Wenn Saint-Just noch herrischer und brutaler als früher auftrat, so wird die Erklärung dafür in dem Umfang und in der Natur der Erfolge zu suchen sein, deren er sich während seines zweimonatlichen Pariser Aufenthalts zu rühmen gehabt: Hamel's Versicherung, daß der in jene Zeit gefallene Bruch mit Henriette Lebas das zärtliche Herz des gefühlvollen jungen Mannes verbittert habe, nimmt sich gegenüber einem Manne vom Schlage Saint-Just's gerade so kindisch aus, wie desselben Verfassers Bemühen, die den Blutreden seines Helden angehängten Tugend- und Humanitätsphrasen zu Bekenntnissen einer schönen Seele zu machen.

Unmittelbar vor dem Eintreffen Saint-Just's (und Lebas') bei der Armee war die kleine Stadt Landrecies in die Hände der Oesterreicher gefallen. Auf das Gerücht, daß bei dieser Gelegenheit Mordthaten gegen patriotische Beamte verübt worden, ließen die Commissarien sämmtliche Edelleute und Ex-Magistrate verhaften. In dieselben Tage fallen Saint-Just's Ausspruch, „daß nicht die Gefängnisse, sondern die Kirchhöfe mit Verräthern angefüllt werden müssen", seine Tagesbefehle über die Bestrafung syphilitischer Militärs, die Erschießung eines Soldaten der 36. Gensdarmerie-Division, der seine Geliebte nicht rechtzeitig aus dem Lager entfernt hatte, und die Errichtung eines „von allen Förmlichkeiten entbundenen" Militär-Tribunals zur Erschießung betrügerischer Agenten. Unmittelbar darauf wurde auf Anordnung Carnot's der Versuch angestellt, die Sambre zu überschreiten und auf Charleroi zu marschieren, dabei indessen ein so entschiedener Mißerfolg eingeheimst, daß das Unternehmen vorläufig aufgegeben werden mußte. Noch war Saint-Just damit beschäftigt, eine Anzahl an dem unglücklichen Gefecht betheiligt gewesener Brigade-Generale und Regiments-

commandeure dem „von allen Förmlichkeiten entbundenen" Militär-Tribunal zu übergeben und die von Jourdan befehligte Mosel- und die Ardennen-Armee heran zu ziehen, als er abermals nach Paris entboten wurde. — Die Veranlassung dieser Abberufung ist nachträglich nicht mehr festzustellen; Saint-Just's damaliger Aufenthalt in der Hauptstadt war ein nur fünftägiger und an der ganzen Sache nur ein Umstand, bemerkenswerth gewesen. Trotz des außerordentlichen Gewichtes, das Robespierre auf die Feier des eben in der Vorbereitung begriffenen „Festes des höchsten Wesens" legte, reiste Saint-Just unmittelbar vor demselben zur Armee zurück, ein Umstand, der von den Einen als Beweis für den unbesiegbaren Kriegseifer des „Commissars", von Anderen als Beleg dafür angesehen worden ist, daß Robespierre's scharfsichtiger Freund die Unzweckmäßigkeit und politische Gefährlichkeit dieser Veranstaltung vorausgesehen und einer Betheiligung an derselben geflissentlich aus dem Wege gegangen sei.

Saint-Just's letzter Aufenthalt bei der Nord-Armee war von nur dreiwöchentlicher Dauer (8. bis 28. Juni). Durch die unglücklichen Gefechte an der Sambre und bei Charleroi eingeleitet, endete sie mit zwei großen Erfolgen, der Einnahme der letztgenannten Stadt und der Schlacht bei Fleurus, dem glänzendsten Siege, der den republikanischen Truppen seit der Entsetzung Landau's und der Wiedereinnahme der Weißenburger Linien beschieden gewesen. Eine eigenthümliche Verkettung von Umständen wollte, daß dieses Ereigniß für die innern Verhältnisse Frankreichs ebenso wichtig erschien, wie in Rücksicht auf die Beziehungen der Republik zu ihren auswärtigen Feinden.

Das Fest des höchsten Wesens (10. Juni) war der letzte Tag äußeren Friedens zwischen Robespierre und der Mehrheit der Ausschüsse gewesen. Unmittelbar nach der Feier desselben entzündete der Erlaß des berufenen Gesetzes vom 22. Prairial (12. Juni) einen Kampf, von dem sich voraussehen ließ, daß er anders als mit der Vernichtung einer der beiden hadernden Parteien nicht enden könne. Robespierre und Couthon hatten in den Ausschüssen und später im Convent ein Decret durchgesetzt, welches unter dem Vorwande einer Vereinfachung der Proceßformen die letzten Garantien beseitigte, die die Angeklagten des Revolutionstribunals gegen die Willkür ihrer Richter schützten, in dieses Gesetz aber eine Formel einfließen lassen, nach welcher zweifelhaft erschien, ob künftig nicht auch Conventsmitglieder vom Wohlfahrtsausschusse (d. h. von Robespierre und Genossen) vor Gericht gestellt werden könnten. Darüber war es zu einem Streit gekommen, der das Tafeltuch zwischen dem Allgewaltigen und der Mehrheit seiner Specialcollegen zerschnitten, die Robespierre abgeneigten Fractionen des Berges zu einer Phalanx vereinigt und einen Conflict von unabsehbaren Folgen heraufbeschworen hatte. Ob Saint-Just Miturheber des verhängnißvollen Gesetzes gewesen, wissen wir nicht. Thuillier's Angaben darüber, daß Saint-Just von demselben erst vor Charleroi Kunde erhalten und dasselbe „voller Unwillen" als Ausgeburt der Leidenschaft und Laune bezeichnet habe, steht eine Notiz Levasseur's gegenüber, nach welcher der Vertraute Robespierre's die Nothwendigkeit dieses Gesetzes anerkannt und hinzugefügt haben soll: „Es würde nur noch weniger Opfer bedürfen, und sodann die Aera der Milde und Versöhnung ihren Anfang nehmen." Wie dem immer gewesen, Thatsache ist,

daß Saint-Just sich in dem entbrannten Streite auf die Seite Robespierre's stellte und bereits inmitten der Gefechte von Charleroi und Fleurus darauf bedacht war, aus diesen kriegerischen Erfolgen Waffen gegen Carnot und die übrigen Mitglieder des Ausschusses zu schmieden. Der mit ungeheuren Opfern erzwungene Uebergang über die Sambre („hinter der Armee zog die Guillotine"), die Beschleunigung der darauf folgenden Operationen und die Schlacht bei Fleurus waren nicht direct von Carnot befohlen, sondern von Saint-Just angeordnet worden, der seinen Pariser Freunden zu einem unerwarteten Siege und dadurch zu einem Beweise für die Ueberlegenheit der Partei Robespierre über die Carnot und Genossen verhelfen wollte. Aber auch an directen Anklagen gegen Carnot sollte es nicht fehlen, Gegenstand derselben der von ihm befohlene Abbruch des Gefechts bei Charleroi, die Entsendung eines Theils der Fleurus-Sieger nach Nieuport und die bei Einnahme dieser Stadt gegen die englische Garnison geübte Schonung bilden: mit von Thränen erstickter Stimme erinnerte Robespierre an das Conventsdecret, nach welchem gefangenen Engländern kein Quartier gegeben werden sollte!

Diese Umstände bestimmten Saint-Just bereits wenige Tage nach der Schlacht von Fleurus, das Hauptquartier zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Am Abend des 10. Messidor (28. Juni) eingetroffen, begab er sich noch zu später Nachtstunde in das Local der Ausschußsitzung, welches der mit seinem Collegen grollende Robespierre bereits seit zwei Wochen nicht mehr betreten hatte. Nach einer Notiz Barère's soll Saint-Just es in jener Nacht ausgeschlagen haben, die ihm angebotene Berichterstattung über die Ereignisse von Charleroi und Fleurus zu übernehmen.

Mit dieser — ziemlich gleichgültigen — Notiz hört die genauere und zusammenhängende Kunde über Saint-Just's öffentliche Thätigkeit während der letzten Wochen seines Lebens auf. Die Convents-Tribüne hat der gefeierte Redner bis zu der Katastrophe vom 9. Thermidor nicht mehr betreten, an den Ausschußsitzungen allerdings regelmäßig theilgenommen, in die Entschließungen dieses Körpers indessen so wenig eingegriffen, daß man in älteren Specialwerken über die Revolutionsgeschichte nicht selten der Behauptung begegnet, er sei überhaupt erst unmittelbar vor der Thermidor-Katastrophe nach Paris zurückgekehrt. Die Irrthümlichkeit dieser Angabe bezeugen die Protokolle der Ausschußsitzungen, Saint-Just's Unterschriften unter zahlreichen im Laufe des Juli erlassenen Ausschußdecreten und gelegentliche Notizen Barère's und Carnot's über heftige mit ihm geführte Streitigkeiten. Ueber das Einzelne derselben fehlen jedoch genaue und zuverlässige Berichte. Daß die wichtigste aller hierher gehörigen Angaben, Barère's Behauptung, Saint-Just habe für Robespierre die Dictatur verlangt, auf Erfindung beruhe, ist an dieser Stelle seiner Zeit so ausführlich nachgewiesen worden (Vgl. „der Sturz Robespierre's" a. a. O. S. 423, 24), daß zu sagen nur übrig bleibt, Barère's bezügliche Notiz entbehre jeder sicheren Zeitangabe. Das eine Mal verlegt er diesen Vorgang in die ersten Tage des Messidor, d. h. in eine Zeit, zu welcher Saint-Just nicht in Paris, sondern bei der Armee war (S. 191 des B. II. der Memoiren), das andere Mal (a. a. O. S. 192) sagt er, der erwähnte Antrag sei „drei Tage vor dem

8. Thermidor", also am 5. des erwähnten Monats gestellt worden. Daß Robespierre an diesem und dem folgenden Tage zum ersten Male wieder an Ausschußsitzungen theilgenommen und daß Saint-Just dieselben dazu benutzte, Versuche zur Aussöhnung zwischen den beiden feindlichen Parteien zu unternehmen, bildet eine Wiederlegung der Angabe Barère's, wie sie vollständiger kaum gedacht werden kann. Ueberdies läßt Alles, was über beide Sitzungen bekannt geworden, darauf schließen, daß es Saint-Just mit dem Wunsche nach Beilegung des Streites Ernst gewesen und daß er seine Absicht erreicht hätte, wenn Robespierre zu einem Verzicht auf die Anklagen gegen die Freunde seiner Collegen Collot und Billaud (die Fouché, Tallien u. s. w.) zu bestimmen gewesen wäre.

Eine Bestätigung dieser Auffassung bildet Saint-Just's Verhalten während der Tage der Entscheidung (8. und 9. Thermidor)[1]. Er, der in kritischen Stunden stets an der Seite Robespierre's zu finden gewesen war und der sich die Ehre des ersten parlamentarischen Angriffes gegen die gemeinsamen Gegner niemals hatte nehmen lassen, — er scheint an der wichtigen Conventssitzung vom 8. Thermidor gar nicht theilgenommen, seines Freundes letzte große Rede nicht mit angehört zu haben. Keiner der zeitgenössischen Berichte thut seiner Anwesenheit Erwähnung, keiner gibt eine Erklärung dafür, warum er gefehlt, warum er kein Wort für die Sache übrig gehabt hat, die zugleich die seine war. Allerdings ergriff er am folgenden Tage das Wort, wie wir wissen, aber lediglich in der Absicht, dem Conflicte für dieses Mal die Spitze abzubrechen und den beabsichtigten Hauptschlag auf eine günstigere Gelegenheit zu verschieben. Da Robespierre den Nachmittag des 8. Thermidor in der Duplay'schen Familie, den späten Abend im Jacobinerclub zubrachte, während Saint-Just in den Räumen der Ausschüsse arbeitete, hat es endlich den Anschein, als sei es in der wichtigsten aller seit Jahr und Tag zur Verhandlung gekommenen Fragen zu gar keiner Berathung zwischen den beiden Freunden gekommen. Dieses Räthsel ist indessen nur eines von vielen. Warum hat Saint-Just den Gegnern (Collot und Billaud), die ihn in der Nacht vom 8. auf den 9. zur Rede stellten, nicht gesagt, daß er nicht (wie Jene ihm vorwarfen) eine Anklagerede, sondern im Gegentheil eine Versöhnungsrede ausarbeite? Warum ist er — gegen sein Versprechen — der Ausschußsitzung vom Morgen des 9. fern geblieben? Warum hat er Collot und Billaud dadurch in dem falschen Glauben bestärkt, daß es ihre und ihrer Freunde Köpfe gelte? Warum hat er diese Gegner durch ein drohendes Schreiben („Ihr habt gestern mein Herz zerrissen — ich werde es dem Convente öffnen") herausgefordert und direct dazu angestiftet, ihm in die Rede zu fallen und die Sache bis auf die Spitze, d. h. bis zur Verhaftung Robespierre's und seiner Freunde zu treiben?

Auf alle diese Fragen fehlt die Antwort. Ueber Saint-Just's Verhalten während der letzten Tage seines Lebens ist ein Schleier ausgebreitet, der wohl nie gelüftet werden wird. Er, dem es in kritischen Stunden sonst nicht an Entschlossenheit gefehlt hatte, ließ sich verhaften und abführen, als ob er ein gebrochener Mann sei.

---

[1] Vergl. über das Einzelne dieses Vorganges „Der Sturz Robespierre's" (a. a. O., S. 423 bis 426).

Und als die Freunde ihn befreiten und im Triumph auf das Stadthaus führten, ließ er geschehen, daß die kostbaren ihm noch gegönnten Augenblicke mit Reden und Gegenreden verloren, daß der Aufbruch zum bewaffneten Aufstande erst beschlossen wurde, als die Scharen Bourdon's und Barras' die Eingänge des Stadthauses bereits besetzt hielten. In den Berichten über diese verhängnißvollen Stunden wird Saint-Just's Name nur zweimal genannt. Als Robespierre zögerte, den Namens des Convents unter seinen gegen den Convent gerichteten Aufruf an das Volk von Paris zu setzen, soll er die hohle Phrase: „Wo wir sind, ist der Convent" gebraucht, und als die Bewaffneten in den Saal stürmten, ein Pistol in die Hand genommen haben, das Lebas ihm reichte. Lebas fand den Muth, sich den Tod zu geben, Saint-Just nicht, — er ließ sich festnehmen, in das Gefängniß und auf das Schafott führen, ohne auch nur eine Spur der Energie zu zeigen, die seine Freunde sonst an ihm rühmten. Bertrand de Moleville's Angaben, daß Saint-Just im Augenblick seiner ersten Verhaftung in Ohnmacht gefallen, bei der zweiten Gefangennahme in Thränen und weibische Klagen ausgebrochen sei, mag auf Verleumdung beruhen, die Tradition, nach welcher er ruhig und gefaßt gestorben, die richtige sein — Beweise von Thatkraft hat er in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens nicht gegeben, in der Tragödie, die sein Geschick besiegelte, vielmehr eine Passivität und Rathlosigkeit gezeigt, die Levasseur's Behauptung zu bestätigen scheint, daß dem unerbittlichsten und unerschütterlichsten der Männer des Schreckens der physische Muth gefehlt, daß er ein Held des Gedankens, aber kein Held der That gewesen sei.

Was es mit Saint-Just's Heldenthum in Wahrheit auf sich gehabt, wissen wir: vollendete Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod Anderer stellt sich als stärkste Seite dieses Heroismus dar. Damit ist dasselbe überhaupt gekennzeichnet. Die Fähigkeit zu erbarmungsloser Durchsetzung des für nothwendig Gehaltenen muß erworben werden, wenn sie für staatsmännisch gelten soll; wer sie fertig mitbringt, ist Barbar, er sei auch wer er sei. Was von Zeitgenossen als Beleg für die antike Größe Saint-Just's angesehen wurde, ist von der unbestechlichen Geschichte als wüste Grausamkeit erkannt und verurtheilt worden. Der Schein unbedingter Hingabe an das Ideal, mit welchem der Verfasser der „Institutions républicaines" sich umgab, war nichts weiter als der Deckmantel, in welchen der übersättigte Genußmensch seinen wahnwitzigen Ehrgeiz hüllte. Saint-Just's politische Ziele deckten sich wesentlich mit denen Robespierre's und schlossen Strebungen nach dem socialistischen Bauernstaat der „Institutions" so gut wie vollständig aus. Von denen, die seines Zeichens waren, durch erhebliches praktisches Geschick unterschieden, hat der jugendliche Deputirte des Departements de l'Aisne sich überhaupt nicht als politischer Don Quixote gezeigt. Der auf seinem Namen haftende Fluch wird dadurch aber nicht gemildert, sondern im Gegentheil verschärft.

# Das Stammbuch von August von Goethe.

Mitgetheilt
von
Dr. Walther Vulpius.

## I.

Man hat unser Zeitalter das papierne genannt, und diese Bezeichnung erscheint völlig zutreffend angesichts der ungeheuren Massen von Publicationen, welche, auf allen Gebieten der wissenschaftlichen und schöngeistigen Schriftstellerei in ununterbrochenem Strome gleichsam hervorquellend, die höchsten Anforderungen an den Fleiß, ja oft genug an die Geduld des Lesers stellen. Schon in der Literatur eines kleinen Specialgebietes sich vollständig auf dem Laufenden zu erhalten, ist um so schwieriger, als die Grenzen, welche früher durch Sprache und Nationalität gezogen waren, immer mehr im Schwinden begriffen sind und die Nothwendigkeit einer Weltumschau immer dringender sich geltend macht. Setzt diese große Masse von Druckpublicationen eine bienenfleißige Schreibthätigkeit voraus, so ist doch ein Zweig dieser letzteren in unserer Zeit entschieden verkümmert, verglichen mit den entsprechenden Leistungen vom Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, obgleich die Bedingungen dafür in der Neuzeit sehr viel günstigere scheinen. Ich meine die private, nicht geschäftliche Correspondenz und das Niederschreiben rein persönlicher Erfahrungen, Gedanken und Gefühle in Tage- und Gedenkbücher. Trotz der wunderbaren Entwicklung und Erleichterung unseres Postverkehrs, trotzdem wir uns nicht mehr quälen müssen mit dem mühsamen Zurichten eines widerspenstigen Gänsekiels, trotz der zunehmenden Billigkeit guter Schreibpapiere, welche diesen Luxus auch dem Aermsten verstattet, hat die „Schreibseligkeit" in demselben Maße abgenommen, wie die Schriftstellerei zunahm. Alles drängt jetzt nach Veröffentlichung, begnügt sich nicht mehr, wie früher so häufig, mit sich selbst oder der vertraulichen Mittheilung an eine verständnißvolle Seele. Man sieht, daß hier die Abnahme des Individualismus in unserer Zeit der socialen Ideen in hinderndem Sinne mächtiger wirkt, als die äußerliche Begünstigung durch bessere Post, Feder und Papier. Private Briefwechsel, wie sie Goethe und seine Zeitgenossen gepflogen haben, sind

heutzutage nicht mehr denkbar, und das Führen von Stammbüchern, früher eine weit verbreitete und besonders bei der akademischen Jugend beliebte Gepflogenheit, wird jetzt fast nur noch von ganz jungen Mädchen betrieben, wobei natürlich nur selten Einträge von höherem und allgemeinerem Werthe zu Stande kommen. So wenig Interesse ein solch modernes Schablonenalbum bei einem unbetheiligten Leser erwecken kann, um so reizvoller ist es, in einem jener alten Stammbücher zu blättern, dessen Einträge uns gleichsam in eine Gesellschaft fesselnder Charakterköpfe versetzen; gruppiren sich dieselben vollends um eine bedeutende Persönlichkeit oder einen berühmten Namen, so gewinnen sie noch an Reiz durch die Bemühung, sich im Feiertagsgewande einer möglichst guten oder doch charakteristischen Schrift und eines wohl erwogenen Gedankens oder passend gewählten Citats zu zeigen. Bei dem Album, aus welchem die hier mitzutheilenden Einträge entnommen sind, lagen in dieser Beziehung die günstigsten Verhältnisse vor, denn Goethe's Sohn, August, war der Besitzer desselben. Aber nur wenige der Eintragenden haben ihm persönlich nahe gestanden ohne Rücksicht auf die Berühmtheit seines Vaters; die weitaus größere Zahl redet in ihm nur den Sohn des Einzigen an, ist durch ihre Beziehungen zu Diesem beiläufig auch mit Jenem bekannt geworden, und legt ihre Verehrung für den großen Dichter in den Albumblättern seines Sohnes nieder, häufig mit der naheliegenden Forderung: Er möge den Fußtapfen folgen, welche die gigantischen Schritte des väterlichen Genius ihm vorgezeichnet. Diese immer wiederkehrende Wendung erscheint als Grausamkeit einem Charakter gegenüber, der wie August von Goethe sich nicht leicht resigniren konnte zu der Rolle, welche der Sohn eines weltberühmten Mannes meistens spielen muß: Keinem wird es schwerer gemacht, sich selbst als in sich begründete Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Der Maßstab, mit dem die Welt seine Leistungen mißt, wird, unwillkürlich und unbewußt, immer zu groß gegriffen, und gerade die tüchtigeren Nachkommen, die sich nicht nur gedankenlos im ererbten Ruhmesglanze sonnen wollen, erlahmen und verbittern leicht im Kampfe mit dem Riesenschatten des Vorfahren, der weithin über ihren Lebensweg sich breitet. Für diese Epigonen sind die Verse Grillparzer's „Am Grabe von Mozart's Sohn" typisch, und Schröer hat dieselben mit Recht an die Spitze seines Aufsatzes: „August von Goethe" gestellt, als auch für dessen Leben und Streben bezeichnend:

Wovon so Viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Name war es eben,
Der Deiner Thatkraft Keim zerstört.
Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke Deinen Flug:
Was würde wohl mein Vater sagen? —
War, Dich zu hemmen, schon genug! —

Diese quälende Frage aber mußte um so früher in August's Seele sich erheben, als die unbefangene Harmlosigkeit der Lebensauffassung schon seinen Kinderjahren versagt blieb. Denn das zunehmende Würdebewußtsein des älter werdenden Goethe ließ diesen das hingebende Verständniß für die Forderungen der Kindesseele weniger bethätigen, als er es früher vermocht hätte. Welch' fröhlicher Spiel-

kamerad, warmherziger Freund und unbefangen liebevoller Pädagog war er für Fritz von Stein gewesen; über ihn hatte er alle Reichthümer seines Gemüths verschwenderisch ausgegossen. Seinem Sohne gegenüber erscheint er wie verarmt an diesen Schätzen. Wie er selbst der Mittelpunkt eines förmlichen Hofes geworden war, wie er allmälig sein unnahbar olympisches Wesen annimmt, so verehrt er in seinem Sohn schon frühzeitig mehr den Stammhalter und Erben seines Namens mit all' auf denselben vereinigten Ehren und Würden, als er ihn mit ursprünglich inniger Liebe umfaßt wie ein Kind des Herzens.

Für dieses Verhältniß ist es bezeichnend, daß im December des Jahres 1800 Goethe von Jena aus seinem damals elfjährigen Sohn ein Album als Geschenk sandte, nicht zu beliebigem Gebrauch nach eigner kindlicher Wahl und Neigung, sondern mit der bestimmten Weisung, Frau von Stein, Schiller, Voigt und Herder sich einschreiben zu lassen. In derselben Weise ist weiterhin verfahren worden, denn es folgen chronologisch nach den Einträgen der weimarischen Koryphäen und Freunde des Vaters solche der hervorragenden Göttinger Gelehrten und Pyrmonter Badebekanntschaften, und weit bis über den November des Jahres 1801 hinaus, wo der Vater mit seinen herrlichen Versen dem Stammbuch erst die rechte Weihe verleiht und den Besitzer auffordert, Gönnern, Freunden und Gespielen das Buch zu reichen, war es keinem solchen vergönnt gewesen, sein durchaus werthloses Autograph zu einer solch glänzenden Sammlung beizutragen. Ein richtiges Gefühl für dieses Mißverhältniß scheint Frau von Staël gehabt zu haben; denn als August ihr das Album im Jahre 1804 mit dem Ersuchen um ein Erinnerungszeichen überreicht hatte, ließ sie nur ihren gleichaltrigen Sohn sich einschreiben, während sich von ihrer Hand kein Eintrag findet.

Das Album ist ein 256 Seiten starker Octavband in Langformat; die braunen Lederdecken zeigen am Rand eine aufgedruckte Rococogoldkante. Die Vorderseite trägt ein leeres grünes Schildchen; ein gleiches auf dem Rücken führt die Inschrift: „Denkmal der Freundschaft.“ Der Einschlag besteht aus marmorirtem Papier mit rothen Feldern und schwarz-weißen Adern. Zwischen den schlichten weißen Blättern finden sich hie und da buntfarbige in hellem Gelb, Rosa, Grün und dunklerem Blau, dazwischen sind einige weiße durch kleine umrahmende Radirungen ausgezeichnet, welche meist verzierte Gedenktafeln oder auch Landschaften darstellen; alle tragen am Fuße die Bezeichnung: Götting. b. Weiderhold. — Eine ziemliche Anzahl der Blätter ist erst nachträglich in den Band eingeklebt worden, entsprechend dem vielgeübten Brauch, sich Albuminschriften brieflich zuzustellen. Das erste Fascikel bis Seite 9 hatte sich aus dem locker gewordenen Band gelöst und ist leider nicht mehr vollständig vorhanden; glücklicherweise ist dabei das erste und zweite Blatt nicht mit verloren gegangen, welche auf S. 1 die Widmungsverse Goethe's, auf S. 3 zwei weitere Einzeichnungen von seiner Hand tragen.

Der erhaltenen Weisung folgend, legte August von Goethe das neue Album zuerst demjenigen Freunde des Vaters vor, dessen Eintrag dem Buche von vornherein das ehrfurchtsvolle Interesse Aller sicherte, denen es später zu Händen kam. Auf S. 214, einem dunkelblauen Blatt, schreibt Schiller in kräftig klarer Hand:

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun.
Jetzo kennest du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen,
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

Weimar. 11. Dec. 1800. F. Schiller.

Die vorstehenden Verse kommen hier nicht zum ersten Male zur Veröffentlichung; sie wurden schon im Jahre 1869 in einem bei Macmillan & Co., London erscheinenden Werke: „Diary, reminiscences and correspondences of Henry Crabb Robinson (by Sadler)" abgedruckt. Der Verfasser dieser äußerst interessanten, tagebuchartigen Aufzeichnungen war ein Engländer, der im Anfang dieses Jahrhunderts vielfach auf dem Continent reiste, zu fast allen literarisch hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit in freundschaftlichen Beziehungen stand, und sich besonders in Weimar und Jena öfter und längere Zeit aufhielt. Im Jahre 1804 sah er August von Goethe bei Frau von Staël und erzählt über dieses Zusammentreffen Folgendes: „I have already referred to Goethe's son coming to Madame de Staël with his album. She allowed me to copy the two first verses of the little volume. I have never seen them in print. In Goethe's hand were those distiches (folgen die später mitzutheilenden Widmungsverse Goethe's auf S. 1), in Schiller's hand were these lines" (citirt wie oben).

Frau von Stein war die zweite, welche von August um einen Eintrag in sein Album angegangen und dadurch in leichte Verlegenheit gesetzt wurde. Denn ihr einst so inniges Freundschaftsverhältniß zum Vater hatte erst eine allmälige Abkühlung, dann aber einen heftigen Bruch erlitten, als Christiane Vulpius, die nachmalige Gattin des Dichters, zu diesem in nähere Beziehungen trat. Nur langsam verjährte der heftige Groll; aber Goethe's fortdauernde Bemühungen um Fritz von Stein's Ergehen, sowie die beiderseitige Freundschaft zur Schiller'schen Familie hatten Gelegenheit zu langsamer Wiederannäherung geboten. Im Jahre 1796 kam das Schiller'sche Ehepaar mit ihrem zweiundeinhalbjährigen Sohn Carl nach Weimar, um das Iffland'sche Gastspiel anzusehen; Schiller wohnte bei Goethe, Frau Schiller mit dem Kinde bei Frau von Stein. So knüpften sich neue Beziehungen von Haus zu Haus, und besonders der Knabe August wurde durch seine Besuche bei Carl Schiller der vermittelnde Träger derselben. Aus Briefen an ihren Sohn Fritz ersehen wir, wie gerne Frau von Stein den Knaben mochte; so schreibt sie einmal: „Ich habe drei kleine Liebhaber: das ist August, Carl Schiller und der Ernst von Kaestner," und berichtet später, am 3. December 1797, daß sich August bei ihr einstellte und sie am Schreiben hinderte durch das viele närrische Zeug, das er dazwischen schwatzte. Von diesem Jahr ab kam er auch als regelmäßiger Gratulant zum Geburtstag der mütterlichen Freundin, der mit dem seinigen zusammenfiel, überbrachte eine Torte oder Marzipan mit irgend einem Geschenk und empfing

natürlich auch seinerseits Glückwünsche und Geschenke. An die gleiche Wiederkehr dieser Doppelfeier erinnern noch im Jahre 1815 die Geburtstagsverse, welche Goethe an die längst wiedergewonnene Freundin richtet:

Daß du zugleich mit dem heiligen Christ
An einem Tage geboren bist,
Und August auch, der werthe, schlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke,
Dieß gibt, in tiefer Winterszeit,
Erwünschteste Gelegenheit,
Mit einigem Zucker dich zu grüßen — —

Doch war zur Zeit des gewünschten Albumseintrages der versöhnende Ausgleich noch nicht so weit gediehen, als es Goethe wohl schon lange wünschte. Es war am Weihnachtsheiligabend, wo sie der Bitte entsprach und gleichzeitig ihrem jungen Verehrer ein schönes Halstuch bescherte, S. 220:

Muntrer Knabe! wohl du samlest dir in diesen Blättern ein
Weisheit, Muthwills, Scherzes Sprüche, auch herzliche dabey,
könt ich dir doch einen geben, der als Talisman dir diene,
fest zu halten goldne Träume, froher Jugend zugesand,
und daß beym Erwachen bliebe dir die Wirklichkeit noch schöner,
Guter Knabe! o wie gerne schenkt ich dir den Talisman.
den 24. Dec.
1800. C. v. Stein.

Zu seinem zwölften Geburtstage holte sich August ein Erinnerungszeichen von der Hand des Mannes, der sich als zuverlässiger Freund und rastloser Mitarbeiter des Vaters auf dem Gebiet der Staatsgeschäfte bewährt hatte. Aber die Gleichgestimmtheit höherer Interessen, sowie vereinte Bemühungen um die Pflege von Kunst und Wissenschaft hatten das geschäftliche Verhältniß mit der Zeit in ein freundschaftliches umgewandelt, wie es durch Goethe's Brief (11. April 1813) am Treffendsten charakterisirt wird. Die anzuführende Stelle bezieht sich auf Karl August's Befehl, das Ilmenauer Bergwerk, ein langjähriges, vielgeliebtes Schmerzenskind, endgültig eingehen zu lassen. „Was ich im vorliegenden Fall Ew. Excellenz schuldig geworden, bleibt mir unvergessen; höchst angenehm die Erinnerung des Zusammenlebens und Wirkens, wechselseitige Aufmunterung und Ausbildung. Wenn das Aeußere dabei nicht gefruchtet hat, so hat das Innere desto mehr gewonnen.“ Und derselben Gesinnung gibt das Festgedicht zu Voigt's Jubiläum am 27. September 1816 Ausdruck, welches mit den Versen schließt: „Beharren wir zusammt in gleichem Sinne, das rechn' ich mir zum köstlichsten Gewinne!“

Christian Gottlob von Voigt schreibt S. 231:

Weißt du was Gutes zu thun, verschieb
es nicht, denn du weißt nicht,
Ob du morgen vermagst, was du
noch heute vermocht.
Weimar den 25. Dec. 1800.
C. G. Voigt.

Die nach Goethe's und Schiller's Namen auch jetzt noch meist genannten aus Weimars classischer Blüthezeit finden wir im Stammbuch als die zuerst im

neu anbrechenden Jahrhundert eingezeichneten. Wieland schrieb in kalligraphisch schöner und fester Hand die Zeilen S. 234:

Geh', wo du gehen kannst, die goldne Mittelstrasse,
Und alle Dinge miss mit ihrem rechten Masse.

Aus den goldnen Sprüchen des Pythagoras.

Wenn der hoffnungsvolle Knabe dereinst zum Manne gereift
den tiefen Sinn dieser alten Sprüche ganz verstehen
und ausüben gelernt haben wird, dann erinnre er sich
noch bey einem zufälligen Blick auf dieses Blatt an seinen
väterlichen Freund

C. M. Wieland.
Geschrieben zu Ossmanstädt, d. 29. März 1801.

Vom Freigut Oberroßla aus, seit 1798 in Goethe's Besitz, hatte August den „väterlichen Freund" auf seinem anderthalb Meilen östlich von Weimar gelegenen, benachbarten Landgut Oßmanstedt besucht. „Wir besuchten ihn oft nach Tische," schreibt Goethe in den Annalen von 1802, „und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause."

Am 24. December 1789 hatte Herder die Taufe an Goethe's erstem Sohne vollzogen und ihm dabei den zweiten Namen seines fürstlichen Pathen Karl August gegeben. Seinem einstigen Täufling, dessen Confirmationsunterricht er später auch, dem Wunsch des Vaters entsprechend, in freisinnigster Weise leitete, stiftete er als Erinnerungszeichen das schöne Citat (S. 182):

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele drängt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird. —
Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
Wenn es, im stillen Abendschatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft. —
Darum, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh an dir so viel gethan.

Dem Sohne seines Freundes schrieb
die Worte aus der Iphigenie
Seines Vaters
zum Andenken
J. G. Herder.
Weimar, den 3. Jun. 1801.

Das Jahr 1801 wurde für den Knaben August ein besonders bedeutungsvolles und genußreiches, denn es führte ihn zum erstenmal auf einer weiteren Reise über die Grenzen des heimathlichen Herzogthums hinaus. Wie er als fünfjähriges Kind dem Vater bei dessen gelegentlichen Geschäftsreisen nach Ilmenau durch sein kindlich wißbegieriges Geplauder und sein schmuckes Aussehen in phantastischer Bergmannstracht die schweren Sorgen verscheuchen half, welche immer von Neuem aus den Schächten und Stollen des geliebten Bergwerks emporstiegen, so gewährte er ihm auch bei dieser Badereise nach Pyrmont heitere Zerstreuung und belebte mit kindlicher Frische den Verkehr mit den Göttinger Gelehrten. — Am 5. Juni reiste Goethe mit August in Weimar ab und wurde gleich am Abend seiner Ankunft in Göttingen durch eine freudige Ovation von

Studenten empfangen, die ihn zu Michaelis in Weimar hatten aufsuchen wollen. Als der erste von den gelehrten Freunden, begrüßte ihn Professor Blumenbach, Inspector der Naturaliensammlung und großbritannischer Hofrath. „Immer von dem Neuesten und Merkwürdigsten umgeben, ist sein Willkommen jederzeit belehrend. Ich sah bei ihm den ersten Aërolithen, an welches Naturerzeugniß der Glaube uns erst vor kurzem in die Hand gegeben ward." (Annalen 1801). Blumenbach's Eintrag erscheint dem kindlichen Alter des Empfängers fast zu sehr angemessen (S. 122):

Aus Burcard Waldis's Fabeln.

Es hatt ein Mann ein Stieglitz gefangen,
Im Kefícht an ein Fenster gehangen:
Zuletzt der Stieglitz fand ein Loch:
Da flog er naus! — Er rief ihm noch
Und sprach: Was Unglücks hat dich tropffen,
Daß du bist hier hinaus geschlopffen,
Ich bitt dich, komm doch wieder rein.
Er aber antwort't ihm — sprach: Nein —
Hier leb ich frey und unverzagt,
Erst wenn mir's, nicht wenn dir's behagt!

Göttingen, d. 7ten Juni 1801. Joh. Fr. Blumenbach.

Der Botaniker Hoffmann wußte Goethe durch seine Untersuchungen über die Kryptogamen zu interessiren; er zeigte ihm die Erzeugnisse colossaler Farrenkräuter, die seine Bewunderung erregten. In August's Album schrieb er die beziehungsreichen Verse (S. 101):

Jede Pflanze winket Dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume sie spricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferst Du einst der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst Du sie dann, auch in veränderten Zug.

Dem Sohne schrieb diese
Worte aus dem vortrefflichen
Buche des Vaters über die
Metamorphose der Pflanzen
zum bleibenden Denkmale
G. F. Hoffmann.
Göttingen. den 8ten Juni 1801.

Der Historiker Sartorius machte sich besonders durch seine fortwährenden Bemühungen um die Pflege einer angenehmen und nützlichen Geselligkeit verdient. Goethe dankte ihm später durch fördernde Empfehlungen für eine Berliner Professur — die er jedoch ablehnte — und als sachkundigen Rathgeber des weimarischen Gesandten beim Wiener Congreß. Auch er citirt für den Sohn aus den Werken des Vaters (S. 100):

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen. Sartorius.
Götting. 11 Jun 1801.

Am 12. Juni wurde die Reise nach Pyrmont fortgesetzt mit der Absicht, auf dem Rückweg abermals in Göttingen zu verweilen. „In Pyrmont bezog ich eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnencassirer, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen, als daß Griesbach's ebendaselbst eingemiethet hatten, und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, so unterrichtete als wohlwollende Personen trugen zur ergetzlichen Unterhaltung das vorzüglichste bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen als Bruder und Schwager und mir als Gleichniß seiner längst bekannten Geschwister höchst willkommen, mochte sich gern von allem, was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten" (Annalen 1801). Die Vielseitigkeit dieser Unterhaltungen geht aus gleichzeitigen Tagebuchnotizen hervor: über die Kritik der biblischen Schriften, über die Refractionslehre und über die Preisaufgabe: „die Stufen der Cultur betreffend" wurde eingehend gesprochen. — Der berühmte Exeget Joh. Jacob Griesbach, Professor der Theologie an der Universität Jena, schrieb in August's Buch (S. 192):

Rechtthun verdoppelt des flüchtigen Lebens Länge;
Den schon verfloßnen Theil genießt man zum
zweyten mal durch Rückerinnerung.

Zum Andenken
während dem Aufenthalt
in Pyrmont
geschrieben von
Joh. Jak. Griesbach.

im Junius
1801.

An gemeinsame Spaziergänge erinnern die Zeilen des Predigers Schütz (S. 222):

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur. – —

Möchten Sie sich immer den reinen Sinn für Naturfreuden erhalten; möchten Sie sich bisweilen unsres hiesigen Naturgenusses und meiner erinnnern.

Pyrmont d. 4. Juli 1801. J. G. Schütz.

Ueber die Persönlichkeit des nun folgenden Mecklenburger Freundes Barner ist nichts Näheres bekannt; auch bietet sein Eintrag kein besonderes Interesse. Um so fesselnder erscheint nach Goethe's kurzer Beschreibung die Physiognomie des Hofraths Richter, Professors der Medicin in Göttingen. Er „zeigte sich immer in den liebenswürdigsten Eigenheiten, heiter auf trockene Weise, neckisch und neckend, bald ironisch und paradox, bald gründlich und offen." Nach der am 17. Juli erfolgten Rückkehr nach Göttingen schrieb er in unser Album (S. 71):

Nec temere, nec timide.
(Nicht blind gewagt, doch unverzagt.)
Augustus Gottlieb Richter.
Göttingen, d. XXVII Jul MDCCCI.

Von dem Geheimen Justizrath und Professor der Rechte Hugo finden wir (S. 124):

Die Götter verkaufen den Menschen Vergnügen um Arbeit.
Göttingen, den 6ten August 1801.
G. Hugo.

Auch der Professor der Philosophie, Hofrath Christ. Meiners, gehörte zu Denen, welche zur Unterhaltung der Reisenden durch gesellige Arrangements, durch Ausflüge zu Wasser und zu Land nach Kräften beitrugen; die Unterschrift seines Eintrags nimmt Bezug auf eine solch' fröhliche Fahrt (S. 162):

Vir bonus est is, qui prodest, quibus potest, nocet nemini.
(Das ist ein braver Mann, der fördert, wen er kann, und keinen hemmt auf seiner Bahn.)
Ich hoffe meinen lieben kleinen
Reisegefährten, und dessen vor-
trefflichen Vater bald wieder
in Goettingen zu sehen, und dann
mit demselben unsre übrigen
schönen Gegenden zu besuchen.
C. Meiners.
Göttingen, am 13. August 1801.
Am Tage nach der Pleß-Fahrt.

Am 30. August kehrte Goethe, nach einem Umweg über Cassel und kurzem Aufenthalt beim Prinzen August von Gotha, von seiner Badereise nach Weimar zurück, erfrischt und gestärkt, weniger durch die Pyrmonter Wasser, über deren angreifende Wirkung er sich beklagt, als durch den genußreichen Verkehr mit hervorragenden Vertretern aller vier Facultäten, bei welchem er in wechselseitigem Austausch von Anregung und Belehrung den ganzen Umfang seines vielgewandten, prometheischen Geistes fruchtbringend und -erntend entfalten konnte. — Gleich am folgenden Mittag empfing er den Besuch von A. W. Schlegel, welcher seit 1798 in Jena Professor war und Goethe häufig mit seiner prosodischen Gewandtheit unterstützt hatte. Zum Dank dafür focht Goethe manchen Strauß zu Gunsten von Schlegel's Dichtwerken aus und ließ dessen Bedeutung als Shakespeare-Uebersetzer volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei seinem diesmaligen Besuche stand Schlegel im Begriff, von Jena nach Berlin überzusiedeln, um sich später, durch Goethe empfohlen, an Frau von Staël als Mentor für die deutsche Literatur anzuschließen. Am 1. September finden wir bei Goethe die Tagebuchnotiz: „Früh bei Serenissimo, noch einige Unterhaltung mit Rath Schlegel," und am folgenden Morgen empfing August den Eintrag (S. 216):

Mit Stolz den großen Vater nennen dürfen, ist
Nur dem beschieden, der ihm nach wetteifernd ringt.
Dieß werde, wackrer Knabe, Deinem Muth zu Theil:
Des Theuren Züge tragend, erbe seinen Geist.
Weimar, d. 2. Sept. 1801. August Wilhelm Schlegel.

Im October begab sich Goethe zu einem längeren Aufenthalt nach Jena; die Ordnung der von Hofrath Büttner der Universität vermachten Bibliothek erforderte seine Anwesenheit, aber weiterhin fesselten ihn naturhistorische Studien, die nur ab und zu durch kurze Besuche in Weimar unterbrochen wurden. Wie er vor Jahresfrist von Jena das neue Album als Geschenk für August geschickt hatte, so schrieb er jetzt am selben Orte die Widmungsverse auf S. 1. Die schön geschriebenen Verse erscheinen durch die umfassende Radirung als Inschrift einer von breitem Fries gekrönten, aufrecht stehenden Steintafel, an deren rechtem Fußpunkt eine Muse steht:

Goennern reiche das Buch und reich' es
Freund und Gespielen,
Reich' es dem eilenden hin, der
sich vorüber bewegt.
Wer des freundlichen Worts, des Nahmens Gabe dir spendet
Häufet den edlen Schaz holden
Erinnerns dir an.
Jena. d. 22 Nov. 1891. Goethe.

Der letzte Eintrag dieses Jahres stammt von der Hand des Dr. Meyer, der in diesem, wie im vorhergehenden Winter Goethe's Haus- und Arbeitsgenosse war bei anatomischen und osteologischen Studien, nachdem er seit 1798 in Jena Medicin studirt hatte. Später lebte er als geschätzter Arzt in seiner Vaterstadt Bremen, beschäftigte sich nebenbei viel mit Literatur und Sammlung von Münzen und Antiquitäten, und blieb mit dem Goethe'schen Haus in regem brieflichen Verkehr. Die Correspondenz mit Christianen bezieht sich hauptsächlich auf wirthschaftliche Bestellungen, doch floß dergleichen gelegentlich auch aus Goethe's Feder. So lesen wir in einem Brief vom 20. October 1806: „Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten, mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportablen Victualien Manches zukommen zu lassen." — Meyer's poetische Beanlagung zeigt sich in einem längeren Gedicht, „Der Adler", dem wir die folgenden Schlußzeilen entnehmen (S. 47):

Nie wirst Du, kleiner Freund, die Hoffnung trügen,
Die wir uns froh von Dir gemacht.
Du wirst dem Adler gleich zur Sonne fliegen,
Dich gros auf ihren Strahlen wiegen,
Da schon die Kraft in Dir erwacht.
Dann denke mein, des Freundes, der Dich liebte,
Da Dich der Jugend Morgenroth umfing,
Der voller Lieb' an Deiner Blüthe hing,
Der Kindheit Spiele freundlich mit Dir übte;
Und den die Hoffnung jener spätren Zeit
Im schönen Bilde schon erfreut.
Meyer, Dr. aus der Reichsstadt Bremen.
Weimar im Dec. 1801.

Carl Friedrich Zelter, dessen originelles Wesen seinem eigenthümlichen Entwickelungsgang vom Maurermeister zum Professor der Tonkunst in Berlin entsprach, brachte durch seinen Besuch zu Anfang des Jahres 1802 eine angenehme Unterbrechung der langwierigen Bibliotheksarbeit. Eine Wiederholung fand im nächsten Jahre statt, worüber Goethe in den Annalen schreibt: „Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um Vieles näher gekommen. — Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm ebensosehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja, ihr verkörpert ist und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann." Ein reger, vertraulicher Briefwechsel festigte und

vertiefte die Freundschaft immer mehr. Der „schöne August", wie Zelter den Sohn des Freundes nannte, fand mit seiner jungen Frau bei ihrem Aufenthalt in Berlin (1819) die herzlichste Aufnahme im Zelter'schen Familien- und Freundeskreis. Damals hatte der Verkehrston sich längst zu gemüthlicher Vertraulichkeit gewandelt gegenüber dem Ausdruck abgöttischer Verehrung, wie sie sich in Zelter's Albumseintrag bei Gelegenheit seines ersten weimarischen Besuches kund gibt (S. 244):

Domine, Fili unigenite!
Qui sedes ad dexteram patris,
Suscipe deprecationem nostram!

Scripsit unus ex multitudine
redemtus: Zelter.
Weimar. a. d. 1 Mars. MDCCCII.

(Herr, eingeborner Sohn!
Der Du sitzest zur Rechten des Vaters,
empfange unser Gebet um Vergebung.

Schrieb's einer aus der Menge
Zelter.)

Ende April begann unter Herder's Leitung der Confirmationsunterricht August's „in liberalerer Weise, als das Herkommen vorschrieb." Die Confirmation selbst vollzog der Consistorialrath Günther. Dieser, als tüchtiger Kanzelredner bekannt, war 1801 auf Herder's Vorschlag von Mattstedt nach Weimar berufen worden. Er war es auch, der in den schweren Tagen der Noth und Sorge nach der Schlacht bei Jena auf Goethe's Wunsch dessen Bund mit Christianen den kirchlichen Segen verlieh. — Seinem Confirmanden schrieb er am 10. Juni ins Album (S. 194):

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Zum Andenken
dem guten Sohne
aus des Vaters Tasso
von
Wilhelm Christoph Günther.

Weimar
d. 10. Juni
1802.

Drei Tage nachher finden wir in Goethe's Tagebuch die Notiz: „13., VI. wurde Augustchen confirmirt. Mittag zu Tische: Herr Consistorialrath Günther und Andere."

Am 25. Juni reiste Goethe mit Christiane, August und seinem Hausfreund, dem „Kunscht-Meyer", nach Lauchstädt. Seit 1791 gab die weimarische Theatertruppe unter kursächsischer Concession in der dortigen „Theaterbude" regelmäßig wiederkehrende Sommergastspiele. Das diesjährige hatte die besondere Bedeutung, daß ein neues, von Karl August erbautes Spielhaus eingeweiht und durch ein Vorspiel Goethe's zu „Titus" eröffnet werden sollte. Der günstige Erfolg des auf diese Weise neu belebten und gute Einnahmen versprechenden Unternehmens bereitete Goethe große Genugthuung. Dazu ward ihm die Freude, unter anderen Bekannten den Philologen Wolf zu treffen, dessen Einladung ihn und die Seinigen bald darauf nach Halle zog. Die „Annalen" (1802) berichten über

diesen Ausflug: „Mein Lauchstädter Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man uns von dorther nachbarlich um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen mit öfterem Zuspruch beehrte. Ich nenne Professor Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt.“ Die Beziehungen Wolf's zu Goethe hatte im Jahre 1795 Wilhelm von Humboldt geknüpft; das Gedicht „Hermann und Dorothea“ zeigt die Beeinflussung durch Theorien des geistvollen Philologen. Der regste Verkehr fällt in die Jahre 1802 bis 1805, wo man sich alljährlich in Lauchstädt und Halle traf; später jedoch erkaltete er allmälig in Folge von Wolf's rechthaberischem, spöttischem Wesen, wodurch er die Weimaraner Kunstfreunde besonders auf dem Gebiet der Antike häufig verletzte. In August's Stammbuch finden wir den Eintrag (S. 210):

Es bildet das Talent sich in der Stille,
Und der Character in dem Strom der Welt.
Göthe, im Tasso.

— — —

Möge Ihnen beiderlei Ausbildung
im schönsten Bunde werden.
Friedrich Aug. Wolf.
d. 29 Jun. 1802.

Es folgen der Lustspieldichter und Romanschriftsteller Contessa, dessen Freund C. E. von Houwald und eine Reihe wenig oder gar nicht bekannter Persönlichkeiten, deren Einträge von keinem besonderen Interesse sind. Um so mehr der erste, welcher uns nach dem Wiedereintreffen in Weimar entgegentritt; stammt er doch von Wilhelm von Humboldt's Hand, welcher seit einer Reihe von Jahren zu Schiller wie zu Goethe in gleich freundschaftlichem Verhältniß stand. Seinen Besuch finden wir in Goethe's Tagebuch verzeichnet: „21., IX. Mittag waren Humboldt's und Schiller's bei uns zu Tisch.“ Die Einzeichnung in August's Stammbuch erfolgte Tags darauf (S. 166):

Guter, treibe nur alles mit Ernst und Liebe,
die beiden
Stehen dem Deutschen so schön!
W. v. Humboldt.
Weimar, 22. Sept. 1802.

Ende October begleitete August seinen Vater nach Jena und fand dabei Gelegenheit, dem von Eutin kommenden Voß sein Album zu unterbreiten. Goethe bemühte sich durch freundliches Entgegenkommen, den berühmten Homerübersetzer und Dichter der „Luise“ zu fesseln, nachdem er den anregenden Einfluß dieser Werke auf die Entstehung von „Hermann und Dorothea“ mit unumwundenem Danke anerkannt hatte. Trotz aller derartigen Bemühungen jedoch zeigte sich Voß leicht verstimmt, ließ sich nur nach großen Schwierigkeiten zur Annahme der Directorstelle am Weimarer Gymnasium bewegen und gab dieselbe plötzlich 1805 wieder auf, um eine Professur in Heidelberg anzunehmen, wohin er seinen Sohn Heinrich, bisher ebenfalls am Weimarer Gymnasium, bald nachzog. Im Hause des Letzteren fand August später während seiner Heidelberger Studienzeit

herzliche Aufnahme und freundlichen Verkehr. Die Voß'schen Einträge lauten (S. 190 u. 219):

Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.
Lang auch windet und steil die Bahn zu der Tugend sich aufwärts,
Und sehr rauh' im Beginn; doch wenn Du zur Höhe gelangt bist,
Leicht dann ist sie hinfort und bequem, wie schwer sie zuvor war.
Jena. 22 Oct. J. H. Voß.
1802.

Mehr denn der Mensch verlanget die Menschlichkeit. Jeglicher Becher
Kühlt dem Menschen den Durst; Menschlichkeit bildet ihn schön.
Seinem lieben August zur Erinnerung
Jena, d. 22 October 1802. an Heinrich Voß.

Im Jahre 1801 war Carl Gustav Himly, erst Professor der Medicin in Göttingen, dann Director der medicinisch-chirurgischen Klinik in Braunschweig, als Hofrath und Professor nach Jena berufen worden, für Goethe ein willkommener Genosse auf manchen Gebieten seiner naturwissenschaftlichen Betrachtungen. So wurde beim diesmaligen Besuch in Jena „viel über das subjective Sehen und die Farbenerscheinung verhandelt. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herumwanderten." Von Himly's Hand finden wir in August's Stammbuch (S. 252):

Der, dem das Glück viel gab, gab's ihm auch Kraft,
so ruht er nicht, er muß noch größres Glück sich schaffen,
sonst gab es ihm nur Pein.
Jena, den 27ten November K. Himly.
1802.

Auf seiner wissenschaftlichen Tournée durch Europa berührte im Januar 1803 Ernst F. F. Chladni Weimar als eine der ersten Städte, wo er seine physikalischen Vorträge hielt und die von ihm erfundenen, eigenartigen musikalischen Instrumente: das Euphon und die Klavicylinder, demonstrirte. Sein Name ist in der Geschichte der Physik verewigt durch die von ihm zuerst erzeugten und nach ihm benannten Klangfiguren auf tönend-schwingenden Platten. Im Jahre 1816 kehrte er wieder in Weimar ein, und Goethe gedenkt dabei in den Annalen seines früheren Besuches. In August's Album hinterließ er den Eintrag (S. 106):

Gefallen an Harmonie erhält den Geist in ewiger Jugend.
Zum Andenken an
Weimar Ihres vortrefflichen Vaters Verehrer
d. 29 Jan. und Ihren Freund
1803. E. F. F. Chladni.

Am 24. November begab sich Goethe nach Jena, um für die im nächsten Jahre neu erscheinende Literaturzeitung besonders mit Eichstädt eifrig zu arbeiten. Mitte December fühlte er sich von Anstrengungen und Aufregungen so erschöpft, daß er dem Wunsche Karl August's nicht willfahren konnte, beim Empfang der Frau von Staël in Weimar zugegen zu sein. Schon hatte diese enthusiastische Verehrerin sich auf Schiller's Vorschlag bereit erklärt, ihn ihrerseits in Jena aufzusuchen, als sich Goethe am 19. December resignirt zur Uebersiedelung nach Weimar entschloß, „wobei er Herder beneide, wenn er höre, daß er begraben

werde.“ Für den 24. lud er Schiller's und die Staël zu Tisch; aber die in ihrer Ueberschwenglichkeit aufregende und aufdringliche Verehrung der lebhaften Frau scheuchte ihn gleich so wieder in sich selbst zurück, daß er nicht einmal zu Neujahr ihre persönlichen Glückwünsche empfangen wollte, und zu ihrem eifersüchtigen Aerger — denn Wolf hatte er unterdeß bei sich gesehen — seine Zurückhaltung bis zum 23. Januar 1804 bewahrte. Unterdeß haben aber die Kinder freundschaftlich mit einander verkehrt, und die Einzeichnung von Frau von Staël's Sohn in August's Album stammt wohl aus dieser Zeit (S. 150):

Sola me virtus dabit usque tutum,
Sola beatum.
(Horat.)
(Die Jugend soll mein Schild allein,
Mein einz'ges Glück im Leben sein.)

Trop enfant encore pour connaître par moi-même le mérite d'un père tel que le vôtre, j'entends dire tous les jours à ma mère qu'il est le premier écrivain de l'Europe. Puissiez vous marcher sur ses traces et ne pas oublier votre ami
Auguste de Staël.

Zu Anfang des neuen Jahres erlitt die Universität Jena einen Verlust durch Abberufung des philosophischen Professors Fernow. Anna Amalia übertrug ihm die durch Jagemann's Tod erledigte Verwaltung ihrer Privatbibliothek. Er brachte dabei nicht nur seinen, für Goethe's Interessen sehr schätzenswerthen Reichthum italienischer Kunst- und Literaturkenntniß mit einer darauf bezüglichen, guten Bibliothek nach Weimar, sondern führte als besonderen Schatz noch die künstlerische Verlassenschaft seines 1798 in Rom verstorbenen Freundes Carstens mit sich, „dem er in seiner Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhülfe beygestanden hat.“ Bald nach Fernow's Eintreffen in Weimar veranstaltete Goethe eine Ausstellung der Carstens'schen Zeichnungen und befürwortete später beim Herzog den Ankauf dieser Kunstwerke, „welche wir als die wahrhafte Ergänzung der classischen Dichterschöpfungen Weimars erkennen müssen, belebt vom Hauche desselben Geistes, der sich in Goethe's Propyläen offenbart hat“ (Harnack). Kurz vor seiner Uebersiedelung machte Fernow eine Einzeichnung in August's Album (S. 120):

Des Schicksals Machtgebot tönt allen Sterblichen.
Mit milder Hand führt es den willig Folgenden;
Und mit Gewalt den Widerstrebenden.

Jena. d. 11. Febr.
1804. C. L. Fernow.

Im Januar 1805 befanden sich zwei Schriftsteller in Weimar, welche vom Jahre 1807 ab als Herausgeber des Wiener Musenalmanachs „Prometheus“ häufig zusammen genannt werden. Der einstige weimarische Regierungsassessor und spätere Regierungsrath in Stuttgart, Leo von Seckendorf, kam aus seiner politischen Gefangenschaft vom Hohenasperg und speiste laut einer Tagebuchnotiz Goethe's am 2. Januar im Hause des Letzteren. Tags darauf schrieb er in unser Album (S. 224):

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muss auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muss er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen,
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Tasso.

Weimar, 3 Jan. 1805. Geschrieben von
Leo Seckendorf.

Daß Goethe um diese Zeit auch mit dem zweiten Herausgeber des „Prometheus", dem Mediciner Joseph Ludwig Stoll, in freundlichem Verkehr gestanden hat, geht zwar aus keiner gleichzeitigen Notiz, wohl aber aus einer solchen in den Annalen von 1807 hervor, wo es heißt: „Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll." —

Stoll's Eintrag lautet (S. 186):

Des Freundes Wunsch aus redlichem Gemüthe
Nimm, heitrer Sohn der Liebe und Natur!
Gedeih an Kraft und frischer Lebensblüthe
Und wandle kühn und frey auf ihrer Spur,
Wo sich des Irrthums Fuß in Dornen mühte,
Entdecke leicht die Blumenpfade nur;
Das finstre Uebel kann Vernunft nur schlagen,
Und nur im Herzen Dir der Himmel tagen!

Weimar, den 11ten Januar 1805. Stoll.

Johann Karl Wilhelm Voigt, jüngerer Bruder des weimarischen Ministers, drückt in den wenigen Zeilen auf S. 158 in August's Album mit einer Art von Galgenhumor die bittere Resignation aus, zu der ihn die Sysiphusarbeit seines Amtes als Director des Ilmenauer Bergwerks schließlich geführt hat:

Aerzte, Bergleute und Maulwürfe haben
vieles mit einander gemein: Sie tappen
allesammt im Finstern, und das Ende ihrer
Arbeiten sind — Erdhaufen.

Zum Andenken
von
Joh. Carl Wilh. Voigt.

Weimar
den 22. Jan. 1805.

# Zeitphrasen.

Von
**Otto Seeck.**

## III. Künstler und Gelehrte.

Unser „Deutscher" betrachtet die „vorwiegend gelehrte Bildung" der Nation nur als „eine Durchgangsstufe innerhalb ihrer geistigen Entwicklung". Wir sollen sie hinter uns lassen, um uns zu einem „Höhepunkte deutscher Bildung" zu erheben, der nur ein künstlerischer sein könne. Er begrüßt es daher mit Freuden, „daß sich unser Volk jetzt allmälig der Wissenschaft ab- und der Kunst zuwendet". Ob dies wahr ist, wollen wir nicht untersuchen; aber wenn es wäre, müßten wir es als ein großes Unglück beklagen: der Verfall der Kunst, nicht der Wissenschaft, würde die unausbleibliche Folge sein.

Daß derselbe Mann, wie früher Lionardo und Rubens, zugleich Künstler und Gelehrter sei, ist heute leider nicht mehr möglich; aber die Nation als Ganzes braucht nicht, gleich dem Einzelnen, zwischen verschiedenen Lebensberufen zu wählen. In ihrem Schoße haben sie alle nebeneinander Raum, und niemals hat ein Volk, das sich von der Wissenschaft abwandte, in der Kunst Palmen errungen. Sokrates und Thukydides sahen die Statuen des Phidias, die Gemälde des Polygnot entstehen und befanden sich unter dem Publicum, vor welchem die Stücke des Sophokles, Euripides und Aristophanes zum ersten Mal aufgeführt wurden. Am Hofe Alexander's verkehrten Lysippos und Apelles mit Aristoteles. Walther von der Vogelweide und die Erbauer der gothischen Dome erlebten die Auferstehung der Rechtswissenschaft und die Blüthe der Scholastik. Die Renaissance führt ihren Namen nicht nur von der Wiedergeburt der Künste, sondern auch der Wissenschaften. Neben Shakespeare stehen Bacon und Harvey, neben Rembrandt Spinoza und Grotius, neben Molière Bayle, neben Goethe Kant, Niebuhr und die Brüder Humboldt. Die Römer, welche wissenschaftlich ganz unproductiv waren, haben es auch in der Kunst niemals über ein geschicktes Nachahmen fremder Muster hinausgebracht; aber selbst bei ihnen sind die bedeutendsten Gelehrten, Varro und Labeo, Zeitgenossen der relativ größten Dichter, Redner und Architekten gewesen. Soweit also die historische Erfahrung zurück-

reicht, zeigt sie immer, daß Blüthezeiten der Kunst und Wissenschaft sich innerhalb desselben Volkes nicht gegenseitig ablösen, sondern zusammenfallen. Dies wird auch bei den Deutschen der Jetztzeit nicht anders sein, weil es nicht anders sein kann, weil es ein Naturgesetz ist.

Wir haben schon im vorhergehenden Abschnitt gesehen, daß der Künstler nicht der Lehrer, sondern der Mund des Volkes ist. Was er uns bietet und allein bieten soll, sind nicht neue Gedanken, sondern neue Formen für das, was wir selbst denken und empfinden. Die Bedingungen einer großen Kunstblüthe sind also: erstens, daß ein Kreis neuer Gedanken sich bilde und seiner Formulirung harre, zweitens, daß die Form die Schmiegsamkeit erlange, welche sie zum vollendeten Ausdruck für jene Gedanken befähigt; mit andern Worten dem Künstlergeiste muß eine reiche Menge noch unverarbeiteten Stoffes zugeführt werden, und die Technik muß so weit vorschreiten, daß sie seiner Bewältigung gewachsen ist. Das Erste ist ohne Frage Aufgabe der Wissenschaft, aber auch bei dem Zweiten hat sie ein gewichtiges Wort mitzureden. Denn eine erschöpfende Kenntniß des menschlichen Körpers, welche die erste Voraussetzung vollkommenen bildnerischen Schaffens ist, gewährt uns nur die Anatomie, mag sie am todten Körper durch Zergliedern, mag sie am lebendigen durch genaue Beobachtung der Muskulatur erlernt werden; die Behandlung des Marmors und der Bronze, die Gewinnung und das Mischen der Farben sind Sache des Experiments, also einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit, auch wenn sie von Künstlern geübt wird. Polyklet im Alterthum, Lionardo, Michelangelo und Dürer in der Neuzeit haben theils den Proportionen des menschlichen und thierischen Körpers, theils der Anatomie, der Perspective und der Lehre vom Schattenfall eingehendes Studium gewidmet und dessen Ergebnisse auch zum Theil in Büchern veröffentlicht, deren Gründlichkeit jedem deutschen Professor zur Ehre gereichen würde. Unter den bildenden Künstlern empfanden es also gerade die größten am deutlichsten, wie unentbehrlich ihnen die Wissenschaft auch für ihre Zwecke sei, und unter den Dichtern aller Zeiten und Völker, welche die Nachwelt kennt, dürften sich erst recht nur sehr wenige finden, die an den gelehrten Bestrebungen ihrer Epoche nicht den lebhaftesten Antheil genommen hätten und ihnen viele ihrer fruchtbarsten Anregungen verdankten. Ohne die Hülfe der Wissenschaft kann also die Kunst niemals einen großen Aufschwung nehmen, während das Umgekehrte sehr wohl möglich ist. Wenn der Verfall der Kunst zwar nur selten von einem Verfall der Wissenschaft, wohl aber in den meisten Fällen von einem Nachlassen im Tempo ihres Fortschrittes begleitet ist, so liegt dies nur daran, daß die allgemeine Erregung der Geister, welche das Kennzeichen hoher Blüthezeiten ist, nothwendig von einer gewissen Ermattung gefolgt sein muß, und diese dann auf allen Gebieten ihre Wirkungen äußert.

Unser „Deutscher" findet es „bemerkenswerth, daß bisher nicht Gelehrte, sondern Künstler die am weitesten hervorragenden Höhepunkte der deutschen Bildung darstellen". Dies gilt nicht nur von der deutschen Bildung, sondern es wiederholt sich bei allen Culturvölkern, wenigstens wenn man unter dem „Hervorragendsten" dasjenige versteht, was in der weitesten Entfernung noch sichtbar bleibt und zu dem Alle mit derselben gläubigen Unterordnung empor-

blicken. Die Größe des Gelehrten ist nur dem verständlich, welcher seinen Forschungen zu folgen vermag, d. h. einem ganz kleinen Kreise von Gleichstrebenden, und auch unter diesen findet er bei Lebzeiten fast nie allseitige Anerkennung. Wer sich damit begnügt, in ehrlichem Fleiße die Wege zu ebnen, welche Größere vor ihm gebrochen haben, wird noch am ehesten bei den Zeitgenossen auf Dankbarkeit rechnen können; die Bahnbrecher selbst dagegen stoßen immer auf erbitterten Widerspruch und werden oft zu Märtyrern ihrer Ueberzeugung. Denn je kühner und genialer ein neuer Gedanke ist, je tiefer er die herrschenden Meinungen umgestalten muß, desto größer ist die Zahl seiner Gegner. Die Ausfüllung kleiner Lücken in unserem Wissen begrüßen wir mit Freude, den Nachweis einzelner Irrthümer lassen wir uns gefallen; muthet uns aber Jemand zu, die Grundlagen unseres bisherigen Denkens umzustürzen und Alles neu zu lernen, was wir längst zu wissen glaubten, so betrachtet ihn fast Jeder als seinen natürlichen Feind. Wer in den früheren Anschauungen alt geworden ist, besitzt selten oder nie die Schmiegsamkeit des Geistes, um sich in die neuen hineinzudenken; die „Autoritäten" sind demnach so gut wie ausnahmslos Gegner des Neuerers; nur unter den Jungen, welche noch keine eingerosteten Vorurtheile zu bekämpfen haben, findet er eine kleine Gemeinde, die sich dann langsam vermehrt. Und schweigt endlich jeder Widerspruch, was in der Regel erst lange nach dem Tode des großen Entdeckers eintritt, so ist der neue Gedanke alt geworden, und keiner findet mehr etwas Besonderes daran. Daß die Erde sich um die Sonne dreht, weiß heute jeder Schuljunge; der Satz erscheint uns so trivial, daß es einer geistigen Anstrengung bedarf, um uns die Größe Desjenigen ins Gedächtniß zu rufen, welcher ihn zuerst ausgesprochen hat.

Wie viel lebendiger empfinden wir das Werk des Künstlers! Nicht in harter Geistesarbeit, deren nur Wenige fähig sind, nehmen wir es in uns auf, sondern in mühelosem Genießen; nicht in schwer verständlicher Abstraction tritt es in die kleine Gelehrtenwelt hinaus, sondern in lebensprühender Form ergreift es alsbald weite Kreise. Die größten wissenschaftlichen Thaten fordern die Kritik am meisten heraus, vor den größten künstlerischen muß sie verstummen. Mitunter erregt zwar auch in Bild und Dichtung die gar zu schroffe Individualität des Schöpfers Widerspruch, aber meist bezieht sich dieser nur auf den Inhalt; den Reiz der Form, wenn sie anders vollendet ist, lassen auch die Gegner gelten. Von den Leistungen des Gelehrten bringen kaum Gerüchte ins Publicum, die des Künstlers sieht es unmittelbar vor sich. Da ist es leicht begreiflich, daß es für einen Mommsen oder Helmholtz höchstens kühlen Respect empfindet, dagegen einen Wildenbruch mit endlosem Jubel auf die Bühne ruft und einer Lucca gar die Pferde ausspannt. Ist dann endlich der Gelehrte todt und hat die Nachwelt das letzte Urtheil über ihn gesprochen, so bleibt von seiner Lebensarbeit eine Summe einzelner Erkenntnisse übrig, denen man weder die geistige Kraft ansieht, deren es zu ihrer Erringung bedurfte, noch die Tragweite der Folgen, welche sie gehabt haben. Die Antigone des Sophokles kennt noch heute jeder Gebildete, und jeder empfindet ihre Wirkung kaum in geringerem Maße, als sie einst die Athener des Perikles empfanden; die Schriften des Copernicus liest kein Mensch mehr, und keiner braucht sie zu lesen. Denn was sie Bleibendes enthalten, ist

längst in spätere Bücher übergegangen, und Vieles in ihnen ist von der Wissenschaft weit überholt. Natürlich bewundern wir da Sophokles, von dessen Größe wir ein abgeschlossenes Bild in uns aufgenommen haben, viel mehr als Copernicus, von welchem die Meisten nur einen mageren Lehrsatz kennen. „Hervorragender" in dem oben erläuterten Sinne ist also Jener zweifellos, aber daß er darum auch größer sei oder gar sein Wirken folgenreicher, kann nur behaupten, wer über dem äußeren Glanze den inneren Gehalt vergißt. Einen „Höhepunkt der deutschen Bildung" bezeichnet freilich auch Copernicus nicht, aber nur weil es in der Wissenschaft wohl Blüthezeiten, aber keine Höhepunkte gibt. Denn Alles, was sie errichtet, wird alsbald zum Unterbau, über dem sich neue Stockwerke erheben, und gerade die bedeutendsten Werke müssen am frühesten veralten. Liegt es doch in der Natur der fruchtbaren Gedanken, daß sie Frucht tragen, d. h. daß sie neue Gedanken erzeugen, welche über den ursprünglichen Stamm hinauswachsen. Der kühnste Entdecker kann auch in sich selbst die Vorurtheile nicht ganz überwinden, gegen welche er den Kampf eröffnet hat. Erst seine Nachfolger ziehen alle Consequenzen seines Schaffens, und müssen ihn daher jedesmal zum Theil widerlegen, indem sie ihn fortsetzen.

Der Künstler strebt immer, in jedem seiner Werke etwas Abgeschlossenes zu leisten, und viele, darunter manche, die durchaus nicht zu den bedeutendsten gehören, erreichen dies auch. Der Gelehrte kann sich ein solches Ziel gar nicht stecken; er weiß genau, daß Alles, was er schafft, nur das Bruchstück eines Bruchstücks bleibt, daß jede seiner Leistungen die Bestimmung hat, künftig überholt zu werden; aber gerade daraus schöpft er seine Freudigkeit, namentlich wenn er sich nicht den Ersten seiner Nation und seines Faches zuzurechnen wagt. Der Nachfolger eines Rafael und Michelangelo fand den geistigen Inhalt seiner Zeit künstlerisch erschöpft. Was das sechzehnte Jahrhundert in Farbe und Form auszudrücken hatte, das war schon so vollkommen ausgedrückt, daß seinem Streben kein höheres Ziel blieb, als jenen großen Vorbildern möglichst nahe zu kommen oder sie durch gewaltsames Spielen mit den Mitteln der Kunst äußerlich zu überbieten. Dagegen sahen die Nachfolger eines Niebuhr und Humboldt sich nur die Wege gewiesen, auf denen man der Wahrheit näher kommen konnte. Sie brauchten persönlich nicht größer zu sein als Jene und konnten doch weiter schauen, weil sie auf ihren Schultern standen. Denn in der Kunst bezeichnen die höchsten Leistungen immer den Abschluß einer vollendeten Entwicklung, in der Wissenschaft den Ausgangspunkt einer kommenden.

Hieraus erklärt sich auch eine Thatsache, welche für unsere Betrachtung von höchster Wichtigkeit ist. Seit der Antigone des Sophokles und dem Hermes des Praxiteles ist die Kunst nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Sie hat ihre Mittel erweitert, ihre Aufgaben geändert und vermehrt; doch so verschieden auch die Wege waren, auf denen sie ihrem Ziele zustrebte, was sie geschaffen hat, ist zum Theil inhaltlich reicher und technisch glänzender, aber niemals schöner als die Werke der Griechen. Michelangelo und Dürer, Shakespeare und Goethe haben nichts Höheres ersehnt, als den Alten gleichzukommen, und thatsächlich haben sie auch nichts Höheres erreicht und erreichen können. Es liegt eben im Wesen der absoluten Vollendung, daß sie nicht zu übertreffen ist. Die Geschichte

der Kunst bewegt sich also in immer wiederholtem Auf- und Abschwanken, dessen höchste Höhepunkte stets auf der gleichen Linie bleiben; ein wirklicher Fortschritt ist seit mehr als zweitausend Jahren nicht bemerkt worden. Sollen wir daraus schließen, daß die Schöpfungen der Griechen auch für alle Folgezeit hätten ausreichen können und seit dem Jahre 400 v. Chr. jede Kunstthätigkeit überflüssig gewesen sei? Es genügt, diesen Satz auszusprechen, damit Jeder ihn als Unsinn erkenne. Keine Zeit kann einer eignen Kunst entbehren, weil jede ihre eigenen Anschauungen hat und auch diese in schöner Form dargestellt sehen will. Da der Reichthum unseres Gedankenkreises sich seit den Zeiten der Griechen unendlich vermehrt hat, finden wir bei ihnen nur einen kleinen Theil dessen ausgesprochen, was heute die Geister beschäftigt, und der Ueberschuß fordert doch auch seinen Ausdruck. Indem der Inhalt des Menschenlebens sich im Verlaufe der Geschichte stetig ändert, gewinnt die Kunst neuen Stoff, und ihre immer wiederholte Bethätigung bleibt möglich und nothwendig. Aber ihr Wesen liegt nicht im Inhalt, sondern in der Form, welche wohl anders, aber niemals besser werden kann, als bei den Alten. Wie der Chor der antiken Tragödie die Schicksale des Helden theilnahmvoll mit seinen Gesängen begleitet, ohne doch von ihnen betroffen zu werden, so prägt die Kunst den Fortschritt der Menschheit in sich aus, schreitet aber selbst nicht fort. Hat sie ihren Höhepunkt erreicht, so muß sie rettungslos bergab, bis ein neuer Gedankeninhalt sich im Volke angesammelt hat, dessen Bewältigung sie wieder aufwärts führt. Aber auch dann steigt sie im besten Falle zu dem gleichen Gipfel empor, welchen sie vorher verlassen hatte; höher kommt sie niemals.

Ganz anders die Wissenschaft. Sie schreitet bald schneller, bald langsamer vorwärts, bleibt auch wohl zeitweilig ganz stehen, aber von einem eigentlichen Rückgange kann bei ihr kaum die Rede sein. Die Summe von Erkenntnissen, welche das Alterthum angehäuft hatte, ist im Mittelalter zwar zum großen Theil unbenutzt, aber im Wesentlichen auch ungeschmälert geblieben. Nur auf historischem und ethnologischem Gebiete ist uns Einiges von seinem Wissen verloren gegangen; im Uebrigen konnte die Renaissance genau an dem Punkte wieder anknüpfen, wo Aristoteles abgebrochen hatte, ja sie konnte aus den Studien des Mittelalters dem alten Schatze, wenn auch nicht viel, so doch Manches hinzufügen. Und seitdem ist es mehr als vier Jahrhunderte lang ohne Stillstand und Rückschritt immer aufwärts gegangen. Natürlich hat in einer so langen Periode nicht jeder Zeitraum Forschergeister ersten Ranges hervorgebracht; aber eben das ist der Segen der Wissenschaft, daß in ihr auch die geringere Kraft bei ernster und pflichttreuer Arbeit der Welt bleibende Dienste leisten kann. Auch unter den Künstlern sind die kleinen und kleinsten nicht ganz zu entbehren. Die Theater wollen immer wieder ihre Premièren, das Lesepublicum will neue Romane und Gedichte haben; es gibt mehr Wände mit Bildern, mehr Häuserfaçaden und Plätze mit Statuen zu schmücken, als daß die Arbeitskraft der großen Meister dieser Massenproduction gewachsen wäre. Aber diese Kunst des Bedürfnisses vergeht mit dem Bedürfniß; der Wind einer anderen Mode bläst darüber hin „und ihre Stätte kennet sie nicht mehr“. Hingegen füllt jede neue Wahrheit, die entdeckt wird, mag sie auch noch so unbedeutend sein, eine Lücke unseres Wissens aus und

kann zur Handhabe anderer, größerer Entdeckungen werden; jede wird dem Schatze unserer Erkenntniß unverlierbar einverleibt, und geht der Name des Entdeckers auch oft verloren, so bleibt doch sein Werk. Der Unterschied der Großen und Kleinen ist hier, zwar nicht in ihrer Bedeutung als Geister und Charaktere, wohl aber in ihren Leistungen, fast nur, wie die Worte es ausdrücken, ein quantitativer. Der Eine führt eine ganze Mauer auf oder legt gar ein Fundament, der Andere trägt nur ein paar Steine herbei, aber Jeder hat zum Bau beigetragen, und Jeder darf mit Stolz auf ihn hinblicken, weil er, wenn auch nur zum kleinen Theil, sein Werk ist. Es ist eine der vielen Wunderlichkeiten unseres „Deutschen", wenn er die Aristokratie des Wissens mit der des Geldes auf eine Stufe stellt und beiden den Namen einer Aristokratie bestreiten will, weil nur angeborene, nicht erworbene Vorzüge einen Adel begründen können. Denn Wissen läßt sich nicht von Jedem anhäufen, wie Goldstücke, man müßte denn meinen, daß das Auswendiglernen eines Conversationslexikons oder einiger Lehrbücher zum Wissen verhelfe. Nur Derjenige weiß Etwas, der es geistig durchdrungen und alle seine Einzelheiten selbstthätig in einen inneren Zusammenhang gebracht hat, nicht, wer einige schätzenswerthe Notizen mechanisch hersagen kann. Auch zu Gelehrten, die diesen Namen wirklich verdienen, sind daher nur die erlesenen Geister einer Nation tauglich. Freilich ist es wahr, daß der Kreis Derjenigen, welche durch angeborene Gaben dazu befähigt sind, der Wissenschaft dauernden Nutzen zu bringen, beträchtlich größer ist, als die Zahl der Künstler, welche Ewiges schaffen können. Aber gerade darin liegt ein Trost für die bescheidenen Geister, welche sich nicht für Genies halten und doch der Welt gern bleibendere Dienste leisten möchten, als das Backen schmackhaften Brotes oder das Malen unbedeutender Bilder.

Die Entwicklung der Menschheit beruht auf zwei Factoren, einerseits auf dem unbewußten Wirken der Naturauslese, andererseits auf dem bewußten Streben der Wissenschaft. Die Gefühle, welche jene veredelt, die Gedanken, welche diese geschaffen hat, bieten der Kunst den Stoff. Diese selbst ist stabil oder bewegt sich doch nur im Kreise; dem Fortschritt dient sie einzig dadurch, daß sie das abstracte Denken mit dem Reize der sinnlichen Form umkleidet und es so auch den Massen näher bringt. „Shakespeare ist ein König," schreibt unser Deutscher, „Darwin ist nur ein großer Herr; darum soll der Letztere dem Ersteren dienen." Wir nehmen das Gleichniß an! Der Gelehrte ist der reiche Grubenbesitzer, der das Gold und Silber ans Licht bringt; der Künstler ist der König, welcher auf das Geld sein Bildniß prägt und ihm dadurch Cours im Lande verleiht. Er ist ein König nach der Art des englischen: er schreibt seinen Namen unter die fertigen Gesetze und thut sie jedermänniglich kund und zu wissen; aber entworfen und durchgekämpft sind sie nicht von ihm, sondern von dem „großen Herrn", seinem Minister. Dieser macht die Politik, und der König empfängt die Huldigungen.

## IV. Der Specialismus.

Aber ist die heutige Wissenschaft überhaupt noch im Stande, der Nation Ideen zuzuführen, welche sie so lebhaft erregen, daß auch die Kunst von ihnen befruchtet wird? Wie unser „Deutscher" schreibt, „schwelgt sie ja nur in Einzelheiten," „zerstiebt allseitig in Specialismus," und dieser ist es, „welcher nicht nur eine freiere und tiefere Gestaltung der Einzelwissenschaften, sondern auch alles echte und freie Menschenthum unterdrückt". Dem Kampfe gegen diesen unheilvollen Specialismus ist ein großer Theil des Buches gewidmet, und kaum ein anderer dürfte so vielseitiger Zustimmung sicher sein. Jahrelanger Fleiß, unendlicher Scharfsinn wird an Kleinigkeiten verschwendet, die scheinbar keinen Menschen etwas angehen. Auch den Gelehrten scheint diese mühevolle Einzelarbeit nur insofern für wichtig zu gelten, als sie selbst damit beschäftigt sind; denn oft finden sie kaum noch Zeit und Lust, sich auch nur um das Treiben ihres nächsten Nebenmannes zu bekümmern. Wenn man an einen Philologen, der sich speciell mit Horaz beschäftigt, über Vergil eine Frage stellt, die nicht gerade auf der großen Heerstraße liegt, so kann man leicht die Antwort erhalten, hierüber wisse er nicht Bescheid zu geben; das liege seinen Studien fern. Was der Aristoteliker schreibt, liest der Aristoteliker; schon der Platoniker nimmt nicht immer Notiz davon. So scheint die Leistung des Specialisten nur für den Specialisten desselben Faches bestimmt zu sein, und wer möchte es für eine würdige Aufgabe hochgebildeter Menschengeister halten, einem Dutzend Gelehrten Stoff zu neuer Arbeit zu geben, welche ihrerseits wieder nur denselben nichtigen Erfolg hat! Selbst den Vertretern des Specialismus wird vor seiner Entwicklung bange, und nach Kräften stemmen sie sich ihr entgegen. So sprach noch kürzlich Herman Grimm in dieser Zeitschrift die Ansicht aus, das Fach der neueren Kunstgeschichte, welches er an der Berliner Universität vertritt, dürfe nicht selbständig werden, sondern müsse sich damit begnügen, eine Hülfswissenschaft der allgemeinen Geschichte zu sein. Freilich ist es noch nicht so gar lange her, daß auch diese selbst nur für eine Hülfswissenschaft der Philologie gelten sollte. So findet der Kampf unseres Deutschen in der öffentlichen Meinung die kräftigste Unterstützung, aber der Specialismus ist hartnäckig. Er kümmert sich nicht um alle Verdammungsurtheile, sondern specialisirt sich immer weiter und wird voraussichtlich niemals aufhören, in diesem „Zerstieben" fortzufahren.

Dem strebsamen Studenten liegt, wenn er zuerst auf die Universität kommt, gewöhnlich nichts ferner, als die Absicht, sich zum Specialisten auszubilden. In der Regel wird auch sein Ziel dasselbe sein, welches der Goethe'sche Schüler mit so köstlicher Naivität sich steckt:

> Ich wünschte recht gelehrt zu werden
> Und möchte gern, was auf der Erden
> Und in dem Himmel ist, erfassen,
> Die Wissenschaft und die Natur.

Mit Feuereifer stürzt er sich auf Alles, was ihm „interessant" erscheint, belegt viel mehr Collegia, als ein normal veranlagter Mensch selbst beim besten Willen aushalten kann, und nachdem die erste Hitze verraucht ist, schwänzt er natürlich die allermeisten und vertrinkt seinen Jammer über den fehlgeschlagenen

Studienplan. Im zweiten oder dritten Semester — mitunter auch noch später — begreift er, daß man nicht Alles zugleich lernen könne. Er beschließt, immer noch unter dem Vorbehalt, künftig seine Studien weiter auszudehnen, einstweilen die gründliche Beschäftigung mit Einem Fache. Welches er wählt, darüber entscheidet der Zufall, meist wohl die Persönlichkeit irgend eines Docenten, der ihn besonders angezogen hat. Aber indem er sich hineinarbeitet, dehnt sich das kleine Gebiet, welches er anfangs schnell zu durchschreiten gedachte, weiter und weiter vor ihm aus, und zum Schluß verschwinden seine Grenzen in der Unendlichkeit. Alles, was er erforscht zu haben glaubt, regt immer wieder neue Fragen in ihm auf, die er sich beantworten muß, um das vorher Erlernte ganz zu verstehen. So wird er wider seinen Willen Specialist und kommt niemals dazu, den Uebergang zu den anderen Wissenschaften, welchen er beabsichtigt hatte, auch wirklich zu vollziehen. Zwar ganz bei Seite lassen kann er sie nicht, schon weil für das leidige Examen soundsoviel Fächer gefordert werden; zudem sind ihm manche auch zur vollen Durchdringung seines Specialstudiums unentbehrlich. Aber sie alle, mögen sie an sich auch noch so wichtig sein, werden ihm nur zu Noth- und Hülfswissenschaften, die er schnell und mit geringer Gründlichkeit abthut, um sich dann wieder mit neuer Liebe dem Gebiete zuzuwenden, auf dem er sich ganz zu Hause fühlt. Tritt er dann in das praktische Leben ein, so lassen ihm seine Schulstunden oder was er sonst betreibt, sehr wenig Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Will er auf diese nicht ganz verzichten, so muß er nothgedrungen bei dem einmal erwählten Specialfach bleiben; denn mit der Gründlichkeit, welche ihm durch sein früheres Arbeiten zum Bedürfniß geworden ist, kann er sich in den wenigen Mußestunden, die ihm gegönnt sind, nicht in etwas Neues vertiefen. Er bleibt also sein Leben lang Specialist und fühlt sich auch recht wohl dabei. Denn die Freude am geistigen Schaffen ist ganz dieselbe, ob man sie auf weitem oder engem Raume genießt.

In früheren Jahrhunderten war dies freilich anders, aber nur, weil die Gesammtmasse aller Wissenschaften kaum die Ausdehnung hatte, wie heutzutage jedes einzelne Fach. Und was noch wichtiger ist, damals meinte der Schüler genug gethan zu haben, wenn er Dasjenige, was sein Lehrer ihm überlieferte, in sich aufgenommen hatte; das selbstthätige Forschen hielt man für ein Privileg des Meisters. Wir veranlassen schon den jüngsten Studenten dazu, weil wir der Ansicht sind, daß keiner eine Wissenschaft verstehen kann, ohne zu wissen, auf welchem Wege sie fortschreitet, und ohne selbst ein Stückchen dieses Weges, wenn auch mit unsicheren Schritten, gegangen zu sein. Mit dem Erlernen eines gegebenen Stoffes kann man fertig werden, selbst wenn er ziemlich umfangreich ist, mit dem Forschen niemals, auch wenn es sich nur auf kleinem Gebiete bewegt. Falls also der Specialismus ein Unglück ist, so hat er doch darin seinen Grund, daß die Wissenschaft reicher, ihr Studium selbstthätiger geworden ist, und wer möchte diese Vorzüge aufgeben, um wieder flache Alleswisser züchten zu können!

Und ist das Unglück denn wirklich so groß? Jeder Fortschritt nicht nur des menschlichen, sondern des gesammten organischen Lebens vollzieht sich auf dem Wege der Specialisirung, und in der Wissenschaft allein sollte sie Stillstand

oder gar Rückschritt bedeuten? Botaniker und Zoologe lehren uns, daß ein Lebewesen desto vollkommener ausgebildet ist, je ausschließlicher jedes seiner Organe nur einem einzigen Zwecke dient. Der Affe benutzt alle vier Extremitäten sowohl zur Fortbewegung, als auch zum Greifen; der Mensch kann für jene nur seine Füße, für dieses nur seine Hände gebrauchen; aber eben das gehört zu den Kennzeichen, daß er ein höher organisirtes Geschöpf ist. Bei den meisten Pflanzen sind männliche und weibliche Organe in derselben Blume vereint; bei einigen besser entwickelten stehen sie schon auf verschiedenen Blüthen, welche nur noch an dem gleichen Stamme wachsen; endlich trennen sich auch die Individuen nach den Geschlechtern, und im Thierreich ist dies zur Regel geworden. Und nicht anders schreitet die menschliche Cultur fort. Die wahren Universalisten waren unsere Vorfahren, da sie noch als Jäger oder Hirten die Wildnisse Asiens bewohnten. Damals war Jeder, der nicht im elenden Kampf um die tägliche Nahrung zu Grunde ging, noch ganz befähigt, seine materiellen und geistigen Bedürfnisse durch die eigene Arbeit zu befriedigen. Seine ärmlichen Geräthe schnitzte er aus Holz oder klopfte sie aus Feuersteinen; auf die Töpfe, welche seine Hand geformt hatte, malte er selbst die Zacken und Kreise, welche seinem rohen Kunstsinn Genüge thaten; er selbst dichtete und sang die einfachen Lieder, in denen er seinen Gefühlen Ausdruck gab, und ersann die Zaubersprüche, welche den Inhalt seiner Wissenschaft ausmachten. Aus den Hirten wurden Bauern, und in ihrer Mitte siedelte sich der Handwerker an, der ihnen einen Theil ihrer Mühen abnahm und dafür von fremden Aeckern sein Brot empfing. Schon damals hat gewiß mancher graue Weise in dem neuen Vertreter des Specialismus einen gefährlichen Burschen gewittert und „den Verfall der Zeit“ darin gesehen, daß außer jenem Einen Keiner mehr Hammer und Schnitzmesser so geschickt zu handhaben wußte, wie früher, als man sich noch Alles selbst machen mußte. Aber das Unheil ging seinen Gang. Schmied, Zimmermann und Töpfer wurden aus jenem Universalkünstler; und jetzt klagte man, daß das Handwerk verfalle, weil der Eine nur mit dem Hammer, der Andere nur mit dem Beil, der Dritte nur mit der Drehscheibe Bescheid wisse, keiner mehr mit allen Werkzeugen zugleich. Der Schmied specialisirte sich dann zum Gold-, Kupfer-, Messing- und Eisenschmied, dieser zum Grobschmied, Schlosser und Maschinenbauer. So ging es und so wird es weiter gehen unter stets erneuten Klagen über den Verfall der Zeit. Aber die Arbeit ist immer besser, immer billiger geworden, und was früher ein Luxus für Häuptlinge und Fürsten war, gehört heute zu den täglichen Bedürfnissen des gemeinen Mannes.

Und streitet nicht unser „Deutscher“ selbst am eifrigsten für Specialisirung, dafern sie nur die Wissenschaft unberührt läßt? Ist nicht die erste Forderung, welche er an unsere Nation stellt, Entwicklung der Individualitäten? Und was bedeutet diese denn Anderes, als Ausbildung einzelner Anlagen des Geistes und Charakters auf Kosten der übrigen, d. h. Specialisirung? Rembrandt, den er uns als leuchtendes Beispiel vorhält, gehört unter den großen Künstlern zu den aller entschiedensten Specialisten. Lionardo war Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrter und Hofmann zugleich; Alberti, Michelangelo, Rafael, Dürer, Rubens konnten sich mit ihm nicht ganz an Vielseitigkeit messen, waren aber doch

alle auf mehreren Gebieten thätig. Rembrandt ist nichts als Maler, und auch das in ganz einseitiger Richtung. Niemals hat er durch Composition und Schönheit der Form zu wirken verstanden; keines seiner Gemälde ließe sich als Altarbild gebrauchen, und das einzige, in welchem er monumental zu sein versuchte, die sogenannte Nachtwache, ist in dieser Beziehung gründlich mißlungen. Das thut seiner Größe durchaus keinen Abbruch; aber was der Kunst recht ist, soll der Wissenschaft billig sein.

Doch wir vergaßen! Auch in der Wissenschaft läßt die öffentliche Meinung ja einige Specialisten gelten. Daß es Aerzte gibt, welche sich nur mit den Krankheiten des Ohres oder des Auges, der Rachenhöhle, der Haut oder der Nerven beschäftigen, daß einzelne Ingenieure nur den Wegebau betreiben, andere nur Brücken, noch andere nur Maschinen construiren, erscheint Jedermann gut und nützlich. Wenn unser „Deutscher" davon nicht redet, so geschieht es wohl nur, weil seine Anschauungsweise zu „makroskopisch" ist, um solche Kleinigkeiten zu beachten. Verstehen wir also die allgemeine Stimmung, welche er vertritt, richtig, so billigt sie den Specialismus in allen Fällen, wo die Thätigkeit des Gelehrten unmittelbaren praktischen Nutzen bringt, und will ihn nur bei der sogenannten reinen Wissenschaft ausschließen. Wenn man überall, wo unsere gesunde Haut oder unser Geldbeutel in Frage kommt, die Arbeit des Specialisten der des Universalisten vorzieht, so liegt darin zweifellos die Anerkennung, daß sie ebenso sehr auf dem geistigen wie auf dem materiellen Gebiete die bessere ist. Warum soll dies für die „reine Wissenschaft" nicht gleichfalls gelten? Die einzig mögliche Antwort, welche man von dem Standpunkt unseres „Deutschen" aus etwa geben könnte, wäre, daß ihr Zweck sich nur durch Universalismus erreichen lasse. Fragen wir also weiter, worin der Zweck der Wissenschaft als solcher besteht.

Entsprungen ist sie jedenfalls aus dem Bedürfniß des Menschen, für dasjenige, was ihn umgibt, nach Gründen zu suchen. Schon der Wilde fragt sich: „Woher kommt der Donner? Warum geht die Sonne auf und unter? Warum sprießt und welkt das Gras?" Der naive Egoismus der Uncultur treibt ihn dazu, Alles aus der Art seines eigenen Wesens zu erklären; für die Gründe der Naturerscheinungen treten ihm daher menschenähnliche Urheber ein, welche er als Götter verehrt oder als Dämonen scheut. Einer weiter fortgeschrittenen Entwicklungsstufe genügt diese kindliche Auffassung nicht mehr, und aus der Religion wird Wissenschaft. Doch bleibt sie auch jetzt die reine Aetiologie, d. h. sie forscht ausschließlich nach den Ursprüngen der Dinge und ersinnt darauf Antworten, so gut oder schlecht sie kann. „Wie ist die Welt entstanden?" Aus dieser Frage entsprang die älteste griechische Philosophie, welche sich bekanntlich nur mit kosmogonischen, nicht mit ethischen oder erkenntnißtheoretischen Problemen beschäftigte. „Wie ist Athen entstanden, wie Sparta, wie die Hellenen und Perser?" Dies beantworteten die zahllosen Gründungssagen und Völkerstammbäume, welche den Gegenstand der ältesten Geschichtschreibung bildeten. „Wie kommt es, daß wir Häuser bauen, Korn säen und Oelbäume pflanzen?" Man forschte danach, wer diese Bräuche zuerst eingeführt habe, combinirte sich die Umstände, welche ihn zu seinen nützlichen Erfindungen geführt haben mochten, und schuf so dasjenige, was man im engeren Sinne Aetiologie nennt. Außer der Geographie und

Astronomie, auf welche die praktischen Bedürfnisse von Handel und Schiffahrt hinlenkten, sind dies die einzigen Wissenschaften, welche Griechenland vor dem Ende des fünften Jahrhunderts hervorgebracht hat. Denn auch die Anfänge der Mathematik gehören insofern zur Kosmogonie, als ihr Entdecker, Pythagoras, das Wesen der Schöpfung in der Zahl erblickte. Und wie das „Warum?" der Ausgangspunkt der Wissenschaft war, so ist es immer auch ihr bewußter Zweck geblieben, und eben dadurch ist sie zu ihrer ungeheuren Ausdehnung gelangt. Denn da jeder Grund auch seinerseits einen Grund haben muß, so rief jede Antwort neue Fragen hervor, deren Zahl sich jetzt bis nahe an die Unendlichkeit gesteigert hat und sich immer weiter steigern muß.

Nun ist es freilich wahr, daß dieser bewußte Zweck der reinen Wissenschaft nur dann als erfüllt gelten kann, wenn man über die Gründe aller Gründe hinaus bis zum Urgrunde durchgedrungen ist; mit andern Worten, er findet seine Erfüllung überhaupt nie, oder doch nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern nur auf dem des Glaubens, wie dieser immer beschaffen sein mag. Denn Deismus, Pantheismus, Atheismus, und wie die Lehren sonst heißen mögen, bleiben alle ebenso gut Glauben, wie irgend eine Offenbarungsreligion, weil sie sich ebenso wenig beweisen lassen. Da nun alles Glauben individuell ist, so erfüllt sich jener Zweck immer nur im einzelnen Menschen, und zwar auch in diesem nur dann, wenn er dasjenige, was er weiß oder zu wissen meint, mit demjenigen, was er glaubt, zur Einheit verschmolzen hat.

Ist dem nun der Specialismus hinderlich? Da das Wissen des größten Universalisten immer nur ein unbedeutendes Stückchen dessen bleibt, was man wissen kann oder könnte, so kommt meines Erachtens gar nichts darauf an, ob jenes Stückchen etwas größer oder kleiner ist. Genug, daß es mit dem Glauben ausgeglichen und dadurch zum organischen Theil einer Weltanschauung geworden ist.

Also die Wissenschaft hat keinen anderen Zweck, als Erklärungen zu geben, und von diesen können gerade die grundlegenden und wichtigsten gar keinen Anspruch auf objective Sicherheit machen, sondern sie dienen nur dazu, denjenigen, welcher an sie glaubt, persönlich zu befriedigen? Wird denn ein solcher Zweck nicht durch die Träume der Wilden von Sonnengöttern und Sturmdämonen ganz ebenso gut erreicht, wie durch unsere complicirten Systeme? Freilich wohl, nur daß wir jene heutzutage nicht mehr glauben können. Atomtheorie, Geologie und Darwinismus mögen Wahngebilde sein, gleich den Kosmogonien des Thales und Heraklit, aber sie entsprechen der gegenwärtigen Art zu denken und gewähren uns daher eine Befriedigung, welche wir in jenen alten Lehren nicht mehr zu finden vermögen.

Dies scheint eine sehr traurige Ansicht zu sein, doch sehe ich nicht, was man im Ernste dagegen einwenden wollte. Die jonische Naturphilosophie hat den alten Aberglauben erschüttert, aber an seine Stelle nur Systeme gesetzt, die sich später auch ihrerseits als Aberglauben erwiesen haben. Und so ist die Wissenschaft immerfort thätig geblieben, umzustürzen, was sie gebaut hatte, und zu bauen, was zu künftigem Umsturz bestimmt war. Kann man da wirklich bei ihr, wie

wir es im vorigen Abschnitt gethan haben, von einem Fortschritt reden? Bewegt sie sich nicht vielmehr in ermüdendem, ewig zwecklosem Kreislauf?

Und wenn dies wäre, was thäte sie Anderes als die Kunst? Beide würden dann nur die Anschauungen jedes Zeitalters ausprägen, die eine in abstracter, die andere in concreter Form. Und zu dieser Rolle scheint unser „Deutscher" die Wissenschaft auch bestimmt zu haben. Oder wie soll man es sonst deuten, daß er die Philosophie, in welcher das Glauben mehr als in allen andern Fächern das Wissen überwiegt, fast als die einzig berechtigte unter ihren Schwesterdisciplinen behandelt, daß er immer wieder darauf dringt, auch das Forschen des Gelehrten müsse subjectiv und individuell sein? Das ist es nun freilich stets gewesen, heute ebenso sehr, wie zu irgend einer anderen Zeit. Denn bei jeder geistigen Arbeit, die nicht gerade für das liebe Brod geschieht, setzt man seine ganze Persönlichkeit ein, und jede, mag sie auch noch so trocken sein, wird dem kundigen Auge nicht nur von dem Geiste, sondern auch von dem Charakter ihres Verfassers Zeugniß geben. Wer hier noch größere Subjectivität verlangt, der weiß entweder gar nicht, wie man wissenschaftlich arbeitet, oder er wünscht, daß mit „geistreichen" Einfällen gespielt werde, wie das ja freilich auch nur gar zu häufig in allen Disciplinen, namentlich aber in der Philosophie, geschieht. Wer eine solche Auffassung von der Wissenschaft hegt, der hat allerdings ganz Recht, wenn er die Kunst hoch über sie erhebt. Denn diese redet doch wenigstens zu großen Massen, während jene, wie sie die Anschauungen vereinzelter Köpfe wiedergeben würde, so auch nur auf vereinzelte Köpfe wirkte.

Aber, wird man erwidern, wenn alle Erklärungen, welche ja doch der Zweck der Wissenschaft sind, im Glauben ausmünden und der Glaube immer individuell ist, wie sollte die Wissenschaft anders sein? Dies wäre ganz richtig, wenn der bewußte Zweck, den sie sich als einen idealen setzt, identisch wäre mit demjenigen, welchen sie thatsächlich erfüllt und erfüllen soll. Sie strebt dahin, die Gründe alles Seins zu erkennen, aber ihre wirklichen Leistungen liegen nicht am letzten Ziele, sondern auf dem Wege zu ihm. Dieses selbst entzieht sich ihr immer und bleibt auf dem Gebiete des subjectiven Meinens und Empfindens; doch gibt es viele näher liegende Wahrheiten, die sich auch objectiv mit Sicherheit feststellen lassen, und die Entdeckung jeder einzelnen, so gering sie auch sein mag, bedeutet einen Fortschritt der Menschheit. Denn darin liegt ja einer der wesentlichsten Vorzüge unserer Art, daß unser Thun in viel höherem Maße, als bei allen andern Geschöpfen, nicht nur durch dunkle Naturtriebe, sondern auch durch Ueberlegung bestimmt wird, welche immer von unseren wirklichen oder vermeintlichen Erkenntnissen ausgehen muß. Je richtiger und zahlreicher diese sind, desto zweckentsprechender muß also auch unser Handeln werden. Als man noch in dem Blitzstrahl das Geschoß eines Gottes sah, suchte man ihn durch Opfer und Gebete abzuwenden; seit wir wissen, daß es ein elektrischer Funken ist, bringen wir an unsern Häusern Blitzableiter an und haben damit für unsere Sicherheit unzweifelhaft viel besser gesorgt.

Also nicht die Erkenntniß gewährt uns die Wissenschaft, obgleich sie danach strebt und streben soll, sondern Erkenntnisse, nicht eine große Einheit, sondern viele kleine Einzelheiten. In der allmäligen Anhäufung derselben besteht eben

der Fortschritt der Wissenschaft, von dem wir oben gesprochen haben. Damit ist auch die Frage erledigt, ob der Specialismus seine Berechtigung hat. Daß er bessere Arbeit leistet, als der Universalismus, haben wir schon gesehen; wenn er aber die Einzelwahrheiten, deren wir bedürfen, vermittelst seiner feinen Einzelarbeit zuverlässiger und reicher zu Tage fördern kann, so ist es eine Thorheit, gegen ihn anzukämpfen.

Da sind wir freilich wieder auf dem Standpunkte der Nützlichkeit angelangt, und wieder wird man uns entgegenhalten, das passe wohl auf solche Wahrheiten, welche praktisch verwerthbar sind, nicht aber auf die „reine Wissenschaft". Welche Wissenschaft ist denn aber in diesem Sinne „rein", und welche Wahrheit kann nicht praktisch verwerthbar werden? Der Chemiker, welcher über seinen Retorten sitzt, denkt oft an gar nichts Anderes, als festzustellen, unter welchen Bedingungen sich gewisse Körper trennen und verbinden; in diesem Falle dient er gewiß nur der „reinen Wissenschaft" und zwar in ganz specialistischem Sinne. Und doch kann seine Entdeckung einen Anstoß geben, der in allen unseren wirthschaftlichen Verhältnissen eine Umwälzung bewirkt. Man meine nicht etwa, daß ein so unverhofftes Ergebniß nur im Bereich der Naturkunde möglich sei. Es gibt keine Wissenschaft, die nicht auch auf das praktische Leben einwirkte. Da man nach der heutigen Zeitrichtung dies wohl in erster Linie von der classischen Philologie leugnen dürfte — wenigstens insofern es sich um den Inhalt ihrer Erkenntnisse handelt; denn von der Qual, die sie den armen Jungen auf der Schulbank bereitet, ist hier natürlich nicht die Rede —, so sei gerade aus diesem Gebiete ein Beleg angeführt.

Es gibt wohl kaum eine Frage von engerem Specialinteresse, als die nach den Quellen des Livius, Dionys und Plutarch. In den früheren Jahrhunderten, welche einen ausgebildeten Specialismus noch nicht kannten, ist sie daher auch nie ernstlich gestellt worden. Man nahm, was jene alten Schriftsteller erzählten, gutgläubig als reine Wahrheit hin, und nur wo sie untereinander in Widerspruch standen, suchte man ihn schüchtern auszugleichen. Da erfuhr man denn, daß Romulus und Numa die Verfassung von Rom, Lykurg die von Sparta aus dem Nichts erschaffen hätten, und daß alle Einrichtungen, denen diese Staaten ihre Größe verdankten, aus der Einsicht und dem klaren Willen jener drei Männer hervorgegangen seien. Was im Alterthum möglich gewesen war, mußte sich auch in der Neuzeit machen lassen. Man dachte sich also den Staat wie weiches Wachs, das sich in den Händen des Gesetzgebers in jede beliebige Form pressen lasse; es komme nur darauf an, daß man das wahrhaft Vernünftige ausfindig mache, um es dann unverweilt einzuführen. Diese Anschauung erreichte im vorigen Jahrhundert ihre unbedingteste Geltung; politisch fand sie zuerst im aufgeklärten Despotismus, dann in der französischen Revolution mit ihrem Cultus der Vernunft ihren Ausdruck. Man weiß es ja, wie die Leiter der Bewegung immerfort die Beispiele des Alterthums im Munde führten; daß sie auf ihr ganzes Denken und Handeln von Einfluß waren, unterliegt gar keinem Zweifel. Freilich sah man alle Versuche, den Staat rein „vernünftig" zu gestalten, elend scheitern; aber wenn man dadurch auch praktisch vorsichtiger wurde, theoretisch war der Standpunkt der sogenannten Aufklärung doch nicht abgethan.

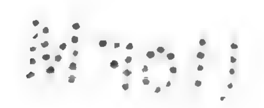
Da untersuchte zuerst Niebuhr die Quellen der römischen Geschichte und fand, daß Alles, was uns von jenen alten Gesetzgebern erzählt wird, auf ganz jungen Zeugnissen beruht. Ein Zeitgenosse, der ihre Thaten schriftlich fixirt hätte, ließ sich nicht nachweisen, ja es stellte sich heraus, daß in ihrer Epoche eine Geschichtschreibung überhaupt nicht existirt hatte, folglich auch nichts Glaubwürdiges von ihnen überliefert sein konnte. Wie viele Specialfragen zu beantworten waren, bis dies Resultat fest und unangreifbar dastand, wie viele Controversen sich an jede einzelne knüpften, muß hier unerörtert bleiben. Genug, daß zuletzt alle Urtheilsfähigen darin einig waren, Romulus und Lykurg ins Reich der Fabel zu verweisen. Damit aber stand es fest, daß man zu keiner Zeit eine Verfassung nach unbeschränktem Belieben hatte machen können, und das Gesetz des historischen Werdens konnte sich ungehemmt der Volksanschauung einprägen. Wie mächtig es heute nicht nur unser ganzes theoretisches Denken beherrscht, sondern auch auf das Gebiet der praktischen Politik hinüberwirkt, brauch' ich Keinem darzulegen. Wohl aber dürfte es Wenigen bekannt sein, wie es aus der engen Werkstatt des Specialismus hervorgegangen ist und in vielen hundert Büchern und Abhandlungen, die sich scheinbar mit den entlegensten Dingen beschäftigten — z. B. mit dem Alter der Schrift, der Zeit ihrer Aufnahme in Italien, der Existenz römischer Volksepen und Familienchroniken u. dgl. m. —, sich langsam hat durchkämpfen müssen. Die Meisten, welche gegenwärtig jenes große Gesetz als unverlierbaren Theil ihres geistigen Besitzes, als selbstverständliche Voraussetzung jedes historischen und politischen Urtheils betrachten, wissen nichts von allen jenen Schriften; selbst die Fachgelehrten haben sie zum größten Theil vergessen; aber sind darum die mühsamen Specialstudien, aus denen sie hervorgingen, überflüssig gewesen, weil man sie jetzt, wo ihr Ergebniß allgemein anerkannt ist, nicht mehr braucht? Wer das Brod ißt, denkt nicht an den Bauern, welcher das Korn säete, noch weniger an den Schmied, der dessen Pflug gefertigt hat, oder gar an den Bergmann, welcher das Eisen dazu aus der Erde beförderte; höchstens lobt er die schmackhafte Leistung des Bäckers: und doch hat dieser um unsere Ernährung das geringste Verdienst.

Unseren „Deutschen" erfüllt es mit tiefer Entrüstung, daß der preußische Staat für eine Sammlung der lateinischen Inschriften die sehr beträchtlichen Kosten hergibt. Deutsche Volkslieder sollte man sammeln! was gehen uns die lateinischen Inschriften an? Er vergißt dabei nur, daß es gar keiner staatlichen Unterstützung bedarf, damit jene gesammelt werden, während das „Corpus Inscriptionum latinarum" ohne eine solche niemals zu Stande käme. Die Regierung greift eben ein, wo dazu ein Bedürfniß vorliegt; denn daß jenes monumentale Werk nicht nur den Deutschen, sondern allen civilisirten Nationen zu Gute kommt, darf für sie doch wahrlich kein Grund sein, es im Stiche zu lassen. Welche überraschenden Aufschlüsse auf allen Gebieten des antiken Lebens wir dem Corpus verdanken und wie tief diese über kurz oder lang auch auf die Erkenntniß unserer eigenen historischen Lebensbedingungen einwirken müssen, davon hat unser „Deutscher" offenbar keine Ahnung.

Aber mag der Specialismus auch das Resultat einer nothwendigen Entwicklung sein, die auf allen Gebieten zu immer weiterer Arbeitstheilung drängt

und folglich auch die Wissenschaft auf die Dauer nicht unberührt lassen konnte; mag er seine Stelle im Haushalte der Cultur auch zweckentsprechend ausfüllen: ist darum der einzelne Specialist weniger übel dran? Welche großen Folgen seine mühsame Kleinarbeit haben kann, vermag er nur in den seltensten Fällen zu übersehen. Er streut seinen Samen in die Luft und wartet, ob ihn ein günstiger Wind irgendwo auf gutes Erdreich führe. Daß viele Körner, ja vielleicht die meisten, nutzlos verwehen werden, kann er sich nicht verbergen, und doch haftet an jedem einzelnen der Schweiß saurer Arbeit. Wenn er durch lange Studien dazu gekommen ist, jeden Tagemarsch des großen Friedrich genau bestimmen zu können oder von jedem Werke der griechischen Literatur zu wissen, durch welche Handschriften es am besten überliefert ist, was weiß er denn damit? Muß in der Beschäftigung mit diesen elenden Kleinigkeiten nicht sein Geist verschrumpfen und die Empfindung für das große Ganze der Wissenschaft und der Welt einbüßen? Verkümmert er nicht als Mensch, indem er als Gelehrter „schätzbares Material" zu Tage fördert?

Man erlaube mir, mit einem Gleichniß zu antworten, das denjenigen Lesern, welche nicht selbst Specialisten sind, das richtige Verständniß der Sache vielleicht näher bringt. Drei Freunde hatten den Wunsch, Italien recht gründlich und vollständig kennen zu lernen, doch gewährten ihnen ihre Geschäfte nicht mehr als zehn Tage Zeit dazu. Da sie sich nach langen Berathungen über einen gemeinsamen Reiseplan nicht einigen konnten, zog jeder seines eigenen Weges. Der erste hatte sich aus dem Bädecker alle Merkwürdigkeiten notirt, welche mit einem Stern bezeichnet waren. Jetzt durchsauste er mit Extrazügen das Land, mit dem schnellsten Fuhrwerk die Städte, und hielt sich an keinem Ort eine Minute länger auf, als bis er die Gegenstände, welche auf seiner Liste standen, flüchtig betrachtet hatte. So gelang es ihm wirklich, sein Pensum innerhalb der gegebenen Frist zu absolviren, und ganz befriedigt, wenn auch etwas ermüdet, kehrte er heim. Der zweite eilte, ohne sich unterwegs zu verweilen, vom Mont Blanc zum Gran Sasso, von diesem zum Aetna, bestieg die drei Berge und überschaute von ihnen nacheinander den größten Theil von Ober-, Mittel- und Unteritalien. Damit war seine Zeit abgelaufen, aber auch sein Programm erfüllt. Der Dritte fuhr an den Gardasee, schlenderte schönheitstrunken an seinen blauen Wassern hin und rastete zuweilen in den Hütten der Fischer und Winzer, die ihm gern ihre arme Kost vorsetzten und dabei treuherzig von den kleinen Sorgen und Freuden ihres Daseins plauderten. Er zog dann weiter nach Verona, staunte in dem gewaltigen Amphitheater die Größe des Alterthums an und ließ vor den stolzen Kirchen, Rathhäusern und Geschlechterthürmen den Glauben und die Kämpfe des Mittelalters an seiner Erinnerung vorüberziehen. Er freute sich an der Schönheit der Renaissancepaläste und an dem bunten Treiben der Jetztzeit auf dem malerischen Marktplatze. Er sah nicht nur, was im Bädecker stand, sondern verweilte bei Allem, was seine Aufmerksamkeit erregte, und suchte die Schönheit auf, auch wo sie sich dem flüchtigen Blicke verbarg. Wenige Meilen weiter machte er es erst in Vicenza, dann in Padua und Venedig ebenso, bis auch für ihn der Tag der Heimreise gekommen war. Er allein war nicht „fertig" geworden, wie die beiden Andern, und obgleich er sich freute, so viel Schönes ge-



sehen zu haben, gedachte er doch mit Wehmuth, wie viel mehr ihm noch zu sehen übrig blieb. — Auch für unsere Reise ins Land der Wissenschaft ist uns eine kläglich kurze Zeit zugemessen; denn im Verhältniß zu dem ungeheuren Gebiete ist ein Menschenleben nicht mehr, als zehn Tage für ganz Italien. Welchen jener drei Reisenden sollen wir nachahmen? Der Erste ist der sogenannte Gebildete: er hat sich flüchtig mit Demjenigen beschäftigt, wovon am meisten gesprochen wird, um auch seinerseits mitreden zu können. Der Zweite ist der deductive Philosoph oder, um das Wort unsers „Deutschen" zu brauchen, der Makroskopiker: falls er nicht gerade im Nebel tappt, was auf großen Höhen bekanntlich sehr oft vorkommt, überschaut er von den Bergspitzen seiner Speculation weite Gebiete, aber er kann nichts darin deutlich wahrnehmen. Der Dritte ist der Specialist: er durchreist nur eine kleine Strecke, hier aber wird er ganz zu Hause. Wenn nichts Anderes, so hat er vor seinen beiden Genossen doch das Eine voraus, daß er weiß, wie wenig er weiß, und nicht mit allem Wissenswürdigen fertig zu sein vermeint.

Und kennt er etwa Italien schlechter als die andern beiden? Wird ihm nicht das genaue Durchforschen seines kleinen Ausschnitts auch für Volkscharakter und Landschaft, Geschichte und Kunst des Ganzen ein feineres Verständniß und ein klareres Urtheil gewähren, als dem Gebildeten seine Bädeckerweisheit und dem „Makroskopiker" seine Vogelperspectiven? Wer von einem einzigen Thiere Gliederbau und innere Organe, Lebensfunctionen und Lebensweise bis ins Einzelnste erforscht und Alles in seinem Zusammenhange klar begriffen hat, der weiß ohne jeden Zweifel mehr von der Zoologie, als wer den ganzen Brehm auswendig kann. Wer für einen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten alle geistigen und wirthschaftlichen Zustände Europas erschöpfend kennt und in ihrer Weiterbildung versteht, allen Motiven der politisch handelnden Männer nachgegangen ist und alle wirkenden Kräfte überschaut, welche für das Gelingen oder Mißlingen ihrer Bestrebungen entscheidend waren, ist tiefer in die Gesetze der historischen Entwicklung eingedrungen und folglich ein besserer Historiker, als wer bei jeder Jahreszahl seit Schöpfung der Welt die dazu gehörigen Ereignisse herzubeten weiß. Dabei vergesse man nicht, daß sich der Specialismus regelmäßig über der allgemeinen Bildung aufbaut, welche uns die Schule verleiht und die ein reger Geist immer durch mannigfache Lectüre frisch erhalten und vervollständigen wird. Auch der Specialist weiß von allen Wissenschaften etwas, von den meisten sogar mehr, als die Universalisten der alten Zeit wußten und wissen konnten. Aber er weiß auch aus den Studien seines besonderen Faches, daß solch ein flüchtiger Ueberblick den Namen des wirklichen Wissens gar nicht verdient, und wird sich daher vor dem leichtsinnigen Absprechen hüten, welches der Halbbildung eigen ist und ganz besonders in dem Buche unseres „Deutschen" sein Unwesen treibt.

Denn was ist leichtsinniger und frivoler, als seine Schmähungen über große deutsche Gelehrte, von deren Werken er höchstens ein paar Broschüren oder populäre Vorträge kennt! Daß unser „Deutscher" — doch was reden wir noch immer von „unserem Deutschen"! Solange man über Meinungen streitet, mag Anonymität am Platze sein; wer Personen angreift, der soll auch mit seiner

Person dafür einstehen. — Daß also Herr Doctor Julius Langbehn, der seines Zeichens Archäologe ist, die Bücher des Physikers Helmholtz und des Juristen Ihering, des Physiologen du Bois-Reymond und der Historiker Ranke und Mommsen kennt und nach Gebühr würdigen kann, wird doch er selbst nicht behaupten wollen. Für sie alle einzutreten, ist nicht meines Amtes, da ich über die Leistungen der Meisten ebenso wenig ein Urtheil habe, wie mein Gegner, und Specialist genug bin, um nicht über Dinge zu reden, von denen ich nichts verstehe. Ich beschränke mich daher auf Mommsen, dessen meiste Schriften, wenn auch lange nicht alle, ich gelesen und nachgeprüft habe. Herrn Langbehn erscheint er als der charakteristische Vertreter des Specialismus; mir auch, aber in ganz anderem Sinne. Wenige Männer unserer Zeit besitzen einen so weiten Interessenkreis und ein so universales Wissen wie Mommsen, aber in großartiger Selbstbeschränkung hat er seine productive Thätigkeit auf die Geschichte eines einzelnen Zeitraums concentrirt, um diese vermöge seiner mannigfachen Kenntnisse von allen Seiten her zu beleuchten und dann wieder ihr Licht nach allen Seiten hin ausstrahlen zu lassen. Der „kundige Thebaner", mit dem wir es hier zu thun haben, nennt ihn kalt und seelenlos. Daraus folgt, daß er nicht einmal Mommsen's „Römische Geschichte", welche nicht nur in unserer Wissenschaft, sondern auch in unserer Nationalliteratur eine hervorragende Stelle einnimmt, gelesen haben kann, denn aus jeder Seite dieses herrlichen Buches schlägt die helle Flammengluth der Seele mit solcher Gewalt hervor, daß sie selbst dem Blindesten nicht hätte verborgen bleiben können. Er beurtheilt ihn also nur aus seinem Verhältniß zu Bismarck, das auch ich nicht vertheidigen will. Wer aber einen Mommsen verunglimpft, nur weil er als Politiker nicht selten geirrt hat, der handelt nicht anders, als wenn er Friedrich den Großen einzig nach seiner dichterischen Begabung oder Goethe nach seiner Farbentheorie abschätzen wollte. Die Beziehung aller Einzelheiten auf das Ganze verlangt auch Langbehn mit Recht von der Wissenschaft, und nie hat ein Gelehrter dieser Forderung vollkommener entsprochen, als der große Specialist, welchen er anzubellen wagt.

Freilich leisten dies nicht alle Specialisten, ja vielleicht nur ein sehr kleiner Theil. Denn mit dem „Vorherrschen und Vordringen der Mittelmäßigkeiten im heutigen wissenschaftlichen Leben" hat es seine Richtigkeit. Aber das ist kein unterscheidendes Kennzeichen des „heutigen wissenschaftlichen Lebens", sondern niemals ist es anders gewesen, weil eben zu allen Zeiten die Mittelmäßigkeit sich unendlich zahlreicher vertreten fand, als die großen Geister. In früheren Epochen fällt es uns nur deshalb weniger ins Auge, weil ihre mittelmäßigen Leistungen meist vergessen sind und nur die bedeutenden im Gedächtniß der Nachwelt fortleben. Oder meint man etwa, daß die Bücher des Ortvinus Gratius und der anderen Kölner Professoren, denen der Spott Hutten's und seiner Genossen die Unsterblichkeit gesichert hat, geistreicher und tiefer waren als die der heutigen Dutzendgelehrten? Aber wenn sich in vielen Specialisten Kleinlichkeit und Geistesöde mit lächerlichem Hochmuth verbunden zeigen, ist daran der Specialismus schuld? Die Universalisten, welche über alle Dinge mitsprechen wollen und doch von keinem etwas Rechtes wissen, sind noch unleidlichere Gesellen. Auch die meisten Maler bleiben hinter dem zurück, was sie sollen und erstreben; aber keiner schätzt den Werth der Malerei als solcher nach

denjenigen Bildern, welche man auf dem Trödelmarkt kaufen kann. Und eine Richtung der Wissenschaft will man verurtheilen, weil in ihr, wie auf allen geistigen Gebieten, die zahlreichsten Vertreter nicht die besten sind!

Welcher Unsinn würde dabei herauskommen, wenn alle diese Köpfchen, wie Langbehn es verlangt, in großen philosophischen Gesichtspunkten machen wollten! Man freue sich, daß der Schuster bei seinen Leisten bleibt! Wenn solche Käuze in irgend einem abgelegenen Schriftsteller die Vocabeln zusammensuchen, welche noch in den Wörterbüchern fehlen, oder den Gebrauch des „ut" bei Cicero feststellen, so machen sie Arbeit, zu der sie taugen, und welche, von geschickteren Händen verwerthet, unter Umständen ganz brauchbar werden kann. Denn auch darin liegt ein Vorzug des Specialismus, daß er eine nützliche Verwendung für Menschen ermöglicht, welche bei universellem Streben im besten Falle Schwätzer geworden wären. Daß die Kärrner der Wissenschaft oft stolzer sind als ihre Könige, ist dem gegenüber ein sehr geringes Uebel. Man lasse ihnen doch für ihre fleißige, wenn auch geistlose Arbeit, die oft mit harter Entsagung verbunden ist, den kargen Lohn, welchen jene Aufbauschung ihres Selbstbewußtseins ihnen gewährt!

An dieser Stelle können wir auf die Frage zurückkommen, welche wir an die Spitze dieses Abschnittes gestellt haben, ob nämlich die Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Entwicklung noch im Stande sei, die Kunst zu befruchten? Eigentlich könnten wir uns ihre Beantwortung sparen, da die Erfahrung selbst hinlänglich Antwort gibt. Wir wollen nicht bei den archäologischen Bildern eines Alma Tadema und Siemiradzki verweilen oder bei der langen Reihe historischer Romane von Walter Scott bis auf unsere Tage herab. Auch auf die bedeutsame Rolle, welche die Darwin'sche Theorie der Vererbung in den Romanen Zola's, den Dramen Ibsen's spielt, sei nur flüchtig hingewiesen. Eine etwas genauere Erörterung erfordert dagegen eine fundamentale Eigenschaft der modernen Kunst, welche meines Erachtens mit der specialistischen Richtung der Wissenschaft im engsten Zusammenhange steht.

Man hat es oft bejammert, daß unsere Malerei nicht monumental zu sein versteht. Auch Langbehn stimmt merkwürdiger Weise in diese Klage ein, obgleich seinen Rembrandt und mit ihm die ganze holländische Kunst genau derselbe Vorwurf trifft. Wir halten die Thatsache für richtig, aber den Vorwurf als solchen nicht für berechtigt. Eine jede Kunst thut, was sie soll, sobald sie die Anschauungen ihrer Zeit in das Gewand kleidet, welches ihnen am besten steht. Die Engländer Shakespeare's haben nichts in den bildenden Künsten, die Holländer Rembrandt's nichts in der Dichtung geleistet, weil jenen die Poesie, diesen die Malerei den einzig entsprechenden Ausdruck ihres Gedankenlebens bot. Will man ihnen diese Einseitigkeit, auf welcher ihre Größe beruht, zur Sünde rechnen? Auch gegenwärtig soll man nicht danach fragen, ob eine monumentale Malerei vielleicht wünschenswerth wäre, sondern nur danach, ob die Kunst, welche wir haben, den Ideen unserer Zeit gerecht zu werden vermag. Thut sie das, so ist es für ihre innere Größe ganz gleichgültig, ob man den Umfang der Bilder nach Zollen oder nach Klaftern mißt.

Eine monumentale Kunst kann nur idealistisch sein. Sie muß die Menschen, welche sie darstellt, zu Heroen erheben; zu diesem Zweck aber muß der Künstler,

wenn er nicht unwahr sein will, an ein Heroenthum glauben. Das thaten die Griechen, denen der Homer Geschichte war; das thaten die Männer der Renaissance, vor deren Augen das Alterthum von überirdischem Glanz umflossen strahlte; das that endlich noch der naive Katholicismus eines Cornelius. Rembrandt hatte zur Antike gar kein Verhältniß, und die heiligen Gestalten des Christenthums stellte er sich nicht als hehre Götter unnahbar gegenüber, sondern zog sie als liebe Freunde an sein Herz. Mit lebhaftester Einbildungskraft stellte er sich vor, wie die Geschichten, welche die Bibel erzählte, hätten aussehen müssen, wenn sie sich vor seinen Augen und mitten unter seinesgleichen ereignet hätten, und malte sie so. Was er in dieser Art geschaffen hat, übertrifft an Tiefe und Innigkeit der Empfindung alle Werke der monumentalen Künstler, aber monumental konnte es eben darum nie werden, weil es schlicht menschlich, nicht heroisch war. Die Jetztzeit empfindet in Folge ihrer gelehrten Forschungen den Unterschied der Geschichtsepochen zu lebhaft, als daß sie sich einbilden könnte, Christus und seine reine Mutter unter Menschen, wie wir sind, wandeln zu sehen. Wenn Gebhardt und Uhde sich stellen, als thäten sie dies, so ist das nichts Anderes als bewußte Nachahmung der alten Kunst, über deren innere Unwahrheit kein Glanz der Technik hinwegtäuschen kann. Aber wenn wir die historischen Gestalten nicht mehr, wie Rembrandt, als Fleisch von unserem Fleisch betrachten können, so sind wir doch noch weiter davon entfernt, in ihnen Heroen zu erblicken. Denn die Specialforschung unserer Zeit, welche auch scheinbare Nebendinge nicht vernachlässigt, hat uns gelehrt, daß selbst der größte Mensch seine kleinen Seiten hat. Dies thut unserer Bewunderung für ihn keinen Abbruch, im Gegentheil, seine Fehler und Schwächen bringen ihn unserem Herzen nur menschlich näher; aber sie erscheinen uns zugleich für seine Person zu wesentlich und charakteristisch, als daß wir von ihnen abstrahieren könnten, ohne unser eigenes Empfinden Lügen zu strafen. Diese Abstraction aber wäre die erste Vorbedingung, um das Bild des Mannes ins Heroische und damit ins Monumentale zu steigern. Ein Maler, der das vermochte, war Wilhelm Kaulbach, aber seine Bilder wollen Keinem mehr gefallen. Wir nennen sie leer und hohl, weil sie keine individuellen und charakteristischen Gestalten zeigen, und erkennen nicht, daß, wenn sie dies thäten, sie nicht monumental sein könnten. Denselben Vorwurf kann man allenfalls auch gegen Rafael und Michelangelo erheben, doch ihnen gegenüber wäre er kein Vorwurf mehr. Denn sie glaubten an die unpersönlichen Götter und Helden, welche sie malten, während der Idealismus eines Kaulbach ein unwahrer und gemachter ist, aber in unserer Zeit auch gar nicht anders sein konnte. Man höre also auf, nach einer monumentalen Kunst zu schreien, und nehme die Geschenke der gnädigen Götter dankbar an, wie sie uns geboten werden. Namentlich aber verurtheile man keine wissenschaftliche Richtung, die an sich gut und nothwendig ist, weil ihr Ausdruck in der Kunst nur ein realistischer sein konnte. Ein dauernder Fortschritt der Menschheit als Ganzes ist mit einem zeitweiligen Rückschritt der Kunst, wenn hier von einem solchen die Rede sein kann, wahrlich nicht zu theuer bezahlt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

---

# Eine neugefundene Weltschöpfungslegende.

Von
Professor Dr. Fritz Hommel.

Als in grauester Vorzeit die Sumerier aus ihrer centralasiatischen Heimath über die medischen Gebirgspässe in das Gebiet des unteren Euphrat und Tigris, das spätere Babylonien, einbrachen, da konnte der erste Eindruck, den sie vom Lande empfingen, kaum ein anderer gewesen sein als der einer trostlosen Wasserwüste. Noch waren keine Canäle gegraben, durch deren Bewässerung später dies Gebiet zu einem der fruchtbarsten der ganzen Erde werden sollte, sondern ungeleitet und ungehemmt ergossen sich zur Ueberschwemmungszeit die Fluthen der beiden großen Ströme über das Land, um es zu einem fortgesetzten Sumpf zu gestalten. Die Vegetation konnte unter solchen Umständen auch nur aus Rohrdickicht bestehen, das gelegentlich die Oede unterbrach.

Was die Sumerier, die wir uns in jener Anfangszeit noch als nomadisirende Jäger zu denken haben, wohl bewogen haben mag, so wenig einladende Striche aufzusuchen, entzieht sich unserer Kenntniß, denn höchstens die Jagd auf Wasservögel konnte ihnen dort zuerst nothdürftig das Leben fristen. Vermuthlich waren es nachdrängende Feindesscharen, die sie veranlaßten, aus ihrer ursprünglichen Heimath hierher ihre Schritte zu lenken. Aber von jeher ist die Noth die Zwingerin der Menschen, und die ersten Anfänge einer Cultur werden sich an keiner Stelle der Erde viel anders vollzogen haben als hier. Denn bald wurde aus der Wasserwüste ein gesegnetes und blühendes Fruchtland; unzählige Rinnen und Canäle zwangen das feuchte Element, den Boden in geregelter Weise zu tränken, statt ihn, wie vorher, weithin zu überschwemmen. Auch der Erdschlamm wurde der Hand des Menschen dienstbar und gab, an der Sonne getrocknet, das erste Baumaterial. Den Lehmhütten folgten die ersten Backsteinbauten, und mit wachsender Vervollkommnung der letzteren erhoben sich wiederum die ersten Tempel. Damit war aber, einem Traumgebilde gleich, aus rauschender Meerfluth die älteste Cultur erstanden. Die Wasserwüste, das formlose Chaos, hatte sich durch die fleißigen Hände des Menschen zu einer segenspendenden Gottheit verwandelt.

So kam es, daß die ältesten religiösen Vorstellungen der Sumerier, die uns noch aus ihren Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln entgegentreten, sich bald dementsprechend modificirten und umwandelten. Der große Geist des Himmels und der Erde, und in beider Gefolge eine Unzahl niederer, böser wie guter Geister — das war, ähnlich dem Schamanismus der altaischen Völker Centralasiens, die ursprüngliche Anschauung der ihnen verwandten Sumerier. Nun aber erweiterte sich der Begriff des großen Erdgeistes zu dem eines Gottes der unterirdischen Gewässer[1]), des „Herrn der Erde" (oder späteren Gottes Ea) und „des Meeres", zu welchem die meisten anderen Gottheiten des ältesten Pantheons der sumerischen Urbevölkerung Babyloniens in mehr oder weniger enger Beziehung stehen. Er ist der „König der Wassertiefe", der „Widder (alimma) des Urwassers (Nunna)", der „gute Gott" (Dugga), und besonders als letzterer, nicht etwa als Repräsentant der zerstörenden Macht des Chaos, wurde Ea, dieser ursprüngliche Erdgeist, von den gelehrigen und dankbaren Besiedlern der unteren Euphratebene aufgefaßt und verehrt. Man würde gewiß zunächst erwarten, daß gerade das Chaos, wie wir es in der That bei den semitischen Nordbabyloniern und dann auch im alten Testament finden, als feindliche Gottheit betrachtet worden wäre; wenn uns nun bei den Sumeriern das Gegentheil vor Augen tritt, so kann das keinen andern Grund als den oben angegebenen haben. Die bösen Geister befinden sich vielmehr im Gefolge des Himmelsgottes, des Anu, nicht in dem des Ea, des Erd- und Wassergottes.

Bevor ich weiter gehe, wird es sich empfehlen, überhaupt einmal kurz die wichtigsten Göttergestalten des sumerischen Volkes, wie sie uns etwa um das Jahr 3000 v. Chr. in den noch rein sumerisch abgefaßten Inschriften des mächtigen Priesterkönigs Gudia von Sirgulla entgegentreten, dem Leser vorzuführen. Da ist also zunächst der mehr abstract gedachte, unnahbar große Himmelsgott, Anu. Als seine Tochter gilt Ba'u (Bohu der Phönizier und Hebräer), eine der wichtigsten Personificationen des Chaos, die jedoch von Haus aus den Himmelsocean über dem Firmament bezeichnet; sie wurde als Mutter Ea's aufgefaßt, was ursprünglich wohl nichts Anderes bedeutete, als daß die Erde (das Meer mit eingeschlossen) der befruchtenden Wasserspende des Himmels ihr Leben und Gedeihen verdankt. Dem Gott Ea wurde dann die Ghanna (in späterer Aussprache Chammu, Chavvu, daraus unser Chaos) als Tochter beigesellt, die eigentliche Vertreterin der Wassertiefe, so daß wir nun in absteigender Folge die Begriffe: Himmel, Himmelsocean (Ba'u), Erde, Wassertiefe (zugleich als die älteste Kosmogonie der Babylonier) bekommen. Im Laufe der Zeit wurde dann die Ba'u einerseits, als Tochter des Himmels, zur späteren Göttin Istar, wobei man an ihre ursprüngliche Rolle als Vertreterin des himmlischen Oceans gar nicht mehr dachte, und weiter zur Liebesgöttin (Astarte) und zum Morgen- und Abendstern (Venus); andererseits verwechselte man sie mit dem irdischen Ocean (Urwasser, Chaos), als welcher sie besonders bei den Westsemiten auftritt. Ein uraltes Wort für den Himmelsocean ist ferner Nun, und gerade dieser Aus-

[1]) Im Gegensatz zu den himmlischen Gewässern, dem über dem Firmament gedachten Himmelsocean.

druck wurde frühzeitig auch für Urwasser überhaupt gebraucht, sei es nun das himmlische über dem Firmament oder das unterirdische; vor Entstehung der Erde waren ja beide ohnehin eins. Nach diesem Nun heißt die Himmelsgöttin Anunit, den Lauten nach eine Bildung wie Istarit („Göttin") neben Istar, die älteste Gattung der himmlischen Geister oder Engel Anunna-ki und endlich die älteste Culturstätte Südbabyloniens, der Hauptverehrungsort des Gottes Ea und zugleich der Sitz des irdischen Paradieses Nun-ki (d. i. „Nun-Ort", „Urwasser-Ort"), dessen anderer Name Uru-Dugga („Stadt des guten Gottes", d. i. des Ea), später Eridu (aus Iri-Dugga), war. Man sieht deutlich, wie bei den alten Sumeriern alle Gottheiten sich um das Urwasser, sei dies nun der Himmelsocean oder das Chaos, gruppirt und wie also dieses der wichtigste alles Uebrige beherrschende mythologische Begriff war.

Nun fehlt aber noch eine Gottheit, die ich mir absichtlich bis zuletzt aufgespart habe. Wir haben gesehen, wie gerade Ea als der gute Gott schlechthin bezeichnet wurde. Jedoch pflegte er seine Wohlthaten den Menschen nicht direct zu spenden, sondern dafür gab es einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen (wie uralt ist demnach diese im Christenthum zur vollen Geltung gekommene Idee!), den Sohn des Ea, Girri-Dugga. Der Name hat verschiedene Varianten, wie z. B. Girri-Alimma (daraus auch abgekürzt Gi-Limma), und scheint Held (oder vielleicht Herold) Ea's bedeutet zu haben; eine spätere Form ist Mirri-Dugga, weshalb er von den Nordbabyloniern ihrem Sonnengott Amar-Uduk (Merodach des alten Testaments) gleichgesetzt wurde. Am besten zeigt sich die Vermittlerrolle Girri-Dugga's in einem Zwiegespräch, welches in die verschiedensten Zauberformeln der altsumerischen Literatur eingefügt und deshalb oft nur mit den Anfangsworten citirt wird:

Girri-Dugga hat sein (des kranken Menschen) Elend angesehen,
Zu seinem Vater Ea tritt er ins Haus und spricht:
„Mein Vater, der Irrsinn kam aus der Unterwelt."
Und zum zweiten Mal spricht er zu ihm:
„Was soll dieser Mensch thun? nicht weiß er, womit er Heilung erlangt."
Da antwortete Ea seinem Sohne Girri-Dugga:
„Mein Sohn, was weißt Du nicht schon, was soll ich Dir noch hinzufügen?
Was ich weiß, weißt auch Du.
Geh', mein Sohn Girri-Dugga, nimm ein Gefäß
Und hole darin etwas Wasser an der Mündung der Ströme
Und thu zu diesem Wasser Deine reine Beschwörung
Und besprenge damit diesen Menschen, das Kind seines Gottes!"

worauf nun der Zauberpriester die Beschwörung selbst anhebt:

„Der Irrsinn seines Kopfes möge sich lösen,
Die Krankheit des Hauptes, die wie ein Nachtgespenst ihn bannt, möge sich entfernen!
Das Wort Ea's möge sie austreiben,
Die Göttin Damgal-Nunna (Ea's Gemahlin) Dich wieder zurechtbringen,
Girri-Dugga's, des erstgebornen Sohnes der Wassertiefe, günstiges Bild sei Dein!"

Gegen die verschiedenartigen Krankheiten und Uebel, ja sogar gegen die Verdunkelung des Mondes durch Wolken, wurde eine derartige Vermittelung des Sohnes des großen und gütigen Gottes angerufen.

Der gleiche Girri-Dugga nun ist es, welchem die Sumerier die Erschaffung der Menschen und Thiere und des für ihre Unterhaltung nöthigen Pflanzenwuchses zuschrieben. Während ein anderer, in semitischer Sprache abgefaßter Weltschöpfungsbericht schon längst unter den Thontäfelchen des Britischen Museums aufgefunden und seitdem vielfach behandelt worden ist, so ist es erst kürzlich dem gelehrtesten Kenner der keilinschriftlichen Literatur an jenem Museum, Mr. Theophil Pinches, gelungen, auch eine sumerische Fassung, unter den Tausenden von noch unedirten Tafelfragmenten der Bibliothek Sardanapals zu entdecken. Vor Allem wegen des charakteristischen Unterschiedes dieses sumerischen Schöpfungsberichtes von dem semitischen (babylonisch-assyrischen) darf Pinches' Fund als ein überaus wichtiger betrachtet werden; für die Religionsgeschichte ist er von geradezu einzigartiger Bedeutung.

Nachdem Mr. Pinches in der englischen Wochenschrift „Academy" die erste Uebersetzung der neuentdeckten Tafel gegeben, hat er mir auf meine Bitte, noch bevor er seine Textausgabe vollendet, in selbstlosester Liebenswürdigkeit eine genaue Transscription des keilinschriftlichen Wortlautes mitgetheilt; ich bin deshalb in der glücklichen Lage, heute den Lesern dieser Zeitschrift die erste deutsche Wiedergabe des interessanten Täfelchens vorlegen zu dürfen. Dasselbe enthält, wie die meisten der auf uns gekommenen sumerischen Texte mythologischen Inhalts, eine wörtliche semitische Interlinearübersetzung, so daß über die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke nur in den seltensten Fällen ein Zweifel herrscht. Zur Zeit, da derartige Uebersetzungen angefertigt wurden, etwa um 2000 v. Chr. Geburt, war das Sumerische schon halb im Aussterben begriffen; es war das die Folge des politischen Uebergewichtes der semitischen Nordbabylonier gewesen. Aber dem gleichen Umstande haben wir es zu verdanken, daß die babylonischen Priester sich nun um so eifriger an die philologische Interpretation der dem Volk schon nicht mehr gut verständlichen heiligen Sprache machten. Denn ohne ihre Arbeiten (außer den Ausgaben und Uebersetzungen der Zauberformeln und Hymnen auch noch lexikalische Listen und grammatische Zusammenstellungen) wären wir heute nicht mehr im Stande, die älteste und ehrwürdigste Sprache der Welt nach Bau und Inhalt zu studiren und, was noch mehr heißt, zu verstehen.

Hören wir nun, was unsere (äußerlich durch die Ueberschrift „Besprechung, Spruch" als Theil der großen Sammlung der Zauberformeln gekennzeichnete) Urkunde uns mittheilt:

Noch war die reine Behausung, die Behausung der Götter, auf Erden nicht gemacht,
Noch nicht ein Rohr aufgesproßt, ein Baum noch nicht geschaffen,
Kein Backstein noch gesetzt, kein Ziegel noch geformt,
Ein Haus noch nicht gemacht, eine Stadt noch nicht erbaut,
Eine Stadt noch nicht gemacht, nichts Irdisches (bezw. keine Wohnung) noch errichtet.
Nippur[1]) war noch nicht gemacht, der Tempel I-Gurra noch nicht erbaut,
Erech[2]) noch nicht gemacht, der Tempel I-Anna noch nicht erbaut,

---

[1]) Berühmte Stadt in Mittelbabylonien (heute Niffer), wo die Amerikaner (Prof. Harper und Hilprecht) kürzlich ergebnißreiche Ausgrabungen veranstalteten: sein Haupttempel (dem Gott In-lilla oder Bel geweiht) war I-gurra.

[2]) Eigentlich Uruk, schon aus dem zehnten Capitel des ersten Buches Mose (Geschichte Nimrod's) bekannt; im dortigen Tempel I-anna wurde Istar als „Himmelsgöttin" verehrt.

Der Ocean noch nicht gemacht, Nun-Ki (Eridu) noch nicht erbaut[1],
Die reine Behausung, das Haus der Götter, seine Stätte war noch nicht gemacht,
Die Gesammtheit der Länder und das Meer.
Damals (entstand) im Meer eine Strömung[2]) und
In jenen Tagen wurde Nun-ki (Eridu) gemacht, der Tempel I-sag-illa erbaut,
I-sag-illa, wo im „Himmelsocean" der Gott Nugal-dul-azagga[3]) wohnt,
Ka-dingirra (Babel) wurde gemacht, I-sag-illa vollendet,
Die Anunnaki (die Engel des Himmelsoceans) hat er auf einmal gemacht,
Uru-azagga (d. i. Sirgulla) den Sitz der Wonne ihres Herzens, benannten sie herrlich.
Der Gott Gi-Limma band ein amu (sum. gidir) vor die Wasser[4]),
Schuf Staub (Erde) und schüttete ihn zugleich mit dem amu auf.
Und als die Götter wohnten am Ort der Herzenswonne,
Da bildete er die Menschheit,
Die Göttin Aruru, den Samen (Sproß) der Menschheit, schuf er zugleich mit.
Das Vieh des Gottes Girra, die lebenden Geschöpfe im Felde schuf er.
Den Fluß Tigris, den Fluß Euphrat, schuf er und wies ihnen ihren Ort an,
Gut nannte er ihre Namen;
Gras und Kraut, Schilfrohr und Wald schuf er,
Das Grüne des Feldes schuf er,
Die Länder, Sümpfe und Röhricht auch,
Wildstiere, junge Esel (?), das Mutterschaf mit seinen Jungen, die Lämmer der Hürde,
Gärten und Haine auch,
Antilopenböcke stellten sich ein (?) mit ihm.
Der Herr, der Gott Gi-Limma, füllte auf am Meere eine Terrasse
. . . . . . . . . . . wie vordem nichts der Art er gemacht hatte,
. . . . . . . . . . . ließ er werden,
. . . . . . . . . . . Bäume schuf er
. . . . . . . . . . . schuf er daselbst,
. . . . . . . . . . . Ziegelbauten führte er auf (vergl. oben Z. 3),
. . . . . . . . . . . eine Stadt machte er (vergl. Z. 4),
. . . . . . . . . . . eine Wohnung errichtete er (vergl. Z. 5),
. . . . . . . . . . . I-gurra schuf er (vergl. Z. 6),
. . . . . . . . . . . I-anna schuf er (vergl. Z. 7),
. . . . . . . . . . . (Rest abgebrochen.)

Was zunächst den geographischen Horizont wie den historischen Hintergrund dieses Berichtes anlangt, so führt uns die alleinige Erwähnung der uralten Städte Nippur, Erech und Eridu, bezw. Eridu, Babel und Uru-azagga, in eine Zeit zurück, in welcher Ur, Nisin und Larsa, ja vielleicht auch das alte Agadi oder Akkad, noch nicht existirten, das ist mit andern Worten: noch ins vierte vorchristliche Jahrtausend. Es ist dem Zusammenhang der Inschrift nach sogar die Frage, ob mit Kadingirra („Pforte Gottes" und dann allerdings in seiner semitischen Uebersetzung Bâb-ili von ca. 2500 v. Chr. an der gewöhnliche Name

[1]) Siehe das oben S. 107 Bemerkte.

[2]) D. h. es kam Leben in die todte Wassermasse.

[3]) D. i. „König des glänzenden (reinen) Sitzes", womit der als Inlilla im Tempel Sagilla verehrte Himmelsgott (Anu) gemeint ist. Dieser Tempel wurde in der That mit dem apsû oder Himmelsocean in enge Verbindung gesetzt; so sagt eine andere Inschrift: „Ka-dingirra (Babel, wörtlich „Pforte Gottes") nannte er auf ewig ihren Namen; I-sag-illa, das Haus, welches er liebte, hat er an der Pforte des Himmelsoceans erbaut."

[4]) Hiermit ist irgendwie die Erschaffung der Erde gemeint, sei es nun, daß amu eine Art Fundament oder daß es ein Wall oder Aehnliches der Art ist.

der Stadt Babel) und dem dazugehörigen J-sagilla hier nicht ein älteres in oder bei Eridu in der Nähe des persischen Golfes gelegenes Heiligthum gemeint ist, dessen Name dann erst später auf die nordbabylonische Hauptstadt übertragen wurde. Jedenfalls ist bemerkenswerth, daß dem Verfasser die Hauptsache bei der Weltschöpfung nicht bloß die Menschen und Thiere sind, sondern in erster Linie standen ihm die frühesten Cultstätten des Landes, ohne die er sich die neugeschaffene, auf dem Urwasser gegründete Erde keinen Augenblick denken konnte.

Der zweite Umstand, der uns als bedeutsam in die Augen fällt, ist die Hervorhebung des Himmelsgottes (nicht des Ea), Z. 13, der als Schöpfer der Anunnaki oder himmlischen Geister (worunter hier offenbar alle Götter stillschweigend mit inbegriffen werden) und, wie es scheint, auch Uru-azagga's als des ältesten Cultursitzes Südbabyloniens bezeichnet wird. Sogleich nach ihm tritt jedoch der schon oben erwähnte Gi-Limma oder Mirri-Dugga, der zwischen Gott und den Menschen vermittelnde Sohn Ea's, auf den Plan, denn er ist der eigentliche Schöpfer der Erde und ihrer Bewohner.

Drittens aber — und das ist wie alles Vergleichende das Wichtigste — fordert die Abweichung dieses Berichtes von der schon lange bekannten Schöpfungslegende der semitischen Nordbabylonier unsere besondere Beachtung. Zu diesem Zwecke ist es jedoch nothwendig, in aller Kürze den wesentlichen Inhalt dieser letzteren vorzuführen. Aehnlich dem berühmten Wessobrunner Gebet, das übrigens schließlich auf die gleiche Quelle zurückzuführen sein wird, mit seinem „daß die Erde nicht war noch der Himmel oben, noch ein Baum noch ein Berg, noch Sonne noch Mond" beginnt diese nordbabylonische Fassung mit dem Satze:

Damals als droben der Himmel noch nicht benannt war,
Drunten die Fläche noch keinen Namen trug
— Der Himmelsocean (apsû) aber, der Uranfängliche, ihr Erzeuger,
(Und) Chaos-Meergrund (mummu-ti'âmat), die Gebärerin ihrer Aller,
Strömten mit ihren Wassern (noch) in eines zusammen, und
Noch war kein Getreidehalm abgeschnitten worden, ja nicht einmal Schilfrohr hervorgewachsen —
Damals als von den Göttern noch keiner erschaffen,
Ein Name noch nicht genannt, kein Geschick noch bestimmt war,
Da wurden erst erschaffen die Götter (des Chaos),
Lachmu und Lachâmu wurden hervorgebracht[1])
Bis sie aufwuchsen in . . . . . . . .
Anschur und Kischur[2]) wurden geschaffen,
Lang wurden (oder machten sie) die Tage . . . . . . . . . . .,
Die Götter Anu, Inlilla (Bel) und Ea wurden geschaffen.

Womit man wiederum, der engen Anlehnung halber, die beiden biblischen Schöpfungsberichte, 1. Mose, Cap. 1 und 2 vergleiche:

---

[1]) Es sind das die bösen Geister, die nachher im Gefolge des als Drache personificirten Urwassers oder Chaos auftreten.

[2]) Wörtlich die Himmelsschar und die Erdenschar, das sind die bösen Geister Himmels und der Erde; später, bei den Assyrern, wurde aus Anschur (d. i. Anu und seine Heerscharen) der Gott Aschur oder Assur.

1. Mose 1, 1 ff.: Am Anfang, da Elohim (Gott) den Himmel und die Erde schuf.

— es war aber die Erde Meerwüste und Urwasser (tohu-wa-bohu)

und Finsterniß lag auf dem Ocean und der Geist Elohim's schwebte brütend über den Wassern —

da gebot Elohim: es werde Licht zc. (bis Vers 27: und es schuf Elohim den Menschen).

1. Mose 2, 4 ff.: Am Tage, da Jahve[1]) Elohim Erde und Himmel machte.

— aber es gab noch kein Gesträuch auf Erden und waren noch keine Pflanzen auf den Fluren gewachsen

(denn Jahve Elohim hatte noch keinen Regen auf die Erde fallen lassen, auch waren noch keine Menschen da, den Boden zu bebauen)

aber ein Nebel stieg von der Erde auf und behauptete die ganze Fläche des Erdbodens —

da formte Jahve Elohim den Menschen aus Erde zc. zc.

Schon die Vergleichung der beiden biblischen Berichte unter sich (wobei man außer dem ganz gleichen schon im babylonischen wahrzunehmenden Periodenbau besonders noch die sich auf beiden Seiten entsprechenden, gesperrt gedruckten Ausdrücke beachte) ist höchst lehrreich, noch mehr aber die Vergleichung des ersteren (jüngeren) unter ihnen mit der unmittelbar vorher mitgetheilten nordbabylonischen Fassung.

Doch lassen wir vorderhand die biblischen Berichte einmal noch ganz außer Betrachtung, so interessant auch ein Eingehen auf dieselben gleich jetzt sein möge, und sehen wir vielmehr den weiteren Inhalt des oben nur in seinem Anfang gegebenen Textes an. Da heißt es nämlich, daß, als die Götter erschaffen waren, Merodach (das ist aber bei den Nordbabyloniern der Sonnengott) von ihnen beauftragt worden sei, gegen das Urwasser, die Ti'âmat, nebst ihren Ungeheuern, zu Kampfe zu ziehen. Denn die hatten sich gegen die oberen Götter empört und mußten nun, sollte nicht Alles wieder zu Grunde gehen, besiegt oder gedemüthigt werden. Es folgt nun eine prächtige epische Schilderung des Kampfes Merodach's mit dem Meerdrachen und dessen Helfern, worin zuletzt, nachdem der Gott das Ungethüm überwunden, es weiter von ihm heißt:

Da schlug er sie (die Ti'âmat) gleich einem (thönernen) Bild schonungslos entzwei,
Ihre Hälfte nahm er und mit einem Gewölbe überdachte er sie,
Schob einen Riegel davor und ließ eine Wache sich hinstellen,
Und befahl, ihre Wasser nicht herausströmen zu lassen.
Den Himmel durchschritt er sodann und schaute herab auf die unteren Regionen,
Trat dem Urwasser gegenüber, der Wohnung des Gottes Ea.
Und es maß der Herr den Umfang des Urwassers,
Der Erhabene errichtete nach seiner (des Urwassers) Aehnlichkeit I-schirra,
Der Erhabene (errichtete) I-schirra, das er als Himmelsgewölbe erbaute,
Indem er den Anu, Bel und Ea daselbst als in ihren Wohnsitzen[2]) sich ansiedeln ließ.

Ebenso heißt es in dem Bericht des chaldäischen Priesters Berosus, welcher ca. 300 v. Chr. die gleiche Legende ins Griechische übersetzte: „Da kam Bel (d. i. eben Merodach) darüber und spaltete das Weib mitten entzwei; aus der einen

---

[1]) So lautet die einzig richtige Form dieses Gottesnamens; Jehovah ist eine erst seit der Reformationszeit auftauchende Unform.

[2]) Nämlich als Sternbilder; daß auch Ea und Bel an das Firmament versetzt wurden, ist jetzt durch die Liste der Mondstationen und andere keilinschriftliche Stellen erwiesen.

Hälfte derselben machte er die Erde, aus der anderen den Himmel und vertilgte die in ihr vorhandenen Wesen." Nur nebenbei sei bemerkt, daß dieser Stelle in der Bibel das zweite Tagwerk (Schöpfung des Firmaments oder der Veste zwischen den Gewässern oberhalb und unterhalb) entspricht, woraus ich schließe, nicht bloß, daß das erste Tagwerk (Erschaffung des Lichts) dem Kampf Merodach's mit dem Meerdrachen zu vergleichen ist — denn daß letzterer nur Symbol für den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, war schon von englischen Assyriologen ausgesprochen worden —, sondern daß wirklich einst auch im biblischen Bericht an dieser Stelle von einem Kampfe Jahve's mit dem Drachen die Rede war und nur der letzte Bearbeiter dafür die Erschaffung des Lichtes eingesetzt hat; denn es ist in der That an mehreren Stellen der prophetischen Literatur von einem solchen Kampfe die Rede.

Auf die Beschreibung des Kampfes folgt im nordbabylonischen Weltschöpfungsepos unmittelbar die Erschaffung der Gestirne und des Mondes, dann eine größere Lücke, in der nur von der Erschaffung der Erde und des Pflanzenwuchses gehandelt gewesen sein konnte, und endlich die der lebenden Wesen und des Menschen.

Was ist nun das Charakteristische in dem hiermit in kurzen Strichen gezeichneten nordbabylonischen Schöpfungsbericht und dem aus ihm geflossenen einen hebräischen (1. Mose, Cap. 1) im Unterschied von dem von Mr. Pinches entdeckten sumerischen? Doch offenbar das, daß hier die Schöpfung durch den Kampf des Sonnengottes mit der dunkeln Wassertiefe, dem Chaos, eingeleitet ist, während der sumerische Bericht in durchaus friedlicher Weise das Weltganze entstehen läßt. Hiermit sind wir aber wieder am Ausgangspunkt unserer heutigen Betrachtung angelangt, daß nämlich gerade für die sumerischen Besiedler des babylonischen Tieflandes „die Wasserwüste, das formlose Chaos, sich durch die fleißigen Hände des Menschen zu einer segenspendenden Gottheit verwandelt" hatte (oben, S. 105). Wo durch friedliche Culturarbeit das Urwasser mehr und mehr zurückgedrängt, ja (durch die Kanalisation) dem Menschen selbst dienstbar gemacht wird, und wo in Folge dessen das ganze Pantheon, besonders Ea und sein Kreis, mit dem Urwasser verwandten Gestalten bevölkert wird, da ist kein Platz für einen Kampf, wie ihn die semitischen Nordbabylonier sich als dem Schöpfungsmorgen vorausgehend dachten. Auch sonst ist manches Verschiedene in beiden Berichten. So vor Allem die in beiden als Weltschöpfer auftretende Gottheit. Es ist bisher durch nichts erwiesen, daß Girri-Dugga, der oben vorgestellte Sohn Ea's, der auch Gul-Alimma und Gi-Limma heißt, ursprünglich ein Sonnengott war gleich dem mit ihm später identificirten Amar-Udug (Marudük, Merodach) von Babel; die Gleichsetzung hat zunächst wohl nur der Namensähnlichkeit halber stattgefunden, denn die neusumerische Aussprache Mirri-Dugga ist in der That von dem Namen Amar-udug, Mar-uduk nur durch den ersten Vokal verschieden, und ich möchte fast vermuthen, daß erst, als schon diese Gleichsetzung erfolgt war, die Nordbabylonier sich veranlaßt sahen, ihren Sonnengott Marduk nun auch eine ähnliche Rolle spielen zu lassen, wie sie dem sumerischen Girri-Dugga in Bezug auf die Entstehung der Welt zugeschrieben wurde.

Nach den ältesten religiösen Anschauungen der Semiten und wohl auch der mit ihnen verwandten alten Aegypter war die Sonne der Abglanz der höchsten Gottheit, daher auch der Weltschöpfer in der Sonne personificirt gedacht wurde. Bei den Sumeriern ist es der Sohn des guten Geistes der Erde und der unterirdischen Gewässer, der die Menschen und ihre Wohnungen schuf und diese seine Schützlinge auch fernerhin vor den schädlichen Einflüssen der bösen Geister bewahrt. Eine Combinirung beider Auffassungen nun glaube ich in der nordbabylonischen Schöpfungslegende erkennen zu dürfen. Bei den Sumeriern ist das schaffende und erhaltende Princip der Sohn der Wassertiefe, bei den Semiten die Sonne, die im Gegentheil die (als Drache gedachte) Wassertiefe bekämpft. Wenn die einfache Lösung dieses Mythus nur die beliebte Deutung vom Kampf der Sonne mit den Wolken oder dem Nachthimmel wäre, die seit einigen Jahrzehnten allen mythologischen Erscheinungen zu Grunde gelegt wird (der sog. Sonnen- oder Gewittermythus), so läge die Frage nahe, warum dann nicht statt des Meeres vielmehr die Nacht als Drache auftritt. Die südbabylonische Auffassung erklärt uns jedoch mit einem Male, wieso das Meer, bezw. das Urwasser, in die Schöpfungssage gekommen ist.

So hat uns der von Mr. Pinches gefundene Text aufs Neue den ethnologischen Dualismus bestätigt, welchen wir seit den ältesten Zeiten in Babylonien beobachten können. Im Süden die Besiedler des ganzen Landes, die den altaischen Völkern verwandten Sumerier, im Norden dagegen die nachrückenden Semiten, die ihre ursprünglichen Religionsvorstellungen mit denen der Sumerier verschmolzen und bei diesem Proceß die der letzteren zu dem umbildeten, was wir aus den späteren Inschriften als die officielle babylonisch-assyrische Staatsreligion kennen. Im Süden tönen uns als die ältesten religiösen Kundgebungen die altsumerischen Zauber- und Beschwörungsformeln entgegen, im Norden die neusumerischen, bereits ganz von semitischen Ideen durchtränkten und beeinflußten Bußpsalmen und Götterhymnen [1]).

Es ist mir vielleicht ein anderesmal gestattet, den Lesern noch Weiteres von diesen Sumeriern, dem ältesten uns bekannten Volk der Erde, von seinen Königen und Priestern, seiner Sprache und seinen Gesängen, seinen Bauten und seiner Kunst zu erzählen. Für heute zum Schluß nur noch zwei Ausblicke.

Der eine führt uns in die Zeit zurück, da Abraham, der Stammvater des hebräischen Volkes, von Ur in Chaldäa, also vom westlichen Ufer des unteren Euphrat, auszog, was etwa ums Jahr 1900 v. Chr. geschehen sein wird. Von dort wanderte mit der Verehrung des Einen Gottes gewiß auch manches von den religiösen Anschauungen der Südbabylonier mit, und da ist es dann kaum ein Zufall, daß gerade der ältere hebräische Schöpfungsbericht (siehe oben S. 111, zweite Columne), welcher keinerlei Andeutung oder Hinweis auf einen Kampf mit dem Urwasser enthält, weit mehr mit dem sumerischen Schöpfungsbericht sich

[1]) In meiner „Geschichte Babyloniens und Assyriens“ (Berlin, Grote, 1889) habe ich verschiedene dieser Formeln, Psalmen und Hymnen in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, wie ich denn überhaupt Diejenigen, die sich näher über die altbabylonische Cultur unterrichten wollen, auf dieses Werk, wo dieselbe zum ersten Male in historischem Zusammenhange behandelt ist, verweise.

berührt als mit dem nordbabylonischen, an den er höchstens durch den ähnlichen Periodenbau (vgl. den Zwischensatz „aber es gab noch kein ꝛc.“) erinnert.

Der andere Ausblick aber versetzt uns in eine noch weit frühere Zeit, in die ersten, noch durch keine Inschriften bezeugten Anfänge der ägyptischen Cultur, eine Zeit, wo die alten Aegypter die Elemente ihrer doch auch in graues Alterthum zurückzuverfolgenden Civilisation in Babylonien sich holten, um sie dann in ihrer neuen Heimath am Nil eigenartig auszubilden. Denn merkwürdiger Weise heißt, abgesehen von anderen auffälligen Uebereinstimmungen im Schriftsystem und der Architektur, auch bei den alten Aegyptern das Urwasser Nun, wie bei den Sumeriern. „Auf dem dunkeln Ocean des Gottes Nun“, so berichtet uns (nach Erman) das Todtenbuch der Aegypter, „war einst in der ersten Urzeit der Sonnengott Rêa erschienen und hatte die Herrschaft über die Welt übernommen“, und in einem andern alten ägyptischen Gedicht wendet sich Rêa, als die Menschen gegen ihn sich empörten, zu eben jenem Nun und redet ihn an: „O du ältester Gott, aus dem ich entstanden bin, und ihr, ihr Götter Vorfahren, seht die Menschen, die aus meinem Auge entstanden sind, sinnen Böses gegen mich“ — wobei außer der Gleichheit des Namens auch noch die Aehnlichkeit der ganzen Anschauung (auch in Aegypten der Schöpfer der Menschen als Sohn des Urwassers, und auch in Aegypten der Zug, wie sich der Sohn Raths erholt bei seinem göttlichen Vater, siehe oben S. 107) ganz besonders zu beachten ist. Und ebenso wie die semitischen Nordbabylonier ihren Sonnengott Bel-Merodach dem sumerischen Girri-Dugga substituirten, so thaten dies die den Semiten verwandten Aegypter mit ihrem obersten Gott Rêa, der ebenfalls nur die personificirte Sonne ist. Ja auch der Kampf Rêa's mit dem Drachen wird schon in einer Fluchformel aus der Zeit des Amenophis III. (ca. 1440 v. Chr.) erwähnt, wo es nach Brugsch also heißt: „sie werden (vernichtet werden und) sein gleichwie die Höllenschlange Apophis am Morgen des Neujahrstages (= am Schöpfungsmorgen), sie werden untertauchen in der großen Fluth“, und auch von der Emporhebung des Firmamentes und der Sonderung von Land und Wasser ist nach Dümichen in altägyptischen Texten des öfteren die Rede. Die Anknüpfung solcher uralter mythologischer Entlehnungen gerade an die Legenden der semitischen Nordbabylonier (statt direct an die des sumerischen Südens), was für weitere interessante Perspectiven für die vorhistorischen Beziehungen zwischen der babylonischen und der jüngeren, wahrscheinlich sogar von ihr abhängigen, ägyptischen Cultur werden uns nicht mit ihr eröffnet!

---

# Leben um zu lieben.

Erzählung
von
**Salvatore Farina.**

## VIII.

Endlich kam der Tag, wo die drei Krankenwärter und die Barmherzigen Schwestern aus dem Hospital wieder ins Freie gehen durften, um die Seeluft zu athmen. Sie gingen zuerst, einer auf einmal, für ein paar Stunden des Tags, dann zu zweien auf einen halben, endlich Alle auf einen ganzen Tag, sobald man sicher war, daß ein einziger Wärter für die wenigen Kranken ausreiche.

Mangialesca, welcher eingetreten war, um an diesem schweren Dienst Theil zu nehmen, hatte sich äußerst geschickt und keineswegs anspruchsvoll erwiesen; er trat bereitwillig den Genossen seiner Mühe die freien Stunden ab, von der Verwaltung den Aermsten bewilligt, die so viel gearbeitet hatten, und blieb im Hospital zurück, um die Kranken mit seinem Galgengesicht zu trösten. Ja, sein Gesicht war wirklich nicht schön und verhieß nichts Gutes. Auch seine Zurückhaltung und das Geheimniß, welches er über die Wechselfälle seines Lebens bewahrte, ließen wenig von ihm hoffen. Ich hatte mir vom ersten Tage an in den Kopf gesetzt, er habe auf offener See ein Verbrechen begangen und, um nicht vom Schiffscapitän dem Gericht von Trezeri ausgeliefert zu werden, sich den Schüssen der Schildwache ausgesetzt, indem er die Quarantaine auf die mitgetheilte Weise brach.

Nur ein Theil meines Verdachtes war begründet, das Uebrige war Ausschmückung meiner Einbildungskraft.

Eines Tages, als es mir nothwendig schien, meinem ehemaligen Freund eine Stunde zu widmen, was ich jetzt ohne einen Vorwand zu suchen thun konnte, ging ich ins Hospital und sagte ihm sofort: „Ich habe ein wenig freie Zeit, und kann sie mit Dir verbringen."

Er murmelte einige Worte, die ich nicht verstand, alsbald aber, indem er sich bemühte, die Stimme zu klären, die in seiner Kehle rasselte, sagte er ja; wir sollten an den Strand gehen, denn die Langeweile fange auch im Hospital

an, in welchem vier Reconvalescenten seien; bei ihnen würde Schwester Veronica von der Carità bleiben, und das sei mehr als genug.

„Ich habe Dir Etwas zu sagen," fuhr er fort, ohne mir ins Gesicht zu sehen; „jetzt ziehe ich mir dieses Büßerhemd aus und krieche nicht wieder hinein, so wahr Gott lebt. Warte auf mich."

Was Massimo „das Büßerhemd" nannte, war der lange Ueberzieher der Krankenwärter; in einem Augenblick hatte er ihn mit der Matrosenjacke vertauscht.

„Lebt wohl, Kinder," rief er in der Thür den vier Reconvalescenten zu, und ging voraus, während ich der Schwester Veronica empfahl, gleichfalls zu ruhen, denn wir alle hatten uns überarbeitet in dieser traurigen Zeit.

Beim Verlassen des Hospitals, indem ich hinter den raschen Schritten Mangialesca's herging, dachte ich an seine Worte: „Ich habe Dir Etwas zu sagen," und sie beunruhigten mich; aber kaum war ich an seiner Seite, so wiederholte er sie mit einer Variante:

„Ich habe gesagt, daß ich Dir Vieles mitzutheilen habe, und ich werde Dir Vieles mittheilen, wogegen ich verlange, daß Du mir Eines sagst . . . Aber hier, auf den Kieseln, geht sich's verdammt schlecht für Einen, der an das Schiffsdeck gewöhnt ist; laß uns näher an die See heran."

Und er schien ins Wasser gehen zu wollen, das an jenem Tage still war bis zur Unbeweglichkeit; wir gingen eine Weile, den Saum des kaum gekräuselten Meeres streifend, und ließen auf dem Sande den Abdruck unserer Schritte, auch wenn das Meer, welches dann und wann unter unseren Füßen hervorquoll, umsonst versuchte, sie zu verwischen.

„Willst Du wissen, was ich in dieser langen Zeit gethan habe?"

Ich sagte nicht einmal ja, denn ich wußte noch nicht, welchen Preis er seinem Vertrauen geben würde; er wartete meine Ermunterung nicht ab, um sein Geschäft rasch abzuwickeln.

Und aus einer sehr verwirrten Erzählung erfuhr ich von ihm Näheres über jene herrliche Idee, seine ganze Zukunft in Monte Carlo aufs Spiel zu setzen. Er hatte verloren und war eine ganze Nacht im Albergo di Russia geblieben, die Pistole in der Faust immer wieder an die Schläfe setzend; ein Bild hatte stets den Schuß zurückgehalten, und es war das des Fräuleins Julie.

„Weißt Du noch? die deutsche Erzieherin, die ich hier in Trezeri kennen gelernt habe; erinnerst Du Dich daran? wir hatten uns verlobt, ehe sie nach Berlin zurückreiste, wohin ich ihr nach zwei Jahren folgen wollte, sobald ich Doctor der Medicin geworden. Erinnerst Du Dich alles dessen?"

„Freilich, freilich!"

Ich sagte nicht ein Wort mehr. Mangialesca fuhr fort.

Da er Morgens noch am Leben war, erhielt er hundert Lire von der Spielverwaltung, um nach Haus reisen zu können. Als der Zug, welcher ihn in die Heimath führte, aber in Trezeri nicht hielt, ihn das Städtchen durch die Wagenfenster sehen ließ, hatte er geweint wie ein Kind. Glücklicherweise war er allein, und konnte sich in Thränen Luft machen. In Genua, während er auf den Turiner Zug wartete, war ihm der Gedanke gekommen, nach Amerika zu gehen, und un-

verweilt hatte er sich als Hülfsarzt auf einem Schiff angeboten, das eine Ladung von Auswanderern nach Argentinien brachte.

Er wurde angenommen. Seine Idee war, in aller Geschwindigkeit so viel Geld im Lande des Silbers zu verdienen, daß er zur festgesetzten Zeit nach Berlin eilen, seine Braut holen und mit ihr nach Buenos-Ayres zurückkehren könne. Die Dinge waren eine Weile ziemlich gut gegangen, weil er mit einer unglaublichen Kühnheit, die ihm dadurch gekommen war, daß man ihn während der ganzen Ueberfahrt „Doctor" genannt hatte, sich für einen patentirten Arzt ausgab.

Aber die anderen Aerzte hatten herausbekommen, daß der neue College kein Doctor war, und sagten es überall so laut, daß er den Wohnort wechseln mußte.

Südamerika ist nach der Ansicht Mangialesca's ein Land des Kampfes; die Großherzigkeit des europäischen Italiens ist dort unbekannt.

„Glaube mir, so ist es; ich wenigstens lebe dieser Ueberzeugung."

„In Gottes Namen. Nur zu."

Auch in Paraguay ließ sich die Sache nicht übel an, als ihm ein Frauenzimmer in den Weg kam . . . treulos und schön wie eine Sirene.

Ach, armes Fräulein Julie!

Ueber diese Sirene vergaß er ihrer; er hatte der Berliner Erzieherin stets zweimal des Monats geschrieben; von dieser neuen Flamme ergriffen, widerstrebte es ihm aber, verliebte Lügen zu schreiben, und nach einiger Zeit hatte er vorgezogen, nichts mehr von sich hören zu lassen; Fräulein Julie, wenn sie keine Briefe mehr sah, mußte ihren Verlobten todt glauben und würde sich mit einem Anderen verheirathen; auf ihre Selbstsucht zählend, hatte er die Andere genommen.

„Und dann?" fragte ich.

Ein langes Schweigen.

„Und dann?"

Und dann hatte die Sirene das Herz Massimo's zerrissen, indem sie aus dem ehelichen Haus mit einem Anderen entfloh, mit einem Freund — wie das in Paraguay vorkommt! — er hatte sie verfolgt und getödtet, den Verführer zum Krüppel gemacht.

Von dem Tage an war er umhergeirrt, um sich nicht einfangen zu lassen, bis das Gericht ihn zu einer langen Kerkerhaft verurtheilte. Dann hatte er seinen Namen abgelegt, war viele Jahre halb begraben in den Bergwerken geblieben und endlich unter dem angenommenen Namen Mangialesca zur See gegangen.

Damit war Alles gesagt. Die anderen bösen Dinge, die er mir noch mitzutheilen hatte, konnten der Wahrheit nichts hinzufügen, welche einfach diese war: er, der treulose Liebhaber, hatte ein Weib getödtet, um es dafür zu strafen, daß sie eine treulose Gattin gewesen war.

„Ich hatte keine gute Stunde mehr," fuhr er fort: „all' mein Denken wurde von der Nothwendigkeit eingenommen, mich vor der Justiz verborgen zu halten; jetzt, wo nach so vielen qualvollen Jahren meine Strafe verjährt ist, kann ich mich für den geben, der ich einst war; aber ich fühle mich nicht sehr versucht,

es zu thun; ich habe nur Trezeri wieder sehen wollen, und Du hast mir den Trost gegeben, den ehemaligen Freund nicht zurückzustoßen. Wenn es Dir nach Allem, was ich Dir gesagt habe, nicht widerstrebt, mir die Hand zu drücken …"

Ohne ihn ausreden zu lassen, ergriff ich seine Rechte und hielt sie eine Weile in der meinen. Ich dachte: was Du mir anvertraut hast, ist nicht Alles; ich lese Dir im Gesicht jede Art von Lastern; aber das wenige Gute, das Dir geblieben ist, verdient eine Ermuthigung; auf jeden Fall verliere ich nichts, wenn ich Dich die Hand eines ehrlichen Mannes drücken lasse.

„Was ich von Dir begehre," begann er zaghaft … „ist wenig …"

Der Druck unserer Hände ließ plötzlich nach, und eine rang sich aus der anderen.

„Sag' es."

„Ich wollte Dich fragen, ob Du noch Nachrichten von Fräulein Julie gehabt hast; ob sie noch lebt, ob sie Dir geschrieben, und was sie von mir gedacht hat."

Mangialesca, indem er diese Fragen aussprach, sah mich mit einem gewissen innigen und grausamen Blick an, flehend, mißtrauisch oder drohend.

Ich überlegte einen Augenblick, bevor ich antwortete; und es schien mir, wenigstens damals, das Beste, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Fräulein Julie hat mir sehr oft geschrieben: sie hat keinen Anderen heirathen wollen, weil sie Dein war; sie ist alt geworden im Deingedenken und hat den Trost, Dich todt zu glauben. Sie erwartet in Frieden die Stunde, die sie mit Dir vereinigen soll."

„Und sie lebt immer noch in Berlin, in der Lützowstraße?" forschte er weiter, und sah mich mit jenen Augen an, welche meiner unglücklichen Freundin einst so sehr gefallen hatten; aber sicherlich würden sie ihr jetzt nicht mehr gefallen, wo sie unter den buschigen Brauen ganz zurückgetreten schienen. Da ich mir vorgenommen hatte, nichts Anderes zu sagen, als die heilige Wahrheit, erwiderte ich, die Worte wählend:

„Ja, die Wohnung Fräulein Julien's ist noch in demselben Haus; auch nach dem Tode der Herrschaft, bei der sie Erzieherin war, auch nach allem anderen Mißgeschick, hat sie den Plätzen treu bleiben wollen, wo sie so sehr geliebt hatte."

„Ist sie nicht wieder nach Trezeri gekommen?"

„Doch … sie ist gekommen."

„Und wie sieht sie aus?"

„Sie ist alt geworden, sie ist hager geworden, sie ist häßlich geworden."

Diese drei Aussprüche entschlüpften mir zu rasch, während ich mir die Wahrheit der anderen Antworten zurechtgelegt hatte, und Mangialesca erwiderte, den Kopf schüttelnd:

„Wenn auch, ehe ich sterbe, will ich sie noch einmal wiedersehen."

Nach dieser Drohung schwiegen wir Beide eine Weile; mein Gefährte blickte auf seinen Fuß nieder, ehe er ihn in den unberührten Sand grub; ich, nachdem ich das Auge hierhin und dorthin hatte schweifen lassen, nach dem Gebirge und dem Strand, sagte ruhig:

„Kehren wir um?"

Mangialesca wandte sich stumm, und schien mir jetzt abermals nur damit beschäftigt, neben die Spuren seiner Schritte die entgegengesetzten zu drücken.

„Wenn Du auf mich hörst," sprach ich langsam, „wirst Du nicht suchen, nach Berlin zu gehen, um diese unglückliche Dame zu sehen."

„Du hast Recht, denn Fräulein Julie ist nicht mehr in Berlin. Willst Du wissen, wo sie in diesem Augenblick ist?"

Seine rauhe Stimme hatte etwas beleidigend Anmaßendes, klang aber nicht ironisch.

„Ich weiß es," erwiderte ich sogleich mit Gelassenheit; „sie ist in Trezeri, wenige Schritte von hier; in ihrem Hause sind zwei Kranke, und ich gehe jeden Tag dorthin, weil ich der behandelnde Arzt bin. Dies Alles, Du wußtest es an jenem Tage, wo Du den kühnen Streich begingst, den Schüssen der Schildwache zu trotzen, um Trezeri und dessen Bezirksarzt wiederzusehen."

„Ich schwöre Dir, so wahr Gott lebt, daß nur dies meine Absicht war; ich dachte nicht daran, Fräulein Julie hier zu finden, von der mir Niemand gesprochen hatte. Wer sollte mir auch an Bord der „Bella Francesca" von ihr sprechen?"

„Ich glaube Dir; aber sage mir wenigstens nicht, daß Du die große Entdeckung heute gemacht habest; denn wir waren zusammen, als Du Dich im Angesicht mit Julien befandest."

Mangialesca hatte sich eingebildet, mich auf einer Unwahrheit zu ertappen, und deswegen vielleicht die Miene des Richters angenommen; aber meine Offenheit hatte mir schon gewonnenes Spiel gegeben, bevor ich auf die Begegnung hinwies.

„Ich bin Julien begegnet? Wann?"

„Allerdings; als sie auf die Straße kam, um meine Hülfe zu erbitten, und wenn Du Alles wußtest, warum so viel unnütze Fragen?"

Massimo schwor bei der Madonna, daß er die einstige Geliebte nicht wieder erkannt in jener „Mumie" (ein anderes Mal hatte er alte Schachtel gesagt), und daß er erst im Hospital, als er zwei seiner Collegen befragt, von diesen in Erfahrung gebracht habe, daß nach Trezeri selten Fremde kämen, daß aber in diesem Jahr dort zwei deutsche Damen seien, zwei „Fräulein" (wenigstens erhielten sie Briefe, auf welchen sie so titulirt würden), daß die Eine Marie heiße, sehr jung und sehr schön, und die Andere . . ."

„Die Andere ist die ‚Mumie', welche Du gesehen hast; Haut, Knochen und Gefühl; das ist Fräulein Julie, und ich sagte Dir, wenn Du mir folgtest, würdest Du nicht einmal suchen, sie wiederzusehen; denn die Arme könnte Dich erkennen und würde viel darunter leiden."

Er schien nicht überzeugt.

„Es kann auch das Gegentheil sein," sagte er; „wenn sie noch ein wenig . . . irgend Etwas für mich bewahrt hat, wer weiß, ob sich die Sache nicht noch machen läßt, trotzdem wir alt geworden sind."

Das „Etwas" bedeutete die alte Liebe, und die „Sache" die Heirath, die vor dreißig Jahren nicht zu Stande gekommen war.

„Wenn Du Fräulein Julie einer solchen Thorheit für fähig hältst, so irrst Du Dich; sie achtet sich selbst und ihre Vergangenheit; niemals wird sie, das sage ich Dir, niemals wird sie die Narrheit begehen, sich mit Dir zu verbinden. Sie wird nur den Schmerz empfinden, daß ihr Ideal zerstört, und Mangialesca so sehr verschieden ist von dem Manne, den sie liebt. Wenn Du bei Deinem Gedanken beharrst, so laß es mich wenigstens wissen," setzte ich ernst hinzu, „damit ich die Unglückliche vorbereiten kann. Aber bedenke wohl, was ich Dir sage: wenn noch ein Funken von Massimo in Dir zurückgeblieben ist, so wirst Du nicht die Niederträchtigkeit begehen, Dich dieser armen Verlassenen zu erkennen zu geben. Ich gehe jetzt, weil ich Kranke zu besuchen habe; Du weißt, wo ich zu finden bin: in meinem Haus oder im Hospital."

Mangialesca erwiderte nichts; er blieb am Strand, unbeweglich, immer auf das ruhige und leuchtende Meer blickend.

## IX.

Um nicht in das Haus meiner liebsten Kranken mit der Verstörung zu kommen, welche Massimo mir verursacht hatte, machte ich zuvor alle meine Besuche, und erst als mir schien, daß ich in mein Alltagsdasein zurückgekehrt sei, gab ich die drei gewöhnlichen Schläge an Fräulein Julien's Thür.

Sie selbst kam, mir zu öffnen; aber auf den ersten Blick gewahrte ich, daß das elende Schicksal uns einen anderen seiner Streiche gespielt hatte.

„Wie steht's?" fragte ich, während Julie die Thür zu schließen vergaß, um sich an die Wand zu lehnen. „Marie? Emilio?"

„Es geht ihnen gut," stammelte sie mit gebrochener Stimme.

„Also sind Sie krank?"

„Nein, ich bin nicht krank; wenigstens dünkt mich, daß ich gesund und auch daß ich erfreut bin; aber es gibt Freuden, die über die Kräfte einer schwachen Seele gehen, wie die meine."

„Was ist geschehen?"

Ohne zu antworten, zeigte Fräulein Julie mir ein Taschentuch.

Ich nahm es in die Hand, schlug es auseinander; es war vielleicht von Battist, aber sicher nicht sehr rein; in einer Ecke war ein „M" gestickt und ein Datum.

Ich fürchtete, Alles begriffen zu haben, wollte es aber nicht eingestehen.

„Und was bedeutet das?" fragte ich.

„Es wurde mir durch einen alten Seemann gebracht, und auf den ersten Blick erkannte ich, daß es von mir gestickt worden war für . . . Massimo."

Während sie diese Worte mit zitternder Stimme sprach, heftete sie den Blick auf die Wand, um sich stark zu machen und in ihren Augen die Verwirrung nicht lesen zu lassen.

Ich schloß nun die offen gebliebene Thür.

„Sie sagen mir, es gehe Marien und Emilio gut?"

„Ja."

„Dann setzen Sie sich, und sagen Sie mir Alles, was geschehen ist."

Die arme Alte nahm den Stuhl an, den ich ihr gezeigt hatte; ich blieb vor ihr stehen und sah sie fest an, als wolle ich ihren Gedanken vor allem Ruhe, und dann Gleichgültigkeit befehlen.

„Der Matrose, der das Tuch gebracht hat, wie sieht er aus?“

„Ich habe ihn nicht gesehen; er hat angeklopft; Charlotte ging, um zu öffnen; er wollte mich sprechen, und damit ich ihn sogleich empfange, hat er das Tuch übergeben. Aber ich wurde so heftig erschüttert, daß ich nicht einmal antworten konnte.“

„Und dann?“

„Charlotte ging und sagte dem Mann, er möge später, gegen Abend, wieder kommen . . . Ich habe geglaubt, daß er es sei, und die Erregung ist wiedergekehrt.“

„Aber warum? Was ist Ihnen in den Sinn gekommen? Haben Sie wenigstens gefragt, wie der Matrose aussieht?“

„Ja, wie alle anderen, alt und sehr häßlich . . . Ich habe nicht einmal geglaubt, daß er es sei . . . sondern nur, daß er gekommen, um mir von ihm zu sprechen, mir eine Erinnerung an andere Zeiten zu bringen. Es war genug, um mir alle Kraft zu rauben . . .“

Die Hartnäckigkeit Mangialesca's machte mir Angst; um mich aber nicht besiegt zu geben, ohne daß ich zuvor mein Möglichstes gethan, in der Seele dieser guten Dame den Zusammensturz einer sehr hohen Idee zu verhindern, so rieth ich ihr, wenn der Matrose wiederkäme, ihn zu mir zu schicken.

Während ich mich bemühte, die Gründe für diesen Vorschlag zu finden, und einsah, daß sie ihr allzu vorsichtig erscheinen würden, klopfte es schüchtern zweimal.

„Er ist es!“ sagte Fräulein Julie und fing wieder an zu zittern trotz meiner Gegenwart.

„Entfernen Sie sich; soll ich ihn empfangen? Wollen Sie?“

Fräulein Julie ergab sich, aber bevor sie ging, sagte sie: „Denken Sie daran, daß ich ihn sprechen will.“

Charlotte war in der Küche beschäftigt, und da sie auf das leise Klopfen nicht gekommen war, ging ich, um Mangialesca zu öffnen, der, als er mich erblickte, unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Ich hatte Dich gebeten, nicht hierher zu kommen; da Du dennoch gekommen bist, tritt ein.“

Mangialesca trat ein.

Ohne ihm Zeit zum Ueberlegen zu lassen, begann ich:

„Was gedenkst Du dieser Unglücklichen zu sagen? Daß Du immer noch der Massimo von damals bist; daß, wenn Du gezögert hast, zu ihr zurückzukehren, dies nur geschehen ist, weil Du eine Andere geheirathet hattest, daß Du aber, nachdem Du sie . . . umgebracht, hier bist, um Dich abermals zu verheirathen.“

Meine Worte waren leise, damit sie das Ohr nicht erreichten, welches vielleicht hinter der Thür lauschte; aber sie waren ohne Rücksicht gewählt und in herbem Ton gesprochen.

„Nein, nein, nein," stammelte der Verworfene; „sprich nicht so zu mir; ich habe eine andere Absicht . . ."

„Welche? . . . erkläre Dich schnell, denn sie kann eintreten, und wenn Du Dich zu erkennen gibst, tödtest Du sie. Also was willst Du hier, warum hast Du ihr das Tuch gebracht?" . . .

„Ich bin gekommen, weil ich sie wiedersehen wollte; wie sie auch sei, sie ist der beste Theil aus meinem vergangenen Leben; aber ich werde so nicht sprechen, sei ruhig; statt dessen werde ich ihr sagen, daß ich den Signore Massimo vor seinem Tode kennen lernte, und daß er mich gebeten hat, wenn ich jemals nach Trezeri käme . . . mich nach ihr umzusehen . . . sei ohne Furcht . . . ich werde Etwas erfinden, aber laß mich sie sehen; es ist keine Gefahr, daß sie mich wiedererkenne; sieh mein Gesicht an, da ist so viel Sonne, so viel Zeit, so viel Elend . . ."

„Ich habe Dir meinen Wunsch ausgedrückt," erwiderte ich besänftigt; „wenn Dir noch ein bischen Herz geblieben ist, dann laß die Lebenden in Frieden. Massimo ist jetzt todt; besser so, und Du gewännest nichts, ihn wieder aufleben zu lassen; ich gehe, um sie zu rufen . . ."

„Noch nicht . . . Ich glaubte, nichts zu fühlen, aber es ist wirklich wahr, daß man immer ein wenig Kind ist, in jedem Alter. Sieh' her, wie Mangialesca zu zittern anfängt," setzte er in nervöser Erregung hinzu . . . „jetzt ist es vorbei, geh', sie zu rufen."

Als ich mich langsam entfernte, blieb mir nicht die Spur eines Argwohnes, daß Mangialesca mich hintergehen wolle, sondern nur, daß er sich gegen seinen Willen verrathen möge.

„Kommen Sie," sprach ich zu Fräulein Julie; „aber beruhigen Sie sich; es ist ein alter Seemann, der Massimo an Bord eines Schiffes gekannt hat."

„An Bord eines Schiffes? wann? welches Schiffes?"

„Wir werden ihn fragen; kommen Sie."

Als Fräulein Julie in das kleine Zimmer trat, in welchem Mangialesca wartete, war ich auf das Schrecklichste vorbereitet, daß nämlich Julie, von einer Ahnung der Liebe ergriffen, nach dem ersten Schritt sich mir in die Arme stürzen werde; aber die Verkleidung war zu gut gelungen. Sie vermochte sich dem Matrosen gegenüber aufrecht zu erhalten, und sagte mit bewegter Stimme:

„Setzen Sie sich."

„Nein, danke; ich stehe lieber," murmelte die rauhe Stimme Mangialesca's.

Nun reichte ich Fräulein Julie einen Stuhl, und sie ließ sich darauf nieder.

„Dieser brave Matrose," fuhr ich fort, immer zu der Aermsten gewandt, „nennt sich Mangialesca; vielleicht ist es ein Schiffsname? nein? es ist wirklich sein Familienname; und er hat den Doctor Massimo gekannt, ist es nicht so?"

Mangialesca, den Moment benutzend, wo Fräulein Julie ihn nach dem ersten Blick nicht mehr ansah, heftete das Auge fest auf dieses zerstörte Geschöpf, das einst so reizend gewesen war.

Er bejahte meine Frage.

„Wo?" stammelte die Bedauernswerthe, während sie die Augen kaum zu dem Seemann erhob, diese zwei Augen, welche einmal die Seele durchdrangen, wie zwei Pfeile.

„An Bord des ‚Eclair‘; ein kleiner Dreimaster; ich machte damals von Allem Etwas; Dr. Massimo war der Arzt, der Apotheker und der Krankenpfleger . . .“

„Und wann?“

„Warten Sie ein wenig . . .“ Mangialesca zählte an den Fingern. „Es werden fünfundzwanzig Jahre sein; der Dr. Massimo schien sehr krank.“

„Woran?“

„Wissen Sie es? ich nicht; er kurirte die Anderen, und inzwischen ging er in die andere Welt . . . er landete, um im Hospital von Montevideo zu sterben.“

„Großer Gott!“ murmelte Fräulein Julie.

Hier schien mir Mangialesca von dem überwältigenden Verlangen ergriffen, seiner Comödie rasch ein Ende zu machen, und er reihte eine an die andere diese Lügen:

„Höre, Mangialesca, sagte mir eines Tages der Doctor, ich werde Dir Deine Wunde heilen (ich hatte mich beim Kochen an der Hand verletzt), aber wenn Du nach Italien, wenn Du nach Quattrozeri zurückkommst, wo Du geboren bist, so vergiß nicht, Dich nach Trezeri zu begeben, um dem Doctor Sounddso zu sagen, daß ich ihn bitte, dieses Taschentuch an die Signorina Julie Hachburg gelangen zu lassen, wo immer sie auch sei, und ihr mitzutheilen, daß ich, ihrer gedenkend, gestorben bin . . . Das habe ich gethan, und kann gehen.“

Ich hatte Fräulein Julie zuerst den Blick auf den Boden heften, dann den Kopf auf die Brust neigen sehen; aber kaum hatte Mangialesca gesagt, daß er gehen wolle, so erhob sie die Augen, voll von Thränen.

„Er war so gut,“ sprach sie, wie um die eigene Schwäche vergeben zu machen; „nicht wahr? Sie, die Sie ihn gekannt haben, ist es nicht so, daß mein Massimo sehr gut war?“

Mangialesca wurde seiner Rolle schon überdrüssig; er hatte Furcht vor einem Verhör, und sagte barsch:

„Er war ein Mensch, wie ein anderer, fähig zum Guten und zum Bösen, wie wir allesammt sind.“

Da trocknete Fräulein Julie sich die Thränen ab, um dem Matrosen Dank zu sagen und ihm ein Glas weißen Weines anzubieten. Mangialesca wollte nicht annehmen und ging.

Als wir allein waren, ich froh im Herzen, daß die Sache so glatt verlaufen, wie nur möglich, rieth ich meiner Freundin, daß sie für den ganzen Rest des Tages sich ruhig verhalten möge, „und wenn Sie sich ins Bett legen und eine Stunde früher den Schlaf suchen wollten, so würden Sie mir einen außerordentlichen Gefallen thun“.

Aber Fräulein Julie versicherte mich, daß es ihr jetzt, wo in diesen wenigen Minuten des Gesprächs mit dem Matrosen die ganze Vergangenheit geweckt worden, unmöglich sei, die Augen zum Schlaf zu schließen. Lieber wolle sie versuchen, da die Frau mit der Wäsche gekommen, beim Ausbessern und Plätten ihr Heilmittel zu finden.

Ich ging nunmehr, meine Kranken zu sehen, die mir nicht mehr die geringste Besorgniß einflößten; nahrhafte Suppen waren das letzte Recept, das ich ihnen verschrieb. Beide ließ ich in der besten Laune zurück, und nachdem ich Fräulein Julie die Hand gedrückt, entfernte ich mich.

Aber unten an der Treppe fand ich Mangialesca, der mich an der Hausthür erwartet hatte.

## X.

„Du bist noch hier?“ fragte ich ihn, und da ich in seinem finstren Gesicht den Schatten irgend eines schlimmen Gedankens sah, setzte ich, ohne Antwort zu erwarten, hinzu: „Begleite mich, ich muß sehr eilig auf das Municipium gehen; Du wirst mir unterwegs sagen, was Du mir zu sagen hast.“

Er begleitete mich ohne Widerstreben, aber er sprach nicht.

„Du sagst mir nichts?“

„Was willst Du, daß ich Dir sage? Daß Fräulein Julie eine häßliche Ruine ist, wie ich und Du, das brauche ich nicht zu sagen. Die Schuld ist nicht unser.“

Ich schien mir wahrlich nicht so ruinenhaft, um unter die Opfer der Zeit gerechnet zu werden! Wenn ich mich vor dem Spiegel kämmte oder rasirte, glaubte ich in aller Aufrichtigkeit, daß es Niemandem einfallen könne, mich zu bedauern; daß aber mir Massimo das sagte, er, der einst viel hübscher als ich, nun diese violette Nase, diese unter den Brauen begrabenen Aeuglein, diesen garstigen Mund, dies ganze Schalksgesicht sich angeschafft hatte, das gefiel mir nur mäßig.

„Nun ja, wir sind nicht schön; weder ich noch Du, noch sie; aber wenigstens bist Du, in Fräulein Julien's Seele, so geblieben, wie Du warst.“

„Davon habe ich 'was Rechtes!“ murmelte er verdrießlich.

Eine Strecke Weges sprach ich kein Wort. Er war der Erste, der wieder begann:

„Weißt Du, welche Versuchung ich gehabt habe? Rathe einmal.“

Und da ich es nicht wußte und durchaus nicht rathen wollte:

„Ich hatte die Versuchung, wieder hinaufzugehen, um dieser Frau Alles zu sagen; wenn sie so gut ist, wie es heißt, würde sie mir verziehen, und mich auch geheirathet haben; ich wäre dazu im Stande, da sie reich ist; aber freilich — sie ist so häßlich und so alt! Mein Unglück ist stets gewesen, daß ich diese thörichte Verehrung für die schönen Frauen nicht besiegen konnte; wo mir ein hübsches Gesicht begegnet ist, bin ich auf die Kniee gesunken. Doch habe ich jenen Gedanken noch nicht aufgegeben.“

Seine Worte schienen mir keiner Antwort werth, und da ich ihm nicht widersprach, fuhr Mangialesca nach einer Weile fort:

„Wer weiß? Man ginge an einen unbekannten Ort; um zu vergessen; vielleicht ist es nicht so schwer, wie es scheint, sich einen Namen zu machen; da wir reich sind und ich den Arzt nicht machen kann, weil ich das Diplom nicht habe, so würde ich die Recepte und auch die Arzneien umsonst geben. Mich von meiner Frau lieben zu lassen, würde die geringere Schwierigkeit, die größere würde sein,

sie zu lieben. Jedoch, man kann auch ohne das leben; es genügt, so fortzufahren . . ."

„Du bist der Tollkopf, der Du stets warst," warf ich nach einer Weile des Stillschweigens ein. „Dein Unglück ist auch Dein Glück; denn Du wirst nicht die niedrigste Handlung ausüben, die man auf Erden begehen kann: eine Frau zu heirathen, die man nicht einmal hoffen kann zu lieben. Nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht; man kann immer hoffen zu lieben, glaub' ich, und unterdessen heirathet man . . . wenn hernach die Hoffnung fehlschlägt . . ."

„Nun dann?"

„Dann . . ."

„Dann leidet man."

Mangialesca zuckte die Achseln; das war die Antwort, welche meine Naivetät verdiente; diese Gebärde drückte verständlich den unterbrochenen Satz aus: dann ißt man, schläft man, spielt Tarock, und vor Allem trinkt man . . . um zu vergessen.

Schweigend gingen wir bis zu dem Gemeindehaus; Mangialesca sagte mir:

„Du könntest den Bürgermeister wissen lassen, daß ich fortgehe, und daß man mir noch keinen rothen Heller gezahlt hat. Ein Glück, daß mir noch ein wenig Kleingeld geblieben ist, um noch ein paar Tage davon zu leben . . ."

„Kann ich Dir etwas Vorschuß geben?"

„Nein; danke."

„Und wohin gehst Du?"

Ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen, bevor er antwortete:

„Du willst eigentlich, daß ich fortgehe, ich sehe es wohl."

„Ich möchte Dich fern von hier wissen, aus einem einzigen Grunde, den Du kennst; ohne diesen würde ich Dir sagen: bleib'; ich würde Dich dem Gemeinderath für einen Posten am Hospital empfehlen."

„Nun gut, verschaffe mir den Posten, und vielleicht bleibe ich bei Dir; aber erst will ich mich an Bord der „Bella Francesca" begeben, um meine Sachen zu holen."

Der Ausführung seines Vorhabens stand ein ernstes Hinderniß entgegen: die Quarantäne.

Es war verordnet worden, daß sich Niemand von Trezeri in das Gebiet von Quattrozeri begeben dürfe, ohne zehn Tage lang in einem Wirthshaus zugebracht zu haben. Dies Decret stand noch in Kraft, und alle Briefe unsres Bürgermeisters hatten die Aufhebung desselben nicht zu bewirken vermocht.

Der Cavalier Alessio hatte geantwortet, wie ein antiker Römer, daß er selbst einen kranken Sohn in Trezeri gehabt, aber diesem (und damit sich selbst) den Trost versagt habe, einander zu sehen; denn es gebühre sich, der Bevölkerung das Beispiel der Achtung vor den Verordnungen der Obrigkeit, Präfectur und Communalbehörde zu geben.

Und eben jetzt waren die Aerzte zusammenberufen worden, um in feierlicher Gemeindeversammlung zu erklären, daß die Epidemie erloschen sei; denn es lag Allen daran, daß die verhaßte Quarantäne aufgehoben werde.

„Und wie wirst Du es machen, um an Bord der „Bella Francesca" zu gelangen?"

Mangialesca wußte es noch nicht; jedoch war er sicher, daß sein Schiff im Hafen mit allen andern in freien Verkehr gesetzt worden sei. Er würde ins Gebirge gehen und einen wenig bewachten Paß finden; auf diese Weise würde er noch vor Abend auf der „Bella Francesca“ sein.

„Bleib' gesund,“ sagte er mir, „verschaffe mir den Posten und die Gratification, mach' Dir keine Gedanken um mich; wir werden uns noch wiedersehen.“

Er, auf einem Seitenpfad, schritt dem Gebirge zu; ich, nachdem ich ihm eine Weile mit dem Blick gefolgt war, trat in den Saal des Rathhauses.

Ich hegte einen unbestimmten tröstlichen Gedanken (vielleicht war es die Hoffnung), daß Mangialesca nicht wiederkommen und daß, wenn ich die Gratification erhalten, auf die er ein Recht hatte, ich mir alle Mühe geben werde, sie ihm zuzustellen.

Im Audienzsaale war viel discutirt worden, aber man redete noch immer; meine Collegen hatten ihre Gutachten abgegeben. Der Secretär nahm meine gleichlautende Erklärung zu Protokoll, worauf der Bürgermeister mit eigener Hand an den Unterpräfecten schreiben wollte. Und er schrieb ihm einen herrlichen Brief im besten Bureaukratenstil, einen Brief in einem einzigen Satz, ohne Punkt, sogar ohne Semikolon; nur ein paar Kommata, um Athem zu schöpfen. Dieses feierliche Actenstück beschwor den Präfecten, auf Grund der unter Kreuzband ihm zugeschickten Papiere, die verhaßte Quarantäne aufhören zu lassen, nachdem sie zwei Monate lang den Verkehr und selbst die persönlichen Gefühle der Bewohner zweier Ortschaften bedrückt hatte, welche durch so viele Interessen des Herzens und der Börse mit einander verbunden wären.

Doch verging noch eine ganze Woche, wiewohl ein Tag, um die Versammlung von Quattrozeri zu berufen, und ein andrer Tag, um das Decret drucken zu lassen, genügt hätten.

Endlich ward uns das glückliche Ereigniß verkündet durch das Erscheinen des Bürgermeisters von Quattrozeri, welcher nunmehr kam, um den Sohn ans Herz zu drücken, nachdem allen Regeln entsprochen worden war.

Mangialesca hatte kein Lebenszeichen mehr gegeben, und ich, der ich hundertunddreißig Lire für die neunundzwanzig Tage, die er im Lazareth zugebracht, außer einem schönen Schreiben empfangen hatte, welches ihm Lob und Dank spendete — (mein Vorschlag waren hundertundsechzig Lire und ein kurzes Schreiben gewesen, aber die Rathsversammlung hatte vorgezogen, sechzig Worte mehr zu schreiben und dreißig Lire zu sparen) — ich also wußte nicht, wohin den Brief und das Geld schicken.

Inzwischen hatte der Papa Bürgermeister das Aufgebot der Liebenden besorgt, und der Gedanke, daß sie in Kurzem fürs Leben vereinigt sein würden, versetzte den Advocaten in ein Fieber der Ungeduld. Bei jedem Hinderniß von Seiten des Standesamts in Berlin rief er aus, daß er immer geglaubt, unser schönes Land sei das einzige, wo mit den Orangen die Akademie, die Formel, das Geschwätz und all' das unnöthige Zeug blühe; nun freue er sich, seine Meinung zu ändern, denn auch Deutschland spaße nicht. Erst als die communalen und kirchlichen Autoritäten darüber einig geworden waren, zu Marie und Emilio zu sagen: „Heirathet Euch“, räumte der Advocat ein, daß man es, wenn es sich

um internationale Ehen handle, mit den Vorsichtsmaßregeln wohl genau nehmen müsse, und daß Berlin sich mehr beeilt habe, als Quattrozeri, wo sich ungeachtet der Autorität des Vaters Bürgermeister ein Competenzstreit zwischen zwei Parochien erhoben hatte, welche die kirchliche Einsegnung celebriren wollten. Alle beide hatten ihre Gründe dem Erzbischof dargelegt, der entscheiden sollte . . . Gott weiß, wie lange das gedauert hätte.

„O!“ sagte keck der Advocat zu seinem Vater, „weißt Du, was wir thun werden? Du allein wirst uns verheirathen, und wir werden daran genug haben. Nicht wahr, Marie?“

Marie schien geneigt, sich damit zu begnügen, aber Fräulein Julie wollte, daß die Hochzeit ganz perfect wäre.

„Sie würde es auch so sein,“ versicherte Emilio.

Fräulein Julie lächelte, schüttelte aber den Kopf.

Nun kam dem Vater Bürgermeister ein großer Gedanke, und er zögerte nicht, denselben preiszugeben.

„Heirathet Euch in Trezeri; ich delegire den Bürgermeister; hier ist wenigstens nur ein Kirchspiel.“

„Und es würde Dir nicht allzusehr mißfallen?“

Es mißfiel ihm in der That ein wenig, bei dieser Gelegenheit Etwas von seiner Autorität abzutreten; aber es freute ihn, den beiden rivalisirenden Kirchspielen von Quattrozeri eine Lection zu geben, und er war auch neugierig, zu sehen, wie sein College von Trezeri sich in seiner Gegenwart mit der gebräuchlichen kleinen Rede abfinden werde.

## XI.

Endlich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, war es mir gelungen, Etwas von Mangialesca zu erfahren. Der Matrose von der „Bella Francesca“ war beim Uebergang über die Berge von einem der Zollwächter ergriffen worden, die auch den Dienst des Sanitäts-Cordons versahen, und hatte dem Lazareth einen kleinen Besuch abstatten müssen. Nach Ablauf der Quarantäne wieder entlassen, hatte er sich hierauf an Bord der „Bella Francesca“ begeben, woselbst, anstatt seine Sachen zu holen und davonzugehen, wie er gewollt, der Capitän ihn vielmehr angehalten hatte, seinen Contract zu erfüllen und die angefangenen vierzehn Tage bis zu Ende zu arbeiten.

Ich suchte ihn auf und brachte ihm sein weniges Geld, schon damit er keinen Grund habe, nach Trezeri zurückzukehren, um es sich zu holen; aber dieser unruhige Teufelskerl versicherte mich, daß die „Bella Francesca“ am nächsten Tage nichts mehr von ihm zu verlangen habe, und der erste Besuch sei mir bestimmt.

O, die Freude!

„Vielen Dank,“ sagte ich.

„Ich weiß wohl, daß es Dir kein Vergnügen macht, aber es ist beschlossene Sache, und Du mußt Geduld haben.“

„Ich werde sie haben,“ versicherte ich spaßend.

Ich erwartete ihn am folgenden Tage, aber er klopfte nicht an meine Thür; er ging geradeswegs nach dem Hause Fräulein Julien's, und um nicht durch den Ort zu gehen, da er mir nicht begegnen wollte, war er am Ufer hingestrichen.

Es folgte zwischen ihm und dem armen Fräulein Julie eine jammervolle Scene, welche ich erst nach und nach erfahren habe.

Nachdem Mangialesca an der Hausthür geklopft hatte, war Julie selbst gekommen, um zu öffnen.

„Ich bin es wieder," redete er sie verwegen an; „ich habe Euch neulich alle belogen; Massimo ist nicht todt . . ."

„Er ist nicht todt?"

„Massimo lebt, und ist nicht weit von hier."

Und plötzlich, indem er die rauhe Stimme dämpfte:

„Julie," sagte er, „erkennst Du mich nicht wieder? Sieh mich wohl an; diese Narbe, sagt sie Dir nichts mehr? und dieser Ring, den ich immer am Finger getragen habe, seit dem Tage, wo Du Dich mir verlobt hast? . . . Massimo bin ich . . ."

Fräulein Julie hatte zu zittern angefangen, wie ein Rohr, bei den ersten Worten, ihre Kniee schwankten und mit dem Kopfe aufschlagend, war sie zu Boden gestürzt, nachdem sie versucht hatte, sich an einem Lehnstuhle zu halten.

Der Advocat und Marie waren ausgegangen, um der Landschaft noch einmal zu sagen, wie lieb sie sich hatten, wie glückselig sie sein würden in einer Woche; aber Charlotte war bei dem Geräusch herzugeeilt und erklärte mir, wie der Sturz geschehen sein müsse.

„Was habt Ihr meinem Fräulein gethan?" hatte sie geschrieen, zuerst auf deutsch, dann in ihrem gebrochenen Italienisch; und sie war in solchen Zorn gerathen, und ihre Stimme war so stark, daß Mangialesca, aus Furcht vor dem Scandal, den Ausgang gesucht hatte.

Charlotte hatte kräftige Arme, welche die Matratzen in die Luft hoben, als ob sie Federn wären; es kostete sie keine große Mühe, dies Häuflein Knochen hoch zu nehmen und aufs Bett zu legen, bis Jemand käme.

Glücklicherweise athmete Fräulein Julie, und nach Charlottens Meinung ist Leben da, so lange Athem da ist; den Kopf und alle Gelenke betastend, hatte die gute Magd nichts Zerbrochenes gefunden; so daß sie warten konnte, ohne viele Angst.

Als Marie und der Advocat heimgekehrt, war auch Fräulein Julie wieder zu sich gekommen.

Ihr war nur eine nervöse Störung zurückgeblieben, welche ich mit den gebräuchlichen Mitteln zu bewältigen suchte.

„Wo ist er?" schien sie jeden von uns zu fragen, die wir schweigend uns um sie bemühten.

„Seien Sie ruhig; denken Sie jetzt an nichts."

Das arme Fräulein Julie schwieg eine Weile, aber als ihre Erregtheit sich einigermaßen gelegt hatte, erzählte sie mir den raschen Vorgang und wiederholte die von dem falschen Massimo vorgebrachten Worte.

„Sagen Sie, Doctor, ist das jemals möglich? Sie, der Sie ihn, als er lebte, besser, oder wenigstens länger als ich gekannt, haben nicht geglaubt, daß dieser Mann Massimo sei . . . Sie hätten es mir in diesem Falle gesagt, nicht wahr?"

Es war genau das Gegentheil, aber ich durfte es ihr nicht sagen, um ihren Zustand nicht zu verschlimmern; und da ich noch nicht wußte, welchen andren Auftritt Mangialesca uns bereiten würde, war es gerathen, den Zweifel so stark wie möglich fortbestehen zu lassen.

„Ich weiß nichts," sagte ich; „nach so vielen Jahren, auch wenn Massimo sich in Mangialesca verwandelt, ist er für mich todt. Aber nichts fürwahr ist in diesem Manne, was mich an den Freund von ehedem erinnert."

„Aber die Narbe an der Hand . . ."

„Haben Sie sie gesehen? . . ."

„Ich allerdings nicht, aber man muß sie sehen . . ."

„Und was würde eine Narbe beweisen? Wenig. Der Verlobungsring noch weniger. Wir können uns einem verwegenen Betrüger gegenüber befinden, der viele Einzelheiten aus dem Leben Massimo's gekannt hat, und jetzt Nutzen daraus ziehen will."

Diese Aeußerung, vom Unwillen mir eingegeben, hatte sicher einen Werth und schien auch in Fräulein Juliens Seele Eingang zu finden.

In meiner Seele fand sie keinen.

Ich hatte nicht weniger Grund als sie, zu wünschen, daß Mangialesca ein Betrüger sei; der Zweifel war berechtigt und konnte ebenso laut zu mir sprechen, wie ich wollte, daß er zu Fräulein Julie spreche. Aber für mich stand es ohne andere Beweise jetzt fest — Massimo war Mangialesca.

Diesem, bei einem nächsten Begegnen, würde es gelingen, seine Verlobte zu überzeugen.

Und dann?

Der Lösungen waren zwei, widerwärtig beide: Fräulein Julie würde der Erschütterung nicht widerstehen und ins Jenseits hinübergehen, oder, wenn sie aufrecht blieb, sich im Gewissen für verpflichtet erachten, Massimo zu heirathen, in welches Elend er auch gesunken.

Sie war es selbst, die mir das zu verstehen gab.

„Doctor, bemühen Sie sich nicht mehr um mich; es geht mir jetzt gut, und ich werde binnen Kurzem alle meine Kräfte wieder haben; jetzt müssen wir uns um ihn bekümmern . . . denn, wenn er wirklich Massimo, und wenn er gekommen wäre, um mich beim Wort zu nehmen . . ."

„Was sagen Sie . . .?"

„Wenn er mich will und wenn ich am Leben bin, ja."

Sie brach, so sprechend, in Schluchzen aus; aber sogleich faßte sie sich wieder und sagte mir, ich möge keine Zeit verlieren, diesen Mann aufzusuchen und ihn zurückzubringen.

Marie, über das Lager ihrer Mama gebeugt, streichelte ihr liebkosend das Gesicht; der Advocat Emilio erbot sich, nicht eben gern, mich zu begleiten, und als ich ihn auf die Möglichkeit aufmerksam machte, daß Mangialesca zurück-

kommen könne, wenn die Damen allein blieben, versicherte er mir noch an der Thür, daß er sich nicht vom Hause entfernen werde.

„Seien Sie unbesorgt, Doctor."

„Sie dürfen ruhig sein, daß ich unbesorgt bin," erwiderte ich ihm scherzend auf dem Flur.

Aber dieser Scherz und alle Lust zu scherzen schwanden aus meiner Seele, als mir, indem ich die Treppe hinabstieg, die Drohung, welche auf Fräulein Juliens Leben lastete, in ihrem ganzen Entsetzen entgegentrat.

Ich war unfähig, mir die Worte auszudenken, welche ich Mangialesca gesagt haben würde, wenn ich Aug' in Aug' mit ihm am Strand gestanden hätte, wo ich sicher war, ihm zu begegnen. Um mich ein wenig zu trösten, bot sich mir diese einzige Hoffnung, daß er betrunken gewesen, als er sich Fräulein Julie präsentirt, und daß er, zu sich gekommen, bereut haben werde; aber es war eine Hoffnung, schwach wie ein Hauch.

Wie ich mir dachte, hatte Mangialesca vermieden, den Ort zu betreten, da ganz Trezeri von dem Matrosen wußte, der eines Tages auf den Strand geschneit, Krankenwärter geworden und wieder verschwunden war; er war an die Marina gegangen, und ich fand ihn in den Sand gestreckt, mit dem Strohhut über die Augen und den Beinen in der Sonne. Das zornige Meer schleuderte furchtbare Wogen gegen ihn, die jedoch nicht vermochten, ihn fortzutragen, da sie nicht bis zu ihm gelangten.

Er errieth mich mehr, als er mich sah, durch einen Seitenblick, und noch bevor ich mich neben ihn gesetzt hatte, sprach er, ohne seine Stellung zu ändern:

„Ich erwartete Dich," (und seine Stimme war noch rauher als gewöhnlich); „ich wußte wohl, daß Du kommen würdest. Weißt Du, was ich gethan habe? ich bin zu meiner Verlobten gegangen, um ihr Alles zu sagen; sie ist mir in Ohnmacht gefallen . . ."

Ich blieb stehen ohne zu antworten, worauf er erst ein Bein und dann das andere emporzog und sich, auf einen Ellenbogen gestützt, in die Höhe setzte . . .

„Du antwortest nicht," fügte er hinzu, „ein Zeichen, daß ich Dir nichts Neues sage; sie haben Dich schon unterrichtet; um so besser; dann kann ich mir die Mühe sparen, und auch Du kannst schweigen; denn ich sehe, daß Julie wieder zu sich gekommen ist; sonst hätten sie Dich nicht gehen lassen. Die Frauen sind wie die Katzen."

So sehr er auch den Unbefangenen machen wollte, mein Schweigen bedrückte ihn, und ich merkte es an dem Unbehagen, mit welchem er seine neue Stellung ertrug; er bewegte sich hin und her und schien sich mit den Händen stützen zu müssen, um den Oberkörper aufrecht zu erhalten.

Ich kam ihm zu Hülfe mit einem herben Wort.

„Du bist ein sehr schlechter Liebhaber gewesen und bist ein schlechter Freund."

„Der gute Freund bist Du."

„Ich bin nichts mehr für Dich; ich bin ein Mensch, der die Kranken heilt; und Dir thäte etwas Ammoniak gut, denn Du scheinst mir nicht nüchtern zu sein. Das dient zu Deiner Entschuldigung."

„Ich entschuldige mich nicht, ich bedarf keiner Entschuldigung,“ erwiderte Mangialesca mürrisch.

„Um so schlimmer; was Du gethan hast, gibt mir alles Recht, zu glauben, daß Du im Sinne hast, fortzufahren. Es steht Dir frei. Nur wirst Du, um die häßliche Comödie zu beginnen, uns den Beweis liefern, daß Du wirklich Massimo bist. Bis jetzt kenne ich nur Mangialesca.“

„Diesen Beweis werde ich Fräulein Julie geben.“

„Fräulein Julie hat mich beauftragt, ihn entgegenzunehmen. Fräulein Julie ist leidend, und Du darfst sie nicht wiedersehen, bis ich es gestatte. Sie wird Trezeri verlassen, sobald ich ihr rathen werde, zu gehen, vielleicht morgen, vielleicht heute; aber da sie die Beweise für Mangialesca's Aussagen verlangt, bin ich hier. Sammle Deine Gedanken und sprich.“

Der Elende, durch meinen harten Ton erschüttert, fand keine Worte; ich fuhr noch eine Weile fort, ihm streng ins Gesicht zu sehen, dann schickte ich mich an, zu gehen.

„Du weißt, wo Du mich finden kannst; ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Bleib' noch einen Augenblick.“

Ich blieb stehen.

„Warum sprichst Du so zu mir?“

„Weil Du mich betrogen hast, weil ich nicht mehr glauben kann, daß Du Massimo sei'st.“

„Auch Du?“

„Ich zuerst.“

„Und wenn ich Dir die Beweise gebe, wirst Du Julie Alles sagen? Versprichst Du mir das?“

„Ja, wenn Du willst.“

Nun verzog er sein Gesicht zu einem höhnischen Lächeln und begann:

„Die gerichtlichen Belege zu liefern, würde mir nicht sehr schwierig sein, wenn ich es mir in den Kopf gesetzt hätte, sie zu beschaffen; aber es kann nicht diese Art von Beweisen sein, die Julie von ihrem Verlobten verlangt; andere Beweise muß ich ihr geben, und deren habe ich nicht einen, sondern hundert. Ich kann die Worte des Schwures wiederholen, den wir einander eines Tages auf dem Gebirge, am Fuß einer Pinie, geleistet haben; jene Pinie steht noch, und es gelang mir, sie wiederzufinden; sie bewahrt noch die Anfangsbuchstaben unserer Namen, die ich mit dem Federmesser eingeschnitten hatte. Julie soll nur einmal mit mir kommen, und ohne um einen Finger breit abzuirren, will ich sie dorthin führen, wo sie die Wahrheit mit Händen greifen kann. Dies ist gewiß kein juristischer Beweis, aber es wird etwas mehr für sie sein, wenn sie noch ein Gefühl hat für . . . mein Andenken.“

Er wartete einen Augenblick, um in meinen Gedanken zu lesen, aber ich hielt mich verschlossen.

„Und das ist nichts im Vergleich mit Andrem, was ich vorbringen könnte; wenn sie nur mit mir suchen wollte, so würden wir hundert Zeichen unsrer Liebe finden.“

Und er kramte einige davon höchst verwirrt vor mir aus; auf einen Felsen des Gebirges hatte Julie sich einst zur Mittagsstunde gesetzt, und Massimo ihr indessen eine seltsame Mahlzeit von Holzäpfeln bereitet; der Berg war noch da, und auch der Felsen, und vielleicht auch die Erinnerung noch in Fräulein Juliens Seele.

Ein andermal hatte er beim Pflücken von Brombeeren, welche sie gern aß, sich Gesicht und Hände so arg zugerichtet, daß es Julie weinen machte. Sie waren zu einer Quelle geeilt, um das blutende Gesicht des Liebenden und das thränenbenetzte Juliens abzuwaschen, der er darauf feierlich versprechen mußte, nie mehr auch nur eine einzige Brombeere zu pflücken; aber Massimo hatte es doch wieder gethan, und Fräulein Julie hatte sie gegessen.

„Und noch so viel Anderes könnte ich ihr zurückrufen!“ verkündete Mangialesca mit tückischer Befriedigung.

Dann schwieg er einen Augenblick, starrte finster auf das stürmische Meer, vielleicht nach andren, weniger heiteren Erinnerungen suchend, welche seiner Seele vorüberzogen, aber sich mit einem Male davon losreißend, sprach er wie mit kräftigem Entschluß:

„Vielleicht wird das Alles nicht genügen, aber ich werde so Vieles hinzufügen, daß Fräulein Julie überzeugt sein muß; habe ich ihr dann die Gewißheit gegeben, daß Massimo lebt, daß er so viel gelitten hat, daß er ein anderer Mensch werden, daß er leben will, um sie zu lieben, dann wird sie . . .“

Er wartete darauf, daß ich den Satz vollende; aber ich that, als habe ich ihn nicht einmal verstanden.

„Dann wird sie . . . dann werde ich . . .“

Er verstummte.

„Leb' wohl, Mangialesca,“ sagte ich niedergeschlagen zu ihm, so sehr war ich von der Gewißheit durchdrungen, daß dieser Mensch entschlossen sei, seinen letzten Einsatz auszuspielen. „Möge es Dir wohl bekommen, was Du thun willst.“

„Ich weiß noch nicht; vielleicht werd' ich nichts thun; sieh' jene Welle, die wie eine Mauer vorschreitet; wenn diese oder eine andere Mangialesca haben wollte, ich würde mich ihr entgegenstürzen, um ein Ende zu machen.“

Auf diese leise gesprochenen Worte erhob ich die Hand, damit er sie ergreife; denn der Sieg schien mir noch möglich. Aber er ließ das Anerbieten fallen, in dem Gefühl, daß er mir noch Etwas zu sagen habe, was mir nicht angenehm sein werde.

„Das Glück Fräulein Juliens ist, daß sie häßlich und alt geworden, wie die Sünde; wenn Etwas bisher mich noch ans Leben fesselte, so ist es dieses tolle Verlangen nach der schönen Frau. Du würdest nicht glauben, daß sehr wenige der Frauen, die Anderen gefallen, den Wahnwitz Mangialesca's befriedigen könnten?“

Gelobt sei der Himmel dafür!

„Ich glaube es,“ beeilte ich mich zu antworten; „ein wenig bin ich auch so; deswegen habe ich nicht geheirathet . . . vielleicht.“

Dies „vielleicht“ mochte mir bei dieser Gelegenheit als Wahrheit erscheinen; eine allgemeinere Wahrheit, mit kaltem Blut angesehen, war vielleicht diese

andere: daß ich vielen Frauen begegnet bin, welche ich gern geheirathet hätte, und daß mir immer der Muth gefehlt hatte, eine einzige zu heirathen; die volle Wahrheit jedoch war: daß ein Bezirksarzt genug hat an seinem Beruf, und daß ihm wenig Zeit bleibt für die Frau und die Kinder . . . Aber hinsichtlich dieser und anderer Wahrheiten, welche sich auf den Doctor Soundso beziehen, wird der Leser wenig neugierig sein.

Da ich also gesehen hatte, daß Mangialesca seine Bresche habe, bemühte ich mich, dort einzudringen; und auf die Gefahr hin, mir Ungehörigkeiten sagen zu lassen von einem reizbaren Kranken, blieb ich bei dem Unglücklichen, um ihm, ohne daß er die Absicht merkte, klar zu machen, das Beste für einen im Hafen des Alters angelangten Mann, da er kein schönes junges Mädchen mehr heirathen könne, sei, sich nicht die letzte Liebe des Schönen zu verderben, indem er sich mit einer Alten vermähle.

Zuletzt that ich folgenden Ausspruch:

„Man muß immer Etwas lieb behalten, die Erinnerung an die Liebe, wenn nichts Anderes."

Mangialesca dachte darüber einen Augenblick nach.

„Es ist zu schwer in meinem Fall," erwiderte er.

Er wollte sich vom Strande nicht trennen, und als ich ihn verließ, um meine Besuche zu machen, sah ich noch einmal nach ihm hin. Er war in derselben Stellung geblieben und blickte immerfort auf diese Mauer, die sich stets von Neuem bildete, um ihm den ganzen Horizont des Meeres zu verdecken.

Ich hatte Mangialesca versprochen, nach den wenigen Besuchen wieder am Strande zu sein; er hatte versprochen, mich zu erwarten. Ich fand ihn in der Sandgrube wieder, den Strohhut über dem Gesicht.

„Mangialesca!" schrie ich ihm ins Ohr, um das Getöse des Meeres zu überwältigen. Mangialesca rührte sich nicht.

Ich nahm ihm den Hut ab, um ihm ins Gesicht zu sehen. Er schien das Auge offen zu haben und das Unwetter zu betrachten, welches ihn vergebens bedrohte.

Aus einer kleinen Oeffnung an der rechten Schläfe drang noch das Blut, welches ihm kaum die Wange befleckte. Im Sande hatte sich ein gieriger Mund aufgethan, der immerfort dies Blut trank, ohne eine Spur davon zu lassen; auf die Lippen dieses Mundes hatten sich zwei kluge Fliegen gesetzt und verharrten daselbst still und unbeweglich.

Ich rüttelte den Unseligen und faßte nach seinem Herzen; Anderes konnte ich für Mangialesca nicht thun, denn er war todt.

## XII.

Als der Leichnam des Selbstmörders in die Todtenkammer des Hospitals geschafft wurde, ging ich zu Fräulein Julie, um ihr selbst die Nachricht zu bringen, bevor sie durch Andere die unerwartete Katastrophe erfahren möchte.

Die Aermste schien all' meine Lügen zu glauben; denn ich brachte bei dieser Veranlassung ihrer viele zu Tage, und bereue es nicht; es erschien mir damals eine Pflicht des Freundes und des Arztes, und ich denke noch heute so.

Als ich sagte, daß Mangialesca sie durch mich um Verzeihung bitte wegen des tollen Einfalls, sich für Massimo auszugeben, trieb es mich, hinzuzufügen, daß der Todte ein Gebet auf seinem Grabe gern haben würde.

„Aber hat er mir denn nicht gesagt, daß er nach Amerika zurückkehren wollte?"

Allerdings, er hatte das gesagt. Und es schien mir keine Unwahrheit. Um Lügen und Wahrheit zusammen zu reimen, fügte ich einige andere hinzu, so daß Fräulein Julie auf den unangenehmen Gedanken kam, den Todten im Hospital vor der Beerdigung zu besuchen.

„Aber was setzen Sie sich nun in den Kopf?"

„Lassen Sie mich gehen; ich würde mir niemals verzeihen, wenn ich der Stimme nicht Gehör gegeben hätte, die mir in der Seele spricht."

„Ach was Stimme, was Seele!" rief ich, erzürnt über mich selbst.

Sie nahm meine Hand, und ruhig mir in das Gesicht blickend mit ihren großen Augen, welche so schön gewesen waren, überredete sie mich also:

„Es ist eine Stimme, die mir sagt: geh', um den Todten zu sehen, geh', um Mangialesca zu sehen."

Es war unnütz, zu widerstreben. Da ich wußte, Fräulein Julie wäre fähig gewesen, allein in das Hospital zu gehen, so begleitete ich sie dahin. Wir ließen Marie und den jungen Advocaten daheim und machten uns schweigend auf den Weg. Ich hatte nicht Acht darauf gegeben, ob etwa der Tod das Gesicht des alten Seemanns so umgewandelt hatte, daß die ehemalige Verlobte die Züge Massimo's darin wiederfinden könne; mich dünkte das Gegentheil; aber dennoch wuchs mir die Unruhe, bei jedem Schritte nach dem Hospital, und im Begriff, die Todtenkammer zu betreten, hielt ich Julie einen Moment zurück, um einen Blick auf den Leichnam zu werfen.

Ich kam zurück und sagte ihr:

„Bestehen Sie nicht darauf, ihn zu sehen; es ist ein entsetzlicher Anblick."

Fräulein Julie, als die starke und hartnäckige Deutsche, welche zu sein sie sich manchmal gerühmt hatte, drückte nur die Augen zu, um mich verstehen zu machen, daß es vergeblich sei.

Nun ergriff ich sie bei der Hand und zog sie hinter mir her, gerade vor den Todten.

Ich fühlte, daß sie meine Hand stark drückte, um sich Kraft zu machen; aber ich hatte keine Augen für sie, ich sah nur die grauenhafte Verwandlung, vor der Zeit begonnen, jetzt durch den Tod vollendet, und machte eine gewaltsame Anstrengung der Phantasie, um das Bild des jugendlichen Massimo wieder erstehen zu lassen, schön und voll von Leben.

Während ich mir selbst sagte, daß Massimo wirklich ganz und gar dahin sei, flüsterte Fräulein Julie mir zu:

„Lassen Sie uns gehen."

Ins Freie zurückgekehrt, im Angesicht des tobenden Meeres, sagte ich ihr:

„Was haben Sie dabei gewonnen? Ich hatte Ihnen doch gesagt, daß es ein häßlicher Anblick sei, der Ihnen nicht wohlthun werde."

„Er hat mir wohlgethan," versicherte mir Julie mit zitternder Stimme; „denn mein Massimo kann heute Nacht wieder in meinen Traum zurückkehren, ohne das fürchterliche Aussehen von Mangialesca."

Sofort bereute sie diese Worte, und setzte hinzu:

„Armer Mangialesca! ich habe ihm die Furcht verziehen, die er mir gemacht hat, und werde den Himmel für ihn bitten."

Armer Mangialesca!

Wenige Tage später, nachdem er dem Kirchenstreit von Quattrozeri ein Ende gemacht, vereinte unser Bürgermeister im Gemeindehaus Marie mit dem jungen Advocaten fürs ganze Leben, und der Pfarrer von Trezeri that ein Gleiches in der Kirche; nur daß Don Giulio, um eine Kleinigkeit mehr als der Bürgermeister zu thun, im Namen des Ewigen Vaters auf Lateinisch versprach, daß diese Ehe sich auch nach dem Tode fortsetzen werde, im Himmel.

Ich war einer der Zeugen der doppelten Trauung, der andere war Capitän Stombio.

Als die Neuvermählten, voller Ungeduld, ihren ersten ehelichen Flug zu machen, uns auf dem Bahnhof zurückgelassen hatten und die Richtung nach Nizza einschlugen, in Gesellschaft des Bürgermeisters von Quattrozeri, der feierlich gelobte, bei sich zu Haus abzusteigen, um sie sofort frei zu geben, da nahm ich den Arm Fräulein Juliens, welche diesen ganzen Tag von der Glückseligkeit Mariens sprach, indem sie oft die Augen zum Himmel erhob, wo sie Massimo suchte.

Die Hochzeitsreise war kurz, denn das junge Paar hatte auch dem Cavaliere Bürgermeister versprochen, eine Woche bei ihm zu verbringen; dann gingen Alle zusammen nach Berlin.

Marie lebt immer noch in Quattrozeri, wo sie dem Advocaten ein Nest voll Kinderchen geschenkt hat. Fräulein Julie kehrte von Zeit zu Zeit zurück, um ihrem Töchterchen und ihren Erinnerungen einen Besuch abzustatten und erschien mir jedes Mal magerer als das Mal zuvor.

Dieses Jahr ist die Arme ausgeblieben, denn sie ist gestorben.

So habe ich diese kleine Erzählung schreiben können.

---

# Der Croy=Teppich der Universität Greifswald.

Von

**Julius Lessing.**

Wer aus Pommern gebürtig ist, hat von dem Croy=Teppich und dem Croy=Feste zu Greifswald gehört, wie von einer alten Sage. An dem Schlusse jedes Jahrzehntes, zum letzten Male also 1890, versammelt sich die ganze Körperschaft der Universität Greifswald zu einem Erinnerungsfest an das längst erloschene Fürstenhaus des Pommernlandes. Ein Wandteppich mit den lebensgroßen Bildern der Fürsten entsteigt der Truhe, die ihn sonst wohlverborgen umschließt; vor diesem Teppich preist man unter altherkömmlichem Prunk das Andenken der Herzogin von Croy, der letzten Erbin des pommerschen Hauses, und dann versinkt wieder auf zehn Jahre das heraufbeschworene Bild.

Ich erinnere mich sehr wohl, welchen geheimnißvollen Reiz der Bericht über eines dieser Feste in meiner Gymnasiastenzeit in Stettin auf uns Schüler ausübte. Man betrachtete das alte herzogliche Schloß, welches jetzt nur als Regierungsgebäude dient, mit besonderer Ehrfurcht und ging in der Schloßkirche den wenigen Spuren nach, welche die Herrschaft des 1637 erloschenen Hauses dort hinterlassen hatte. Für alle diese Erinnerungen bot das Croy=Fest (die Pommern haben es sich als „Kreu"=Fest mundgerecht gemacht) den einzigen greifbaren Anhalt.

Jener Teppich, welcher den Mittelpunkt des Festes bildet, ist verschiedentlich Gegenstand des Studiums gewesen, durch Ahlwardt 1820 und Julius Müller 1878 sind die wesentlichen historischen Daten gesammelt. Aber das Kunstwerk selbst blieb so gut wie unbekannt; Friedrich Wilhelm IV. hatte um 1850 durch den Maler Volte eine Darstellung in Aquarellfarben anfertigen lassen, welche auch photographisch vervielfältigt ist, sich aber als wenig charakteristisch erweist. Jetzt zum ersten Male ist dieser Teppich nach Berlin geschickt worden, um mit allen Hülfsmitteln moderner Technik photographisch aufgenommen und an den schadhaften Stellen ausgebessert zu werden, und konnte somit bei seiner Ausstellung im Kgl. Kunstgewerbemuseum Gegenstand eines nachhaltigen Studiums werden.

Der Teppich, im Jahre 1554 entstanden und im Wesentlichen wohl erhalten, ist eine Gobelinwirkerei von ungewöhnlicher Größe, sieben Meter lang und über vier Meter hoch. Zweiundzwanzig lebensgroße Figuren, prächtiges Beiwerk an Wappen und Bordüren mit reichem Laubgewinde geben ihm ein besonders festliches Gepräge. Durch eingewirkte ausführliche Beischriften ist dafür gesorgt, daß jede der dargestellten Personen fest bestimmbar ist, fraglich kann nur der Beweggrund bleiben, für die hier gegebene Zusammenstellung der fürstlichen Familie und der Reformatoren, Luther an der Spitze.

Die Darstellung ist von der einfachen Uebersichtlichkeit der meisten Ceremonienbilder des sechzehnten Jahrhunderts. Wir befinden uns im Innern eines Raumes, den wir etwa als eine Schloßkapelle bezeichnen können, der aber nur mäßig durch ein Gesims und einige etwas willkürlich stehende Säulen charakterisirt ist. Den unteren Theil des Bildes, nahezu zwei Drittel der Höhe, nehmen die beiden verschwägerten fürstlichen Familien ein, zur Linken die von Sachsen, zur Rechten die von Pommern. Alle Personen stehen ruhig bei einander, ohne einen anderen Zusammenhang, als den der verwandtschaftlichen Beziehungen. Sie stehen allerdings nicht mehr abgelöst, wie in den Bilderreihen der gothischen Kunst, sie bilden vielmehr eine Art von Gruppe, aber ohne eine Spur einer zusammenführenden Handlung, wie sie im siebzehnten Jahrhundert beliebt wurde, und in den Regentenbildern und ähnlichen Stücken der holländischen Schule zu dramatisch bewegten und novellistisch angehauchten Compositionen führte. Auf diesem Teppich von 1554 herrscht dieselbe Feierlichkeit wie auf den verwandten Darstellungen Holbeins aus der englischen Königsfamilie. Ueber jeder der beiden Gruppen ist in größtem Maßstabe das vollständige Wappen der betreffenden Fürstenfamilien, links Sachsen, rechts Pommern angebracht, unter denselben in Feldern die Namen in lateinischer Form, wenn nöthig, mit Zusätzen über die Zusammengehörigkeit innerhalb der Familie (filius I, filius II). Die betreffenden Frauen haben das ihnen zukommende Wappen mit ausführlicher Namensumschrift zu ihren Häuptern. Diese kleinen Wappenschilder sind durch eine Ornamentborte verbunden, welche sich an ein durchgehendes horizontales Architekturglied anschließt. Oberhalb dieses Simses befinden sich die großen Wappen und die religiösen Darstellungen, welche die Zugehörigkeit dieser Familien zur Reformation betonen.

Eine so erlauchte Familie, wie wir sie hier in zweiundzwanzig Gliedern versammelt finden, hätte auch ohne einen besonderen äußeren Anlaß lediglich aus dem Bedürfnisse heraus, die Porträts vereinigt zu sehen, einen solchen Teppich herstellen lassen können. Es ist aus derselben Zeit eine Reihe von Beispielen bekannt, in denen fürstliche Familien, wie die Nassauer und Mecklenburger, und selbst Bürgerfamilien, wie die Holzschuher in Nürnberg ganz ähnliche Aufträge zur Herstellung von Wandteppichen mit Familiengruppen gegeben haben. Es handelt sich also um eine damals übliche Form, von der uns allerdings dieser Croy-Teppich als einziges mir bekanntes Beispiel erhalten ist.

Eine erhöhte Bedeutung bekommen aber die Familiengruppen unseres Teppichs durch den Umstand, daß sie augenscheinlich entstanden sind in einem ganz bestimmten Bezug auf die Reformation. In beiden Gruppen hat man nicht nur die im Jahre 1554 lebenden Familienmitglieder aufgenommen, sondern auch einige bereits verstorbene, aber nur solche, welche mit der Reformation in einem festen Zusammenhange stehen.

Auf der sächsischen Seite beginnt die Reihe mit dem eigentlichen Träger der Reformation Friedrich III., dem Weisen, gestorben 1525; es folgt sein Bruder Johann I., der Beständige, gestorben 1537, beide in der durch Cranach's Bilder wohlbekannten Erscheinung und Tracht ihrer Zeit. Von den zugehörigen Frauen erscheint nur die zweite Gemahlin Johann's I., Margarethe, Fürstin zu Anhalt, gestorben 1521, obgleich nicht sie, sondern vielmehr die hier nicht dargestellte erste Frau die Mutter des nun folgenden Mannesstammes ist. Aber jene Margarethe ist die Mutter der in der pommerschen Gruppe dargestellten Maria, welche im Jahre 1536 zu Torgau durch Luther selbst dem Herzog Philipp I. von Pommern angetraut, das eigentliche Bindeglied der beiden Häuser bildet. Auf Johann I. folgt als Mittelpunkt der sächsischen Gruppe der damals regierende Johann Friedrich, der Großmüthige, gestorben 1554, wohlbekannt durch seine traurigen Schicksale nach der Schlacht von Mühlberg. Die Gestalt dieses Fürsten, augenscheinlich nach einem Bilde der Cranachs gefertigt, ist außerordentlich charakteristisch, von mächtiger Größe, schwerem Gliederbau und halb bäurischer, aber absolut zuverlässiger und ehrenfester Erscheinung. Die Tracht hat bereits die wesentlichen Elemente der gerade damals zur Herrschaft kommenden

spanischen Hoftracht in sich aufgenommen, erinnert aber in dem dicken, pelzverbrämten Mantel und den hohen Reiterstiefeln noch etwas an die Erscheinungen der früheren Zeit. Neben ihm stehen seine drei Söhne, der älteste sechsundzwanzig Jahre, der jüngste sechzehn Jahre alt, in höchst eleganter, mit Goldstickerei reich verzierter spanischer Tracht mit zierlichem Mäntelchen und farbigen Strümpfen an den schlanken, in dieser Cranach'schen Darstellung dürr erscheinenden Beinen. Neben Johann Friedrich wird noch sein Bruder, der Herzog Johann Ernst von Coburg, sichtbar. Da Johann Friedrich im Jahre 1554 gestorben, hier aber dadurch als lebend bezeichnet wird, daß seine Nachkommen als Söhne (I, II und III) aufgeführt sind, da ferner ein Sohn auf diesem Bilde fehlt, welcher im Jahre 1553 gestorben war, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die auf dem Teppich angebrachte Jahreszahl 1554 auch wirklich das Jahr der Verfertigung bezeichnet. Innerhalb der Gruppe der sächsischen Fürsten, etwas im Hintergrund, befindet sich dann Melanchthon, durch die schwarze Tracht als „Gelahrter" bezeichnet, porträtmäßig wohl erkennbar.

Auf der pommerschen Seite beginnt die Darstellung mit Georg I., gestorben 1531. Es ist der Landesfürst, welcher die Reformation in Pommern einführte. Es folgt sein Bruder Barnim X., gestorben 1573, welcher in Stettin residirte, sodann Philipp I., der Sohn Georg I., gestorben 1560, das Haupt der Wolgaster Linie. Augenscheinlich ist dieser Philipp I. die eigentliche Hauptperson der pommerschen Gruppe. Bei Barnim X. ist ebenso, wie bei den anderen pommerschen Fürsten, seine Gemahlin mit dargestellt, seine Kinder aber sind weggelassen. Philipp I. erscheint dagegen mit dem ganzen Familienbann. Er ist es, welcher die Maria von Sachsen, gestorben 1583, zur Gemahlin hatte, was recht eigentlich die Veranlassung gab, sich mit der sächsischen Fürstenfamilie auf einem Bilde darstellen zu lassen. Unter den pommerschen Fürsten sehen wir, dem Melanchthon auf der anderen Seite entsprechend, den Reformator von Pommern Bugnhagn.

Zwischen beiden Gruppen erhebt sich auf einem schweren Säulenkörper die Kanzel, aus Stein gehauen, mit den Symbolen der Evangelisten in Relief geschmückt und mit der üblichen Sanduhr versehen. Auf der Kanzel steht Dr. Martin Luther predigend. Mit der linken Hand faßt er die Blätter der aufgeschlagenen Bibel, mit der rechten weist er auf ein hoch aufgerichtetes Kruzifix. In einer Spruchtafel mit reicher ornamentaler Umrahmung, die sich zwischen ihm und dem Kreuze befindet, stehen die Worte seiner Predigt:

sihe das ist gottes lam das der welt sunde tregt. dieser ist's von dem ich euch gesagt habe: Joh. I. Wie Moses in der Wuesten eine schlange erhöhet hat also mus des menschen son auch erhöhet werden auf das alle die an in gleuben nicht verloren werden sondern das ewige leben haben. Johan III. MDLIIII.

In bekannter Gegenüberstellung befindet sich dann an der Kanzel die Figur des Moses als steinernes Bildwerk kleineren Maßstabes. Es trägt eine Tafel mit hebräischer Schrift, welche nicht die zehn Gebote, sondern diejenigen zwei Sprüche des alten Testamentes enthält, welche als besondere Ueberleitung des alten Bundes in den neuen gelten: „Liebe Jehovah, Deinen Gott" und „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst."

Der starke Nachdruck, welcher auf das evangelische Bekenntniß gelegt ist, wird noch durch eine große, das ganze Bild beherrschende Schrifttafel erhöht, welche in die Mitte des breiten, reich ornamentirten oberen Abschlusses des Teppichs eingelassen ist. Die Inschrift lautet:

A° MDXVII hat der Ehrwirdig Doctor Martini Luther zu Wittemberg angefangen Gottes Wort lauter und rein zu predigen bis er A° MDXLVI den XVIII Febru christlicher Bekentnis vorschiden ist im 63 Jar seines Alters.

Der besondere Zusammenhang mit der Reformation in Pommern wird dann nochmals betont durch eine ebenso ausgeführte Tafel über der pommerschen Seite mit den Worten:

Im Jar nach Christi Geburt MDXXXV ist in Pomerlandt das leicht der Gnaden das gottlich Wort angezundt und durch D. Johann Bugnhagn gepredigt.

Und nicht nur die Bilder, sondern auch die Wappen der Reformatoren sind in gleicher Größe wie die der fürstlichen Frauen angebracht, in der Mitte das von Luther, die weiße Rose mit dem rothen Herz und dem Kreuz, von Melanchthon das aufgerichtete Kreuz mit der sich darum windenden Schlange, von Bugnhagn die goldene Harfe auf blauem Felde.

Es drängt sich die Annahme auf, daß es sich hier um die Fixirung eines besonderen religiösen Vorganges innerhalb der beiden fürstlichen Familien, vornehmlich der des Philipp von Wolgast und seines Schwagers Friedrich's des Großmüthigen handele, aber eine genauere Erklärung hat sich bisher nicht finden lassen. Es ist sinnreich ausgesprochen worden, daß man es nur mit einer protestantischen Umsetzung jener Empfindungsweise zu thun habe, welche bei älteren Repräsentationsbildern dieser Art den katholischen Himmel mit seinen Heiligen über den Köpfen der historischen Persönlichkeiten zur Darstellung brachte. Vielleicht genügt die von Müller gegebene Erklärung: Nicht eine einzelne Begebenheit will der Teppich der Nachwelt überliefern, sondern ein Denkmal ist er der unter evangelischer kirchlichen Weihe geschlossenen leiblichen, politischen und kirchlichen Zusammengehörigkeit der Fürstengeschlechter von Pommern und Sachsen.

Die Inschriften, welche sich außer den erwähnten auf dem Teppich finden, sind links der Wahlspruch des sächsischen Hauses:

Verbwm domini manet in eternwm,

rechts der des pommerschen Hauses:

Pro lege et grege. in W. G. W. (wie Gott will)

Dann steht noch in der oberen Borte der auf den Gekreuzigten zu beziehende Spruch:

Jesaias 53: Er ist den Ubelthetern gleich gerechnet und hat vieler Sunde getragen und hat für die Ubeltheter gebeten Esaieam LIII.

Allerdings fehlt ein Stück des Teppichs, welches möglicherweise einen Aufschluß über die Bestimmung desselben gegeben hätte. Zwischen der Figur Luther's und dem pommerschen Wappen, entsprechend der Stelle, welche auf der linken Seite das Kruzifix und die auf dasselbe bezügliche Schrifttafel trägt, ist jetzt eine Lücke. Das Fehlen dieses über einen Quadratmeter großen Stückes ist bei dem Croy-Feste im Jahre 1810 zum ersten Male bemerkt worden. Wie lange die Lücke bestanden, ließ sich schon damals nicht feststellen, da man wegen der Beschränktheit des Raumes den Teppich nicht ganz aufzurollen pflegte. Die Lücke wurde damals ersetzt durch eine Wiederholung der ornamentalen Einfassung der linksseitigen Schrifttafel, in welche man einen beliebigen Vers der Psalmen einfügte.

Bei diesem in jeder Beziehung ungewöhnlichen Stück ist die Frage, wo und wann dasselbe entstanden ist, für uns wichtig genug. Allerdings müssen wir betonen, daß ein derartiger Teppich im Jahre 1554 weitaus nicht etwas so Ungewöhnliches war wie heutzutage. Jede fürstliche Familie besaß damals eine große Reihe von Wandteppichen, welche man zur Decorirung der Schlösser um so nöthiger brauchte, als man im Laufe des Jahres den Wohnsitz häufig wechselte, und nicht die vielen Schlösser durchweg in gut ausgestattetem Zustande zu erhalten vermochte. Einige Dutzend großer Wandteppiche zu besitzen, war selbst für eine fürstliche Familie von mäßigem Glanz etwas Unerläßliches. Im Nachlasse Philipp's I. befanden sich gegen fünfzig Stück. Man kaufte sie entweder fertig in den Niederlanden, wo damals noch der Hauptsitz dieser Technik war, oder man ließ sie nach eigens angefertigten Cartons daselbst weben, wie auch noch die Teppiche nach Raffaels Entwürfen in den Niederlanden angefertigt worden sind. Nach dem Hauptort der Fabrikation im fünfzehnten Jahrhundert, dem flandrischen Städtchen Arras, heißen derartige Webereien bis zum heutigen Tage in Italien Arrazzi. Im 16. Jahrhundert, als der Glanz der fürstlichen Geschlechter sich hob, war es höfische Sitte, sich allerlei Künstler von außerhalb kommen zu lassen. Aus Augsburg verschrieb man sich die Silberschmiede und Kunst-

tischler, aus Venedig die Glasbläser, aus Flandern die Teppichweber. Darüber, daß dieser und einige andere zugehörige Teppiche in Stettin gemacht worden sind, haben wir die ausdrückliche Notiz in dem Nachlaßinventar Philipp's I. aus dem Jahre 1560. Das Heranziehen eines Teppichwebers ist übrigens nicht schwierig, denn sein Handwerkszeug ist überaus einfach. Zwei runde Bäume, auf denen er die Kette aufrollt, mit einem Gestell, das jeder Zimmermann in wenigen Tagen zusammenschlagen kann, im Uebrigen ein kleiner Litzenzug, den er im Mantelsack mit sich führt, und ein Ballen mit bunten Wollen, das ist Alles. Die heutige Teppichwirkerei, die wir gewöhnlich nach der Pariser Fabrik als Gobelinwirkerei bezeichnen, bedarf allerdings eines nach Tausenden zählenden Vorrathes von Farben. Das liegt aber lediglich daran, daß man sich heute bestrebt, Oelgemälde mit allen Feinheiten der einzelnen Farbentöne wiederzugeben; auf diesem Wege war man bereits im vorigen Jahrhunderte in Frankreich erheblich vorangeschritten. Im sechzehnten Jahrhundert dagegen war die Farbengebung der Teppiche eine sehr viel einfachere, man hielt sich in einem beschränkten Kreis von Tönen. Die Cartons, welche den Teppichen zu Grunde lagen, waren keineswegs bildmäßig ausgeführt, sondern nur in den Umrissen fest gezeichnet, in den Farben leicht skizzirt. Was wir jetzt Schattirung nennen, sowie die Gliederung der einzelnen ornamentalen Formen der Blätter, Früchte u. s. w., blieb dem Weber überlassen, welcher Alles in seine eigenthümliche, decorativ-ornamentale Darstellungsweise umsetzte.

Wer für unseren Teppich den Carton gezeichnet hat, wird sich mit Sicherheit schwer entscheiden lassen. Die Möglichkeit, daß er in Wittenberg hergestellt sei, wo der jüngere Cranach und seine Schule reichlich Kräfte zur Verfügung hatten, ist nicht gerade ausgeschlossen; die Wahrscheinlichkeit aber spricht für Stettin. Von den sächsischen Fürsten waren reichlich Porträts vorhanden; entweder waren sie damals im Besitz der pommerschen Verwandten oder konnten leicht genug beschafft werden. Von den Hauptpersonen der pommerschen Familie mag dasselbe gelten. Die Darstellung der verstorbenen Herzogin Amalie, geborenen Pfalzgräfin bei Rhein, wird sogar auf ein Porträt Dürer's zurückgeführt. Dagegen mußten unzweifelhaft für den Zweck neu aufgenommen werden die Gestalten der vier Kinder Philipp's I., drei Knaben und ein Mädchen, im Alter von zwölf bis fünf Jahren. Diese Gruppe nun ist weitaus die lebensvollste des ganzen Bildes. Man empfindet ohne Weiteres, daß sie für den bestimmten Zweck gemalt ist, den Vordergrund der Familiengruppe zu bilden, während man auf der sächsischen Seite es zu verspüren meint, daß die Gestalten nach Bildern verschiedenen Maßstabes und verschiedenen Werthes ohne directe Anschauung zusammengestellt seien. Der Stettiner Hof beschäftigte damals verschiedene Künstler, deren Namen uns genannt werden, einen gewissen Schining von pommerscher Herkunft, einen Anton von Wieda, bei welchem man an das thüringische Weida gedacht und somit einen lokalen Zusammenhang mit den Cranachs vermuthet hat. Gewißheit über den Namen des Malers kann nur das zufällige Auffinden eines bisher verschollenen Actenstückes geben, ebenso über den Namen des Teppichwebers, der seine Initialen P H auf die Borte gesetzt hat. Daß verschiedene Hände an dem Teppich gearbeitet haben, der Meister mit seinen Gehülfen, läßt sich ohne Weiteres annehmen, da sonst viele Jahre über die Arbeit hingegangen sein würden; es lassen sich aber auch an der Wirkerei selbst Ungleichheiten in der Behandlung wahrnehmen. Die Ausführung ist recht gut, aber nicht besser, als man es von einem tüchtigen Meister jener Zeit im Durchschnitt erwarten durfte. Am Material ist nicht gespart, die Lichter in den Gesichtern sind mit Seide, die Verzierungen der Gewänder und Theile der Wappen mit Silber und Gold eingewirkt. Der Glanz der Farben hat jetzt sehr nachgelassen, besonders ist durch das Ausfallen der schwarzen Wollfäden das Ansehen verflacht. Hierin wird eine verständige Wiederherstellung ernstliche Besserung schaffen können.

Die weiteren Schicksale des Teppichs sind nur ungefähr bekannt. Er war, wie erwähnt, nur einer von vielen, welche das pommersche Haus besaß. Unter diesen enthielt, wie es scheint, eine größere Reihe Bilder aus der pommerschen Geschichte. Der

am meisten unter ihnen geschätzte war ein Stück, welches die Türkenschlacht Bogislaw's X., 1497, zur Darstellung brachte. Unser Teppich wird in dem erwähnten Inventar Philipp's I. von 1560 genannt, obgleich die Bezeichnung nicht unbedingt klar ist. Nach jener Zeit besitzen wir noch eine Reihe von Nachlaßinventaren pommerscher Herzöge bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1637, aber unser Teppich wird nicht erwähnt. Die Liebhaberei für die gewirkten Teppiche war im 17. Jahrhundert bereits im Abnehmen, besonders für die Stücke älterer Art, die man im Wesentlichen als unmodern ansah.

Erst im Jahre 1684 taucht er wieder auf und zwar in der letzten Erbtheilung des pommerschen Gutes durch Herzog Ernst Bogislaw von Croy. Das Haus der pommerschen Herzöge, welches noch in das 17. Jahrhundert mit einer großen Reihe blühender Stämme eintrat, erlag einem unheimlich schnellen Aussterben. Die letzten Fürsten waren vier Brüder, welche kinderlos dahingingen. Von dem ganzen stolzen Greifengeschlecht blieb nur die eine Tochter Bogislaw's XIV. übrig, Anna, Herzogin von Croy, geboren 1590. Diese Anna, an deren Namen das Croy-Fest sich anschließt, war 1619 mit Ernst Duc de Croy et Arschot, einem Sprossen einer alten lothringischen Fürstenfamilie, verheirathet. Der Herzog starb im Felde 1620, kurz nachdem ihm ein Sohn geboren, welcher nach den Ehepakten dem evangelischen Glauben angehören sollte. Religiöse Anfeindungen machten der jungen Wittwe den Aufenthalt in Lothringen unleidlich, und sie entschloß sich, in die pommersche Heimath zurückzukehren. Dort erlebte sie das Hinsiechen ihres ganzen Hauses, und als im Jahre 1637 dem Erbvertrag gemäß Pommern an die Kurfürsten von Brandenburg fiel, in Wirklichkeit aber zum großen Theil in die Hände der Schweden gerieth, ererbte die Herzogin Anna das gesammte bewegliche Vermögen, Kunstwerke, Silbergeräth, Möbel, und mit demselben die Teppiche; sie überführte ihren sehr stattlichen Besitz nach Stolpe in Hinterpommern, das sie bereits seit 1623 als Leibgedinge inne hatte. Dort ist sie am 7. Juli 1660 gestorben, tief betrauert von ihrem Sohne Ernst Bogislaw, welcher ihrem Andenken zu Ehren an der Universität Greifswald diejenigen Stiftungen begründete, welche heute noch den Mittelpunkt des Croy-Festes bilden. Für dieses Fest selbst, welches sich, den Bestimmungen nach, alle zehn Jahre, am Todestage der Herzogin Anna wiederholen sollte und sich mit aller Treue wiederholt hat, wurde die für unsere heutige Anschauung sehr kleine Rente von hundert Thalern ausgeworfen, welche bei dem höheren Werth des Geldes zu jener Zeit und bei der geringen Anzahl der betheiligten Professoren eine etwas ernsthaftere Bedeutung haben mochte; heutzutage nimmt jeder der betheiligten Akademiker die ihm zufallende Quote nicht ohne Lächeln entgegen. Für dieses Beneficium war je einer der Professoren verpflichtet, in wechselnder Reihe eine Lobrede auf die verstorbene Herzogin Anna zu halten, und so geschah, was nicht ausbleiben konnte: diese jedenfalls sehr gottesfürchtige und ehrenwerthe Dame wurde in dem fortwährenden Steigern und Ueberbieten des vorangehenden Festredners zu einem Ausbund aller erdenklichen und unerdenklichen Tugenden. Man feierte sie in Prosa, in Versen, in lateinischen und deutschen:

Große Fürstin, Glanz der Welt,
Auserwähltes Tugendzelt,
Perl' und Krone der Fürsten Frauen,
Pharus-Kertz der Fürstenpracht
Spiegel aller Zeit
Esther der Trefflichkeit
Abigail am Verstande u. s. w.

Das ist noch das Bescheidenste unter diesen Lobpreisungen. Zu ihren sonstigen Vortrefflichkeiten gehörte auch, daß sie Kunststickereien anfertigen konnte, unter anderen den vorliegenden Teppich, und daß sie dies circa fünfzig Jahre vor ihrer Geburt ausgeführt haben mußte, war kein hinreichender Grund, es einer so ungewöhnlichen Frau abzusprechen.

Der Herzog Ernst Bogislaw ließ es aber bei der Stiftung dieser Summe nicht bewenden. Sein Testament vom Jahre 1681, welches nach seinem Tode im Jahre

1684 ausgeführt wurde, hat für die vaterländische Kunstgeschichte eine vielfache Bedeutung. Mit seinen lothringischen Verwandten schien er sich einigermaßen wieder ausgesöhnt zu haben, denn sein Hauptbesitz, die große Masse der alten pommerschen Herrlichkeiten ging an die Croys nach Lothringen. Hiervon nahm er aber in anerkennenswerther Weise diejenigen Stücke aus, an welche sich eine besondere historische Erinnerung knüpfte. In treuer Anhänglichkeit an das kurfürstlich brandenburgische Haus, als dessen Statthalter er seit 1670 in Königsberg residirte, vermachte er dem großen Kurfürsten den pommerschen Kunstschrank, das jetzige Hauptstück des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin, ferner jenen großen, bereits erwähnten Teppich, welcher den Kreuzzug Bogislaw's X. darstellt, ebenso den jenem Fürsten vom Papst geschenkten Hut und geweihten Degen. Von diesen Reliquien des Bogislaw ist nur noch der Degen, jetzt in der preußischen Schatzkammer, vorhanden. Vor Allem ist der Verlust jenes Teppichs zu bedauern. Eine andere Reihe von Teppichen, welche das Testament bezeichnet als „aus dem fürstlich pommerschen Hause herkommende Tapezereien, so doch jetzt nicht mehr nach der Mode", vermachte Croy der Kirche zu Stolpe, wo sich sein und seiner Mutter prächtige Grabmäler erheben. Auch diese Teppiche sind verschwunden. Ganz besonders gedachte er der Universität Greifswald. Als er 1634 daselbst studirte, wurde er Ehren halber zum Rector der Universität ernannt; als dem Inhaber des weltlichen Bisthums Kamin hat ihm auch weiterhin die Fürsorge für die Universität obgelegen. So hatte er derselben beim Tode seiner Mutter gedacht, und so vermachte er derselben „damit die löbliche Akademie desto williger sein möge, diesen Actum alle 10 Jahre zu halten", tausend Thaler zur Beschaffung seltener Bücher, nebst werthvollen Bestandtheilen seiner eigenen Bibliothek. Dann lautet das Vermächtniß weiter:

„Dann auch des selbigen letzten Herzogs zu Pommern Boguslavi ultimi Pittschaft in einen Saphir gegraben.

Und letzlich eine aus dem fürstlich pommerschen Hause herkommende Tapezerey, darin Dr. Luther auf einem Predigtstuhl und etzliche Herzöge von Pommern mit ihren Gemahlinnen in Lebensgröße gewirket. Selbige auf den Tag des Anniversarii meiner seligen Frau Mutter als letzten Tochter und Fürstin dieses hochlöblichen Stammes in Auditorio aufzuhängen und die andern beiden Stücke zur ewigen Gedächtniß in der Bibliothek bei der loblichen Universität beizubehalten und zu bewahren.

Und dann endlich meine Kette von 100 Dukaten so ich in meinen Reisen an meinem Leibe getragen und daran meiner hochseligen Frau Mutter Contrafeit in Golde, so der Magnificus Rector in dem Actu panegyrico am Halse öffentlich tragen und hernach dieselbige ad perpetuam celsissimae matris et mei memoriam bei der Academie bei ihren besten Cimeliis zu ewigen Zeiten aufzuheben."

Und wie es hier bestimmt, so geschah es zum ersten Male 1690 und ist treulich festgehalten bis zum heutigen Tage[1]), nur daß man statt des Panegyricus Festreden allgemeineren Charakters eingeführt hat. Gerade zweihundert Jahre ist es jetzt her, seit jener eigenthümliche Festakt begann, und genau ebenso wie damals schmückt sich jetzt die Aula der Universität, das Bild der Herzogin Anna wird aufgehängt, eine große Schrifttafel gibt die Kopie des Epitaphs der Kirche zu Stolpe, der Rector der Universität in der alterthümlichen Tracht von rothem Sammet legt die große Kette um mit dem Bildniß der Herzogin Anna, an seinen Finger steckt er den Ring. Geschmückt mit den Reliquien des alten pommerschen Fürstengeschlechtes tritt er vor jenen Teppich, von dem die halb verblichenen, einst so herrlichen Gestalten des alten Greifengeschlechtes wie Geister der Vorzeit herniederschauen, der letzte Abglanz eines Fürstenstammes, über welchen die rollende Welt hinfortgegangen und welcher nur alle zehn Jahre einmal in schemenhaften Umrissen in den altfränkischen Formen eines akademischen Festaktes ein kurzes, geisterhaftes Nachleben feiert.

---

[1]) Die bei dieser Gelegenheit im Juli 1890 gehaltene Rede haben wir gebracht im Aprilheft: „Die Bekehrung Constantin's des Großen" von Prof. Dr. Otto Seeck.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

## Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Der deutsche Reichskanzler und preußische Ministerpräsident General von Caprivi bezeichnete mit Fug in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 1. Juni die Frage, ob die gegenwärtigen Verhältnisse zu einer baldigen Herabsetzung oder Aufhebung der Getreidezölle führen werden, als eine brennende. Stimmten in dieser Hinsicht alle Parteien dem preußischen Ministerpräsidenten zu, so bereitete dessen Erklärung, daß die Staatsregierung nicht beabsichtige, eine Herabsetzung oder Aufhebung der Getreidezölle beim Bundesrathe in Anregung zu bringen, in den weitesten Kreisen eine Enttäuschung. Die wirthschaftlichen Gründe, die für und wider die Suspendirung der Getreidezölle angeführt werden, sind in jüngster Zeit so eingehend erörtert worden, daß hier nur Bekanntes wiederholt werden könnte. Die Regierung handelt jedenfalls im Bewußtsein ihrer vollen Verantwortlichkeit, wenn sie trotz dem Steigen der Getreidepreise davon Abstand nimmt, im Bundesrathe die erforderlichen Schritte zu thun.

Neben den wirthschaftlichen Erwägungen waren, wie der preußische Ministerpräsident betonte, auch politische für das Verhalten der Staatsregierung maßgebend. In dem vereinbarten Handelsvertrage mit Oesterreich-Ungarn, der noch der Genehmigung von Seiten der parlamentarischen Körperschaften bedarf, ist, wie General von Caprivi nunmehr bestätigte, eine gewisse Herabsetzung der deutschen Getreidezölle unter der Voraussetzung stipulirt worden, daß Deuschland auf anderen Gebieten ein Aequivalent erhält. Nun erscheint allerdings die Auffassung anfechtbar, daß die parlamentarischen Körperschaften in Oesterreich und Ungarn Bedenken tragen könnten, den Vertragsentwurf zu genehmigen, falls Deutschland für einen bestimmten Zeitraum die Getreidezölle aufheben oder herabsetzen sollte; vielmehr wäre die verbündete Monarchie dann nur, noch ehe der neue Handelsvertrag in Kraft tritt, in der günstigeren Lage, mehrere Monate hindurch unter wesentlich besseren Bedingungen als bisher seine Getreidevorräthe nach Deutschland auszuführen. Der preußische Ministerpräsident betonte allerdings, daß die Regierung, falls sie sich entschlösse, bei den Reichsbehörden eine Aufhebung der Getreidezölle auf Monate zu beantragen, und Erfolg hätte, nach Ablauf der festgesetzten Frist leicht in die Verlegenheit kommen könnte, sehr schwer wieder einzuführen, was einmal aufgehoben worden ist, da dann eine Agitation in der Bevölkerung durch Ereignisse, die sich im Augenblicke nicht absehen lassen, verstärkt werden könnte. Wird auch die Beweisführung von den Anhängern der Suspendirung der Getreidezölle nicht für stichhaltig erachtet, so muß andererseits zugestanden werden, daß die endgültige Abschließung des Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn nicht bloß für die wirthschaftliche Entwicklung, sondern auch für die hohe Politik sehr bedeutsam ist. Soll doch dieser Handelsvertrag nur ein Glied der Kette von Handelsverträgen sein, welche dazu bestimmt wären, im Hinblick auf die chinesische Zollmauer, die Frankreich aufzurichten im Begriffe steht, ein starkes Gegengewicht der zum europäischen Friedensbündnisse vereinigten Mächte und derjenigen Staaten zu schaffen, die in dem wirth-

schaftlichen Wechselverkehre der Nationen zugleich eine Bürgschaft für das eigene Wohlgedeihen erblicken.

Sehr erwünscht wäre es andererseits gewesen, wenn die preußische Staatsregierung, abgesehen von dieser Frage der abzuschließenden Handelsverträge, in der Lage gewesen wäre, dem Abgeordnetenhause das Material über die zur Zeit verfügbaren Getreidebestände und die diesjährigen Ernteaussichten mitzutheilen, da dieses Material nach der Erklärung des Ministerpräsidenten in der Sitzung vom 1. Juni d. J. die Grundlage für die Entschließung der Staatsregierung in Betreff der Getreidezölle gebildet hat. Eine solche Aufklärung würde auch dazu gedient haben, der Agitation der Socialdemokratie entgegenzuwirken, die unter Verschweigung der Thatsache, daß in den geplanten Handelsverträgen eine dauernde Herabsetzung der Getreidezölle in bestimmte Aussicht genommen ist, ein neues Schlagwort in die Volksmasse wirft, indem sie behauptet, daß die Regierung dem „Nothstande" nicht abhelfen wolle. Die deutschfreisinnige Partei hatte nun die Regierung aufgefordert, dem Abgeordnetenhause ihr Material zu unterbreiten, worauf der Ministerpräsident Caprivi in der Sitzung vom 11. Juni im Namen der Staatsregierung den Wunsch äußerte, daß dieser Antrag abgelehnt werde. Diesem Wunsche ist dann auch in der Sitzung vom 12. Juni von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses entsprochen worden. Es mußten gewichtige Ursachen sein, welche die Regierung zu ihrer Zurückhaltung bestimmten. Der Reichskanzler betonte vor Allem, daß er bereits am 1. Juni alles dasjenige ausgeführt habe, was die Regierung zu sagen hatte, und daß sich seither in den Anschauungen der letzteren über die Sachlage nichts geändert habe; vielmehr hätten die inzwischen eingetroffenen Mittheilungen nur in dem Beharren auf dem einmal eingenommenen Standpunkte bestärken können. Der Reichskanzler wiederholte, daß die Regierung auf Grund des ihr vorliegenden Materials zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß ein Nothstand nicht existire, und daß es nicht erforderlich wäre, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen. Dagegen bezeichnete der Ministerpräsident es für absolut ausgeschlossen, die Personen, von denen die Schätzungen ausgegangen, zu nennen, weil die bezüglichen Mittheilungen, mögen sie nun von Kaufleuten im Inlande oder aus dem Auslande, insbesondere von den deutschen Consuln herrühren, höchst vertraulicher Natur seien.

So werden wohl erst die neuen Handelsverträge die Zollermäßigung bringen. Von diesen Handelsverträgen darf auch für Italien ein Umschwung hinsichtlich gewisser Vorurtheile erhofft werden, da insbesondere in Italien von den Widersachern des Bündnisses mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn regelmäßig die angeblichen wirthschaftlichen Nachtheile in den Vordergrund gerückt werden, wobei den Leichtgläubigen vorgespiegelt wird, daß ein gutes handelspolitisches Einvernehmen mit Frankreich, der „lateinischen Schwesternation", weit bessere Dienste leisten würde. Springt hier der hohe Werth fruchtbarer Beziehungen auf wirthschaftlichem Gebiete in die Augen, so kann es als eine unbestrittene Thatsache gelten, daß der friedliche Zweck der Tripelallianz noch sicherer erreicht werden wird, wenn neben dem defensiven Zwecke dieses Bündnisses auch das nationalökonomische Wohlgedeihen gefördert wird. An dieser Thatsache wird auch nichts durch die Versicherung geändert, daß wirthschaftliche Unabhängigkeit zweier Nationen oft genug mit politischer Solidarität im Einklange stand, ganz abgesehen davon, daß der Zollkrieg, wie ihn z. B. Frankreich gegenwärtig gegen Italien führt, mit Nothwendigkeit auf die allgemeinen internationalen Beziehungen zurückwirken muß.

Als gewiß darf gelten, daß die Tripelallianz an Festigkeit nur gewinnen kann, sobald Handelsverträge zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn auf der Grundlage gemeinsamer wirthschaftlichen Interessen zum Abschlusse gelangt sein werden. Auch werden Diejenigen sich arg enttäuscht sehen, die immer noch mit der Möglichkeit rechnen, daß das europäische Friedensbündniß im Hinblick auf den im Jahre 1892 bevorstehenden Ablauf der Bündnißverträge Schiffbruch leiden könnte. Zuverlässige Meldungen stimmen vielmehr darin überein, daß die Erneuerung der Tripelallianz

jetzt bereits vollständig gesichert ist, so daß diese Erneuerung geraume Zeit vor dem Ablaufe der Frist der Bündnißverträge ein fait accompli sein wird. Alle von französischer Seite gemachten Versuche, Italien von dem Bündnisse loszusprengen, das seit Jahren die Grundlage seiner auswärtigen Politik bildet, sind also gescheitert, was jenseits der Vogesen um so übler empfunden wird, als an den Rücktritt des früheren Conseilpräsidenten Crispi und dessen Ersetzung durch den Marchese di Rudini die kühnsten Erwartungen geknüpft wurden.

Freilich sollten die Franzosen noch eine weitere Enttäuschung erfahren, die sie bei einiger Besonnenheit belehren müßte, wie verfehlt es ist, ihre gesammte auswärtige Politik lediglich durch die Revancheidee beherrschen zu lassen. Die „Enthüllungen" des boulangistischen Abgeordneten Millevoye über ein angeblich zwischen Italien und Großbritannien bestehendes Bündniß zum Schutze der italienischen Küsten haben in Frankreich großes Aufsehen erregt, obgleich die Richtigstellung dieser Enthüllungen im englischen Unterhause unverzüglich erfolgt ist. Berichtete Millevoye allen Ernstes, daß ihm der inzwischen verstorbene Prinz Napoléon den Verlauf einer Unterredung mit dem Könige Humbert von Italien mitgetheilt habe, nach welcher dieser selbst als Gewährsmann von dem italienisch-englischen Bündnisse Kenntniß gegeben habe, so bedurfte es nur geringer Kritik, um eine solche Legende zu entkräften. Ganz abgesehen davon, daß König Humbert nicht daran gedacht hätte, den „rothen Prinzen" in ein so wichtiges Geheimniß einzuweihen, und daß Letzterer wiederum kaum unverzüglich in Verhandlungen mit einem boulangistischen Deputirten getreten wäre, ist ein Bündniß in der bezeichneten Form nach der englischen Verfassung völlig ausgeschlossen. Die von Seiten der englischen Regierung auf bezügliche Anfragen ertheilten Aufschlüsse waren denn auch so klar und bündig, daß die ganze Naivetät französischer Chauvinisten erforderlich war, um an solchen Phantasien festzuhalten, während die besonnenen Politiker in Frankreich die Sachlage richtig erkannten. In Wirklichkeit ist aber das Einvernehmen, das zwischen den Regierungen von Großbritannien und Italien in Bezug auf die Aufrechterhaltung des status quo im Mittelländischen Meere besteht, bedeutsamer als ein Vertrag unter den obwaltenden Verhältnissen sein könnte. Dient dieser im Allgemeinen nur einem bestimmten Zwecke, so beruht das auf die Wahrung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere abzielende Einvernehmen der beiden Staaten auf einer dauernden Gemeinsamkeit der Interessen. Letztere ist denn auch in den officiellen Erklärungen, die im englischen Unterhause abgegeben wurden, mit aller Entschiedenheit betont worden. Darf man sich zunächst darüber wundern, daß die Offenbarung des guten Einvernehmens zwischen Italien und Großbritannien in der französischen Presse einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hat, so wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Franzosen einen letzten Zweck dieser entente cordiale erkennen, durch den sie sich in ihren Lebensinteressen verletzt glauben. Das Einvernehmen geht nämlich, wie sie deutlich erkennen, weiter als das ursprünglich „enthüllte" Bündniß, das ja nur den Schutz der italienischen Küsten bezwecken sollte.

Unter dem Gleichgewichte im Mittelländischen Meere werden eben Engländer und Italiener etwas Anderes verstehen, als die Franzosen, die ihre Macht- und Interessensphäre daselbst immer weiter auszudehnen trachten. So empfindet es denn die öffentliche Meinung in Frankreich als einen schweren Schlag, daß England in Aegypten seinen maßgebenden Einfluß behauptet, wobei die Franzosen nur übersehen, daß sie selbst ausschließlich die Schuld tragen, wenn sie ihre gleichberechtigte Stellung in Aegypten verloren haben. Allerdings war es der den französischen Revanchepolitikern besonders verhaßte Jules Ferry, der, um die französischen Interessen in Aegypten und in Westafrika zu wahren, nicht davor zurückschreckte, ein freundlicheres Verhältniß zu Deutschland herzustellen. Auch die in Tongking von dem „Prussien" Jules Ferry befolgte energische Politik wurde in Frankreich am wirksamsten angegriffen, indem darauf hingewiesen wurde, daß die französische Armee durch die Truppensendungen nach Tongking ihrem „Hauptzweck" entfremdet werde, während der frühere Conseilpräsident darauf hinwies, daß Frankreich seine eigenen Interessen schädige, wenn es

unablässig „hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen“ hinblicke. So bezeichnete der Sturz Jules Ferry's nicht bloß eine Verurtheilung der Politik in Tongking, welche letztere seither vollständig aufrecht erhalten worden ist, wie sie denn auch von Anfang an eine durchaus umsichtige war, sondern auch eine Abwendung von einem energischen Vorgehen in Aegypten. Dieser Fehler hat sich seither in einer für die französische Eigenliebe empfindlichen Weise gerächt; England wird seine Position in Aegypten sicherlich nicht preisgeben, zumal es allen Einwendungen gegenüber auf Tunesien hinweisen kann, welches von den Franzosen unter weit nichtigerem Vorwande — die phantastischen Krumirs mußten damals bekanntlich in Action treten — besetzt worden ist. Jedenfalls erregt die in Bezug auf das „Gleichgewicht im Mittelländischen Meere“ zwischen England und Italien konstatirte entente cordiale aus zweifachen Gründen den Unwillen der Franzosen, zunächst, weil sie darin eine weitere Verstärkung der Tripelallianz erblicken, und dann, weil sie Aegypten immer mehr ihrem Einfluß entrückt sehen.

Können die französischen Chauvinisten ihren Groll über die unzweifelhaft erfolgende Erneuerung des europäischen Friedensbündnisses, dessen Zwecke von Seiten Englands, ohne daß dessen formeller Anschluß erfolgt wäre, gebilligt werden, nur schlecht verhehlen, so lassen sie es andererseits nicht an Versicherungen fehlen, daß das französisch-russische Bündniß der Verwirklichung wieder einen Schritt näher gerückt sei. In dieser Beziehung wird neuerdings insbesondere auf die französische Ausstellung in Moskau, sowie auf den Besuch hingewiesen, welchen das französische Kanalgeschwader demnächst in Kronstadt machen wird. Der französischen Ausstellung in Moskau ist allerdings trotz dem Besuche, den ihr der Zar während seines jüngsten Aufenthaltes in der alten Krönungsstadt abstattete, bereits mancherlei Mißgeschick widerfahren, da der hauptsächliche Organisator, der Pariser Bankier Jouanno, seine Zahlungen einstellen mußte und die Flucht ergriffen hat. Das Schicksal der Ausstellung selbst wurde jedoch zunächst durch diesen Vorgang nicht in Mitleidenschaft gezogen, da ein Unternehmer mit einem weder russisch noch französisch klingenden Namen in gewissem Maße das Risiko übernommen hatte. Nur lamentirten die russischen Blätter im Verein mit den französischen, daß der patriotische Charakter der französischen Ausstellung in Moskau durch das Eingreifen eines fremdländischen Impresario beeinträchtigt wäre. So wird denn in jenen Kreisen gehofft, daß das bevorstehende Eintreffen des französischen Canalgeschwaders in Kronstadt dem französisch-russischen Zukunftsbündnisse ein besseres Relief geben wird, als die französische Ausstellung in Moskau. War das Niveau dieses Bündnisses doch in jüngster Zeit durch russische Schnellläufer und angebliche Kosakenhetmans, die sich in Paris einfanden, einigermaßen herabgedrückt worden, so daß irgend etwas geschehen mußte. Sicherlich wird es denn auch in Kronstadt demnächst an Verbrüderungsbanketten französischer und russischer Marineofficiere, sowie der Mannschaften nicht mangeln. Nur läßt sich immer noch nicht absehen, wie die tiefe Kluft überbrückt werden soll, welche das autokratische Rußland von der stark zum Radikalismus neigenden französischen Republik trennt. Sehr leicht könnte es geschehen, daß Rußland, falls es in der That Frankreich gegenüber Entgegenkommen beweisen sollte, die Geister, die es rief, nicht mehr loswerden könnte.

Während Frankreich in seiner gesammten auswärtigen Politik sich durch die Erwägung leiten läßt, daß jeder Schein eines Zugeständnisses an Deutschland vermieden werden müsse, erhellt aus dem von dem Minister des Innern, Constans, in der französischen Deputirtenkammer eingebrachten Gesetzentwurfe über die Errichtung einer Alterspensionskasse für Arbeiter, daß die französische Regierung sich genöthigt sieht, auf socialpolitischem Gebiete das deutsche Beispiel zu befolgen.

Allerdings unterscheidet sich der französische Gesetzentwurf in wesentlichen Punkten von dem deutschen Gesetze, vor Allem darin, daß die Versicherung der französischen Arbeiter nicht obligatorisch, sondern facultativ sein soll, wodurch der Zweck einer derartigen sozialpolitischen Gesetzgebung von Anfang an vereitelt würde. Auch im Übrigen lauten die in dem Gesetzentwurfe des französischen Ministers des Inneren

enthaltenen Bestimmungen eigenthümlich genug, wie denn unter Anderem das Gesetz thatsächlich erst nach dreißig Jahren in volle Kraft treten würde. Da mit der Zahlung der Beiträge im Alter von fünfundzwanzig Jahren begonnen werden soll, würde der französische Arbeiter allerdings bereits im Alter von fünfundfünfzig Jahren pensionsberechtigt sein, allein es wird in Frankreich schwer genug halten, dem Ouvrier, dem häufig genug noch die Pariser Commune als ideale Staatsform vorschwebt, begreiflich zu machen, daß er erst volle dreißig Jahr beisteuern muß, ehe er einen einzigen seiner gros sous wiedersieht. Hier gelangt ein weiterer bedeutsamer Unterschied zwischen dem französischen Projecte und dem deutschen Gesetze zur Erscheinung, welches letztere neben der Alters- auch die Invaliditätsversicherung in's Leben gerufen hat, so daß der Arbeiter unter gewissen Voraussetzungen bereits viel früher eine bestimmte Rente erhält. Außerdem hat das deutsche Gesetz rückwirkende Kraft, so daß in diesem Augenblicke bereits zahlreiche Arbeiter sich im Besitze der Alterspension befinden. Allerdings soll der französische Arbeiter in früherem Lebensalter als der deutsche die Pensionsberechtigung erhalten; allein hier gerade liegt einer der schwachen Punkte der französischen Vorlage, deren finanzielle Grundlagen zunächst sehr problematisch erscheinen. Unterliegt doch keinem Zweifel, daß die Zahl der Pensionsberechtigten im Vergleiche mit Deutschland in Frankreich eine sehr große sein wird, da die Altersgrenze in Deutschland wesentlich hinausgerückt ist. Was nun die finanziellen Grundlagen der facultativen französischen Altersversicherung betrifft, so beginnt die Zahlung der Beiträge im Alter von fünfundzwanzig Jahren in Höhe von fünf oder zehn Centimes täglich. Da nach einer Durchschnittsberechnung der französische Arbeiter jährlich an etwa 290 Tagen arbeitet, so würde er in diesem Zeitraume 14 Francs 50 Centimes, beziehentlich 29 Francs Versicherungsbeiträge entrichten, in welcher Höhe auch der Arbeitgeber für ihn beisteuern soll, während der Staat zwei Drittel der vom Arbeiter und Arbeitgeber zusammen bezahlten Summe einschießen soll. Die Pension selbst würde, je nachdem fünf oder zehn Centimes täglich entrichtet worden sind, sich auf drei- oder sechshundert Francs jährlich belaufen. Mit Rücksicht darauf, daß die Altersversicherung in Frankreich keineswegs obligatorisch sein soll, läßt sich nun auch nicht annähernd berechnen, bis zu welchem Betrage der französische Staatshaushalt durch die geplante socialpolitische Gesetzgebung belastet werden würde. Wenn die vom Staate alljährlich zu leistenden Beiträge auf hundert Millionen Francs beziffert werden, so ist das ebenso willkürlich, wie wenn eine wesentlich höhere Summe der Berechnung zu Grunde gelegt würde.

Deshalb müssen auch erst die calculatorischen Grundlagen des Projectes des Ministers des Innern abgewartet werden, ehe dasselbe als lebensfähig bezeichnet werden kann, obgleich jetzt bereits betont wird, daß zu dem Zeitpunkte, in welchem das Gesetz in volle Wirksamkeit tritt, auf Grund der mit den großen Eisenbahngesellschaften bestehenden Verträge die Eisenbahnen an den Staat heimfallen, sodaß diesem reiche Mittel gewährt werden. Zunächst fehlt es aber so sehr an jedem Anhalte für positive Bestimmungen, daß der frühere Chef der Patriotenliga, Paul Déroulède, sich nicht versagte, dem ihm verhaßten Minister des Innern allerlei Epigramme anzuheften, indem er von ihm die Bürgschaft verlangte, daß der Gesetzentwurf auch im Senate zur Annahme gelangen würde. Paul Déroulède bezweckte mit seinem an sich wenig constitutionellen Verlangen, Herrn Constans zu weiteren Erklärungen zu veranlassen; auch ließ der Freund Boulanger's durchblicken, daß der Minister des Innern mit seinem arbeiterfreundlichen Projecte lediglich zum Zwecke der eigenen Propaganda ein Scheinmanöver bezwecke. Freilich sind die Boulangisten gerade die allerletzten, die sich über demagogische Agitation beklagen dürfen, sodaß Paul Déroulède den Spottvers herausfordern mußte: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Die Deputirtenkammer ließ sich jedoch zunächst durch die gewichtigen der Vorlage entgegenstehenden Bedenken nicht beirren; vielmehr beschloß sie die Dringlichkeit für die Berathung. Auch machte sie den socialpolitischen Bestrebungen das weitere Zugeständniß, daß an jedem Mittwoch über die Arbeiterfrage discutirt werden soll, während bisher an diesem Tage die parlamentarische Thätigkeit ruhte.

Der Gesetzentwurf des Herrn Constans enthält unter Anderem auch die Bestimmung, daß die Arbeitgeber für jeden ausländischen Arbeiter täglich zehn Centimes entrichten sollen, obgleich das Gesetz selbst und die Pensionsberechtigung lediglich dem französischen Arbeiter zu statten kommen würden. Diese besonderen Beiträge sollen in eine zu errichtende Unterstützungskasse fließen, aus der auch denjenigen Arbeitern eine Pension gewährt werden kann, die, nachdem sie selbst eine bestimmte Zeit hindurch ihre Beiträge geleistet haben, in Folge von Krankheiten oder körperlichen Gebrechen verhindert waren, ihrer Beitragspflicht weiter Genüge zu leisten. Die Unterstützungskasse soll ferner durch Legate und Geschenke gespeist werden, eine Eventualität, welche wiederum zeigt, auf einer wie unsicheren Grundlage das ganze Project des französischen Ministers des Innern beruht. Wenn dagegen französische Blätter selbst darauf hinweisen, daß die für die Arbeitgeber hinsichtlich ausländischer Arbeiter festzusetzende Beitragspflicht der Idee derjenigen entspreche, welche die fremden Arbeiter mit einer Steuer belegen wollen, so erscheint dies zunächst kaum zutreffend. Vielmehr würde ohne eine solche Beitragspflicht der französische Arbeitgeber nur in der Lage sein, jeder Beitragspflicht durch die Beschäftigung belgischer, schweizerischer oder — horribile dictu — sogar deutscher Arbeiter sich zu entziehen.

Der Eifer, mit welchem die republikanische französische Regierung auf socialpolitischem Gebiete zu wirken sucht, steht in einem charakteristischen Gegensatze zu dem öden Parteigetriebe der Bonapartisten und Imperialisten. Auf einer Parteiversammlung der Imperialisten wurde unlängst von Neuem der Prinz Victor als Thronprätendent ausgerufen, obgleich er in dem politischen Testamente seines Vaters ausdrücklich dieser problematischen „Würde" für verlustig erklärt worden ist. Andererseits wollten nun auch die Orléanisten daran erinnern, daß sie gleichfalls über Candidaten für den französischen Thron verfügen, während doch gerade die republikanische Regierung sich dazu Glück wünschen darf, daß die monarchischen Parteien auf solche Prätendenten wie den Prinzen Victor angewiesen sind. Im Namen der orléanistischen Partei entwickelte der Vertrauensmann des Grafen von Paris, Graf d'Haussonville, das Programm seiner Partei, welches das zweideutige Verhalten der Anhänger des orléanistischen Prätendenten treu widerspiegelt. Eine zweifache Taktik soll für die Partei in Zukunft maßgebend sein: eine parlamentarische und eine außerhalb des Parlaments geltende. Während in den Kammern weder von der Verfassungsrevision noch von der Wiederherstellung des „legitimen Königthums" die Rede sein wird, sollen die Vertheidiger von Thron und Altar außerhalb des Parlamentes sich in reichem Maße entschädigen, indem sie „à bouche ouverte et à drapeau levé" ihren monarchischen Gefühlen freiesten Ausdruck geben. Dies darf sie jedoch nicht verhindern, im geeigneten Falle mit anderen Parteien Bündnisse zu schließen. Ob Graf d'Haussonville gut daran gethan hat, durch einen solchen Hinweis an die „Waffenbrüderschaft" zu erinnern, welche die Orléanisten ebenso wie die Bonapartisten mit den Boulangisten geschlossen haben, erscheint im Hinblick auf die Mißachtung, welcher General Boulanger inzwischen anheimgefallen, ist sehr zweifelhaft. Nicht minder ungeschickt war, daß der orléanistische Wortführer, anstatt den Grafen von Paris ausschließlich in den Vordergrund zu rücken, zugleich die Tüchtigkeit des „Dauphin", des Herzogs von Orléans, rühmen zu müssen glaubte, während noch vor Kurzem die gesammte republikanische Presse gerade mit Beziehung auf den Herzog von Orléans spottete, daß, falls er in der That unter Verletzung des gegen die Prinzen erlassenen Ausweisungsgesetzes von Neuem französischen Boden betreten haben sollte, das Wort: Cherchez la femme! Anwendung finden müßte. Auf diesen Gesichtspunkt darf aber bei der Beurtheilung des Niederganges der antirepublikanischen Propaganda in Frankreich Gewicht gelegt werden, da, wie General Boulanger, auch sein imperialistischer Mitbewerber, der Prinz Victor, und der orléanistische „Dauphin" mit demselben Maßstabe gemessen zu werden verdienen. Der französischen Republik ist dieses wenig würdevolle Verhalten der „Prätendenten" sicherlich am meisten zu statten gekommen.

---

# Literarische Rundschau.

## Neue Romane und Novellen.

Weihnachtsgeschichten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Quitt. Roman von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Die schöne Helena. Roman von Alexander Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1890.

Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers von Walther Siegfried. Jena, H. Costenoble. 1890.

Bei Mama. Roman von Arne Garborg. Deutsch von M. Herzfeld. Berlin, S. Fischer. 1890.

Wie reizend wäre die Welt, wenn man bei allen schwierigen Fragen warten dürfte, bis sich fünf vortreffliche Menschen zusammengefunden haben! Der Kritiker, der nicht verpflichtet ist, mit allen wunderlichen Heiligen seiner Literaturepoche zu rechnen, darf sich bisweilen erlauben, so lange zu warten, bis die fünf Köpfe beisammen sind. Dann ist das Kritisiren eine Freude, und mag die Welt noch so verworren sein: wir sind zu Mehreren beisammen, die nach einem Ziele gehen, — zwischen uns wenigstens waltet schon eine bessere Welt, ein stiller, schöner Glanz von der, „die da kommen soll." Es ist diesmal in der That ganz wesentlich die Weltanschauung, in der ich das eigentliche Band finde, welches meine fünf Bücher verknüpft. Gewiß: Weltanschauung ist im weitesten Sinne auch Kunstanschauung. Ein Auge, das tief, bis in die krausesten Wurzelfasern hinein, in die Welt seiner Zeit geblickt, das muß nothwendig auch erkannt haben, nach welcher Richtung unsere künstlerische Technik geht; und wenn es die Leuchte einer selbstschaffenden Künstlerhand ist, so kann diese Hand gar nichts Anachronistisches, dem Ruf der Stunde Widersprechendes schaffen, ihr Gesetz ist ihr gegeben wie dem Naturforscher, der sein Gravitationsgesetz erkannt hat und nun, wenn er die Bewegung eines neuen Sternes enträthseln soll, einfach im Banne dieser seiner allgemeineren Erkenntniß ist. Trotzdem wissen wir Alle, daß der Form viele Wege gelassen sind. Und will eine besonders scharf gefaßte, im Moment fortreißende Theorie uns gewaltsam zur Einseitigkeit verführen, so kann uns die Erinnerung an die einfachen, fast trivialen und doch so eisernem Denkfleiß entsprossenen Lust- und Unlustgesetze Fechner's erlösen. Der Gesammteindruck macht das Kunstwerk, nicht das Recept der Zusammensetzung. In jedem Kunstwerk müssen Concessionen gemacht werden. Es kommt nur darauf an, wie sie überwunden, wie sie ausgeglichen werden durch Ueberschüsse des Ergreifenden, des Echten. Fünf und Fünf gibt Zehn. Aber auf die Zehn kommt es an. Und wenn sie durch Neun und Eins gewonnen ist, so bleibt es darum doch eine Zehn, und das Kunstwerk ist groß. Es ist charakteristisch, wie gerade die am Meisten realistisch denkende Aesthetik, die Aesthetik des Naturforschers Fechner, hier die befreiende geworden ist, — befreiend von den Uebergriffen einer zu eng gefaßten Opposition gegen die ältere idealistische Aesthetik.

Einzig und allein im Sinne solcher Grundanschauung, deren praktischer Vertreter lange vor Fechner und lange vor unseren theoretisirenden Realisten und Idealisten die gesammte Lebensarbeit Goethe's gewesen, ist es möglich und mehr als eine wohlwollende Phrase, wenn ich jene kleine Reihe moderner Dichtungen eine in sich geschlossene, harmonisch geschlossene nenne — eine Reihe, die mit unserem Paul Heyse beginnt, den grüner Pseudorealismus als Ausbund idealistischer Weltumkehrung verschrieen hat und die mit dem Norweger Arne Garborg schließt, dem der Ausdruck ernster realistischer Ueberzeugung daheim Ruf und Amt gekostet hat. Zwischen diesen Polen steht Fontane, der einen alten Freund hat: Paul Heyse, und einen jungen: Gerhart Hauptmann. Roberts, der preußischer Officier war und sich in jedem Zuge so an den französischen Realisten gebildet hat, daß man bisweilen eine Uebersetzung zu lesen glaubte, wenn nicht der gute Stil widerspräche; und Walther Siegfried, ein Schweizer, der von der Palette zur Feder kommt und in seiner ganzen Art zweifellos über Keller zu Zola gekommen ist. Es muß doch wohl so schlimm nicht stehen um die Zersplitterung und Verplänkelung unserer Kunst, wenn aus fünf so verschiedenen Additionsexempeln fünfmal die volle Zehn sich fügt.

Aus dem kleinen Tannenstrauß der Heyse'schen Weihnachtsgeschichten heben sich zwei besonders schöne Sprossen: die erste und die letzte, die Novelle vom Wachtmeister, dem auf dem Grabe seiner Frau wie ein Gruß der Todten ein verhungertes Hündlein zuläuft, und die den Lesern dieser Zeitschrift bekannte „Dryas". Vom unbefangenen Standpunkte aus gehören sie zum Besten, was Heyse überhaupt in neuerer Zeit geschaffen hat. Wer Heyse seit Langem aufmerksam verfolgt hat, wer vergleichen und schließen will, dem offenbart sich vielleicht nirgendwo so rein der eigentliche Nerv seines künstlerischen Schaffens. Heyse hat in den vielen Jahren seiner Thätigkeit eine fast überwältigende Reihe abwechslungsreicher Fabeln erfunden. Und doch ist es nie die Fabel als solche gewesen, um die seine Geschichten gravitirten. Aus all den unzähligen Handlungen mit ihrem Mikrokosmos von Gestalten hebt sich immer ein Moment heraus, in dem Alles gipfelt, um dessentwillen Alles da ist, mit dessen Verstreichen die Idee erschöpft ist, seien nun die Helden lebend oder todt, belohnt oder bestraft: der Moment, da in die Seele der führenden Gestalt wie ein Lichtstrahl ein Ahnen der Weltanschauung des Dichters selbst fällt. Diese Weltanschauung ist ein Gemisch von Liebe und Resignation, Pessimismus ohne Stachel, ohne Askese, und Optimismus, der doch, anstatt zu jauchzen, still bei Seite geht, als sei er ein seltener Zauber, den das laute Wort verscheucht. Heyse ist viel zu sehr gestaltender Dichter, um irgendwo diese Weltauffassung plump als „Ich" aus der Coulisse greifen zu lassen. Man kann ihm auch, in der Regel wenigstens, nicht den Vorwurf machen, daß er in unrealistischer Weise Personen zu seinem Sprachrohr mache, die in Wirklichkeit niemals jener Weltanschauung irgend einen Ausdruck geben könnten. Er weiß sehr wohl, daß ein einfacher, ziemlich beschränkter Mann, wie sein Wachtmeister hier, nicht in klarer Gedankenfolge, geschweige denn in Worten ausdrücken könne, was bei dem Dichter selbst Ergebniß eines langen Lebensmahles am reichsten Bildungstisch ist. Aber als Empfindung, als blitzartiges Aufleuchten kann doch ein Aehnliches unter der Wucht der Umstände auftauchen auch in der Seele des Einfachsten. Es kommt hundertfach vor. Das Wort des Sophokles von dem „Besser, daß wir nie geboren wären", ist seit Urzeiten der Menschheit und bei allen Völkern und Volksklassen der Erde tausendfach spontan in einem äquivalenten Empfindungswerthe aufgeblitzt, bei Unzähligen, die weder Griechisch verstanden, noch von Sophokles wußten. Und so auch Heyse's eigenthümliche lyrische Resignationsphilosophie. Der Werth seiner Novellen schwankt nun, je nachdem er eine Handlung, eine centrale Gestalt gefunden hat, die jenes Aufblitzen gut, oder eine, die es weniger gut macht. Zieht man von Beginn an in Rechnung, daß hier immer Heyse's ideeller Höhepunkt liegt und der Rest danach nur noch äußerlich in Betracht kommt, so wird man, glaube ich, seine eigenthümlichen, oft abrupten Schlüsse verstehen und ebenso die scheinbaren Sprünge seiner Handlung, die jähen Uebergänge und Umwandlungen im Helden oder

der Heldin, die für ihn, der sein ganzes Gewicht auf jene kleine, oft vom Leser völlig übersehene Secunde legt, niemals solche sind. Und je mehr man weiter mit jenem Schlüssel die Technik einer dieser Novellen untersucht, desto bewundernswerther pflegt sie zu werden: wie eine straffe Saite schwebt von Beginn an die Weltanschauung über der Handlung, die Aktion steigt und steigt, bis plötzlich die Saite angestoßen ist und der helle Ton sich löst, auf den Alles hinzielte. Gewiß ist die Novelle die berufene Kunstform für eine derartige Manier. Aber in einer Gestalt wie dem Balder der „Kinder der Welt" war doch auch einmal eine Figur geschaffen, die, dem breiteren Kreise des Romans entsprechend, gleichsam ganz auf der klingenden Saite stand, — eine etwas ätherische Figur, die aber doch noch realistisch genug geblieben ist, um als wahrhaft ideale Lösung des Problems in seiner denkbar schwierigsten Fassung zu gelten. In der „Dryas" dient ein Märchen als Einkleidung: im entscheidenden Moment ist alles Wirklichkeit. Ueber dem Abenteuer des Wachtmeisters in der „Weihnachtsbescheerung" schwebt von Beginn an ein feiner Humor, aber als die Saite klingt, herrscht ein großer Ernst. Sein Höhepunkt ist dem Dichter stets heilig; der Rest ist Arabeske; und weil auch diese Arabesken doch noch den feinen Spieler, den geistvollen Plauderer verrathen, so konnte der Irrthum entstehen, daß Heyse bloß tändelnder Arabeskenmaler sei, ein Irrthum, der eine große Ungerechtigkeit enthält.

Heyse ist von dem Moment an, wo man den Punkt kennt, an dem alle seine Dichtungen im Herzen seiner Weltanschauung verankert sind, ein sehr durchsichtiger Dichter; denn diese Weltanschauung ist goldklarer Trank. Dem sehr unähnlich ist die Sachlage bei Theodor Fontane als Prosadichter. Der Roman „Quitt" ist gewiß nicht eine Altersarbeit im bösen Sinne. Es ist ein bedeutender, tief anregender Roman, dessen Lektüre unter einen Bann von ganz ungewöhnlicher Stärke bringt. In äußeren Schilderungen, beispielsweise einer so fremdartigen Welt wie der nordamerikanischen Menonitengemeinde, bewährt er eine plastische Kraft auf engstem Raum, für die ich keine Analogie in der gegenwärtig lebenden deutschen Dichtergeneration weiß. Und doch gibt der innerste geistige Kern dieses ausgezeichneten Werkes ein Räthsel auf, schwer wiegend, schwer lastend, — das große Räthsel, das man sonst nur über sich fühlt nach dem Studium des Ewig-Fragmentarischen eines wirklichen Menschenlebens. „Quitt" zerfällt in zwei scharf gesonderte, schon durch den Schauplatz (Schlesien und Nordamerika) getrennte Hälften. Die erste ist die Einleitung zu einem ungemein spannenden Kriminalroman. Die zweite ist ein Idyll, voll des köstlichsten Humors. Auf den letzten Saiten schlägt dieses Idyll dann jäh um zur erschütternden Tragödie; aber der Eindruck des Idylls überbietet dieses Ende so übermächtig, ja durchflicht es mit seinen Wurzeln so vollkommen, daß man unter mildem Sonnenlicht aus der Scene zu wandeln glaubt, anstatt im Gewitter. So Etwas zu schaffen ist allein ein Kunststück, das seines Gleichen sucht. Aber wenn man tiefer geht, so findet man doch, daß die seltsamen Zickzackwege dieser Handlung nur möglich wurden, indem an ein paar Punkten Räthselhaftes als solches stehen blieb. Nicht etwa im Sinne von schlechtem Flickwerk. Nein, Räthsel als Gewolltes. Ich will versuchen, das aus dem Stoffe anzudeuten, mehr übrigens, um es als etwas für unseren Dichter Eigenartiges zu zeigen, als um es zu tadeln. Der Roman beginnt mit einem Mord. Ein junger Mensch, dessen einzige Sünde ein bischen Wildern ist, soll zum zweiten Male deswegen bestraft werden. Er weiß, daß der Förster ihn leicht hätte übersehen können, daß er ihn bloß aus Bosheit anzeigt. Da erschießt er den Förster, — wie er sich in seiner kurzen Logik denkt, zu einem regelrechten Gottesurtheil; er läßt ihm den ersten Schuß, und als der versagt, schießt er ihn über den Haufen. Diese Geschichte ist mit einer wunderbaren Kraft erzählt, mit einer Schlichtheit, die stellenweise über Raskolnikow hinausgeht. Der Held reflectirt wenig, er handelt. Und der Dichter reflectirt gar nicht. Das ist aber nur der erste Theil: die „Schuld" im Sinne Dostojewski's. Wie steht es mit der „Sühne"? Der weltlichen Gerichtsbarkeit entzieht Fontane seinen Helden, indem er ihn glücklich nach Amerika entkommen läßt. Aber auch Raskolnikow war fast aus der Schlinge, da trieb ihn

sein Gewissen zurück. Hier geht nun Fontane ganz und gar seine eigenen Wege. Gewissensbisse wegen der That hat sein Held eigentlich bis zum letzten Tage nicht. Er sieht nach wie vor einen Act der Nothwehr darin — der oder er! Aeußerlich erringt er sich eine tüchtige Stellung, ein alter Menonitenprediger, dem er beichtet, verzeiht ihm und gibt ihm seine Tochter zur Braut. Aber ein Anderes nagt an ihm. Der Förster war damals nicht gleich todt gewesen. Er hatte noch lange Stunden in der Einsamkeit gelitten, um Hülfe gerufen. Und er, der ihn gemordet, hatte den Schrei gehört, — ohne zu helfen. Von dieser einzigen Schuld, die er fühlt, dieser Schuld gegen das allgemeine menschliche Mitleid, kann er sich innerlich nicht frei machen. Und als er selbst dann, fast aber doch nicht ganz auf Rufnähe bei Freunden und Braut, durch einen Sturz im Gebirge zu demselben einsamen Verschmachtungstode verdammt ist, da schreibt er mit Blut auf ein Zettelchen: „Ich hoffe — quitt." Dieser Schluß, mit wunderbarer Dichterkraft vorgetragen, umschließt die schwerste Räthselfrage des Ganzen. Der Zufall, der dieselbe Situation fast genau ein zweites Mal hervorruft, hängt nicht organisch in der Dichtung. Wohl versteht man, daß das Gefühl des „Quitt" erlösend durch die Leidensstunde geht. Aber wenn diese nun nicht eintrat? Ging unser Held auch dann mitten im Glück an der inneren Wunde langsam unter? Vielleicht hat der Dichter den Zufall nur benutzt, um symbolisch zusammenzudrängen. Oder wollte er wirklich die Hand des Fatums zeigen? Dafür spricht kaum Etwas in der sonstigen Composition des Buches, dem jede Mystik fremd. Wie es aber auch sei: der eine Gedanke ist von durchschlagender Kraft, das Zusammendrängen des ganzen Schuldproblems auf die Sünde wider das Mitleid. Das ist ideell eine große Dichterthat, einerlei wie nun die Ausführung sein mag. Und wenn irgend ein Zug, so kommt gerade dieser denn doch aus der Weltanschauung, die hinter der Dichtung steht. Mag Fontane sich noch so bedachtsam hinter seinen Gestalten verbergen und ganz objectiv bleiben wollen: hier blitzt das Auge des großen Menschen durch, dem Moral nicht ein Wort, sondern ein Leben ist, — hier an der bedeutsamsten, an der in jedem Sinne originalsten Stelle des ganzen Werkes. Und wie bei Heyse die spielerische Arabeske, so ist bei Fontane der Vorwurf der Spitzfindigkeit das Allerungerechteste, was vorgebracht werden kann; es ist nichts weniger als spitzfindig, daß die Sünde gegen das Mitleid schwerer wiegt als die gegen das Leben!

Roberts' „Schöne Helena" ist ein Soldatenroman. Siegfried's „Tino Moralt" ein Malerroman. Beide Dichter stehen unter dem Einflusse Zola'scher Technik. Aber beide wenden diese Technik an, um Stoffe zu bewältigen, die ihnen bis in jede Einzelheit aus dem Leben bekannt sind. So entstehen zwei große Farbenbilder von packender Lebenskraft: das Garnisonleben des modernen Köln, nicht aus vornehmer Höhe gesehen — sondern von unten, bei seinen kleinen Leuten, hinter der Kanone in der Kasematte, bei der Frau Feldwebel; und das Münchener Künstlertreiben, nicht mehr angeschaut mit der epischen Behaglichkeit des „Grünen Heinrich", aber doch auch in der Tiefe gefaßt, dort wo die Ideen ringen und vor ihrem Ringkampf der einzelne Mensch zurückweicht oder gar still vergeht als allzu kleiner Träger des Großen. Roberts ist in seiner „Helena" weit über seine früheren Leistungen hinausgewachsen. Straff und klar gliedert seine Soldatentragödie sich auf, eine echte Trägödie aus dem Leben. Mit dem Hauch der Größe, der sich immer einstellt, wenn der Dichter weitsichtig genug ist, hinter den kleinen, beschränkten und rohen Menschen dieser Sphäre das Aufeinanderprallen großer Mächte und Verhältnisse zu gewahren. In dem einfachen Rahmen dieses Garnisonromans steckt, dank der Treue des Beobachterauges, ein ernstes Stück moderner Culturgeschichte und, ohne Weltverbitterung oder nur persönlichen Groll gegen den Kern des Geschilderten, doch, zumal gegen Ende, mehr und mehr sich zusammendrängend eine erschütternde Frage nach dem Muß dieser Wirklichkeit. Die lückenlose Vollendung des Localcolorits, die in einander verschwimmenden Silhouetten des alten „heiligen" und des neuen preußischen Köln, die den sichtbaren Hintergrund bilden: ich darf sie als geborener Kölner vielleicht mit besonderem Rechte

beurtheilen, sie sind vorzüglich. Kein falscher Farbenton ist auf dieser Palette. Situationen, wie der Brand am Pulvermagazin, wie die Rheinüberschwemmung im März und so vieles Andere, Bild an Bild, traten mir aus den Blättern heraus wie ein seltsam in seiner Lebensfülle bewahrtes Stück eigenster Erinnerung .... Das neue Köln hat noch keinen Dichter wie diesen gehabt. Manchen Zug hat Roberts mit Fontane gemein, vor Allem die ängstliche Sorge, immer seine Gestalten von zwei Seiten zu beleuchten, damit nicht der alte Karrikaturenstil mit seinen ganz weißen und ganz schwarzen Helden wieder durchbreche. Aber er ist nervöser und hastiger. Das ist nun einmal das Erbe der jüngeren Generation von heute. Und man steht mitten in dieser Generation, wenn auch an bester Stelle, mit „Tino Moralt". Es ist eine Erstlingsarbeit — in der Deutung, daß wohl so ziemlich Alles darin steckt, was der junge Dichter, als er ihn schrieb, an Gehalt aus eigenen, verwandten Seelenkämpfen besaß. Deswegen ist er keine Anfängerarbeit. Die Technik ist vortrefflich. Wohl sieht man das Malerauge. Aber nur so, wie man es bei Zola sieht. Und gerade in den Naturschilderungen offenbart sich eine hervorragende dichterische Kraft. Das Problem gemahnt äußerlich stark an Zola's „L'œuvre", — mit Abzug der von Siegfried fast peinlich vermiedenen erotischen Seite. „L'œuvre" hat nun einmal unbezweifelbar Schule bei uns gemacht, — mit seiner Größe, die in dem scharfen Erfassen gerade des Malertypus im Gegensatze zu dem so gern als Surrogat benutzten Poetentypus lag, allerdings aber auch mit seiner fanatischen Einseitigkeit, die den Künstlerberuf nothwendig als ein Martyrium nehmen wollte. Siegfried hat das L'œuvre-Motiv erweitert durch das Keller'sche Motiv aus der Bildungsgeschichte des „Grünen Heinrich". Dann hat er aber, und das ist die Hauptsache, Wesentliches und Neues hinzugefügt, das er aus sich genommen und seiner eigensten Beobachtung. Eine frische, vom sonnigsten Humor durchtränkte Schilderung der Münchener Malerkreise im ersten Bande. Und im zweiten, als der Held vereinsamt und geistig gebrochen langsam verblutet (mit großer Kraft ist der hier durchaus entscheidende Seelenkampf immer im Vordergrunde gehalten und nicht, im Sinne gewisser pseudo-realistischer Einseitigkeiten — eine a priori construirte „physische" Zersetzung), ist mit ebenso bedeutsamer Kunst eine Naturcoulisse dahinter gemalt, die wenig zu wünschen übrig läßt. Das Buch ist sehr umfangreich, etwas zu sehr. Doch enthalten die zahlreichen Gespräche und Aphorismen über Kunstfragen ein ungewöhnlich reiches Gedankenmaterial. Und so schön auch abgeklärte Bücher aus reifster Weltbetrachtung sind: es liegt nun einmal ein besonderer Zauber in solcher frischen Arbeit, wenn sie nicht aus allzu junger Hand kommt, stilistisch und technisch schon reif ist — ein Blüthenathem, der über kleine Schwächen leicht wegsehen läßt. So trüb der Held des Buches endet, aus jeder Zeile leuchtet trotzdem eine durch und durch optimistische Weltanschauung, herausgeboren offenbar aus dem ungetrübten Bewußtsein eigener Gesundheit und Kraft.

„Helena" und „Moralt" sind gewiß zwei gute Romane. Dennoch fühlt man unwillkürlich, mit welcher Fülle von Raffinement und grellen Effecten wir immer noch arbeiten und mit wieviel einfacheren Mitteln am Ende doch dasselbe zu erreichen wäre, wenn man von dort zu der rührend schlichten Bildungsgeschichte eines modernen jungen Mädchens aus dem Volke kommt, wie sie Arne Garborg in seinem Roman „Bei Mama" gibt. Arne Garborg ist ein literarischer Charakterkopf, der unsere ästhetischen Kreise höchst wahrscheinlich in der Folge noch sehr viel beschäftigen wird. Und es ist mehr meine Absicht, mit diesen Zeilen überhaupt auf ihn hinzuweisen, als den genannten Roman auf dem engen Raume eingehend zu analysiren. Die skandinavische Literatur drängt sich in letzter Zeit mit einer großen Zähigkeit bei uns ein, sehr oft, wie ich glaube, mehr um ihrer Absonderlichkeit als um ihres wirklichen Werthes willen. Um so mehr dürfen wir einen Dichter willkommen heißen, der thatsächlich gar nichts Barockes und Verbissenes an sich hat, sondern in erster Linie durch das Einfache in seiner Kunst, das Gesunde in seiner Weltanschauung wirkt. Liest man seine Biographie: wie er sich spät, mit eiserner Kraft, das Studium erkämpft, wie er, seiner Staatsstellung jäh entsetzt, mit Weib und Kind in einer

Gebirgshütte, unter dem zweiundsechzigsten Breitegrade, in Schnee und Eis, abgeschnitten von der Welt und den Goldquellen der Welt, sich durchgerungen hat, so könnte man sich kaum über Seltsamkeiten in den Früchten solcher Entwicklung wundern. In Wahrheit erzählt der größere Theil des Romans „Bei Mama" eine anmuthige Kindergeschichte, die Geschichte eines heranreifenden Mädchens, mit allen kleinsten Zügen der Wirklichkeit, ohne Groll, mit reichlichstem Humor, mit voller dichterischer Hingabe an den Reiz des einfach Menschlichen. Allmälig allerdings kommt ein Bitteres hinein: die Schäden einer verkehrten Erziehung. Und daraus entwickelt sich ein tief ergreifender Schluß, der übrigens jeden Knalleffectes entbehrt; seine Tragik ist eine innerliche und will innerlich empfunden werden. „Bei Mama" ist so ziemlich das strikte Gegentheil aller nordischen Vererbungspoesie. Es predigt, daß der Mensch gut ist und daß er erst schlechter gemacht wird durch falsche Erziehung und unglücklichen Sonnenstand bei der Entfaltung der Lebensblüthe. Gerade weil der vorgeführte Fall ein böses Ende nimmt, muß das Ganze optimistisch stimmen. In diesem Sinne ist der Garborg'sche Roman in eminentem Sinne positiv. Man muß ihn an einem Beispiel wie Daudet's „Jack", der auch an seiner Mutter indirect zu Grunde geht, messen, um zu empfinden, wie hoch die Weltanschauung Garborg's selbst über der eines Meisters wie Daudet nach der positiven Seite steht. Im reinen Kunstwerk, formal genommen, ist das Entscheidende bei ihm die schon erwähnte Einfachheit der aufgewendeten Mittel, der sanfte Ton der Erzählung, der mehr an ein Andersen'sches Märchen, als an eine moderne realistische Dichtung gemahnt. Einen weiten Kreis lebenswahrer Gestalten, verzweigtester Vorgänge umschließt ein kleiner Band, und er umschließt ihn fest; denn je tiefer man der Composition nachgeht, desto mehr sieht man, wie sie mit sicherem Künstlersinn vorschauend gefügt ist, Stein an Stein, bis die Umwandlung des frohen Kindes in das der Welt angepaßte, arme junge Mädchen sich endgültig vollzogen hat mit den rührenden Schlußworten des Ganzen: „Da hatte das Krausköpfchen seine erste Falte."

Wilhelm Bölsche.

---

## Eine neue Schrift von Ernst Brücke.

Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Von Ernst Brücke. Mit 29 Holzschnitten von Hermann Paar. Wien, W. Braumüller. 1891.

Der berühmte Physiologe Ernst Brücke in Wien hat die Muße, welche ihm die Niederlegung seiner langjährigen akademischen Lehrthätigkeit gewährt, benutzt, uns mit einem kleinen feinen Buche über die Gestalt des menschlichen Körpers nach seiner Schönheit und ihren Fehlern zu beschenken. Das will nicht sagen, daß er die Zahl der Bücher vermehrt hat, welche den Künstler oder Kunstfreund in die Elemente der Anatomie einführen sollen (wie Harleß, Kollmann, Langer, Froriep u. A.). Diese setzt er als bekannt voraus. Sondern er geht mit seiner Beobachtung und Charakteristik darauf aus, die Züge der menschlichen Körperformen aufzusuchen und nachzuweisen, welche seine Schönheit bedingen oder als Abweichungen von derselben störend auffallen. Er thut es mit der ausgesprochenen Zweckabsicht, „anzukämpfen gegen die Verwilderung in der Darstellung der menschlichen Gestalt" gegen den „jetzt alles beherrschenden Realismus", mit seinem „Kleben am Modell", dem Bestreben, „Alles, Schönes und Häßliches" getreu zu copiren.

Diesem modernen Naturalismus stellt Brücke die Forderung gegenüber, die Schönheit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen aufzusuchen. Was Schönheit ist, darüber läßt er sich auf keine Definition ein; das ist Sache der philosophirenden Aesthetik.

Aber welche Schönheit er im Auge hat, spricht er bestimmt aus: „Schön nenne ich diejenige Gestalt, welche sich in allen Stellungen und in allen Ansichten, soweit sie in der idealen Kunst überhaupt zur Anwendung kommen, vortheilhaft verwenden läßt.“ Er erläutert dies näher dahin, daß sie in allen diesen Stellungen und Ansichten „gute Linien geben muß“. „Das Gefühl für Schönheit der Linien“ ist es, das er in der neueren Kunst vermißt und auf dessen Erneuerung er sich vorsetzt, hinzuarbeiten. Denn die Linien sind es, wie er sagt, „welche den ganzen Gesichtseindruck gliedern“; ihre „lapidare Wirkung“ wird durch den Eindruck des Körperlichen auch im günstigsten Falle nicht erreicht. Der Meister freilich kann auch Modelle, an denen sehr viel zu tadeln ist, so anordnen, „daß man seinen Linien Anerkennung nicht versagen kann“. Er führt als Beispiele Rubens und Michelangelo an. „Aber der Erfolg rechtfertigt nur den Künstler, nicht das Modell.“ Dagegen suchten die Alten „die schönste Venus hervorzubringen“.

Aus diesen Betrachtungen entspringt nun die Aufgabe, die sich Brücke im Einzelnen stellt, durch „das anatomische Verständniß den Weg zu weisen unter den vielgestaltigen Bildungen, mit denen wir es zu thun haben“. Er führt dies der Reihe nach in prüfenden Betrachtungen über die Gestalt und die Proportionen der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers durch, und belegt es stets mit einer Fülle von Beispielen aus der Natur und Kunst. Diese Betrachtungen lassen sich nicht in kurzen Sätzen excerpiren und reproduciren; aber sie werden dem aufmerksamen Leser, der sie an den angeführten und anderen Beispielen prüft und bewahrheitet, stets anleiten zur feinen Beobachtung und geschmackvollen Beurtheilung idealer Formen und zur Auswahl derselben aus der Mannigfaltigkeit der im Leben vorkommenden Gestalten, sowie zur Erkennung und Vermeidung solcher Fehler derselben, die zwar gerade nicht abnorm sind, aber doch unschön wirken. Dies anstreben, diese Forderung stellen, heißt freilich heutzutage gegenüber dem Tagesgeschmack und der Tagesmache in der Kunst gegen den Strom schwimmen. Aber wenn man die Kunstausstellungen sieht, in denen nicht nur, wie Brücke noch schonend sagt, „Alles, Schönes und Häßliches“, sondern stets vor Allem Häßliches getreu copirt ist, wer möchte da nicht dem, der diesem Strome die Brust entgegenstemmt, zurufen, wie es im Tell heißt: „Gott helf' Dir, braver Schwimmer!“

Besonders hervorzuheben als neu und eigenartig sind die Beschreibungen solcher Partien, wie namentlich die Gestalt der unteren Abgrenzung des Bauches in beiden Geschlechtern (worüber Brücke schon im Einzelnen geschrieben hat), bei denen die Modellirung der Oberfläche des Körpers eben nicht nur durch die festen Grundlagen der Knochen und Muskeln bedingt ist. Eine Anatomie dieser Formen existirt noch nicht, und wir erhalten hier schätzbare Beiträge zu derselben. Sodann muß die Ausstattung des Buches mit den eleganten Holzschnitten von Paar nach Bildern und noch mehr nach Naturmodellen rühmend hervorgehoben werden: sie repräsentiren in schlichtester Anlage und vollendeter Technik, im Gegensatze gegen die Rohheit vieler moderner Illustrationen, denselben guten Geschmack, der dem ganzen Buche seinen Stempel aufdrückt.

Sei es denn allen Künstlern und Kunstfreunden bestens empfohlen, die nach Anregung zu sorgsamer Beobachtung des Schönen in der Natur und Kunst und nach Bundesgenossenschaft im Kampfe gegen den rohen Naturalismus suchen, der Schönes und Häßliches in der Wirklichkeit unterschiedslos nachahmt und zuletzt im Häßlichen stecken bleibt.

T. W. H.

αβ. **Hans Waldmann.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel, 1890.

Die alte Geschichte, trefflich erzählt und dramatisch verlebendigt. Die alte Geschichte von der politischen Gewalt, ehern so lange sie besteht, und doch nur auf dem Luftdruck der öffentlichen Meinung beruhend, von ihren Schwankungen abhängig, von ihren Stürmen verweht. Zur Illustration ist ein kleiner republikanischer Herrscher gewählt, der als Rathgeber beginnt, als Stadtkönig gipfelt und als Staatsverbrecher auf dem Schaffot endet. Ein kluger und tapferer Mann der allmälig Zunftmeister, Bürgermeister und Heerführer eines schweizerischen Kantönli wird und sich auf allen Stufen auszeichnet, um unter dem doppelten Impuls der Macht und des guten Willens schließlich über die Grenzen des Rechts hinaus in den Tod hineingeschleudert zu werden, ist Hans Waldmann ein gutes Beispiel für die alte Lehre von dem Rausch und der Gebrechlichkeit der Gewalt. Seiner Tüchtigkeit zujubelnd, erheben ihn Zürichs Bürger zu ihrem Haupt gegen den Widerstand der patricischen Geschlechter; seiner redlichen Strenge satt, lassen sie ihn fallen, als die Bauern, die er ebenfalls mit allzu vieler Ordnungsliebe geplagt, in die Stadt dringen und ihn denselben Aristokraten, die zuletzt böswillig gemeinsame Sache mit ihm gemacht, zur Aburtheilung übergeben. Der Wendepunkt in seinem Geschick ist die erzwungene Verurtheilung eines anderen tüchtigen Mannes, den Waldmann als einen gelegentlichen Kritiker hochmüthig und ungerecht hinrichten läßt; das Ende Waldmann's Tod für das entgegengesetzte, ebenso ungenügende und unklare Vergehen allzu großer Liebenswürdigkeit gegen einen Feind der Stadt, das der zuerst Gerichtete gerügt hatte. Die Freunde Kruse's finden in seinem neuesten Werk die bekannten wahren und klaren Züge seiner Muse wieder. Ein folgerechter Aufbau verwickelt den seelischen Gang der Dinge zu einem Knoten, den der Henker zerhaut; eine schlichte Zeichnung der Charaktere läßt den Vorgang wie unwillkürlich geschehen und webt beide in ein durchsichtiges, sich gegenseitig haltendes Gespinnst. Die Richtigkeit der Linien überwiegt überall das Bedürfniß nach heftigem Colorit. So wird Waldmann zumal eine leibhaftige Gestalt, die der Leser schwer und der Zuschauer noch schwerer vergessen wird. Ebenso Lazarus Göldli, der tückische Junker, der den hochgemuthen Mann vorwärts treibt, um ihn zuletzt den Abhang hinabzustürzen. Das weibliche Element, durch die trefflichen Gattinnen der beiden Hauptpersonen vertreten, ist vielleicht in eine etwas gleichmäßige Tugend hineingerathen — eine von den beiden, wenn wir rathen dürften, könnte etwas complicirter und, wenn nöthig, sogar etwas weniger gutartig angelegt sein, um für das Netzwerk menschlicher Beziehungen eine neue Gelegenheit zu bieten. Für ihre Männer war es freilich besser, wie es ist, und für Zeit und Ort wohl auch wahrscheinlicher und treuer. Sehr geschickt in die Handlung verflochten sind die Nebencharaktere wie die Nebenerlebnisse der Hauptpersonen — ein alter Vorzug Kruse's, der das Gleichgewicht des Daseins inmitten kritischer Geschehnisse zu erhalten und den Eindruck des Gewaltigen durch begleitende unbedeutendere Züge zu erhöhen weiß. In dieselbe, weise balancirende Kategorie rechnen wir gelegentliche sententiöse Aeußerungen, die, dem concreten Gange kunstreich eingestreut, in ihrer Seltenheit und ihrem treffenden Gehalt, wie wahre Leitmotive wirken.

λγ. **Auf dem Heimweg.** Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1891.

Lange Zeit war man gewöhnt, J. G. Fischer als den jüngsten der schwäbischen Lyriker anzusehen. Es stimmte damit der frische Naturton seiner Lieder und die kräftigheiße Leidenschaft, die in ihnen pulsirt. Alt konnte man sich den Dichter, der eine seiner Gedichtsammlungen „Aus frischer Luft“ betitelt hat, gar nicht vorstellen. Seine neueste Sammlung belehrt uns freilich, daß fünfundsiebzig Jahre nicht spurlos an ihm vorüber gegangen sind. Er selbst gibt es schon mit dem jetzt gewählten Titel: „Auf dem Heimweg“ zu erkennen. Der schöne Cyklus: „Ein Todtenkranz“ deutet auf schwere Lebenserfahrungen des bejahrten Sängers. Im Ganzen ist man aber doch überrascht, zu sehen, wie wenig seine dichterische Physiognomie sich verändert hat. Der Ton besitzt noch immer seine volle Stärke und dieselbe Klangfarbe. Lieder, wie „Ein Tag“, „Weite Welt“, „Lerchenlied“, „Hauschronik“, mit ihrer eindringenden Beobachtung des Naturlebens, in dem zugleich die Geheimnisse der Menschennatur sich widerspiegeln, könnten in den frühesten Sammlungen stehen; denn die feine Empfindung für jeden Reiz der Tages- und Jahreszeiten, das Mitleben mit der beseelten und unbeseelten Natur, dazu das Hineinleuchten mit der Fackel des Geistes in diese Naturvorgänge und vornehmlich in die ewigen Mysterien des Geschlechtslebens, das Alles hat immer zu den charakteristischen Zügen von Fischer's Muse gehört und gehört noch heute dazu. Was ihre Schranke, dessen ist sich der Dichter sowohl bewußt als geständig, wenn er in dem Gedicht „Rauhes Lied“ eine gewisse ungefüge Derbheit entschuldigt. Zuweilen stört etwas Aenigmatisches, man stutzt über einen Ausdruck, der zum Nachdenken zwingt: Ding und Name wollen nicht „flugs bereit, wie Blitz und Schlag zusammenfallen“. Die leichtfließende Singweise ist überhaupt nicht Fischer's Sache. Bei starker Empfindung macht sich zugleich ein Element der Reflexion geltend, und der Dichter wird nicht behaupten wollen, daß ihm alle Lieder so mühelos angeflogen, so selbstgeworden seien, wie er in dem hübschen „Ein Lied“ es beschrieben hat: „Und wie ein Segen Kommt Dir's entgegen, Ein Fremdes schier, Und ist doch aus Dir — Schon eh' Du's dachtest, war's Gesang.“ Um so mehr erfreut es dann, wenn ihm ein besonders glücklicher Ausdruck gelingt, der das sinnlich Geschaute in die Welt des Gedankens erhebt: „Ein sattes Wort bei vollem Sinn schlägt hundert Brücken her und hin.“ Im Inhalt der neuen Sammlung aber bewährt sich aufs Neue der edle Sinn und

das reiche Gemüth des noch immer begeisterungsfrischen Dichters. Zeitgeschichtliches findet sich diesmal wenig, darunter ein kräftiges Lied auf Bismarck. Manches ist bei Gelegenheiten entstanden, oder an Personen gedichtet: zu Uhland's hundertstem Geburtstag, an Gerok, Geibel, Hermann Kurz, den Grafen Schack. Eine Anzahl Sprüche macht den Beschluß. Doch das eigentlich Lyrische überwiegt in der Sammlung weit, und gerade hier ist es, wo man durchweg der liebgewordenen und nicht alternden Physiognomie des Dichters begegnet, der mit seiner unversiegenden Lust an Leben und Liebe den Sang so manches Jungen beschämt.

ρ. **Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke.** Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. (Hamburg.) Zweiter Band: Lyrische Gedichte; Kinderleben. Die vier Jahreszeiten. Dritter Band: Volksleben. Berlin, F. Fontane. 1891.

Die schöne Gesammtausgabe von Hoffmann's von Fallersleben Werken schreitet rüstig vor: in dem zweiten Band erhalten wir, außer dem Schlusse des „Liebeslebens", vor Allem die „Kinderlieder", voll von der Poesie des deutschen Hauses, und „Die vier Jahreszeiten", unerschöpflich im Preis ihrer wechselnden Freuden. Nichts ist so charakteristisch für unsren Dichter, als diese Liebe zu den Kindern und der Natur, bei denen er in einem langen, mannigfach bewegten Leben immer wieder Trost und Erquickung sucht und die er bis an sein Ende nicht müde wird, in immer neuen Weisen zu feiern. Der dritte Band (nebst Register und Inhaltsverzeichniß zu den vorliegenden drei Bänden) bringt die mannigfachen, unter dem schlichten Titel „Volksleben" zusammengefaßten Jäger-, Soldaten- und Studenten-, Wander- und Vaterlandslieder. Ein volksthümlicher Hauch durchweht alle, und viele von ihnen sind wirklich in den Volksmund übergegangen: in den Kinderstuben, am Brunnen, auf dem Tanzplatz, und nicht am wenigsten bei Volksversammlungen und Commersen kann man sie singen hören, und diese Bereicherung unsres Liederschatzes sollte man Dem aus Fallersleben nicht vergessen. Am wenigsten jetzt, wo man dem Sänger des „Deutschland, Deutschland über Alles" auf dem Felsen von Helgoland ein bescheidenes Denkmal widmen will, zur Erinnerung daran, daß er dies Vaterlandslied auf der Insel gedichtet, fünfzig Jahre bevor sie deutsch geworden. Se. Majestät der Kaiser hat das patriotische Unternehmen durch eine Spende hochherzig gefördert, und die Stadt Berlin ist dem erlauchten Beispiel gefolgt. Möge das deutsche Volk nicht zurückbleiben, damit Beides würdig vollendet werde: das Denkmal Hoffmann's von Fallersleben und diese Gesammtausgabe seiner Werke.

ρ. **Berliner Autoren.** Von Ernst Wechsler. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Seinen „Wiener Autoren", die wir unlängst an dieser Stelle besprochen haben, läßt Ernst Wechsler nun ein Bändchen „Berliner Autoren" folgen, das in lehrreicher und interessanter Weise sich jenem gegenüberstellt. Wechsler, selbst Oesterreicher, sieht das literarische Berlin mit dem Auge des Wiener Autors an, aber eines, den zuerst Wißbegier hierhergeführt und alsdann Neigung dauernd gefesselt hat. Den Uebergang von der einen Stimmung, die nicht frei von Vorurtheil war, zu der anderen, die hinwiederum nicht ganz ohne Reserve ist, schildert sehr hübsch und mit einem gewissen Humor der erste, „Persönliches und Allgemeines" überschriebene Abschnitt dieses Buches. Hochachtung, Respect vor der geistigen Arbeit, die hier gethan wird, ist der vorherrschende Zug desselben, der, wenn er die Kritik nicht ganz ausschließt, doch mehr den Eindruck wiedergibt, den eine so mannigfaltige Thätigkeit auf den empfänglichen Beobachter hervorbringt. Wenn die Stärke Wiens die Zeitung und das Feuilleton ist, so zeigt auch in diesem Betracht die Physiognomie Berlins einen ernsteren, schwereren Charakter, und wie die politische Hauptstadt Deutschlands, ist es auch die literarische geworden. Hier, wo die Kräfte so dicht nebeneinander wohnen und wirken, begegnen die Gegensätze sich unmittelbarer, der Contact der Elemente reizt zu lebhafterer Aeußerung, und die verschiedenen, sogar einander bekämpfenden Richtungen finden in der großen Stadt einen Boden und ein Publicum. Ob es möglich sein wird, zwischen dem, was Wechsler als Romantik und Realismus bezeichnet, zu vermitteln, und wenn es möglich, ob es wünschenswerth wäre, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wenn uns Eines an seinem so hübschen Buch aufgefallen, so ist es, daß er hier die Grenzlinie nicht scharf genug gezogen zu haben scheint, daß er uns im Zweifel über seine Meinung läßt. Denn wenn man Frenzel, Fontane, Wildenbruch und manchen Andren so hoch stellt, wie hier mit vollem Recht geschieht, dann ist es schwer, unsrem Verfasser mit der gleichen Ueberzeugung nach der andren Seite hinüberzufolgen. Vielleicht erklärt sich diese conciliante Gesinnung, welche die Sonne nicht nur über Gerechte scheinen läßt, ein wenig aus der Theilnahme, die man jedem ernsthaften Bestreben so gern entgegenbringt, und wir sind die Letzten, die Wechsler einen Vorwurf daraus machen möchten, daß er sich im Ganzen mehr anerkennend als ablehnend verhält. Die nothwendigen Abzüge zu machen, bleibt nach eigenem Ermessen jedem Leser unbenommen; keiner aber wird das Buch aus der Hand legen, ohne sich angeregt zu fühlen: denn es ist aus fleißigen Studien hervorgegangen, gibt ein sehr reiches Material und ist mit Liebe für den Gegenstand geschrieben. — Wir wollen noch hinzufügen, daß von Wechsler's phantasievoller Dichtung: „Der unsterbliche Mensch" (frei nach einer Sage von Maimonides) die zweite Auflage (in demselben Verlag) erschienen ist.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Vierte Auflage. Achtzehnter Band. Jahressupplement 1890—1891. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1891.

Kaum, daß vor noch nicht Jahresfrist mit dem siebzehnten, dem Ergänzungs- und Registerband, die vierte Auflage dieser großen Encyklopädie vollendet vorlag, so erhalten wir heute schon von der unermüdlich thätigen Verlagshandlung

das erste Jahressupplement, welches unser Wissen auf allen Gebieten bis auf den gegenwärtigen Augenblick fortführt. Rastlos wie die Zeit selber und immer in gleichem Schritt mit ihr sehen wir dieses Werk vorwärts gehen, und darin nicht zum wenigsten besteht sein Werth und seine Nützlichkeit. Denn daß, mit dieser außerordentlichen Leistung der Technik unbedingte Sicherheit der Information Hand in Hand geht, brauchen wir Diejenigen nicht erst zu versichern, welche die bisherigen Bände von Meyer's Conversations-Lexikon und seine Vorzüge kennen. Alles, von einiger Wichtigkeit, was im öffentlichen Leben des abgelaufenen Jahres sich zugetragen, findet hier übersichtliche Darstellung; die socialen und colonialen sowohl wie die Fragen der Schulreform werden sachgemäß erörtert — Entdeckungen und Erfindungen, Koch's Heilmittel und das rauchlose Pulver, Biographien berühmter Zeitgenossen, Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst — nichts ist unberücksichtigt geblieben, und nehmen wir die Fülle trefflicher Karten und Abbildungen (unter letzteren der meisterhafte Farbendruck: „Wolkenformen") hinzu, so dürfen wir sagen, daß dieser Supplementband des höchsten Lobes würdig ist und allen Betheiligten zur Ehre gereicht.

xl. **Deutsches Lesebuch für Mädchenschulen.** In drei Theilen für die Unter-, Mittel- und Oberstufe. Unter Mitwirkung des Fräulein Auguste Förster in Cassel herausgegeben von Director A. Ernst in Schneidemühl und Lehrer J. Tews in Berlin. Leipzig und Berlin, Julius Klinkhardt.

Dieses Buch bietet sich den Mädchenschulen an im Unterschied von denen, die bisher den Knabenschulen ebenfalls und zuerst dienten, und es erscheint ausdrücklich „mit Berücksichtigung des hauswirthschaftlichen Unterrichts". Es vertritt also eine Neuerung der Schule überhaupt auf der Grundlage eines zeitumgestaltenden socialen Unterrichtszweiges. Wozu die verstorbene einsichtsvolle Kaiserin Augusta einerseits ihre vaterländischen Frauenvereine, andererseits aber und vor Allem den thatkräftigen deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit unter L. Seyffardt und Fritz Kalle aufbot: die Einführung der praktischen Haushaltskunde in die Ausbildung von tausend, zehntausend, hunderttausend ärmeren Mädchen gleich nach der Volksschule oder schon in oder während derselben, — das zählt Director Ernst so gut wie Fräulein Förster in den vordersten Reihen, und es könnte demnach hier bei diesem ebenfalls besonders zeitgemäßen Gedanken eines eigenen Mädchen-Lesebuchs gleich der neue Gegenstand vollauf verwerthet werden, wenige Jahre nach jener Kaiserin-Idee. An der Ergreifung des Einen wie des Anderen werden wir deshalb sehen, wie freudig unsere Schulverwaltungen, mit dem Schicksal der heranreifenden Frauen in ihrer Hand, dem Fortschritt huldigen. Nicht bloß für ihre Zukunft, auch für die ihrer Männer und Söhne hängt zuviel davon ab, ob ein wirkliches deutsches Haus mit allen seinen Segnungen ihrer harrt oder die Schenke, die Straße und noch Weiteres. Die Arbeit des Herrn Ernst und Tews zeigt sich schon dem Durchlesenden als eine wahre That.

μ. **Die Abend-Haushaltungsschule** in Frankfurt a/M. als praktische Lösung einer socialen Aufgabe. Von Dr. Otto Kamp. Berlin, Otto Liebmann. 1890.

Die sittliche und sachliche Untüchtigkeit des Menschen, der ihm gestellten Lebensaufgabe gegenüber, das ist ohne Zweifel ein Hauptgrund vieler socialen Uebelstände, an deren Abstellung unser Geschlecht arbeitet. Wenn nun zu Tage tritt, daß Diejenigen, an deren Wirken das Wohl des Hauses, der Familie gebunden ist, die Frauen größerer Volksschichten, ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen sind, so wird sich kein Volkskenner wundern, eine ganze Reihe von Volkskrankheiten daraus hervorsprießen zu sehen; er wird aber auch nicht verkennen, daß hier die bessernde Hand anlegen, Heilerfolge für theilweise sogar recht entfernte Gebiete verspricht. Aus diesen Ueberlegungen heraus sind die sog. Haushaltungsschulen entstanden, die sich in dem Maße weiter ausbreiten, wie man einsieht, daß die Mütter des Arbeiterstandes thatsächlich nur zu oft nicht mehr in der Lage sind, ihre Töchter zu guten Hausfrauen heranzubilden, theils weil Mütter und Töchter durch eine ganz andersartige Erwerbsarbeit völlig in Anspruch genommen sind, theils weil die Mütter selber nicht mehr wissen, wie ein Haushalt richtig zu führen ist. Die Geschichte einer der zeitlich ersten Schulen dieser Art wird in dem vorliegenden Werkchen von dem Manne, der bei ihrer Gründung und Leitung ganz hervorragend betheiligt ist, in übersichtlicher, durchaus zuverlässiger Darstellung mitgetheilt, zu Nutz und Frommen aller Derer, welche anfangen, für ihre Umgebung die Nothwendigkeit eines solchen socialen Heilverfahrens einzusehen, und sich getrieben fühlen, Hand anzulegen.

βκγ. **Aus den Tiefen des Traumlebens.** Eine psychologische Forschung auf Grund eingehender Beobachtungen. Von Max Gießler. Halle, Pfeffer'sche Buchhandlung. 1890.

Die vorliegende Abhandlung führt uns in die Tiefen des Seelenlebens überhaupt. Bis in jene Tiefen, wo die Seele arbeitet, ohne ihrer Arbeit sich bewußt zu werden. Vorstellungen schwirren immerfort an uns vorbei, unbemerkt, unbelauscht; erst wenn die Apperception sie beleuchtet, treten sie „in's Blickfeld" unseres inneren Sinnes. Verwaschen oft und wenig klar am hellen Tage, wo tausend Lichter von draußen sie verdunkeln; glühend und farbig im Traum der Nacht. Jeder Gedanke und jedes Gefühl wird hier zum „Bilde". Jemand träumt, ein Reh überspringe ein gewaltiges Stacket; er wundert sich, wie das Thier ohne Springbein so etwas geleistet habe: und alsbald sieht er ein Zwittergeschöpf zwischen Reh und Känguruh vor'm Pförtchen sitzen. Ein Anderer hat Angst zu fallen; alsbald fällt er wirklich. Oft werden Abstrakta durch seltsame Konkreta wiedergegeben (u. a. S. 188). — Aber wie erklärt sich das Zusammenhangslose

vieler Träume? Gießler denkt daran, es befänden sich mehrere Vorstellungsreihen gleichzeitig in der unbewußten Seele; blitze nun Bewußtsein auf, so erhelle es bald ein Glied der einen Reihe, bald eins der andern. Mir scheint der Verfasser hier das Bewußtsein etwas gar zu räumlich aufzufassen; das Bild vom „Licht" der Apperception darf doch als Erklärung von Thatsachen nicht gebraucht werden; die Sonne scheint über Osten und Westen, gut, aber gleichzeitig vorhandene, abwechselnd bestrahlte Ketten von Anschauungen — ich kann mir wenig dabei denken. Ueberhaupt geht die plastische Phantasie dem Autor gelegentlich durch beim Erläutern unsinnlicher Vorgänge; doch was thut's? Dieselbe Phantasie hilft ihm, so bunt zu träumen und all seine Träume im Gedächtniß festzuhalten. Er benutzt deren vierhundert; viele sind äußerst lehrreich. Wie überhaupt die ganze kleine Schrift für den Psychologen instructiv und auch für den Laien recht anregend genannt werden muß. Möchten sich mehr Männer finden, die mit dem Vermögen, reichlich zu träumen, eine volle Beherrschung unserer philosophischen Methode verbinden! Möge vor Allem Gießler seine interessanten Studien fortsetzen!

*κγβ.* **Le problème.** Nouvelles hypothèses sur la destinée des êtres. Par Dr. Antoine Cros. Paris, Carré. 1890.

Frankreich wird religiös und idealistisch. Vielleicht gewinnt aus diesem Grunde Dr. Cros Erfolg und Anhänger mit seiner geistreichen und seltsamen Erneuerung des Platonismus. Die Ideen seines Werkes über das Welträthsel sind immerhin werth, auch in Deutschland gekannt zu sein. Wenigstens sehen wir nicht Hirngespinnste eines Unwissenden vor uns; Cros kennt die moderne Physik und Chemie und weiß, mit welchen Schwierigkeiten der Denker ringt, welcher sich ganz in die Atomistik hinein versetzen will. Wenn die Atome aus continuirlicher Masse bestehen, woher ihre Elasticität? Aber als Punkte gefaßt? da scheinen sie in Nichts zu zerlaufen; der Punkt ist doch schließlich bloß Grenze zwischen Linien, keine Existenz für sich. Cros löst die Widersprüche mit einem kecken Einfall: jedes Atom ist eine Welt. Diese besteht wieder aus Atomen, von denen jedes eine Welt ist, und so fort bis in alle Unendlichkeit des Kleinen. Unser Universum aber ist seinerseits ein Atom höherer Ordnung; das „All", dessen Theilchen es ist, bildet wiederum das kleinste Theilchen eines übergeordneten Alls und so fort bis in alle Unendlichkeit des Großen. — Wer schafft diese Welten? Die schöpferische Seele; denn außer der Seele gibt es nichts Schöpferisches. Sie schafft zwar nicht aus dem Nichts, wie Jehovah, aber sie gestaltet das Ungestalte. Jedes Atom hat seine eigene Seele; sie ist Gott für ihr Reich; Monade im Reiche oberer Ordnung. Einen absoluten Herrn „des siebenten Himmels" gibt es nicht. Nun ist der Fall möglich, daß eine Seele mit anderen Monaden verschmilzt, sich „incorporirt" — die Sache ist ein wenig mystisch! — und dadurch befähigt wird, das ihr übergeordnete Universum anzuschauen. Das nennt man „Geburt". Löst sich die Verbindung wieder, so kehrt die Psyche in ihre verlassene Königsburg heim, dort baut und bildet sie weiter, die Anregungen verwerthend, welche die höhere Welt ihr gab. Das ist der „Tod". Aus Tod wird Leben, aus Leben Tod. Hat eine Seele durch zahllose Wanderungen das All ihres Obergottes vollständig ermessen, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie diesem gleich wird, dann entstünde eine ganz neue Welt, die natürlich wieder Atom wäre in jenem höheren, nicht höchsten All, dessen Monade unser Gott ist. — Man sieht, Plato, Leibniz und Cros haben ihren Theil an dem System, dessen Einheiten vielfach geistreich, vielfach confus sind. Ob die Theologen davon erbaut sein werden? Und ob der Verfasser nicht am Ende auf den Solipsismus kommt? Wenn nun dieses Universum rings um mich her meiner Seele Reich wäre, nicht ihr übergeordnet? — Und ich, Ich wäre der Gott — und sobald meine Augen sich schlössen, verloderte all der Glanz? Wir haben so vielerlei gehabt in der Philosophie, nur noch keinen recht rückhaltlosen und phrasenlosen Solipsismus; es wäre hübsch, wenn wir ihn durch Antoine Cros bekämen.

*κγβ.* **Willensfreiheit?** Eine kritische Untersuchung für Gebildete aller Kreise. Von Dr. St. Kurt. Leipzig, W. Friedrich. 1890.

Der Determinismus wird gegen moralistische Einwürfe in Schutz genommen. Da diese alle Tage wieder auftreten, so ist es am Ende gerechtfertigt, alle Tage sie wieder zu bekämpfen. Das hat der Verfasser ganz geschickt gethan. Neue Gedanken liefert er nicht.

*ε.* **Christophe Colomb, les Corses et le Gouvernement français,** par Henry Harrisse. Paris, H. Welter. MDCCCXC.

Dieses höchst elegant ausgestattete, nur zehn Seiten Text und sechzehn Seiten Anmerkungen enthaltende Büchlein ist als literarische Curiosität einer sonst nicht vorhandenen Gattung zu bezeichnen. Mit Aufwendung einer Belesenheit, die zu dem behandelten Gegenstand in lächerlichem Mißverhältniß steht, widerlegt der Verfasser die in Corsica umlaufende, jeder Spur geschichtlicher Begründung entbehrende Sage, daß der Entdecker Amerika's und seine hervorragenden Gefährten nicht Genuesen, sondern in dem Städtchen Calvi (einem der fünf Arrondissementsorte des Departement Corse) geborene Corsicaner gewesen seien. Außerhalb der Stätte ihrer Entstehung dürfte diese Legende (welcher einige gute Patrioten und schlechte Musikanten Monographien gewidmet haben sollen) kaum irgendwo in der Welt bekannt geworden sein. Die Harrisse'sche Schrift gehört demnach in die Klasse literarischer Unternehmungen, welche in Frankreich als Versuche zum Einschlagen offener Thüren bezeichnet zu werden pflegen. — Das Vergnügen, sich gedruckt zu sehen, hat der Verfasser ziemlich hoch bezahlt. Die Ausstattung seiner Schrift könnte nicht glänzender bestellt worden sein, wenn sie ein Widmungsgedicht an fürstliche Personen enthalten hätte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Albert.** — La littérature française sous la révolution, l'empire et la restauration. (1789—1830). Par Maurice Albert. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1891.

**Bahr.** — Die Ueberwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von „Zur Kritik der Moderne". Von Hermann Bahr. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

**Beiträge zur Brandenburg-Preußischen Rechtsgeschichte.** II.: Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Holtze. Zweiter Theil: Das Kammergericht von 1540—1688. Berlin, Franz Vahlen. 1891.

**Belgrano.** — Pensamientos. Por Carlos Vega Belgrano. Primera u segunda Serie. Segunda edicion. Buenos Aires, Pedro Igon y Ca. 1891.

**Bewer.** — Bismarck und Rothschild. Von Max Bewer. 5. Auflage. Dresden, Verlag der Druckerei Gloß. 1891.

**Binder-Krieglstein.** — Geschichten zum Nachdenken von F. Binder-Krieglstein. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

**Cantoni.** — Un re umorista. Memorie del Alberto Cantoni Firenze, G. Barbèra. 1891.

**Courcy.** — L'Espagne après la paix d'Utrecht. 1713—1715. La princesse des Ursins et le marquis de Brancas, un grand inquisiteur d'Espagne à la cour de France, les débuts d'une nouvelle reine. Par le marquis de Courcy. Paris, Librairie Plon. 1891.

**Falke.** — Der Novize von Kremsmünster. Erzählung in Versen von Hans Falke. Zweite Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1890.

**Gesetze über das Urheberrecht** im In- und Ausland nebst internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. III. Leipzig, G. Hedeler.

**Gilman.** — Die Theilung des Geschäftsgewinns zwischen Unternehmern und Angestellten. Ein praktischer Beitrag zur Arbeiter- und Lohnfrage von O. P. Gilman. Umgearbeitet, ergänzt und eingeleitet von Leopold Katscher. Leipzig, E. Wartig's Verlag (E. Hoppe). 1891.

**Goette.** — Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807 bis 1815. Von Rudolf Goette. (Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert. Erster Band.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1891.

**Grand-Carteret.** — Crispi, Bismarck et la Triple-Alliance en caricatures. Par John Grand-Carteret. Troisième mille. Paris, H. Delagrave. 1891.

**Haym.** — Das Leben Max Duncker's erzählt von R. Haym. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). 1891.

**Hevesi.** — Ein englischer September. Heitere Fahrten jenseits des Kanals von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1891.

**Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke.** Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg (Hamburg). Dritter Band: Lyrische Gedichte. Volkslieben, Inhaltsverzeichniß und Register zu Bd. 1—3. Berlin, F. Fontane. 1891.

**Jacobowski.** — Funken. Neue Dichtungen von Ludwig Jacobowski. Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

**Kirchner.** — Buch der Freundschaft. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Halle a. S., G. Schwetschke'scher Verlag. 1891.

**Kobell.** — Ignaz von Döllinger. Erinnerungen von Luise von Kobell. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

**Langenhagen.** — Das Lied von dem Herrn von Falkenstein. Dichtung aus der Zeit der Everstein'schen Erbfehde von Heinrich Langenhagen. Leipzig, Richard Richter. 1891.

**Lautner.** — Wer ist Rembrandt? Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte. Von Max Lautner. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1891.

**Lehmann.** — Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Dr. G. O. Lehmann. Berlin, Otto Liebmann. 1891.

**Lenau und Sophie Löwenthal.** Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle herausgegeben von Ludwig August Frankl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

**Lübke.** — Lebenserinnerungen von Wilhelm Lübke. Berlin, F. Fontane. 1891.

**Madách.** — Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht von Emerich von Madách. Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor von Sponer. Leipzig, Otto Wigand. 1891.

**Mémoires du général Baron de Marbot.** I. Gênes. — Austerlitz-Eylau. Paris, Librairie Plon. 1891.

**Meyer's Konversations-Lexikon.** Vierte Auflage. Achtzehnter Band. Jahres-Supplement 1890—1891. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1891.

**Moreau.** — L'Hypnotisme. Étude scientifique et religieuse. Par L'Abbé P.-G. Moreau. Paris, H. Oudin. 1891.

**Niemann.** — Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Beitrag zur Förderung der Heimatkunde von Dr. F. L. Niemann. II. Band: Bis zur Vereinigung mit dem Herzogthume Oldenburg. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1891.

**Rodenberg.** — Franz Dingelstedt, Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

**Roeder.** — Junges Leben. Gedichte von Ernst Roeder. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

**Rosegger.** — Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1891.

**Rudow.** — Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Kultursprachen, übersetzt von W. Rudow. Wernigerode, W. Rudow. 1891.

**Schinz.** — Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngami-See und der Kalaxari. 1884—1887. Von Dr. Hans Schinz. Mit einer Karte, 18 Vollbildern und vielen Text-Illustrationen in Holzschnitt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1891.

**Schwetschke.** — Das Bismarcklied nebst Geburtstagsgrüßen und einem Willkommensgruß an Fürst Bismarck als Mitglied des deutschen Reichstages von Eugen Schwetschke. Berlin, Adolf Reinecke. 1891.

**Sorel.** — L'Europe et la révolution française par Albert Sorel. Troisième partie: La guerre aux rois. 1792—1793. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1891.

**Specht.** — Die Mystik im Irrsinn. Erwiderung an Baron Dr. Carl du Prel von Dr. Gustav Specht. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1891.

**Staudinger** — Im Herzen der Haussaländer. Reise im westlichen Sudan nebst Bericht über den Verlauf der Deutschen Niger-Benuë-Expedition, sowie Abhandlungen über klimatische, naturwissenschaftliche und ethnographische Beobachtungen in den eigentlichen Haussaländern. Von Paul Staudinger. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1891.

**Steudel.** — Das goldene ABC der Philosophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umriss" von Adolf Steudel. Neu herausgegeben von Max Schneidewin. Berlin, Friedrich Stahn. 1891.

**Struck.** — Geschichte der Grafschaft Schaumburg von Chr. Struck (Rektor). Rinteln, C. Bösendahl.

**Tolstoj.** — Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst. Von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen von August Scholz. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

**Torresani.** — Die Juckercomtesse. Roman aus der Gesellschaft von Carl Baron Torresani. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

**Trojan.** — Scherzgedichte von Johannes Trojan. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind.

---

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

# Ein Regentag.

Novelle
von
**Adalbert Meinhardt.**

„Herein! — Wer kommt denn bei diesem Wetter?" — Die junge Frau stützte den Arm auf die Seitenlehne ihrer Chaiselongue und bog den Kopf neugierig vor, dem Eintretenden entgegenzusehen, der langsam durch den großen Salon auf ihr Blumenerkerchen zuschritt. „Ach so, Sie sind es, Rosch . . ." und mit enttäuschter Miene sank sie in ihre Kissen zurück.

Der alte Herr beugte sich über die kleine Hand, die sie ihm lässig entgegenstreckte.

„Es ist wirklich edel von Ihnen," sagte sie gähnend, „daß Sie sich selbst von diesem unausstehlichen Regen nicht abhalten lassen, mir pünktlich, wie immer, Ihren Sonntagsbesuch zu machen."

„Wenn Pflicht und Vergnügen zusammentreffen . . ."

„Nun ja, ich weiß schon. Mir ist es übrigens sehr lieb, daß Sie gerade heute kommen. So können Sie Papa doch bezeugen, wie verlassen ich bin. Mein Mann ist, wie jedesmal, wenn wir uns zanken, zur Jagd gefahren. Und ich bin hier vollständig gefangen, weil wir nur ein Gespann besitzen. Papa soll sich endlich dazu entschließen, mir ein zweites zu geben. Sagen Sie es ihm, auf Sie hört er. Man muß ja verbauern oder ganz melancholisch werden, hier auf dem Lande an Tagen, wie heute, wo kein Mensch den langen Weg herausfinden kann."

„Außer einem getreuen Verehrer, den Sie aber, wie es scheint, nicht so recht zu der Gattung Mensch zu zählen geruhen."

„Sie? nein, gewiß nicht. Welcher gewöhnliche Sterbliche brächte es denn fertig — wenn er überhaupt groß genug dächte, bei diesem Regen sich einer armen Frau zu erbarmen — nach dem langen Wege in so makelloser Toilette zu erscheinen? Um das zu können, muß man eben ein Ritter aus der alten Schule, ein Chevalier de la Roche-Blanche sein."

„Meinen Sie?"

„Natürlich, ich weiß es. Wer von uns Bürgerlichen hier, meinen Mann nicht ausgenommen, besitzt nur ein Zehnttheil von Ihrem Anstand? Wir verkürzen Ihren Namen, alter Freund, machen uns gelegentlich lustig über Ihren schwarzen Frack und die weiße Cravatte am frühen Morgen, ohne die Sie noch Niemand sah. Und wir mißbrauchen Ihre Güte, aber am Ende — am Ende beneiden wir Sie doch Alle um die anererbte Würde des alten Adels, die kein Reichthum zu geben vermag."

Der alte Herr verbeugte sich stumm, die Hand auf dem Herzen.

„Machen Sie nicht Ihr fatales moquantes Gesicht, von dem man nie weiß, was es bedeutet, ob Sie sich oder Ihre Freunde verspotten. Im Ernste, Rosch, Sie sind mir ein Wunder. Ich denke oft darüber nach, wie ein Mensch von so vielen Talenten, mit Ihrer Erscheinung, von solcher Herkunft, dies Leben . . . . Wird die Arbeit nicht hübsch?" unterbrach sie sich selbst und hielt ihm ihre Stickerei hin — „es ist entschieden die beste Zeichnung, die Sie noch entworfen haben. Alle bewundern sie."

„Sehr hübsch. Aber wie vortrefflich Sie sticken. Das gibt meinem Werk erst die Vollendung. — Wollten Sie noch Etwas fragen, Frau Clara?"

„Ich? Nichts. Oder doch . . ." sie sah zu ihm auf, die Nadel mit dem seidenen Faden in der Rechten erhoben — „ich will Sie endlich einmal fragen. Und Sie sollen mir Rede stehen. Das können Sie thun zu meiner Zerstreuung. Sagen Sie's, Rosch, wie sind Sie hierher in unsere Stadt, wie in unseren Kreis verschlagen worden?"

„Ich fürchte, Frau Clara, das zu hören, würde Sie wenig unterhalten."

„O ganz gewiß. Ich liebe Romane. Und Ihre Geschichte muß sich anhören wie ein Roman. Wissen Sie noch, wie gern ich als Kind Ihnen immer zugehört habe? Sie nannten mich Ihren kleinen Liebling und hoben mich auf Ihre Kniee und begannen: Es war einmal . . . . Und dann war ich selig. Jetzt leider, nach zweijähriger Ehe, bin ich für Märchen zu alt geworden. Aber die Wahrheit zu erfahren, begehre ich desto mehr. Also, Rosch, weshalb wurden Sie nicht Soldat, wie die Adligen sonst? Weshalb nicht Dichter, Schriftsteller, Maler, da Sie doch zu Allem Talent besitzen? Seien Sie einmal offen. Habe ich Ihnen nicht Vertrauen bewiesen, haben Sie nicht um meine Liebe und um meine Verlobung gewußt, ehe ich sie dem Papa gestanden? Weshalb hüllen Sie sich in ein Geheimniß? Und wenn die Anderen alle Sie nehmen, wie Sie sind, ohne weiter zu fragen, ich bin Ihnen mehr, und ich will Sie kennen. Fangen Sie an: Es war einmal, vor manchen Jahren, weit, weit in Frankreich, ein edler Ritter, der wohnte in seinem stolzen Schlosse hoch auf dem schroffen, „weißen Felsen", von welchem er den Namen führte."

Um die bartlosen Lippen des alten Herrn zuckte wieder ein spöttisches Lächeln. Er fuhr mit der Rechten über das glattrasirte Kinn und über den Mund, als ob er es verbergen wollte. „Das wäre ein Märchen," sagte er leise. „Ich dachte, Sie begehrten die Wahrheit."

„Und die würde anders lauten?"

„Die Wahrheit, Frau Clara, wird nackt dargestellt. Doch die Maler schmeicheln ihr, wenn sie dieselbe als eine reizende Frauengestalt verführerisch

schildern. Denn sie ist häßlich, unerfreulich, alltäglich und platt. Würde man die wahre Geschichte erzählen wollen, man müßte etwa also beginnen: Es war einmal ein alter Schiffer, der trank und spielte, rauchte und fluchte in seinem kleinen Haus hier am Hafen, und er nannte sich: Hein Wittsteen."

„Nein!" — sie sah ungläubig zu ihm auf — „das kann nicht Ihr Ernst sein."

Er zuckte die Achseln. „Sie sehen, daß ich Recht behalte. Schon die Einleitung mißfällt Ihnen gründlich. Ersparen wir uns also das Weitere."

„Im Gegentheil, nun bin ich vollends neugierig geworden. Nun will, nun muß ich Alles wissen. Sie haben mir früher einmal gesagt, es gäbe nichts, was Sie mir abschlagen könnten, wenn ich Sie so recht darum bäte. Zwar weiß ich selbst nicht, weshalb gerade ich eine solche Gewalt über Sie besitzen sollte. Aber ich muß es doch einmal versuchen. Und so bitte ich Sie denn: Rosch, lieber alter Freund Rosch, thun Sie mir den Gefallen, zu meinem Troste an diesem grauen trostlosen Tage, erzählen Sie!"

„Wenn Sie es wirklich hören wollen .... Vielleicht ist es besser," sagte er seufzend, „daß ich einem Menschen mein Leben schildere, so wie ich es lebte. Morgen kann's aus sein. Meine Altersgenossen fast alle sind mir schon vorausgegangen. Den Nachgeborenen bin ich eben nur der Rosch, über den man lacht, weil es von jeher so Sitte gewesen, von dem man nichts weiß, als daß er schon seit Menschengedenken das wunderlich nutzlose Metier des Lustigmachers und Unterhalters betreibt. Aber, Frau Clara, es ist nicht lustig, was ich Ihnen zu erzählen habe. Zuvörderst also das Geständniß, daß jene vornehme französische Abkunft in das Reich der Fabel gehört. Ich bin eines Ewerführers Enkel. Ja, noch mehr, des alten Wittsteen einziger Sohn, zu schwächlich, um des Vaters Gewerbe fortzuführen, ward deshalb — Sie wollen es, und ich sage die Wahrheit — ward deshalb in die Lehre gethan zu einem ehrsamen — Perrückenmacher. Nachdem er allhier ausgelernt, ist mein Herr Vater auf Reisen gegangen, nach Paris und Wien. Es war, so viel ich davon weiß, in letzterer Stadt, wo er auf den Rath seiner Frau seinen gemeinen plattdeutschen Namen ins Französische übersetzte, wie es sich für einen Coiffeur besser schicken mochte. Aus Wittsteen wurde Roche-Blanche gemacht. Und wie die Sprache es forderte, setzte man den Artikel davor. Man hat sich eben nach dem Geist einer Sprache zu richten. Als mein Vater starb, und die Wittwe mit ihrer Kinderschar sich hierher wandte, wußten die Wenigsten, wer Madame de la Roche-Blanche sei, und daß sie das Haus des alten Wittsteen als seine Schwiegertochter bezog. Der Großvater war von dem Vertilgen des steifen Grogs schon recht unklar im Kopfe. Er starb bald darauf. Das baufällige Häuschen, das Hauptstück des kleinen Nachlasses, war schwer verkäuflich, so mußte meine Mutter hier wohnen, wie wenig sie Stadt und Nachbarschaft liebte. Daß die Leute sie für vornehm hielten, mit Respect behandelten, war desto besser. Sie that nichts dazu, die Nachbarn zu täuschen, doch auch nichts, um ihnen den Irrthum, der ihr recht bequem war, zu nehmen.

Meine Mutter ist eine kluge Frau gewesen, die sich in jede Lebenslage zu schicken verstand. Von Hause aus, als Elsässerin an zwei Sprachen gewöhnt,

wußte sie mit diesem geringen Pfunde, hatte sie sonst auch kaum Etwas gelernt, Wucher zu treiben. Sie muß einmal schön gewesen sein. Mir steht sie als eine hohe, stattliche Gestalt vor dem Geiste, aus dem feingeschnittenen, bräunlichen Gesichte schauen ihre großen, tiefdunklen Augen mich dummen Burschen voll Strenge an, und doch mit einer unsäglichen Liebe. Ich entsinne mich ihrer nicht anders als mit zwei dicken, zu beiden Seiten des Gesichtes aufgesteckten schneeweißen Locken. Ob der Schmerz um den Tod des Vaters, ob der Kummer über die ungerathenen Söhne ihr Haar früh gebleicht hat, ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt von ihrem Leben nur so viel, als ich aus gelegentlichen Worten und Andeutungen errathen konnte. Sie hat nie gern von sich selbst gesprochen. Als blutjunges Mädchen scheint sie in Paris in hartem Dienst gestanden zu haben, zur Zeit Napoleon's. Später ist sie mit der Mariabella, einer damals berühmten Sängerin, nach Wien gekommen und hat dort meinen Vater kennen gelernt, der die Diva coiffirte. Sie sprach stets Französisch, mit einer vollendeten Aussprache. Ihr Deutsch dagegen, das nur selten, im höchsten Zorn und bei außergewöhnlichen Anlässen zum Vorschein kam, ist immer das alte urwüchsige Elsässer Bauernpatois geblieben. Uns Kinder lehrte sie, daß wir durch den Namen Roche-Blanche höher als unsere Nachbarn ständen, demgemäß verpflichtet seien, uns besser zu führen. Die Fiction mochte ihr als Erziehungsmittel dienlich scheinen. Sie verfing aber bei den größeren Knaben deshalb nicht, weil diese den Großvater noch gekannt hatten. Und war es das alte Schifferblut, oder das leidige Wohnen am Hafen, die drei Aeltesten schlugen nach Wittsteen'scher Art.

Zwei von ihnen gingen zu Schiff und ließen nichts mehr von sich hören. Der Dritte, Baptiste, ein lustiger, wohlveranlagter Bursch, hat eines Tages bei einer Schlägerei am Hafen — ganz nüchtern war er vielleicht nicht gewesen — einen bösen Fall gethan. Man trug ihn der Mutter als Krüppel ins Haus. Zwölf Jahre lang hat sie ihn pflegen müssen.

Blieben noch die beiden Letzten, meine Schwester und ich. Die Nanette war ein sanftes, herzensgutes Geschöpf. Doch meine energische Frau Mama konnte schwächliche Menschen nicht leiden. Nanettens scheinbarer Gehorsam, ihre kleinen Flunkereien, ihre Dienstbeflissenheit gegen Fremde, ihre Freude am Schwatzen, das Alles war der Mutter unerträglich. Sie schalt mit dem Mädchen, war oft hart und ungerecht, schüchterte sie immer mehr ein, bis sie zuletzt ihr Vertrauen verlor.

Ich aber, der Jüngste, der Nachgeborene, war meiner Mutter Lieblingskind. Mon petit — so nannte sie mich noch zärtlich, da ich schon ein alter Mann war. War es, weil sie von Geburt an mich bemitleidet hatte, der ich den Vater nie gekannt, war's, weil ich ein hübscher Bursche gewesen bin — mit siebzig Jahren darf man das wohl sagen — sie gab mir alle Zärtlichkeit, die ihr stolzes Herz sonst so streng verschlossen hielt. Außerdem — vielleicht thut der Gedanke ihr Unrecht! — außerdem aber, so scheint es mir jetzt, gefiel es ihr, daß ich, der zu jung war, die Vergangenheit zu kennen, so lange Zeit buchstäblich an die vornehme Herkunft und unseren schönen Namen glaubte. Die Großen hänselten mich deshalb. Meine Schwester rief mich — wohlverstanden,

wenn die Mutter es nicht hörte: „Du, kleiner Marquis!" — Und der Baptiste, den ich auf seinem Schmerzenslager nur selten sah, sagte gar, wenn ich in seine Nähe kam: „Monseigneur, was verschafft mir die Ehre?" —

Und — ist es glaublich! — das schmeichelte mir. Selbst als ich schon ein großer Junge von zwölf bis vierzehn Jahren war und recht gut begriff, daß wir einfach Wittsteen hießen und nichts weiter, hielt ich mich doch noch für etwas Besonderes. Ich weiß heute aus Erfahrung, wie alle Kinder sich gern allein und auserwählt dünken. Die Ueberzeugung von meiner Vornehmheit war mir so tief ins Blut gedrungen, daß ich in Gang, in Sprache und Haltung mich als ein Chevalier de la Roche-Blanche bezeigte, ja, was weit mehr ist, daß ich mich immer wieder so dachte. Weil man aber meist auch für das angesehen wird, wofür man sich ausgibt in der Welt, so hielten mich meine Spielgenossen sämmtlich sehr hoch, und gerade die besseren zogen mich zu sich.

„Den kleinen Roche-Blanche dürft Ihr ins Haus bringen, er ist arm und hat doch gute Manieren; die anderen Jungen, mit denen Ihr wohl auf der Straße spielt, die laßt nur hübsch draußen." — So sprachen die Mütter. — Und wenn aus einem Patricierhause geschickt ward, ich solle zum Spielen kommen, dann lobte meine gute Mama mich und ermahnte mich, ferner brav zu sein. Das fiel mir nicht schwer. Ich war nicht, was man einen Duckmäuser nennt, noch ein Schürzenkind. Aber es stand mir einmal im Kopfe, daß ich berufen sei, ma mère zu der Stellung zu verhelfen, die ihr nach meiner Ansicht gebührte, für den Kummer, den die Brüder ihr zugefügt, sie zu entschädigen, sie angesehen, reich — was weiß ich! — sie glücklich zu machen. Knabenträume! — Doch hatten sie den einen Erfolg, daß ich mich um so fester in meine selbstgeschaffene Würde einhüllte. Als ein Roche-Blanche und Genosse reicher Kaufmannssöhne — so viel kannte ich die Welt schon — mußte es mir leichter fallen, dies Ziel zu erreichen, denn als ein armer Schifferbursch.

Damals übrigens waren die Stände nicht so streng geschieden wie heute. Es wohnten noch Alle im Innern der Stadt eng bei einander und kamen in tägliche Berührung. Wir kämpften unsere Schlachten an Sommerabenden auf der Straße mitsammen aus; wir kletterten in die großen Schuten, die unter den Speichern im Fleeth angebunden lagen, als wären wir dort in unserem Recht; und wenn wir dann in der Dämmerstunde uns, vom Laufen und Raufen ermüdet, auf die Stufen der hochaufgetreppten Häuser lagerten, ich obenan als der Höchste von Allen auf dem hölzernen Beischlag thronend, so horchten mir die Söhne der großen Handelsherren so andächtig, wie unsere Nachbarskinder vom Hafen. Sie alle glaubten unbedingt an die Tapferkeit und den Edelmuth der Chevaliers de la Roche-Blanche, deren Einer in jeder meiner Historien auftrat, mochte ich dieselben nun in irgend einem alten Schmöker, der Himmel mag wissen wo, aufgestöbert, oder selbst in meinem erfinderischen Kopf mir erdichtet haben. —

Ich lernte nicht viel. Um mich in eine Armenschule oder wohlthätige Anstalt zu schicken, war meine Mutter viel zu stolz. Für einen besseren, „standesgemäßen" Unterricht fehlten ihr, wie begreiflich, die Mittel. Lesen und Schreiben erwarb ich mir, ich weiß nicht mehr, wie; für ein gutes Französisch sorgte sie

selbst; von den Matrosen, die im Hafen sich gern mit mir beschäftigten, fing ich ein paar englische Brocken auf. Und außerdem gab unser Miether mir Zeichenstunden. Wir hatten nämlich das obere Stockwerk unseres Häuschens einem alten Ehepaar überlassen, das mich sehr liebte, da es selbst keine Kinder besaß. Bis ich mich in ihre „gute" Stube eingeschlichen, hatten die Beiden ihre zärtlichen, alten Herzen nur an ihre Kanarienvögel und ihre Hunde hängen können. Nun herrschte ich unumschränkt in denselben.

Der Mann war Künstler. Er hatte in Italien studirt, und diese Erinnerung verklärte sein Leben. Jetzt gab er Mal- und Zeichenlectionen. Doch wurden Unterrichtsstunden damals noch etwas schlechter bezahlt als heute, wo sie auch nicht ein Vermögen eintragen. So sah er sich, wenn seine Einnahmen nicht reichen wollten, gezwungen, für die kleinen Hafenschänken, die Cigarrenläden und Stores an den Kajen Aushängeschilder zu malen, die recht grellbunt und lustig sein mußten, daß sie den Seeleuten schon von Weitem verführerisch in die Augen stachen. Dabei nun benutzte er mich, um schadhafte Tafeln abzuholen, neue dafür fortzutragen und sonst mancherlei Gänge zu thun, bei denen er selber, der geachtete alte Lehrer, sich nur ungern blicken ließ. Und weil ich mich immer anstellig zeigte, ihm Stunden lang mit Wonne zusah, wie er pinselte, nie glücklicher war, als wenn ich unter seinem Fenster auf einem Schemelchen hocken durfte, ihm die Farben zu halten, nahm er mich vollends in seine Gunst auf und begann, mich zu unterrichten. Ich hatte eine glückliche Hand und lernte leicht. Mit vierzehn Jahren habe ich schon ein Oelbild gemalt, das wir Beide, der alte Georg Koch und ich, vortrefflich fanden. Es war sein eigenes Conterfei, wie er am Fenster seines kleinen Wohnzimmers saß, durch dessen Scheiben man ganz deutlich die Schiffe im Hafen erkennen konnte. Unter seiner Leitung begann ich alsdann meine Mutter zu porträtiren, Nanette, Frau Koch; Jeder, der mir in den Weg kam, mußte mir herhalten. Und bald war der Alte entschlossen, daß ich Maler werden solle, ein großer, berühmter, wie er selbst es einst erträumt.

Doch meine Mutter, die es ganz gern gesehen hatte, daß ich bei ihm lernte, schüttelte zu diesen Plänen ihren Kopf. — „Willst Du auch Abends Dir heimlich aus den Schifferkneipen die Schilder holen, sie frisch zu streichen?" fragte sie. „Dazu, mon petit, bist Du zu gut. Das ziemt sich nicht für einen Roche-Blanche." — So war ihr Refrain.

Was ich aber denn werden sollte, und was sich zieme für meinen Namen, das zu bestimmen, fiel ihr nicht so leicht. Von ihrer Jugendzeit her trug sie noch allerlei romantische Ideen im Kopfe. Die vornehme Welt, die im Hause ihrer Herrin aus- und eingegangen war, hatte ihr nur zu gut behagt. Je enger ihr Gesichtskreis jetzt schien, um so weiter reichten ihre Wünsche für mich. Miteinander entwarfen wir die herrlichsten Pläne, wie wir leben wollten, wenn ich erst ein Mann und reich sei. Nur über das „Wie", den Weg vom Thal bis zu jener luftigen Höhe, darüber waren wir einstweilen unklar, ich selbst so gut wie meine Mutter.

Nun begab es sich einmal wieder, daß in einem Patricierhause, einem der achtbarsten unserer Stadt, dessen Schiffe ich im Hafen sehr wohl kannte, eine

große Gesellschaft gegeben wurde. Die Enkel des Herrn Senators Wedeking waren meine liebsten Spielgenossen; zudem empfahl mich der alte Koch, der dort im Haus unterrichtete, und da der Abend der Bildung zu Gute kommen sollte, lud man auch mich mit etlichen Jungen gleichen Alters zum Zuhören ein. Es galt nämlich einem berühmten Pariser, membre de l'institut, Diplomaten und Dichter, der auf der Durchreise die Stadt berührte, zu huldigen. Man hatte eigens von Berlin, wo derzeit eine französische Truppe auftrat, einen jungen Schauspieler verschrieben, der aus den Werken jenes Fremden etwas declamiren sollte.

Die Gesellschaft, der Ehrengast vorn in der Mitte, saß erwartungsvoll da. Uns Jungen, die wir, in die Ecke gedrängt, ungeduldig des Anfanges harrten, ward schon die Zeit lang. Auf einem Tischchen standen auf erhöhtem Platze ein Licht und ein Glas Wasser bereit. Daneben lag aufgeschlagen das Buch, aus dem wir Etwas hören sollten. Ich schlich mich heran und guckte hinein. Ich kannte das Gedicht ganz gut, denn auf eine oder die andere Weise hatte ich immer gewußt, mir Bücher zu schaffen, und sobald sie französisch waren, fand meine Mutter an meiner Lectüre nie das Mindeste auszusetzen.

Aber der Schauspieler erschien nicht. Ich sah den alten guten Senator mit hochrothem Gesicht zwischen den Reihen seiner Gäste hin- und hergehen, sich verlegen entschuldigen. Eine Dame sang einstweilen, die Zeit abzukürzen, ein deutsches Lied.

„Wenn wir nur irgend Jemanden hätten, der das Zeug vortragen könnte!" flüsterte Herr Wedeking, der Sohn des Senators, dicht hinter mir seinem ältesten Knaben zu. „Euer Französisch ist leider auch nicht zum Anhören. Und meines erst! Es ist eine Blamage für unser Haus. Der Großvater ist außer sich. Wir können unmöglich eingestehen, daß der feine Mosjö, beleidigt, weil man ihn zu den Bedienten setzen wollte, auf und davon ging. Jungens! hat denn keiner von euch einen vernünftigen Einfall? Ihr solltet euch doch Mühe geben, dem Großpapa so gut wie mir aus der Verlegenheit zu helfen."

Da dreht sich Fritz, der zweite Sohn und mein ganz specieller Freund, zu dem Vater herum: „Der Rosch kann Französisch."

„Der Rosch . . . . wer ist das? — Ach Du, Roche-Blanche!" — aber der gute Herr schüttelt den Kopf.

„Ja sicher, Papa, der Rosch declamirt wie ein Schauspieler, der kann Alles," erklärt mein eifriger junger Vertreter.

„So? meinst Du wirklich?" — noch etwas zweifelnd — „freilich, er soll von Franzosen stammen. Junge! ich schenke Dir, was Du willst, wenn Du uns aushilfst."

„Ich will, Herr Wedeking, wenn ich es Ihnen nur gut genug mache," sage ich muthig.

„Nun denn, vorwärts marsch, aufs Podium, und zeig', was Du kannst!"

Bevor ich mich noch recht besinne, schiebt er mich hinauf. Und da stehe ich, neben dem Licht und dem Glase Wasser allein vor der großen, eleganten Gesellschaft. Der alte Herr mit all' den Orden, der gerade vor mir sitzt, blickt mich mit enttäuschtem Gesichte an. Der Herr Senator selbst scheint bestürzt,

einen Jungen in kurzer Jacke da oben zu sehen, und die Damen flüstern halblaut. Mich packt ein Bangen. Vor Allem mußte ich versuchen, mein Erscheinen hier zu erklären. Und das Buch, das ich schon ergriffen hatte, bei Seite legend, trete ich vor und bitte in ein paar höflichen Worten um Verzeihung für meine Kühnheit, da ich nur zum Ersatz für den plötzlich verhinderten Künstler eingesprungen sei, auf daß unser allverehrter Gast nicht ganz ungefeiert von dannen ziehe. Die kleine Ansprache hielt ich in meinem allerschönsten Französisch, in freier Haltung, wie meine Mutter, die einstige Begleiterin der Mariabella, mich gelehrt, zu gehen und zu stehen. Und war es nun, daß das lange Warten die Ansprüche schon herabgestimmt hatte, war es, daß meine Jugend die Gesellschaft überraschte und für mich einnahm, auf meine kurze Rede erhob sich ein lebhafter Beifall. Ermuthigt, begann ich das große Gedicht zu recitiren. Doch ich merkte bald, daß die schweren Alexandriner mit ihrem gewichtig pomphaften Ernst für mein junges Organ nicht recht paßten. Kurz entschlossen, klappte ich nach einem Absatz mein Büchlein zu, erklärte betrübt, ich sei nicht würdig, so Erhabenes vorzutragen, und begann statt dessen ein kleines, lustiges Scherzspiel zu sprechen, das ich selbst verfaßt, und unter Beihülfe meiner Mutter vor wenig Wochen dem alten Koch zu seinem Geburtstag aufgeführt hatte. Ich stellte darin einen jungen Cavalier dar, der, um sich zu bilden, von Paris zu Georg Koch in die Lehre kommt. Doch indem ich es heute wiederholte, wußte ich mit geschickter Wendung die Worte, die sich auf Jenen bezogen, in eine Huldigung für unseren Ehrengast zu verwandeln. Das gebrochene Deutsch, in dem ich mich auszudrücken hatte, machte Alle lachen. Die Kunststücke, die für meinen Lehrer bestimmt gewesen, paßten auch hier. Aus dem schwarzen Papier, das ich beständig bei mir trug, schnitt ich anstatt Koch's Porträt dasjenige der Excellenz aus. Und anstatt zu sagen, daß ich diese Kunst bei dem eminenten Maler im Fluge erlernt, erklärte ich, der Anblick des berühmten, großen Dichters habe mich zu derselben begeistert. Nun dieser Applaus! Man war entzückt. Vor Erstaunen über meine außerordentliche Leistung wußte die Gesellschaft sich kaum zu fassen. Der vornehme Gast nickte mir recht gnädig zu, doch schien er minder befriedigt als Alle. Seine Eitelkeit mochte sich weder von dem schwarzen Conterfei noch von der ganzen kindlichen Scene sonderlich geschmeichelt fühlen.

Am dankbarsten war jedenfalls der alte Senator, der Herr des Hauses. Nachdem er von Sohn und Enkel erfahren, wer ich sei, nahm er mich bei Seite, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und sprach wiederholt: „Hast's brav gemacht, mein Sohn, sehr brav, sehr brav.“

Dann, als die Gesellschaft ihr Ende gefunden, der hohe Gast fort war, und nach genossenem Eis und Champagner, dem wir Knaben in einem Nebenzimmer tapfer zugesprochen hatten, ich mich gleichfalls entfernen wollte, hielt er mich zurück: „Kleiner Franzos, he! hast Dich brav aus der Schlinge gezogen. Und uns mit Dir. Das muß ich Dir danken. Da nimm und kauf Dir was. Etwas Schönes. Hörst Du, kleiner Franzos, recht etwas Schönes!“

Und da ich, überrascht, noch zögern wollte, seine Gabe anzunehmen, stieß mich von hinten Freund Fritz in die Seite: „So nimm es doch, Rosch. Was willst Du Dich zieren? Der Großpapa beschenkt uns auch oft.“

Und Herr Wedeking selber, der Sohn des Senators, sagte freundlich: „Scheue Dich nur nicht. Mein alter Vater ist immer glücklich, wenn er Jemandem eine Freude machen kann. Und Du, mein Junge, Du hast es Dir redlich heute Abend verdient!“ —

Ich bedankte mich also, so höflich ich konnte, und empfahl mich zugleich. Meine Hand hatte ich fest zugedrückt, um nicht zu sehen, was ich erhalten. Doch fühlte ich trotzdem, daß es eine kleine, fein gearbeitete Münze sei. Also Gold. Und ich hatte es redlich verdient! Ich flog mehr, als ich ging, durch die dunklen Straßen, über die Brücken, am Fleeth entlang und stand vor unserer niedrigen Hausthür und riß an der Glocke, daß es durch die stille Nacht klang. Die Nanette schloß zitternd auf.

„Jean Louis, Du? O, wie bin ich erschrocken. Weshalb kommst Du so spät? wie darfst Du so laut klingeln! Denkst Du denn nicht daran, daß der Baptiste davon aufwachen wird? Und dann ist er morgen wieder kränker!“

Ich aber, ohne auf ihre bekannten Klagen nur zu hören, schlüpfte vorüber. Schnell wie eine Katze lief ich das kurze Treppchen hinauf, das zu der Hinterstube führte.

„Ma mère, ma mère, sind Sie noch wach?“

Sie saß wie gewöhnlich an ihrem Stickrahmen. Trotz ihrer schwachen Augen mußte sie immer sticken, Tag und Nacht, und meist die feinsten Haararbeiten, weil man sie ihr höher zahlte. — Bei meinem Eintritt schob sie das kleine Licht bei Seite und ihre Brille auf die Stirn, um mich besser zu sehen. Ich legte das Geld vor sie auf den Tisch. Es war ein Louisd'or. — „Das habe ich verdient,“ sagte ich, „und bringe es Ihnen, als meinen ersten Beitrag zum Haushalt.“ — Dabei warf ich mich stolz in die Brust, wie es meine Knabengestalt nur erlaubte, und blickte herablassend auf Nanette, die mit halb ungläubiger Miene daneben stand.

Meine Mutter schaute auf: „Verdient? verdient? Mein Sohn, ist das wahr? auf ehrenhafte, ehrliche Weise? Und bringst es mir, Dein erstes Geld! Das bin ich nicht gewohnt. Das erlebte ich nie. So willst Du eine Ausnahme machen, willst anders werden als Deine Brüder? In ihrem Alter darf Deine Mutter Trost und Unterstützung erwarten? Ah, Jean-Louis, mon petit, mon petit! so soll ich an Dir noch Freude erleben!“ Und die Frau, die sonst so hart schien, nahm meinen Kopf in beide Hände, und ihre heißen Dankesthränen fielen auf meine Stirn.

Spät in der Nacht ließ mich die Seligkeit noch nicht schlafen. In meinem Dachkämmerlein, unter dem dünnen Deckchen im Bett, lag ich und horchte, wie mein Herz mir klopfte. Was für zauberhafte Träume mir im Kopfe tanzten! Bald sah ich mich wieder vor einer Gesellschaft, wie ich declamirte, bald war ich selbst ein großer Künstler, der sich von Anderen vorspielen ließ. Oder noch besser, wenn ich gefeiert werden sollte wie die Excellenz heute Abend, dann würde ich mich schnell erheben, vor der glänzenden Versammlung meine eigenen Gedichte vorzutragen — es verstand das ja doch kein Anderer so gut! Und während Alle mir Beifall klatschten und Bravo riefen und Dacapo, würde ganz vorn, auf dem Ehrenplatz, meine Mutter sitzen, in seidenem Kleide, mit reichem Schmuck,

schön und stattlich wie keine Andere. Und sie würde lächeln: „Gut, recht gut!“ — und mit einem Kopfnicken zu mir hinüber sich zu ihrer Nachbarin wenden: „Es ist mein Sohn, mein kleiner Jean-Louis . . . .“ Ach, wie war ich selig, ich armer Junge!

Ich wußte noch nicht, daß aus diesen beiden Gefühlen, dem Hunger nach Beifall vor der Gesellschaft und der leidenschaftlichen Liebe zu meiner Mutter sich die Kette schmieden würde, die mich festhalten sollte.

Jener glückselige erste Abend des Erfolges war nur der Anfang. Wie es dann kam, daß der einen Vorstellung bald eine zweite nachgefolgt ist, welche Familie mich zunächst veranlaßt hat, auf das Podium zu steigen, was ich ferner geleistet habe, das Alles ist mir längst entschwunden. Aber Herrn Wedeking's gütige Worte: „Du hast es Dir redlich verdient,“ die begleiteten mich, sie rechtfertigten mein Unternehmen. Geld verdienen, daß meine Mutter ruhig schlafen könne, daß sie leben dürfte, wie sie es wünschte, das war mein Streben. Und dies war das erste und leichteste Mittel, das sich mir darbot. Ich schien noch zu jung für irgend eine bessere Stellung, hatte weder Ausdauer noch Kraft zu ernster Arbeit, besaß eben nichts weiter als gute Laune und das Talent, meine Umgebung zu unterhalten. Jene aber, die mich einluden und aneiferten, auf diesem Wege fortzufahren, ermangelten solcher glücklichen Gaben. Wollten sie sich von der Arbeit erholen, sich zerstreuen, so bedurften sie eines Führers, eines Menschen, der anders geartet, leichteren Geblüts war. Ich lieferte ihnen die Anregung, die sie brauchten, und sie bezahlten den lustigen Knaben. Es war ein sehr natürlicher Handel. Niemand sah etwas Entehrendes darin.

Schneller als man es denken sollte, gelangte ich zu einer gewissen Berühmtheit in unserer Stadt. — „Ihr müßt den kleinen Roche-Blanche auffordern,“ sagte ein vermöglicher Hausvater zu dem anderen, „wenn Ihr Leute bei Euch sehen wollt. Solch ein schmuckes Französlein versteht es besser als unsereiner, der müde vom Geschäft nach Haus kommt, die Gesellschaft in Stimmung zu bringen. Der gibt Euch die besten Ideen für Alles, macht Euch gleich ein halb Dutzend Entwürfe für die Tischkarte, die Toiletten der Damen; im Handumdrehen hat er Euch den ganzen Saal voll Menschen gezeichnet, wie sie sitzen und stehen sollen. Er ist der geborene maître de plaisir.“

Solche Lobpreisungen brachten mich weiter. Mein Stand und Name halfen noch mich zu empfehlen; die guten Leute fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, einen jungen Adeligen bei sich zu sehen. Wer konnte auch wissen, was künftig einmal aus mir werden würde? Ein Chevalier de la Roche-Blanche! Vielleicht war ich zu hohen Ehren berufen.

Und ich selber gab mir Mühe, meine Gönner zufriedenzustellen. Tag und Nacht dachte ich an meine Erfolge und war eifrigst bestrebt, mir noch mehr Talente für die Geselligkeit zu erwerben. Von der guten Frau Koch, der Gattin unseres Miethers, so krank sie zu der Zeit schon war, ließ ich mir auf ihrem klimperigen, alten Piano die Noten beibringen, von meiner Mutter kleine Lieder einstudiren — genau wie einst die Mariabella gesungen hatte. Meinen alten Lese- und Lerntrieb wandte ich nur noch auf solche Bücher, in welchen unterhaltsame Dinge, Räthsel, Schnurren zu finden waren, die ich vor der Gesellschaft

und zu ihrer Erheiterung vortragen konnte. So oft mir dann ein gewichtiges Päckchen mit dem Honorar für einen Abend zugestellt wurde, war meine Mutter jedesmal stolz. Der reiche Geber fügte dem Dank für ein wohlgelungenes Fest in seinem Hause wohl noch eine Entschuldigung bei, weil er es überhaupt gewagt, einem jungen de la Roche-Blanche die geringe Gabe als Zeichen der Dankbarkeit und zur Erinnerung anzubieten. Ich aber freute mich einfach des Geldes. Das ist sehr lange her.

Der einzige Mensch, der mit meinen schönen Erfolgen nicht einverstanden war, war Koch. Ich hatte über all' dem Vergnügen seine Zukunftspläne fast vergessen, ging nur in die Stunde noch, wenn es galt, mir für eine Costümzeichnung, eine Stickerei oder Decoration, die ich angeben sollte, seinen Rath einzuholen, und der Alte schimpfte gewaltig über meine heillose Lauheit. Darüber war seine Frau, die immer zu meinen Gunsten geredet, ihm gestorben; er brauchte weniger Geld als früher, gab das Schildermalen auf und konnte daher meines Beistands entbehren. Und nun traf es sich noch, daß einer seiner früheren Schüler vom Gymnasium her, der sich zum Maler bestimmt hatte, seine schon begonnenen Studien zu Düsseldorf aufgeben mußte, weil er sein Vermögen verloren, und sich, in die Heimath zurückgekehrt, einstweilen zum alten Georg Koch in die Lehre gab. Dieser junge Kunstbeflissene — nennen wir ihn Ferdinand — war um Etliches älter als ich, von sehr guter Familie, fleißig, gewissenhaft, voll Ehrgeiz, recht was man einen Streber nennt. Und er konnte dem Alten berichten, wie die Akademieprofessoren seine Strichführung gelobt, die er auf der Schule erlernt, bei Koch. Natürlich, daß dieser ihn in sein enthusiastisches Künstlerherz einschloß, mich mehr und mehr aus demselben verbannte.

Nun war ich aber in die Jahre gekommen, in welchen alle meine Freunde sich ihren Beruf wählten. Die meisten waren schon auf und davon, auf der Universität, in fernen überseeischen Ländern. Fritz Wedeking schrieb mir aus Japan, wie schön es dort sei, und redete mir zu, ihm nachzukommen. Ich hatte von jeher Reiselust. Aber wie und mit welchen Mitteln hätte ich dieselbe wohl befriedigen sollen?

Da sitze ich einmal in meinem Dachkämmerlein, — ein Frühlingstag war es, recht einer von denen, bei welchen sich das Herz in der Brust dehnt und sich sehnt, hinauszugelangen —, als Koch bei mir eintritt. Er fragt, was ich treibe, hört die Antwort nicht an, geht hin und her, betrachtet stumm das Bild meiner Mutter über dem Bett, an dem er selbst mir einst geholfen hatte, geht wieder auf und ab und bleibt endlich an dem Tisch stehen, an dem ich eben mich mühe, ohne rechte Begeisterung ein Hochzeitscarmen zu verfassen.

„Höre, Junge," platzt er heraus, „ich gönn' es Dir gar nicht. Denn Du verdienst es nicht mit Deiner Trägheit. Aber ein ehrlicher Kerl bin ich einmal. Und verschweigen mag ich's Dir nicht. Willst Du also noch Maler werden — jetzt ist der Zeitpunkt. Nämlich, daß Du es nur weißt, es ist mir ein kleines Versehen passirt. Will ich da neulich des Ferdinand Skizzen mit einem feinen Empfehlungsschreiben an die Gesellschaft von Kunstfreunden senden, die ein Stipendium zur Romfahrt ertheilt. Und was erhalte ich zur Antwort? Beide Schüler erscheinen recht fähig, sie mögen jeder durch eine größere Arbeit beweisen,

welcher mehr der Beihülfe werth ist. Als Thema sei ihnen der „Abschied" gegeben. — Beide Schüler! — Wie ich mir die Blätter ansehe, die man mir zurückgibt, da merke ich's erst: es sind mir zwischen Ferdinand's Sachen etwelche Hefte von Dir gerathen. Nun, das ist ein Zufall. Willst Du ihn nützen?"

Ob ich es wollte! Ein Stipendium, nach Rom fahren, Maler werden! Mir schwindelte vor so vielem Glück. Ich fiel dem Alten um den Hals. Ich lief hinunter zu meiner Mutter, ihr die herrliche Nachricht zu verkünden. Im Flur stolperte ich über Ferdinand und Nanette, die sich irgend etwas sehr Wichtiges zu sagen hatten, und berichtete ihnen meine Freude und erwartete wohl gar von ihnen Theilnahme und Ermunterung. In meinem Jubel dachte ich nichts als: „Fort! hinaus in die weite Welt! reisen! schauen! nicht mehr für Andere Vergnügen ersinnen, sondern für mich selber leben und genießen!" Ich ging umher in jenen Tagen wie ein junger Fürst, der sich gerade bereitet, seinen Thron zu besteigen.

Einstweilen mußte ich zwar noch, ehe ich die verlangte Prüfungsarbeit in Angriff nehmen konnte, mein Hochzeitsgedicht zu Ende bringen, auch die schon übernommenen Verpflichtungen für ein paar in den nächsten Wochen abzuhaltende Feste ausführen. Zum Malen fand sich sogleich nicht die Zeit. Mein Mitbewerber Ferdinand saß indessen schon eifrig im Atelier des alten Koch an einer gewaltig großen Leinwand, dem Abschied des Tobias. Es würde etwas ganz Herrliches, noch nie Dagewesenes werden. So berichtete mir mindestens Nanette, die mit dem neuen Hausgenossen — er war für die Zeit bis zur Entscheidung ganz zu dem Alten hinaufgezogen — überraschend schnell vertraut geworden. Ich selber konnte immer noch nicht zum Entschluß gelangen, wie ich den mir vorgeschriebenen Gedanken versinnbildlichen sollte. Ich sann und sann darüber nach, bis ich von ungefähr mein Bild in der Wirklichkeit vor mir sah.

Ich weiß noch sehr deutlich den Abend — oder vielmehr Morgen —, da ich, von jener Hochzeit kommend, den Kopf heiß von allem eingeheimsten Lobe, am Fleeth entlang ging, über die Brücke und stehen blieb und mir das Wasser ansah, den alten Krahn, die schon grünenden Linden, die Giebelhäuser, den Kirchthurm dahinter und mich fragte, wie das Alles wohl dreinschauen werde, wenn ich fort sei. Rom! Ich sehnte mich, es zu sehen. Aber Capitol und Forum mußte ich erst kennen lernen, wie sie mich. Dort in den großen Schuten im Fleeth hatte ich als Knabe gespielt, das gewölbte Holzdach des Krahns nicht ohne Lebensgefahr erklettert. Sie kannten mich so gut wie die Schiffer und die Speicherarbeiter hier unten, wie der Thürmer dort hoch im Kirchthurm, wie all die hübschen Mädchen und Frauen, die hinter den dichtgereihten Fenstern dieser Häuser noch im Morgenschlummer lagen, vielleicht von dem munteren Tanze träumend, den ich ihnen zur Nacht gespielt, den ich allernächster Tage ihnen zu Gefallen gern wieder aufspielen würde. Ja, wer würde denn für ihr Vergnügen sorgen, wenn ich nicht da war? Wie würden sie ohne mich fertig werden, sie Alle hier in der Gesellschaft? Sie — und erst die Meinen. Meine Mutter hatte in den letzten Tagen ihre alten Haararbeiten wieder aufgenommen. „Ich muß mich gewöhnen, mehr zu verdienen, wenn Du erst fort bist," hatte sie mit ruhiger Stimme zu mir gesagt. Kein Wort des Vorwurfs, kein Laut

der Klage. Ich wußte es aber doch, wie schwer es ihr fiel, mich gehen zu lassen, wußte es, weil es mir selbst so hart ankam. Konnte ich hier denn nicht Maler werden? Wozu mußte man erst nach Rom, um die Schönheit kennen zu lernen? War es hier nicht schön genug? Das berühmte Licht in der römischen Campagna, konnte es leuchtender sein, poetisch verklärender, weicher, als dieser goldschimmernde Frühsonnenschein, gedämpft vom Nebel über den Fleethen? Ich fühlte es ganz erst, wie sehr ich meine Vaterstadt liebte, wie innig die Menschen, wie heiß meine Mutter. Ich stand und starrte hinaus in den Himmel, in die Sonne, und sah mir wieder und wieder die Häuser an, das Fleeth und die Straße mit schwerem Herzen.

Aber dann ging ich eilig davon. Es drängte mich jetzt, das Bild, das mir so greifbar im Sinn stand, auf die Leinwand zu bringen, zu vollenden. Den Namen des Abschieds dachte ich zu rechtfertigen durch eine Männergestalt im Hintergrunde, die rückschauend noch ein letztes Mal die Heimath grüßte. Wenn nur erst die Prüfung vorbei, die Trennung überwunden wäre, deren Vorahnung mir das Herz so schwer bedrückte!

Da ich nach Hause kam und an der Zimmerthür meiner Mutter vorüberging, trat ich nicht ein, um von dem Anblick ihres stillen, bleichen Gesichtes mir den Muth nicht lähmen zu lassen.

Das Werk, das ich mit hastigem Eifer sofort begann, gelang mir über mein eigenes Erwarten. Ich merkte im Malen nicht nur, daß ich Etwas konnte, sondern auch, daß mir gerade diese Arbeit wundersam lieb war. Der alte Koch besuchte mich manchmal, stand hinter mir und sah mir zu, wie ich ihm früher, und schüttelte den Kopf und sagte: „Junge, woher hast Du das nur? Man fühlt förmlich die Wehmuth Deiner Abschiedsstimmung aus dem kleinen Bilde heraus.“

Mit jedem Tag ward mir freier ums Herz, konnte ich meinen Kopf höher tragen. Und so sehr nahm mir mein Werk die Gedanken in Anspruch, daß ich es kaum beachtete, wie alle Anderen in unserem Hause Tag für Tag stiller, bedrückter umhergingen.

So war ich beinah fertig geworden. Nur ein letztes Mal noch wanderte ich zu derselben morgenfrühen Stunde wieder durch dieselbe Straße, sie in Gedanken mit ihrem Abbilde zu vergleichen. Da ich heimkam, den Kopf erfüllt von Farben und feinen Lichteffecten, die ich noch verwerthen mußte, und eben die Treppe zu unserem ersten Stockwerk ersteige — die alten Stufen knacken und knarren —, da sehe ich Zwei auseinander stieben. — Wieder der Ferdinand und Nanette.

„Was habt ihr nur immer mit einander zu tuscheln?“ frage ich. „Und dann versteckt Ihr Euch, wenn ich komme; macht mich doch lieber zum Mitverschworenen.“

„Dich!“ — die Nanette wendet sich verächtlich von mir, das Tuch vor den Augen.

„Ja, mich. Willst Du mir nicht freundlichst sagen, was ich verbrochen habe, Deinen Zorn zu verdienen? Ich merke schon die ganze Zeit her, daß

Du irgend Etwas gegen mich auf dem Herzen trägst, und bin mir doch keines Unrechts bewußt. Am wenigsten eines, das Dich berührt."

„O Du!" schluchzt sie, „wie oft hast Du nicht sonst gesagt, Du würdest Alles thun für die Mutter. Und nun willst Du fort, und ich muß bleiben. Ja, und mich würde sie niemals entbehren, Dich aber ..... Sie weint jetzt jede Nacht durch."

„Die Mutter weint?"

„Gewiß. Du siehst und hörst ja nichts Anderes mehr als nur Dein Bild. Sonst hättest Du es längst gemerkt, wie es um uns zwei steht, daß hier der Ferdinand und ich ...."

„Nanette," flüstert er, „sei still, sei vernünftig. Du hast mir versprochen!..."

„Halt," fahre ich dazwischen, „ich bitte mir aus, daß Ihr Eure Geheimthuereien von jetzt an aufgebt. Ich bin der Bruder, wenngleich ein jüngerer, und habe für meine Schwester zu sorgen. Also, was gibt es?"

„Wir lieben uns," ruft sie, „begreifst Du's denn noch nicht? Wir hatten gedacht, uns heirathen zu können, wenn Ferdinand erst in Rom als Maler selbständig geworden. Aber nun bist Du dazwischengekommen. Und Dein Bild wird die Leute bestechen. O, Jean-Louis, mein lieber, bester, einziger Bruder, stelle es nicht aus. Thu' es für mich, für ihn, für die Mutter! Sonst wirst Du am Ende wirklich das Stipendium erhalten!" —

Das also war es. Ich schob die Schwester auf die Seite und nahm mir den Herrn Ferdinand mit auf mein Zimmer. Wenn das Stipendium ihm zufiele — das er kraft seiner Familienverbindungen sicher zu gewinnen gehofft, bis ich sein Nebenbuhler geworden —, hatte er gedacht, sofort nach Rom zu gehen, dort anfangs fleißig zu copiren, in ein bis zwei Jahren genug zu verdienen, um seine Braut heimholen zu können und alsdann in der großen Kunst das Größte zu leisten. Seine Sicherheit machte mir Eindruck. Vielleicht, dachte ich, ist er wirklich mehr Künstler als ich, und ich thue Unrecht, ihm die Lebensbahn zu durchkreuzen. Er sprach mit so fester Ueberzeugung. Ihn ängstigte kein bitterer Vorgeschmack künftigen Heimwehs, keine Sorge. Und Nanettens Lebensglück, und meiner armen Mutter Thränen .... Schließlich gab ich ihm die Hand: „Versuche es," sagte ich, „ich will Dir nicht im Wege stehen."

Als ich zu meiner Mutter kam — ich hatte den Beiden feierlich geloben müssen, das Geheimniß einstweilen zu wahren — und ihr mit ruhiger Miene erklärte, ich habe es mir überlegt, das Fortgehen fiele mir doch zu schwer, ich wollte fürs Erste noch hier bei ihr bleiben, da sagte sie leise: „Ah, mon petit, mon petit! wie soll ich es Dir danken, was Du an mir thust! Siehst Du, es wäre zu hart gewesen. Wenn ich Dich hätte fortlassen müssen, ich hätte nicht weiterleben können."

Nun, damit war's aus. Ich blieb, wie gesagt. Die Concurrenz fand nicht statt, Ferdinand schickte seinen Carton ein, erhielt das Stipendium, und ich dichtete, wie's mein Beruf war, ein passendes Festspiel zum Abschiedscommers. Doch habe ich hier gleich einzuschalten, daß von all' den schönen Dingen, die ich dazumal ihm prophezeit, wenig wahr geworden ist. Der Maler Ferdinand in Rom copirte fleißig, wie er geplant. Man hörte als guten Gesellschafter und

Cicerone zureisender Stadtgenossen seinen Namen häufig nennen. Sonst aber nicht viel. Die Heimholung der Nanette ließ auch auf sich warten. Als meine Mutter, bald nach des jungen Künstlers Fortgang durch einen Zufall doch von dem geheimen Einverständniß der Beiden erfuhr, ergoß sich all' ihr Zorn auf mich.

„Wie, Du glaubst an den glatten Menschen und seine Versprechungen? Du verstehst Dich auf Physiognomien so wenig, siehst es nicht, wie dieser Ferdinand nur sich fördern will? Nun, das gelingt ihm ja, wie ich merke. Nanette, das schwache, arglose Kind, schenkt ihm ihr Herz. Durch sie nimmt er Dich ein. Durch Deine Güte wird ihm das Stipendium. Mit dem Gelde läßt sich schon weiter streben. So wird er Stufe um Stufe erklimmen. Doch die, auf welcher er eben gestanden, wird er im Aufwärtssteigen verachten, von sich stoßen, zurück in die Tiefe. Und unsere Nanette, merke es Dir, die holt er sich nie. Dein Opfer ist umsonst gewesen."

Sie sollte, wie immer, Recht behalten.

Uebrigens ist's mit dem einen Versuch, einen anderen Beruf für mich zu finden, nicht gethan gewesen. Meine guten Freunde, Fritz Wedeking an ihrer Spitze, gaben sich redliche Mühe um mich. Er hatte als Knabe von jeher zu meiner Vortrefflichkeit hinaufgesehen. Jetzt, da er das erste Mal zum Besuch von Japan zurückkam, mochten ihm Reise und Entfernung den Blick für so manche Dinge erweitert haben. „Ist es wahr," fragte er, „daß Du es ausgeschlagen hast, nach Rom zu gehen und Maler zu werden? Rosch, alter Freund, das ist ja undenkbar! Du willst doch nicht Dein Leben lang vor diesen Philistern zu ihrem Vergnügen den Narren machen? Für einige Zeit mochte das ganz gut sein, als Du ein Knabe warst. — Aber für immer . . . Es wäre ein nichtswürdiges Metier. Noch dazu für einen Menschen, der so viel in sich hat wie Du!"

„Höre Fritz," gab ich zur Antwort — wir saßen in meinem alten Schlupfwinkel, dem Giebelkämmerchen unter dem Dach, das ich mit Skizzen und Bildern mir recht behaglich austapeziert hatte, und der Phylax, Fritzens steter Begleiter schaute aus seinen klugen Augen zu unseren Reden nachdenklich drein — „höre, ich bitte Dich, übe keine zu späte Kritik mehr an dem, was geschehen. Möglich, daß es übereilt war. Doch ist es geschehen. Wenn Du mir aber beistehen willst, aus meinem Leben noch etwas Besseres herauszuschlagen, als ich allein es zu Stande brachte, so nehme ich gern den Freundesdienst an. Nur eins: wie und was es auch sein mag, es darf mich nicht von hier entfernen, von meiner Mutter."

Und darin lag die Schwierigkeit. Erst von London aus, wo Fritz seines Vaters Haus vertrat, dann hier, als er sich selbständig machte, was hat er nicht Alles versucht, unternommen, mir zu helfen! Es ging auch Alles wohl eine Zeit lang. Ich führte die französische Correspondenz im Comptoir, ich schrieb für eine fremde Zeitung, ich bekleidete mehrere kleine städtische Aemter. Doch es wollte nie so recht fruchten. Ein jeder wirkliche Beruf erfordert ruhige Stetigkeit, die ich nicht besaß. Aehnlich wie dem Schauspieler, der bei seinen Gastrollen durch allzu vielen Beifall verwöhnt, sich nun für ein stehendes Publicum

nicht mehr Mühe geben mag, so erging es mir: ich that nur gern, was von aller Welt laut bewundert wurde. Ohne Lob wußte ich nicht zu leben, ich brauchte dessen immer mehr und mehr. Und auch des Geldes bedurfte ich dringender, als vor Zeiten, so einfach unser Haushalt war. Da der Baptiste nach langen Leiden endlich starb, erkrankte die Mutter, wahrscheinlich in Folge der Anstrengungen, die sie sich bei seiner Pflege zugemuthet. Und als die schlimmste Gefahr vorüber, und als wir meinten, aufathmen zu können, da erklärte uns der Arzt, daß sie den vollen Gebrauch ihrer Glieder niemals wieder erlangen könne. Sie, die bisher für Alle gesorgt, die mit der Arbeit ihrer emsigen Hände uns Kinder ernährt und aufgezogen, sie sollte fortan unfähig sein, sich nur zu bewegen. Hellen Geistes war sie wie immer, voller Antheilnahme für Jeden, rasch entschlossen, klug und klar. Aber sie war und blieb gelähmt.

Damals sind meine ehrgeizigen Knabenträume längst begraben gewesen. Immer beschäftigt, neue Feste und Vergnügungen zu erdenken, von allen Leuten in Anspruch genommen, um Rath befragt, kam ich mir selbst ganz wichtig vor. Fast unbemerkt bin ich so von dem einen in das andere Jahr hinübergelangt. Ueber mich und meinen Beruf ernster nachzudenken, habe ich nie die Zeit gehabt. Und als ich dann doch aus diesem Halbschlaf des Gewissens aufgeweckt wurde durch die einfache Frage: „Was sind Sie, mein Herr?“ — da ist es schon zu spät gewesen und mein Leben verspielt.

Weshalb ich gerade sie lieben mußte, die mich so fragte? Ich kann es nicht sagen. Ich stand nicht mehr in der ersten Jugend, ich hatte viele Frauen gekannt, schönere, glänzendere als sie. Aber noch jetzt, nach mehr als dreißig langen Jahren, fühle ich ein Zucken im Herzen, wenn ich jener Zeit nur gedenke.

Da ich sie zum ersten Male sah, saß sie an den großen Flügelthüren, die zum Garten geöffnet waren. Wie nun die Kinder, die mich jubelnd bei meinem Eintritt empfangen und zu ihrem Sitz hingezerrt hatten, damit ich die fremde, große Schwester kennen lerne, ohne mich ihr vorzustellen, weiterstürmten, hob sie erstaunt die dunklen Augen und wiederholte in fragendem Tone meinen Namen, den ich selbst ihr nennen gemußt: „De la Roche-Blanche? — das klingt ja französisch. Darf ich französisch zu Ihnen reden, ungescheut, wie zu einem Landsmann?“

Und ich: „Gewiß, gewiß, mein Fräulein. Ganz wie Sie es wünschen.“ — Das war Alles, was ich ihr zu erwidern wußte.

In der alltäglichen Umgebung, in dem bekannten, wohlhäbigen Hause dies zarte Wundergeschöpf zu finden, das überraschte mich so sehr, daß ich kaum begriff, was ich sagte. Erst nach und nach entsann ich mich, wie man mir früher von einer ersten Ehe des Hausherrn schon erzählt und von einem Kinde, das irgendwo „drüben“ geblieben war. Seit ich die Familie kannte, das heißt seit fünfzehn Jahren und mehr, lebten sie hier. Die Frau, eine Honoratiorentochter, die lustigen, derben Kinder, die allesammt mir zugethan waren, der ganze gutbürgerliche Zuschnitt des Haushalts, alles das stand in dem denkbar schärfsten Contrast zu dieser vornehm ätherischen und exotischen Erscheinung.

Sie schien das selbst ein wenig zu fühlen. „Ich will versuchen, hier heimisch zu werden," sagte sie. „Nun ich weiß, daß Jemand da ist, mit dem ich natürlich in meiner Sprache plaudern kann, wird es mir auch eher gelingen. Als die Kinder hier, bei meiner Ankunft aus Westindien, mich gleich so herzlich, so geschwisterlich empfingen, kam ich mir kalt und förmlich vor. Ich mußte meine Begrüßungsworte erst suchen, langsam übersetzen. Die neue Mama — sie ist so gut, sie hat verlangt, daß ich sie so nenne — wollte, um mir Freude zu machen, immer französisch mit mir sprechen. Aber ich litt es nicht. Denn nun schien mir's, als ob auch sie der trennende Nebelschleier verhülle, der mir so schwer vor den Augen lag. Nur mein Vater ist mir nicht fremd; der spricht zu mir mit einer Stimme, die mir vertraut und heimathlich klingt. Aber," fuhr sie heiter fort, „die Mama hat Unrecht gethan, mich zu überraschen. Warum sagte sie nichts davon, daß ich heute Abend in der Gesellschaft einen Franzosen treffen würde? Hat sie mir sonst doch alle Freunde, die kommen sollten, bei Namen genannt und genau beschrieben."

„Und keine von diesen Beschreibungen will auf mich passen?" fragte ich.

„Nein, keine! So müssen Sie wohl versuchen, sich selbst mir zu schildern, wenn wir auch noch nicht förmlich einander vorgestellt sind."

Ich erzählte ihr auf ihr Verlangen von mir und meinem Leben. Doch ich verwirrte mich dabei, stockte und wußte die rechten Worte nicht zu finden, ich, der ich sonst stets der gewandteste Redner, nie um eine Phrase verlegen war. Sie aber nickte verständnißvoll, als habe sie Alles sehr wohl begriffen. „Das gefällt mir von Ihnen, das ist recht, daß Sie Ihre kranke Mutter lieben und um ihretwillen am Orte bleiben. Sehen Sie, wie gut ich die Menschen kenne! Als Sie vorhin sich von den Kindern so lustig ins Zimmer zerren ließen, dachte ich's gleich, daß man Ihnen vertrauen dürfe. Aber noch Eins möchte ich wissen. Sie sehen mir anders aus, als die Leute sonst hier. Zwar, Sie sind Franzose. Aber doch .... Sind Sie denn auch Kaufmann, wie mein Vater und alle? Ich bin sehr neugierig, nicht wahr? Sagen Sie's mir, was sind Sie, mein Herr?"

Die Thür flog auf. Es erschienen zu gleicher Zeit etliche Gäste und die Hausfrau. Wie ich den Leuten dankte, daß sie gekommen, in unser trauliches Alleinsein so plötzlich hereingebrochen waren! Wie ich aufathmete, als sich nun Alle um das schöne Mädchen drängten, mich von ihr trennten! So war ich der Verpflichtung enthoben, auf ihre verfängliche letzte Frage eine Antwort zu geben, ihr sagen zu müssen, was ich sei. Was war ich denn auch? Zum ersten Male fragte ich es mich selbst deutlich.

Die Kinder hatten, da sie mich müßig abseits stehen sahen, ihre Rechte an mich wieder geltend gemacht. Sie zogen mich hinaus ins Freie auf den viereckigen erhöhten Altan am Ende des Gartens. Der Blick von dort schweift hinaus, weit bis über den Fluß. Drüben, im Duft am Horizont geht die Sonne zur Rüste. Es ist mild und warm. Die Nachtigall schlägt. Und der kleine Karl, der älteste, ein keckes Bürschlein und mein ganz specieller Freund, plappert mit seinem Kinderstimmchen mir etwas vor. Ich weiß nicht, was. Denn ich höre ihn nicht, und nicht den Vogel, und nicht die Menschen, die im

Garten lustwandelnd unter dem Altan vorübergehen. Ich höre nur, was ich selbst mir sage, laut, eindringlich, Alles übertönend: „Sei kein solcher Thor. Rede Dir nichts ein, was undenkbar wäre. Du hast nichts, bist nicht einmal frei. Und um dies Mädchen zu erringen, um zu ihr nur aufblicken zu dürfen, müßtest Du ein ganzer Mann sein und ihrer werth!" —

Es ist Nacht geworden. Die sorgsame Hausfrau hat vorgeschlagen, da es kühl ward, den Garten zu verlassen, und mich gebeten, ein wenig zu spielen, damit die Jugend tanzen könne. So sitze ich denn und hämmere meinen Walzer herunter. Aber nicht halb im Schlaf, wie wohl sonst. Heute zuckt es mir in den Fingern, und es saust mir in den Ohren, mein rascher Herzschlag gibt den Takt an. Fest habe ich mir vorgenommen, den Kopf nicht zu wenden. Aber ich weiß es doch genau, so oft sie hinter mir vorübertanzt. Und wie sie tanzt! Es ist ein Gleiten, ein Schweben, Wiegen, als trüge die linde Abendluft, die zu der geöffneten Thür hereinströmt, sie sanft und leicht, nach dem Klang der Musik dahin. Die anderen Tänzer halten inne, ihr zuzuschauen. Fritz Wedeking, sonst ein gewandter Ballherr, sieht derb und bäuerisch aus neben ihrer Elfengestalt. Da der Tanz aus ist, bleibt sie in meiner Nähe stehen, lächelnd, ohne jede Erregung, ohne Erhitzung, als fließe unter der silberweißen, mattschimmernden Haut das Blut so gleichmäßig ruhig wie vorher. Nur ihre Augen blicken heller, glänzender, als vor einer Stunde, unter den dunklen Wimpern hervor.

Und die Paare ordnen sich neu, und ich spiele weiter. Sie hat mich — ich fühle es — von der Seite ein paar Mal halb verwundert betrachtet. In der nächsten Pause, nachdem sie mit verschiedenen Herren, zuletzt mit dem Grafen Berg getanzt hat, einem jungen Attaché bei einer mitteldeutschen Gesandtschaft, kommt sie plötzlich quer durch den Saal zu mir herüber. „Sie haben sich nun lange genug für unser Vergnügen angestrengt, Monsieur de la Roche-Blanche," spricht sie und wirft Fächer und Handschuhe auf den Deckel des Flügels, „ich bin überzeugt, Sie selber müssen auch gern tanzen. Wenn sich sonst Niemand erbietet, für Sie einzutreten, so will ich's versuchen, Ihr Amt auszufüllen, tant bien que mal." — Und sie macht Miene, meinen Platz einzunehmen.

Zwei Stunden lang habe ich mir auseinandergesetzt, daß ich nicht wieder, wie vorhin, als ihresgleichen mit ihr verkehren will. Ich habe mir gesagt, daß ich eine Mauer zwischen ihr und mir errichten müsse. Aber bei dem ersten Ton ihrer weichen, verschleierten Stimme bricht die hohe Mauer zusammen. „Wenn Sie, Mademoiselle Claire, am Klavier sitzen würden, wie sollte denn der Tanz mich freuen? Lassen Sie mich ruhig spielen. So kann ich Sie mindestens tanzen sehen!"

Sie lacht. Sie ist es von jeher gewohnt, daß man ihr Schmeichelhaftes sagt, und sie hört es nicht ungern. Es ist keine Spur von Ziererei noch von falscher Scham in ihrem Wesen. „Oh, que vous êtes français!" sagt sie nur, indem sie gehorsam die Handschuhe wieder über die schlanken Finger streift.

Fritz Wedeking, der ihre Worte gehört hat, klopft mir auf die Schulter: „Ja, ja, der versteht es! Er kann ebenso gut Walzer spielen, wie auf Französisch Complimente drechseln. Ach, Fräulein Claire, hätte unsereiner nur von seinen Talenten ein Zehnttheil!"

Der arme Junge! Er verschlingt sie mit seinen ehrlichen Augen. Sie aber sieht ihn nicht und fährt fort, langsam an ihren Handschuhen zu nesteln. „Versteht Herr de la Roche-Blanche denn wirklich so Vieles?“ fragt sie, den Blick auf dieselben gesenkt.

„Alles!“ gibt Fritz überzeugungsvoll zur Antwort mit der alten bewundernden Anhänglichkeit seiner Knabenzeit.

Der Graf Berg ist herangekommen, sie noch um eine Tour zu bitten. Sie zögert. „Ich weiß nicht,“ spricht sie, „ob wir wirklich Herrn de la Roche-Blanche noch länger in Anspruch nehmen dürfen . . .?“

„Den Rosch?“ — Der junge Herr Graf ist mir nie sehr sympathisch gewesen. Obwohl er fremd war, hatte er von Anfang an mich mit dem verkürzten Namen gerufen, den mir die Jugendfreunde gegeben. — „Den Rosch? Mein gnädigstes Fräulein, wie mögen Sie nur seinethalben in Sorge sein. Er ist ja dazu eingeladen. Sein sehr beneidenswerthes Metier ist's, zu unserem Tanze aufzuspielen.“

Den Rosch! — Nur diesen ersten kurzen Ausruf hat sie erfaßt. Mit leiser Stimme wiederholt sie das Wort. Dem Grafen wie Fritz gibt sie mit entlassender Handbewegung zu verstehen, daß sie nicht tanzen will. Sie läßt sich auf den Stuhl neben dem Flügel sinken, blaß bis in die feinen, beweglichen Lippen, die sich fest aufeinander pressen. Den Blick hat sie von mir abgewendet und sitzt dort regungslos und starrt vor sich nieder.

Ich spiele weiter. Die Anderen tanzen.

„Also hatte Ihre Frau Mutter doch nicht vergessen, einen der erwarteten Besucher Ihnen zu beschreiben?“ so spreche ich mitten im Walzer, wo nur sie mich hören kann. „Schade, daß sie bei der Schilderung mich mit einem kürzeren Namen genannt hat, als ich selbst mich Ihnen vorstellen konnte.“

„Sind Sie's denn wirklich?“ fragt sie tonlos.

„Ja, Fräulein Claire, ich bin der Rosch. Wundert Sie das? Vordem hielten sich nur die Fürsten am Hofe ihre Gaukler und Narren. Die Welt ist demokratisch geworden. Doch die Bedürfnisse der Menschen sind im Grunde die gleichen geblieben. So hat sich diese gute Stadt denn auch ihren Spaßmacher angestellt. Und trägt er nicht mehr die Schellenkappe, noch das Kleid mi-parti, wie sein Vorfahr der Hofnarr, sein Stand ist, — er sollte das nie vergessen! — der alte geblieben. Trotz seines regelrecht schwarzen Fracks, trotz der hohen weißen Binde achtet man ihn gering, wie jenen.“ — So rede ich mit bitteren Worten, indessen ich die lustigen Weisen ertönen lasse. Und sie schweigt und sieht mich nicht an. —

„Was ist Dir, Jean-Louis?“ fragte mich am nächsten Morgen meine Mutter, als ich zum Frühstück bei ihr eintrat, „was hast Du gestern Abend erlebt, das Dich so ungewöhnlich erregte?“

„Ich! ich wüßte nicht. Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Dein Schritt auf der Treppe verrieth es mir. Wie sollte ich Deinen Schritt nicht kennen! — Wenn ich lange Nachts wach gelegen und Dich heimkehren höre, weiß ich immer, wie Dir zu Muth ist, ob froh oder trüb. Heute aber, — mein liebes Kind, was hat's nur gegeben? Ich habe kein Auge mehr schließen können.“

Arme Mutter! Ich beugte mich über sie und küßte ihre gekrümmten, machtlosen Finger. Und dann erzählte ich ihr und Nanette, daß es ein Abend gewesen wie alle, an dem ich viel zum Tanz gespielt hatte. Es war ein junges Mädchen da, die Tochter des Hauses, in die sich Fritz Wedeking, mein Freund, wie es schien, gleich beim ersten Anblick verliebte. Ich hatte noch lange mit ihm im Mondschein promeniren, seine Reden anhören müssen. Davon ward ich müde. Das war Alles. „Ich rathe Ihnen," so schloß ich, gegen die Mutter gewandt, „lieber zu schlafen, als auf den Ton meiner Schritte zu horchen. Sie hören, fürchte ich, sonst noch Dinge, die nicht sind."

Ma mère nickte nur still vor sich hin. „Du sprachst nie früher von jenem Mädchen?" fragte sie nach einer Pause.

„Nein, wie sollte ich? Ich sah sie nie früher."

„Nicht früher als gestern?" — Die alte Frau seufzte. Und wieder nach geraumer Weile, nachdem ich verschiedene häusliche Dinge mit Nanette verhandelt hatte, begann sie plötzlich: „Wie sieht sie aus?"

„Wer, ma mère? wen meinen Sie?"

„Das junge Mädchen, von dem Dein Freund so sehr entzückt war. Ich möchte gern etwas mehr von ihr hören. Und woher kommt sie?"

So mußte ich berichten, was ich selber zum Theil erst gestern erfahren hatte, wie Claire, die bei der Geburt ihre Mutter verloren, auf Guadeloupe bei ihren Großeltern geblieben war, bis diese kaum vor einem Jahr ihr starben, und sie inmitten des weitläufigen Besitzes ganz allein stand. Da hatte sie endlich dem Verlangen ihres Vaters nachgegeben und war mit Freunden nach Europa zu ihm gekommen.

„Also eine Creolin," sagte meine Mutter, „schön, reich und sehr stolz. Dein Freund, der sie liebt, er sollte sich hüten. Sie kann ihm bitteres Herzeleid bringen."

Mein Freund, der sie liebt, er sollte sich hüten .... Ich habe ungezählte Male mir meiner Mutter Wort wiederholt. Und dennoch ....

Als der Abend herankam, stand ich am Fleeth, vor dem stattlichen, hoch aufgetreppten Giebelhause, vor dem die breitästigen, duftenden Linden den alten Krahn überschatteten. Es lag in der Straße, welche schon einmal, als ich mein Prüfungsbild malen gewollt, in meinem Leben mir wichtig gewesen. Und ich zog an der Glocke, um mich zu erkundigen, wie der gestrige Abend den Damen bekommen. Das Dienstmädchen führte mich durch den gewölbten Flur in den langen Garten. Auf dem Altan am Ende desselben saß Frau Louise, ihren Jüngsten auf den Knien. Ueber die Brüstung beugte sich Claire und grüßte mich mit ihren dunklen Augen .... „Dein Freund, der sie liebt, er sollte sich hüten" .... Ich hatte das Wort vollständig vergessen.

Von da an sahen wir uns häufig, fast jeden Tag.

Ein Mensch wie ich, der ich zu jener Zeit zwar noch nicht der alte, doch immer der Rosch war, ein Halbgeschöpf, erschien den Eltern wohl kaum gefährlich, nur zur Unterhaltung des verwöhnten, der Zerstreuung bedürftigen Mädchens gerade geeignet. Manchmal, wenn ihre Mutter, Frau Louise, von Hausfrauenpflichten in Anspruch genommen, uns länger, als gewöhnlich, allein ließ, schüttelte

Claire selbst den Kopf. „Was für wunderliche Sitten Ihr hier zu Lande habt,“ sagte sie; „die Großmutter hätte das nie geduldet. Ich durfte mich mit keinem Herrn, ob fremd, ob bekannt, allein unterhalten. Es klingt wohl recht gut, so viel freier zu leben. Aber es ist eine trügende Freiheit. Hier muß man sich selber mit Schranken umgeben, vorsichtig sein, nachdenken, erwägen. . . . . Dort, unter der Großmutter ängstlicher Obhut war ich weit weniger gebunden als jetzt.“

Trafen wir uns dann in Gesellschaft, und bemühten alle Anderen sich um sie, so fühlte ich, wie über alle hinweg ihr Blick mich suchte. Sie schien zu wissen, was ich dachte. Wenn ich sie einmal meiden wollte, so sagte ihr Blick: Thu's nicht, es schmerzt mich. Dann war ich in der nächsten Secunde an ihrer Seite.

Unter allen ist mir ein Abend deutlich im Herzen haften geblieben. Wir befanden uns draußen auf dem Landhaus eines ihrer Verwandten, und ich hatte vorgeschlagen, daß die ganze Gesellschaft gemeinsam eine Fahrt auf dem Fluß unternehmen solle. Dabei kamen Alle in gute Stimmung, wir plauderten, lachten, vergaßen darüber, genau auf Richtung und Strömung zu achten, und fanden uns plötzlich festgerathen auf einer Sandbank. Trotz vereinter Anstrengungen gelang es nicht, das große, schwere Boot loszubringen. Da gab's kein Mittel als Geduld. Wir mußten eben die Fluth abwarten, die uns forttreiben würde. Die Zeit zu verkürzen, ward gesungen. Aber die Stimmen wollten nicht recht zusammenklingen, der Mond schien so träumerisch, es war auf dem Flusse so wundersam still, nach und nach verstummten die lustigen Lieder vor dem feierlichen Ernst dieser Nacht. Ich saß auf meine Ruder gelehnt, sah, wie das Wasser silbern blitzend an ihnen niederrieselte und hörte die Tropfen einzeln hinabfallen in den Strom. Ich hätte den Kopf nur zu wenden brauchen, um sie zu sehen, Claire. Doch wandte ich ihn nicht.

Graf Berg, der in ihrer Nähe saß, plauderte allerhand tolles Zeug. Sie ließ ihn reden.

Ich bemerkte auch, wie Fritz unruhig wurde. So oft er den Grafen um sie bemüht sah, packte ihn die Eifersucht. Und da er kein anderes Mittel fand, Jenen zum Stillschweigen zu zwingen, verlangte er, ich solle Etwas erzählen. „Haben Sie je den Rosch gehört, Fräulein Claire?“ fragte er; „nein, Sie können's nicht wissen, wie schnell er die Zeit verstreichen macht.“

„O ja, ich weiß es,“ sagte sie leise.

„Wenn er erzählt,“ fuhr Fritz eifrig fort, „dann denke ich mir, ich sei wieder zum Knaben geworden, der, anstatt gehorsam sein Pensum zu lernen, Abends aus dem Hinterfenster in den Hof hinabkletterte, über die Planke zum Nachbarn hinüber und dort durch den Thorweg. In der Straße saßest Du, Rosch, alle Jungen rund um Dich her, und ich hockte mich nieder, ganz klein, im hintersten Winkel an der Hauswand, daß mein Vater, der, aus einer Sitzung heimkehrend, vorüberging, mich nicht sehen sollte. Weißt Du, daß ich, um Deine Märchen zu hören, selbst etliche Prügel stillschweigend ertrug?“

„Sie sind ein guter Mensch, Herr Wedeking,“ sagte Claire zu ihm.

„Ein Märchen, ein Märchen!“ rufen die Anderen, „lassen Sie hören.“

Und ich erzähle ihnen, ganz leise, das Märchen von dem Königssohne, der sich in einen Stern verliebt. Er zieht aus, den Stern zu suchen. Und er wandert Tag und Nacht durch fremde Länder, öde Wüsten, über die Berge, ohne dem Himmel näher zu kommen. So gelangt er zuletzt an das Meer. Da hört sein Weg auf, er kann nicht weiter. Müde und traurig legt er sich schlafen. Es ist tiefe Nacht, als er wieder aufwacht. Er aber meint schon im Himmel zu sein. Denn neben ihm, aus dem feuchten Grunde blickt sein vielgeliebter Stern ihm traut entgegen. Da breitet er die Arme aus und stürzt sich vorwärts; das Sternlicht zertheilt sich, zugleich mit den Wellen, in die er hinabsinkt. Hoch über ihm aber am Himmel droben steht der Stern, so fern wie vorher, unerreichbar, unbeweglich, leuchtend und klar.

Der junge Graf Berg murmelt zwischen den Lippen, da ich geendet: „Recht hübsch, besonders für Kinder.“ Die Uebrigen schweigen. Sie bemerkten es nicht, wie die Fluth herankam, wie sie das Schiff hob, wie sie nun leise, während ich mit meinem Ruder die Richtung angebe, uns weiter trägt, dem Lande zu. Die Wellen glucksen und schluchzen heimlich um unsern Kiel. Still gleiten wir hin durch die schweigsame Nacht, voll unsäglicher Traurigkeit, voll unaussprechlich wonnigen Glücks.

Am Land, beim Aussteigen, liegt ihre Hand eine Secunde lang auf meinem Arm. Ich könnte die Hand an die Lippen ziehen, sie würde es dulden. Aber:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht . . . .

„Mein Märchenprinz ist ein vermessener Thor gewesen, nicht wahr, Fräulein Claire, scheint es Ihnen nicht auch so?“ frage ich.

Sie blickt mich an mit einem wunderlich erschreckenden Blick und gibt keine Antwort und geht ins Haus.

Am Abend spät, während sie mit ihren Eltern zur Stadt zurückfährt, wandern wir friedlich heim miteinander, Fritz Wedeking, der Phylax und ich. Jene zwei scheinen herzensfroh. Der Hund springt voraus, und sein Herr drückt mir immer wieder die Hand. Sie hat gesagt, er sei ein guter Mensch. Beim Abschied hat sie dem Phylax den Kopf gestreichelt. Das thut ihm wohl, fast als wäre es ihm selber geschehen.

„Siehst Du,“ sagt er, „die Anderen, die Alle ihre Schönheit bewundern, wissen ja gar nicht, wie sie ist. Als ich so im Boot saß und sie unbemerkt anschauen konnte, indeß Du erzähltest, habe ich es erst recht empfunden, wie ihr Gesicht die reine, stolze Seele spiegelt. Du mußt mir helfen. Denn ich weiß es, alter Rosch, Du verstehst sie. Und daß sie auch Dir so gut ist, von Anfang Dir entgegenkam wie . . . nun, wie sie es that, das war's, woran ich ihr Wesen erkannte.“

Ich hörte seine Reden und schwieg. Ihm nicht und nicht einmal mir selber durfte ich sagen, was ich fühlte. Die Leute um mich her sprachen täglich davon, wer wohl das schöne, reiche Mädchen heimführen werde, ob Fritz Wedeking, ob ein Anderer. Man befragte mich um meine Ansicht. Frau Louise, ihre gute Stiefmama, zog mich zu Rath, was ich wohl denke, wie Claire's Entscheidung fallen werde. Und selbst bis in unser stilles Häuschen war die Fama gedrungen.

Nanette, die ihr eigenes Hoffen längst eingesargt hatte, lebte auf, sobald sie von fern nur von der Verlobung einer Anderen etwas hörte.

„Ist es wahr," fragte sie, „daß Dein Freund Fritz das schöne Fräulein aus Westindien heirathen wird? und hörte ich recht, daß man die Verbindung erst bei dem Fest zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Firma Wedeking anzeigen will? Du mußt es doch wissen, Du ordnest ja Alles zu der Gesellschaft. Und passen denn die Zwei auch zusammen? und werden sie glücklich?"

Meine Mutter verwies ihr die Fragen. „Schwatz' nicht so, Nanette. Kannst Du Deine Neugier gar nie beherrschen! Was geht das uns an! Und wenn Jean-Louis etwas davon wüßte, im Vertrauen wäre, meinst Du, er würde uns es verrathen, was seinen liebsten Freund betrifft?"

Meine Mutter hatte seit jenem ersten Abend nie wieder des Mädchens erwähnt. Aber ich sah ihre forschenden Augen, die mir folgten, die sich um mich sorgten. Ich wich ihr aus. Und ich ging auch Fritz aus dem Wege, der von mir Rath und Beistand wollte, seinen Eltern, allen Fragern.

Das Fest bei den Wedekings gab mir den Vorwand, Claire weniger als bisher zu besuchen. Ich hatte zu thun mit Dichten, Einstudiren, Probiren. Wenn man eine Aufführung von etwa hundert Dilettanten zu ordnen und zu leiten hat, mag man von all' dem Hin und Her schließlich die gute Laune verlieren. Es konnte Niemand sich darüber wundern, daß ich zerstreut und abgespannt schien. Sie sah es auch wohl. Denn sie fragte mit keiner Silbe, weshalb ich fortblieb. Und wenn wir uns auf der Probe trafen, — ich hatte selbstverständlich auch ihr eine Rolle zutheilen müssen —, so lag Etwas trennend, wie ein Schleier von Fremdheit, zwischen uns Beiden. „Es ist recht so," sagte ich mir. „Und es muß so sein. Und ich habe es gewollt." — Aber das Herz in der Brust that mir weh, als hätte ich selbst mir's in Stücke geschnitten.

So kam der Tag heran. „Bei dem Fest wird es sich entscheiden," hatten alle Leute so oft gesagt, daß auch ich es glaubte. Bis zu dem Feste . . . . dachte ich selbst —, nur bis dahin mich tapfer halten, sie meiden, ihr nichts, was ich fühle, verrathen; — dann, — was dann kommen, geschehen sollte, das fragte ich mich nicht.

Und nun war der Abend da, und in dem kleinen Glasverschlage, der, abgetheilt von der alterthümlichen Kaufmannsdiele, ehedem wohl einem Aufseher als Sitz gedient, thronte ich und ließ die Truppen meiner Getreuen vor mir die Musterung passiren. Wir hatten, weil kein Saal des Hauses für unsere Aufführung reichen wollte, hier auf der Diele unsere Bühne aufgeschlagen. Die alte Treppe, die hölzernen Galerien im oberen Stockwerk ringsumher, auch ihnen war ihre Rolle in dem Stück zuertheilt. Und wie nun die Mitspieler Einer nach dem Anderen langsam die gewundene Treppe herunterkamen, in ihren Rococo-Costümen aus der Zeit vom Bau dieses Hauses, da gab das Ganze ein so treues, so buntes Bild, daß ich mit meinem eigenen Werk wohl zufrieden sein durfte.

Ganz zuletzt kam Claire. Sie war anders gekleidet. Als Fortuna sollte sie die Schlußworte sprechen. Sie trug weiße griechische Gewänder, deren weiche Falten ihre schlanke Gestalt umhüllten. Nur ein goldener Reif hielt ihr Haar

zusammen. Sonst war keine Farbe an ihr. So blaß erschien sie, wie ein Marmorgebild. Die Anderen alle hatten sich mir gezeigt, hatten verlangt, daß ich dies und jenes an ihrem Anzug noch ordnen solle. Sie ging gesenkten Hauptes vorüber. Und als Jemand von den Mitspielern fragte, ob sie sich nicht schminken lassen wolle, da sah sie auf und sah den Schminktopf, die Puderquaste neben meinem Platz. Es war mir sonst nie eingefallen, daß ich mich solcher kleinen Dienste, die ich als Regisseur, um mein Amt gut zu erfüllen, verrichten mußte, zu schämen hätte. Da ich ihren Blick auffing, schob ich die Friseurgeräthe auf die Seite, kam aus meinem Sitz heraus und machte mir auf der Bühne zu schaffen, nur um diesem Blick zu entgehen.

Aber zwischen den Coulissen traf ich auf Fritz. „Rosch, jetzt oder nie," sagte er hastig, „zeig', daß Du mein Freund bist, steh mir bei. Ich ertrag' es nicht länger. Ich kann nicht von fern stehen und es mit ansehen, wie Alle ihre Schönheit bewundern. Ich will endlich wissen, woran ich bin. Du mußt mir eine Gelegenheit schaffen, nur auf fünf Minuten mit ihr zu sprechen."

„Ich?"

„Natürlich. Bist Du nicht Regisseur? Schick' die Anderen fort. Du kannst es machen, daß ich mit ihr allein bleibe. Auch Dir muß dran liegen, daß dieser ungewisse Zustand ein Ende findet, daß wir erfahren, was sie im Sinn führt."

„Auch mir? Ja, Du hast Recht, Fritz, es ist so, auch mir ...."

Und dann habe ich die Beiden allein gelassen.

Die Diele füllte sich mit den Zuschauern. Unser Gaukelspiel begann. Ich hatte auf der Bühne zu thun, als Regisseur, Souffleur und Acteur, drei Rollen zugleich in einer Person. Sie sagten, ich hätte meine Sache vortrefflich gemacht. Ich weiß nichts davon. Was ich da spielte, sang und sagte, ich that es Alles im Traum, rein mechanisch. Nur einmal erwachte ich für eine Minute aus dem halb bewußtlosen Zustand: als auf sein Stichwort Fritz nicht erschien. So war's ihm mißglückt. Ich wußte es vorher. Aber jetzt .... Doch ich hatte nicht Zeit, es nur auszudenken. Wir mußten im Augenblick weiterspielen. Sie wunderten Alle sich, wie gelassen ich die Störung hinnahm und meine allerbeste Scene fallen ließ, ohne dem Deserteur nur zu zürnen. Ich zwang mich, meine Züge nichts von dem verrathen zu lassen, was in mir war. Und da sie endlich erschien und langsam die Stufen zu der Bühne hinaufstieg, da mußte ich ihr entgegengehen, ich konnte nicht anders, es war ein Fieber in mir, das mich antrieb.

„Dank," sage ich leise. Und sie blickt mich an und versteht mich.

Die Glocke gibt das Zeichen, der Vorhang theilt sich. Es ist das Schlußbild, Fortuna, welche dem guten Kaufmannshause, dessen Gründung wir soeben in dem Spiel mit angewohnt haben, Segen verheißt für künftige Zeiten. Die Zuschauer sind wie bezaubert von ihrem Anblick. In dem weiten Raum herrscht Schweigen. Und nun spricht sie mit ihrer weichen südlichen Stimme, mit dem lieblichen fremden Tonfall langsam und feierlich meine Verse. Die Leute applaudiren nicht nur, sie weinen und rufen und schreien. Der Vorhang muß sich wieder theilen, sie nochmals zeigen und noch einmal. „Roche-Blanche", rufen Alle laut, „Roche-Blanche, der Verfasser, der Regisseur!"

Und ich muß an die Rampe treten, mich verbeugen, neben ihr. Man ruft uns Beide. Seite an Seite stehen wir. Aber wir sehen uns nicht in die Augen. Sie hat das Füllhorn, aus dem sie dem Hausherrn und seinen Gästen die glückverheißenden Blumen gespendet, sinken lassen. Nur ein Blatt fiel noch heraus. Ich sehe es am Boden liegen und bücke mich und hebe es auf. Einen Augenblick ist es, als wollte sie etwas sagen, wollte mich hindern. Aber sie wendet sich und geht und läßt mir das halbverwelkte Blatt. Ich bewahre es noch heute.

Mit der Aufführung war aber der Abend noch nicht beendet. Es folgte, wie gebührlich, das Gastmahl und darauf der Ball. Ich habe bei dem einen getoastet, bei dem andern getanzt. Selbstverständlich getanzt nur mit Damen, die keine besseren Partner fanden. Es gehört sich das so für einen Festordner und alten Hausfreund meines Schlages. Claire war sogleich nach dem Souper, bei welchem ich sie nur ganz von fern erblicken konnte, fortgegangen. Fritz blieb unsichtbar. Ich harrte aus, bis zu allerletzt, wie es meine Pflicht war. Und zu allerletzt zog Herr Wedeking, mein bester und ältester Beschützer, durch dessen Vermittelung mir damals mein erstes Honorar geworden, mich auf die Seite.

„Hier, lieber Rosch. Ihnen verdanken wir diesen Abend. Sie sollen sich der fröhlichen Gründung unseres Hauses noch lange erinnern. Bleiben Sie uns ein Freund wie bis heute.“ Das große Couvert, das er mir in die Hände drückte, dünkte mich schwer, als hätte es statt der Banknoten Bleiklumpen enthalten. Aber ich konnte es ihm nicht vor die Füße werfen. Ich nahm es an, wie ich immer gethan.

Und dann lag ich zu Haus im Bett, in meinem Stübchen unter dem Dach, grade wie damals, vor so vielen Jahren. Nur ich war anders. Und die vier Wände schauten mich an mit anderen Augen. Und das Päckchen auf dem Tisch, dort neben dem Licht, das ich mir so redlich verdient, wie nur je eins früher, das machte mir diesmal Schmerzen statt Freude. Ich konnte nicht schlafen. Ich dachte auch nicht viel. Ich war nur todtmüde. In jedem Gliede, in jedem Finger fühlte ich das Blei, das Herr Wedeking mir gegeben. „Dies ist das Ende,“ sagte ich mir. Ich hatte alle die Wochen her nur bis zu diesem Tag gedacht. Nun war das Heute da, und ich wußte: nun ist Alles aus. —

Es dämmerte, als man bei mir klopfte, und Fritz Wedeking mit dem Phylax eintrat. Sie sahen Beide so übernächtig aus, wie ich mich fühlte. Der Hund schnupperte an dem Tisch mit dem Gelde und kam dann heran und legte seinen Kopf mir aufs Bett, mich mit den klugen Augen anschauend, als wolle er bitten für seinen Herrn. Der hatte sich ohne „Guten Morgen“, noch „Um Vergebung“ auf den einzigen Stuhl sinken lassen. Die Hände schlaff zwischen den Knien hängend, starrte er vor sich auf den Boden. Ich fragte ihn nicht, weshalb er gekommen.

„Rosch, alter Junge,“ begann er nach geraumer Weile, „sie will mich nicht.“

Ich nickte nur.

„Bist Du mein Freund?“

„Ich denke, ja.“

„Ich denke es auch. Gestern halfst Du mir, mit ihr zu sprechen. Das war nicht das Rechte. Heute mußt Du mehr für mich thun. Du sollst selbst zu ihr

gehen, ihr sagen, wie ich sie liebe, daß ich nur für sie leben werde, und nichts von ihr fordern, nichts als Geduld, ein wenig Geduld, sich lieben zu lassen."

„Das . . . ich . . ich . . . Ich kann es nicht, Fritz."

„Du mußt es, Rosch. Wenn Du mein Freund bist. Das gestern war nur ein halber Dienst. Nun fordere ich die andere Hälfte. Auf Dich wird sie hören, Dir vertraut sie, Du bist Franzose, Du sprichst ihre Sprache; sag ihr, wie ich's meine. Und — was redest Du da, Du selbst? — Alter Rosch, wenn Du ihr auch gut bist — wie Jeder sein muß, der sie nur sah, Du liebst sie ja doch nicht so wie ich. Und Du kannst sie nicht heirathen. Ich aber, ich weiß nicht, wie ich ohne sie noch leben soll. Wenn Du mir nicht helfen willst, dann . . . . Und, Rosch, ich denke doch, an meinem Tode würdest Du ungern Mitschuld tragen."

Sein unbegrenztes Vertrauen in unsere Freundschaft rührte mich. Ich wußte auch sehr wohl, daß wenn irgend ein Mensch auf der Welt, ich ihm helfen könne. So stand ich auf und kleidete mich an und ging. Der Phylax kam mit mir. Wollte er wachen, daß ich zum Besten seines Herrn, nicht gegen ihn handelte? Er folgte mir dicht auf dem Fuß die Treppe hinunter.

Im Flur hielt die Nanette mich auf: „Jean-Louis, die Mutter ängstigt sich die ganze Nacht schon. Sie hat Dich gestern heimkehren gehört, spät, mit so schweren, müden Schritten. Und nun gar seit Dein Freund hinausging . . . Komm zu ihr, ich bitte Dich, daß sie Dich sieht und weiß, was Dir ist."

„Ich kann nicht, Nanette. Sage ihr, sie solle nur ruhig sein. Wenn Alles vorüber ist, so oder so . . . dann komme ich."

So gingen wir durch die bekannten Straßen, der Phylax und ich. Mir war seltsam zu Muth. „Du kannst sie nicht heirathen," hatte Fritz zu mir gesagt. Aber schon allein das Bewußtsein, daß ich zu ihr ging, heute, jetzt, daß ich in wenigen Minuten Aug' in Aug' mit ihr sprechen sollte, erfüllte mir das Herz mit einem heißen, ungekannten Glücksgefühl. Es war ganz gut, daß der Hund immer neben mir blieb, als Mahner, in wessen Auftrag ich ginge.

Und freilich dort im Hause schien man mein Kommen in dieser Eigenschaft ganz natürlich zu finden. Frau Louise empfing mich mit verweintem Gesicht. „Wissen Sie's schon? Sie hat dem Fritz einen Korb gegeben, Fritz Wedeking, dem besten Menschen, dem liebenswürdigsten, reichsten, angesehensten jungen Mann in der ganzen Stadt. Was will sie nur? Sie hat auch den Grafen Berg abgewiesen. Gestern in der Nacht noch hat sie eine lange Unterredung mit meinem Mann gehabt. Als er zu mir kam, sagte er nicht, was sie gesprochen. Er kündete mir nur seinen Entschluß an, auf eine Zeit lang mit ihr und mir nach dem Süden zu gehen, die Luft hier bekomme ihr nicht. Denken Sie nur! Ist es nicht zu traurig? Fort von den Kindern, von meinem Hausstand! Ich liebe sie ja auch, gewiß. Und ich verstehe es ganz gut, daß mein Mann ängstlich ist, weil ihre Mutter, die ihm viel, viel mehr als ich war, so jung starb. Aber . . . . Mein guter, bester Roche-Blanche, Sie reden mit ihr, Sie sagen ihr Alles, nicht wahr? Sie gelten ja so viel bei Claire, wer weiß, vielleicht entschließt sie sich doch, den Fritz noch zu nehmen."

Frau Louise hatte mich bei diesen Worten in den ersten Stock geführt und klopfte an Claire's Zimmerthür. Sie lehnte am Fenster, als wir eintraten, schwarz gekleidet, wie ich sie während des ganzen Sommers nicht gesehen. Draußen ging ein scharfer Herbstwind, der die Bäume im Garten rüttelte, daß die welken Blätter in Wirbeln über die Wege hintanzten und an der Mauer des Altans sich zu gelben Hügeln häuften. Ihre Mutter sagte, daß ich gekommen sei, mit ihr zu sprechen, und bat Claire, mich ruhig anzuhören. Dann ließ sie uns allein.

Da Jene fort war, schwiegen wir Beide. Sie war in derselben Stellung geblieben, die Stirn an die Fensterscheiben gedrückt. Ich sah nur die feine Linie ihres Nackens, ihres verlorenen Profils. Ein unsinniges Verlangen, zu ihr hinzustürzen, wortlos meine Lippen auf ihren weißen Hals zu drücken, schnürte mir die Kehle zu.

Aber der Phylax war mitgekommen. Er knurrte leise. Ich sagte, was Fritz mir aufgetragen hatte, was ihre Mutter mir noch eben ans Herz gelegt. Und ich sagte warm, wie ich's konnte, was für ein guter, herrlicher Mensch Fritz Wedeking sei, welch treuer Freund und wie sehr geschaffen, eine Frau wahrhaft glücklich zu machen. Ich wollte mir nichts vorzuwerfen haben. Der Abwesende wäre zufrieden gewesen, hätte er vernommen, wie ich seine Sache vertrat.

„Was soll ich ihm sagen, Fräulein Claire?“ so fragte ich endlich, da mir keine Antwort wurde. „Er liebt Sie von Herzen und will es nicht fassen, daß so große Liebe nicht doch allmälig noch Erwiderung wecken sollte. Wenn Sie nicht bestimmte Gründe gegen ihn haben . . . .“

„Warum quälen Sie mich?“ sagte sie leise und kehrte das blasse Gesicht zu mir her. „Weshalb fragen Sie mich, was Sie wissen — so gut, wie ich selbst.“

„Claire!“

„Nun ja, es ist so. Wozu noch es leugnen? Wenn auch wir zwei uns Mühe geben, Versteckens mit einander zu spielen, hört es dadurch auf zu bestehen? Fritz Wedeking ist ein braver Mensch, und ich bin ihm sehr gut. Aber ich kann nicht seine Frau sein, weil . . . Weil ich dann jeden Tag, jede Stunde mit Einem zusammentreffen müßte, dem ich nicht gut bin, nein, den ich . . .

„Claire!“ schrie ich auf.

Sie sah mich voll und furchtlos an. „Soll ich's nicht sagen, daß ich Sie liebe? Weil Sie nicht den Muth haben, mir es zu sagen? Ich aber schäme mich mehr des Verschweigens, als meines Gefühls. Weshalb denn nicht ehrlich und offen aussprechen, was man doch denkt? Es wird freilich nicht anders davon, nichts erleichtert. Unser Leben ist das gleiche, als wäre das Wort ungesagt geblieben.“

„Doch nun es ausgesprochen ist und, — Claire, ist es denn wahr? Das Glück macht mich schwindeln! — Doch da es wahr ist, und Sie es sagen, nun habe ich Muth. Allein, still für mich, konnte ich leiden und schweigen. Aber da Sie . . . Fräulein Claire, wir wollen uns über das Gemeine erheben. Ich bin arm. Aber wir hängen nicht am Reichthum. Wir sind Beide stark genug und fühlen stark, um von den Vorurtheilen der Menge uns nicht niederbeugen zu lassen. Wir wollen, müssen glücklich werden.“

So sprach ich und noch viele andere, bewegliche Worte, wie sie das Herz eingibt, wenn man liebt.

Sie war vom Fenster fort getreten, näher zu mir und hörte mich an. Ihre seltsam klaren Augen schauten gerade in die meinen, als ob ihre innerste reine Seele zu meiner spräche. „Ja, wir lieben uns," sagte sie langsam mit der traurig verschleierten Stimme, „so tief, wie wir tief sind. Und so stark wir Beide lieben, so stark werden wir leiden müssen. Glücklich sein? Ist denn das möglich? Sie sagen, uns scheiden Vorurtheile, die es gelte zu überwinden. Wären es nur Vorurtheile! Aber was uns trennt, liegt in uns, in unserem Herzen, in unserem Blut. Und so lange wir leben und athmen, werden wir es nicht ausrotten können. Weshalb sind Sie zu mir gekommen, für einen Anderen um mich zu werben? Weshalb nicht für sich? Und ich, nach einer halben Stunde, da ich Sie zuerst gesehen, nach einer kurzen halben Stunde, wußte ich es nicht gleich sehr wohl, wie ich für Sie fühlen könnte? Da nannte man Sie mit dem richtigen Namen. Entsinnen Sie sich noch, wie ich erschrak? Vielleicht — hätte ich eine Mutter gehabt —, ich wäre wie andere junge Mädchen länger vor dem Ernst des Lebens behütet geblieben, hätte frei der Poesie in meinem Herzen folgen dürfen. Aber ich bin allein aufgewachsen. Wie sehr die Großmutter mich auch geliebt hat, sie konnte mich nicht davor schützen, daß ich selber sehen lernte. So habe ich es denn begriffen, was die Achtung der Welt gilt. Ein rechter Mann muß einen rechten Beruf erfüllen, — das lernte ich früh. Es ist zum Gesetz in mir geworden. Ich vermag diese Ueberzeugung nicht abzuthun, wie gern ich auch möchte. Ich fühle, daß ich darum leiden werde! Ich fühle es deutlich. Aber dennoch kann ich nicht anders. — Gestern, spät in der Nacht, bin ich noch zu meinem Vater gegangen, habe versucht, mir von ihm einen Ablaß zu holen. Aber er verstand mich nicht einmal. Den Rosch hast Du gern? nun ja, natürlich, eben deshalb solltest Du Fritz zum Mann nehmen, da seht Ihr Euch täglich, meinte er. So muß ich mir selbst, allein helfen und rathen. Der einzige Mensch, dem ich meinen Schmerz klagen, dem ich die Frage vorlegen dürfte, wie ich sie fühle, der mich verstehen, begreifen würde, der sind Sie. Und so frage ich Sie denn, sagen Sie's mir, der Sie mich lieben: wenn ich, die Tochter und Enkelin so vieler und ehrsamer Kaufmannsgeschlechter, die laute Stimme der Vernunft in mir überwinde, der lauteren in meinem Herzen folge, wenn ich den zum Manne nehme, den ich liebe, den Chevalier Jean-Louis de la Roche-Blanche, kann das ein Glück sein? für ihn, für mich, für . . . unsere Kinder? . . ."

„Nein . . ." sagte ich.

Und das war Alles. Und dann sind wir von einander gegangen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Da ich jenes Tages heimgekehrt, Fritz meine Beichte abgelegt hatte, während der Phylax tröstend mir die Hände leckte, da sprach mein Freund mit Thränen in seinen ehrlichen Augen: „Rosch, verzeih mir. Dein Loos ist härter. Meins will ich schon tragen."

Erst gegen Abend, — die Nanette war ausgegangen —, habe ich mich zu meiner Mutter hinabgeschlichen und mich auf das Schemelchen neben sie — meinen alten Knabenplatz — gesetzt. Ihr brauchte ich nicht viel zu gestehen.

Ihre gichtkranken Hände strichen leise, schmeichelnd, als sei ich noch ein kleines Kind, mir über Stirn und Haar und Augen: „Mon petit, ah mon pauvre petit, sei still, sage nichts, ich weiß ja schon Alles. Ich habe es lang, lang kommen sehen und ahnte, wie es enden würde. — Du bist zu gut, um glücklich zu sein.“ Nein, lassen Sie mich nicht mehr davon reden. —

Eine Zeit lang habe ich dann gegen mein Schicksal mich auflehnen wollen, versuchen wollen, aus meinem Leben etwas Besseres zu gestalten. Ich malte wieder, machte Pläne, dachte spät noch ein Künstler zu werden. Das währte nicht lang. Wir mußten ja leben. Und die Mutter war alt und Nanette kränklich. Wozu war ich gut, als für sie zu sorgen? So bin ich, fast ohne es selbst zu wissen, wieder in die gewohnten Bahnen hineingerathen und bin drin geblieben, bis auf diese Stunde: Hausfreund, Festordner und Sorgenbanner. Der gute Koch hat Schilder gemalt, wenn seine Börse allzu leer schien. Ich schreibe alsdann ein Hochzeitscarmen. Welcher Erwerb ist ehrenhafter? Es ist schwer zu entscheiden.

Und nun wissen Sie auch, Frau Clara, weshalb Sie von jeher mein Liebling waren, und weshalb ich Ihnen keine Bitte abschlagen kann: weil Sie jenen Namen tragen. Ihres Vaters schöne Stiefschwester, nach der Sie ihn führen, starb jung in Rom. Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Somit wäre meine Erzählung denn zu Ende. Gestehen Sie's nur, mein Leben hört sich nicht wie ein Roman an. Wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie es meinten. Zürnen Sie mir, meine liebe junge Freundin, daß ich Ihnen die Langeweile so schlecht vertrieb? Nicht wahr, Sie spotten wohl des Alten, der Ihren Wunsch allzu wörtlich nahm, Ihnen von seinem innersten Leben aufrichtig zu sprechen. Am Ende wäre Ihnen ein Märchen doch lieber gewesen? — — — —“

Er erhob sich bei diesen Worten. In dem Erker war es fast dunkel geworden. Der Regen schlug eintönig, wie vorher, an die Scheiben. Da der alte Herr sich dem Ruhebett nähern wollte, sah er die Stickerei, zu welcher er die Zeichnung entworfen hatte, am Boden liegen. Er nahm sie sorgsam auf.

„Frau Clara,“ sagte er leise, „warum geben Sie mir keine Antwort? Hat mein Geschick Sie so erschüttert? Ich danke Ihnen . . ., ich . . .“ Er bückte sich näher noch über das ihm abgewandte, halb in die Kissen vergrabene Antlitz der jungen Frau.

„Ah! so . . .“ Und das selbstverspottende Lächeln stahl sich wieder um seine Lippen, zuckte in den zahllosen Fältchen um Mund und Augen. „So, so, nun weiß ich doch, wozu es gut ist, wenn ein Freund am Regentage sich entschließt, aus seines Herzens verborgensten Kammern lang gehegte, geheime Schätze auf viele Bitten heraufzuholen. Seine alten Schmerzen dienen, den besseren Zeitvertreiber zu locken. Mit diesem trostreichen Sorgenstiller kann freilich kein Erzähler sich messen. Ihm muß ich weichen. Schlafen Sie wohl. Und träumen Sie glücklich!“

Und lautlosen Schrittes verließ er das Zimmer.

---

# Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinschaft[1]).

Von

**Wilhelm Wundt.**

Wenn heute aller Orten im Sachsenlande die Festfreude des Tages von aufrichtiger Verehrung und treuer Liebe ein laut redendes Zeugniß ablegt, so hat in besonderem Maße die Hochschule dieses Landes Anlaß, dankbar des edlen Monarchen zu gedenken, der, ein echter deutscher König, zu dem einst errungenen Lorbeer des Führers im Kriege den nicht minder hohen Ruhm eines Friedensfürsten hinzugefügt hat, dessen Theilnahme der Wohlfahrt seines Volkes auf allen Gebieten und insonderheit der Blüthe der Wissenschaften und Künste mit nie rastender Fürsorge zugewandt ist. Der Redner aber, dem die ehrenvolle Aufgabe geworden, nach akademischer Sitte durch einen wissenschaftlichen Vortrag allgemeineren Inhalts bei dieser Festfeier mitzuwirken, wird mehr noch als sonst bei solchem Anlasse bemüht sein, den Gegenstand, welchen er auf dem durch eigenen Arbeitsberuf ihm angewiesenen Felde zu suchen hat, zu der Gelegenheit des Tages in eine innere Beziehung zu setzen.

Indem ich daher, hochverehrte Anwesende, Sie bitte, mir zu einer kurzen Betrachtung über das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinschaft geneigtes Gehör zu schenken, will ich vor Allem betonen, daß es nicht die juristische, ja nicht einmal die rechtsphilosophische Seite dieses Problems ist, die ich zu erörtern beabsichtige, so sehr sich dieselbe bei der Erwähnung des Themas in den Vordergrund drängen mag. Vielmehr ist es ein anderer, bis jetzt wenig beachteter Gesichtspunkt, der mich selbst zu jener Frage geführt hat, und für den ich in dieser Stunde Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte. Dieser Gesichtspunkt ist der psychologische. In der That, die Frage, wie sich der Einzelne zu den Lebensgemeinschaften verhält, die ihn umschließen, zu dem Volke, zu dem Staate, denen er angehört, sie ist sicherlich, ich könnte vielleicht sagen, sie ist in

[1]) Rede, gehalten am 23. April 1891 zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen in der akademischen Aula zu Leipzig.

erster Linie eine psychologische Frage. Denn wenn es die geistige Natur des Menschen ist, auf der sein Wesen und die Art seiner Existenz vornehmlich beruhen, so wird diejenige Wissenschaft, die diese geistige Natur zu ihrem Objecte hat, auch zunächst über die Natur der Beziehungen Rechenschaft geben müssen, die in allen jenen Formen menschlicher Gemeinschaft den Menschen mit dem Menschen verbinden. Ist das Volk, das, durch Sprache, Sitte und Lebensanschauungen vereinigt, auf eine gemeinsame Geschichte zurückblickt und Geisteserzeugnisse von unvergänglichem Werthe sein eigen nennt, nichts als die Menge der Einzelnen, die zu ihm gehören? Oder kommt etwas Weiteres hinzu, das die Eigenschaften dieser Gemeinschaft erst möglich macht, irgend eine geistige Gesammtkraft, die nicht bloß als eine Summe individueller Wirkungen begriffen werden kann? Und ist der Staat, in welchem eine solche Volksgemeinschaft zu einer fest gefügten Organisation sich zusammenschließt, nichts als eine Vervielfältigung der nämlichen Verbindungen, wie sie der Einzelne mit dem Einzelnen zu beliebigen vorübergehenden Zwecken willkürlich eingeht? Oder ist auch er ein einheitliches Gesammtwesen, nicht minder selbständig und eigenartig wie der einzelne Organismus?

Daß Aufgaben, die wir angesichts des Widerstreits der Meinungen, der über sie besteht, zu den schwierigsten rechnen, einer weit zurückliegenden Zeit, die ihnen mit einfacheren Hülfsmitteln, aber auch unter einfacheren Bedingungen gegenübertrat, leicht lösbar erschienen, ist ein Schauspiel, das uns die Geschichte der Wissenschaft oft genug darbietet. Seltener mag es sich ereignen, daß wir heute nach langen Umwegen solch' früh gefundenen Lösungen wieder vor so manchen mühselig erdachten Theorien, die seitdem die Herrschaft behaupteten, den Vorzug einräumen, und vielleicht gerade deshalb einräumen, weil es einer unter einfacheren Voraussetzungen begonnenen Untersuchung leichter gelingen mochte, das Wesen der Sache mit raschem Blick zu erfassen, indeß den später Kommenden durch die Fülle der seitdem ans Licht getretenen Nebenumstände oder auch durch überkommene Meinungen das Auge getrübt wird.

Zu den Problemen solcher Art gehört, wie ich glaube, das vorliegende. Daß das Wesen der menschlichen Gemeinschaft nur auf Grund einer umfassenden Einsicht in die geistige Natur des einzelnen Menschen erkannt werden könne, und daß nicht minder die Eigenschaften des Einzelnen die Gemeinschaft als ihre nothwendige Bedingung voraussetzen, das ist kaum jemals wieder so treffend und klar ausgesprochen worden wie von demjenigen Denker, der die gesammten Welt- und Lebensanschauungen des Alterthums in einem geschlossenen, maßvoll alle wohlberechtigten Forderungen beachtenden System zur Darstellung brachte, von Aristoteles. Nicht seiner Logik und Metaphysik, die trotz der langen Herrschaft, die sie geführt, für uns längst überlebt sind, sondern zwei anderen Schriften dieses Philosophen möchte ich darum vor andern den Vorrang einräumen, weil die Grundgedanken, von denen sie getragen sind, mit gewissen Einschränkungen noch heute für uns eine lebendige Bedeutung besitzen. Das ist die kleine Schrift über die Seele, und das reifste Werk seines Alters, die Politik. Beide gehören zusammen; denn erst beide vereinigt geben einen vollständigen Begriff davon, wie der Mann, der in der Philosophie wie in der Staatskunst eines

Alexander des Großen Lehrer war, sich die Natur des Einzelnen, und wie er sich die der Gemeinschaft gedacht hat.

Sicherlich können für uns heute fast überall die Ausführungen der Aristotelischen Psychologie nicht mehr maßgebend sein. Sie erneuern zu wollen, wäre nicht weniger ein Anachronismus, als wenn man den Versuch machte, die physikalischen Lehren des Aristoteles in die heutige Physik zu verpflanzen. Aber wenn er auf den untheilbaren Zusammenhang aller seelischen Thätigkeiten, auf die gesetzmäßige Entwicklung der höheren aus den niederen, auf die innige Verbindung des seelischen Lebens mit den übrigen Lebensvorgängen hinweist, und vor Allem, wenn er das wahre geistige Wesen des Menschen in den Geistesthätigkeiten selber erblickt, nicht in irgend einer transcendenten Substanz, an der die seelischen Erscheinungen nur als vergängliche, dem wahren Wesen des Geistes fremde Schattenbilder vorüberziehen, so sind dies Anschauungen, zu denen heute die Psychologie nach langer Irrfahrt auf dem unsicheren Meer wechselnder metaphysischer Meinungen überall wieder zurückkehrt.

Ebenso sind wohl die meisten politischen Lehren des Philosophen unwiederbringlich dahin. Nicht bloß was er über die Betheiligung der Stände an der Regierung, über das Verhältniß des Bürgers zum Nichtbürger und Fremden, des Freien zum Sklaven sagt, widerstreitet unseren heutigen Rechts- und Humanitätsgefühlen, auch der enge Umfang des antiken Staats, der gänzliche Mangel jener mannigfaltigen Wechselwirkungen und freien Verbindungen der Einzelnen, die wir im Begriff der „Gesellschaft“ der staatlichen Gemeinschaft gegenüberstellen, machen seine Erörterungen für uns unanwendbar. Dennoch dürfte seine Grundanschauung vom Staate heute gar Manchem wieder allen den künstlichen Hypothesen überlegen erscheinen, die inzwischen zur Geltung gelangt sind. Vor Allem der Gedanke, daß es nicht zulässig sei, die staatliche Existenz aus irgend einem vorangegangenen Zustand abzuleiten, in welchem der Einzelne außer aller Gemeinschaft mit seinesgleichen gelebt habe, der Gedanke also, daß der Mensch von Anfang an ein „politisches Wesen“ sei, sowie der andere, daß der Staat nicht bloß um des Besitzes und der Sicherheit seiner Bürger willen existire, sondern daß er zugleich sich selbst Zweck sei, dazu bestimmt, gute und schöne Handlungen hervorzubringen, — diese Grundgedanken der Aristotelischen Politik werden jetzt mehr als früher Aussicht auf Zustimmung haben, nachdem allmälig die Erkenntniß sich zu regen beginnt, daß egoistische Nützlichkeitserwägungen ein allzu unsicheres Fundament sind, um auf sie die edelsten Triebe der menschlichen Seele zu gründen.

Lange und seltsam verschlungen freilich sind die Wege, die uns heute zu Anschauungen zurückgeführt haben, denen verwandt, die ein unbefangen die menschlichen Dinge in sich aufnehmender Denker vor mehr als zweitausend Jahren ausgesprochen. Als die Cultur des Alterthums sich ausgelebt und das Evangelium der Erlösung der trostbedürftigen Menschheit ein Ideal vor Augen gestellt hatte, das zu dem Ideal des lebensfreudigen Griechenthums in den stärksten Contrast trat, da mußte auch in den Anschauungen über Wesen und Werth des einzelnen Daseins und der Lebensgemeinschaften, denen der Einzelne angehört, jener Gegen-

satz zum Ausdruck gelangen. Die christliche Weltanschauung, die das sinnliche Leben nur als eine Vorbereitung auf das wahre Leben, das übersinnliche, gelten ließ, fand sich hier ungleich mehr als von den Aristotelischen Lehren von jener platonischen Auffassung befriedigt, welche die Verbindung des Geistes mit dem Körper als ein Uebel, als eine Gefangenschaft der Seele betrachtete, aus der sich diese zur ungetrübten Reinheit ihres vorzeitlichen körperlosen Daseins zurücksehne. Selbst als späterhin Aristoteles der unbestrittene Führer der mittelalterlichen Wissenschaft geworden, fügte man sich daher seiner Lehre vom Wesen der Seele nur unter Vorbehalten, welche die Gebundenheit der niederen Seelenkräfte an die Organe des Leibes auf das diesseitige Leben beschränkten. Unter den Lebensgemeinschaften aber hat in den Augen der mittelalterlichen Kirche nur eine einen bleibenden Werth: die Gemeinschaft der Gläubigen, die ohne Rücksicht auf politische Schranken den Gottesstaat, ein Abbild des himmlischen Reiches auf Erden, verwirklicht. Nur diese eine Gemeinschaft ist göttlichen, übernatürlichen Ursprungs. Alle weltlichen Staaten sind auf natürlichem Wege entstanden. Sie sind zu vorübergehenden Zwecken durch Verträge gestiftet, die, wie alle weltlichen Verträge, gelöst werden können, wenn jene Zwecke hinfällig werden. Das ideale Leben jedoch ist das staatlose Leben. Darum hat der Mensch im Paradiese vor dem Sündenfall staatlos gelebt, ebenso wie das künftige ewige Leben ein staatloses sein wird, das der Gesetze und Rechtsordnungen dieser Welt nicht mehr bedarf. Weltumstürzende Entwicklungen können sich nur in gewaltigen Gegensätzen vollenden. Sollte das Christenthum den einseitigen Glückseligkeitsbegriff der antiken Moral, sollte es den beschränkten Staatsgedanken der bürgerlichen Gemeinwesen des Alterthums überwinden, sollte es endlich der einzelnen Persönlichkeit als solcher ohne Rücksicht auf Stammes- und Standesunterschied ihren Anspruch auf sittliche Geltung sichern, so mochte das nur geschehen können, indem es Alles, was dem Griechen als gut und begehrenswerth erschienen war, für nichtig erklärt gegenüber den höheren Gütern, die es kennen lehrte. Aber daß die Verneinung des wirklichen Lebens, zu der auf solche Weise die christliche Philosophie unaufhaltsam getrieben wurde, allmälig sich selbst aufheben, daß sie, rücksichtslos zu Ende gedacht, zum Gegentheil dessen führen mußte, was sie erstrebte, das ist nicht bloß, Aller Augen sichtbar, in der wie ein unabwendbares Verhängniß um sich greifenden Verweltlichung der mittelalterlichen Kirche zu Tage getreten, sondern das ist wohl noch in manchen andern Erscheinungen zu spüren, die, der verborgeneren Entwicklung wissenschaftlicher Anschauungen angehörend, der Beachtung mehr zu entgehen pflegen. Zu diesen Erscheinungen gehört auch, wie ich glaube, die merkwürdige Thatsache, daß die von der kirchlichen Philosophie zum Schutze ihres transcendenten Systems geschmiedeten Waffen in dem folgenden Zeitalter, gegen dieses System gekehrt, in die wirksamsten Hülfsmittel einer völlig verweltlichten naturalistischen Lebensanschauung sich umwandelten.

Als im 16. und 17. Jahrhundert der neu sich regende Forschungstrieb auf allen Gebieten mit den Resten der mittelalterlichen Scholastik aufräumte, als von dem Gebäude der aristotelisch-scholastischen Physik und Metaphysik kein Stein mehr auf dem andern geblieben war, da retteten sich gerade jene zwei Bestand

theile des kirchlich-philosophischen Lehrgebäudes, die sich auf das anthropologische und auf das sociologische Problem beziehen, ihren wesentlichen Grundgedanken nach unverändert in die neue Zeit. Hatte aber die mittelalterliche Metaphysik die Gebundenheit des Geistes an den Körper im Sinne der Beziehung aller irdischen Dinge auf die übersinnliche Welt als eine vorübergehende Gefangenschaft betrachtet, aus der erlöst zu werden die Hoffnung der duldenden Seele sei, so wurde der weltlich gesinnten Philosophie der kommenden Jahrhunderte dieselbe Vorstellungsweise zu einem willkommenen Werkzeug, um die anthropologischen Begriffe in jene mechanische Weltanschauung einzufügen, die unter dem Einflusse der bahnbrechenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen zur Vorherrschaft gelangt war. Freilich galt dieser Zeit der Körper nicht mehr als ein von der Seele widerwillig erduldetes Gefängniß, sondern Körper und Geist traten mindestens als gleich reale Substanzen einander gegenüber, und in den Vorstellungen über die Wechselwirkungen derselben lag das Uebergewicht so sehr auf der Seite des körperlichen Geschehens, daß der Seele höchstens noch die Rolle eines Atoms von specifischen inneren Eigenschaften zufiel, das gleich den materiellen Elementen, an die es gebunden, der universellen mechanischen Gesetzmäßigkeit unterworfen sei. Begreiflich daher, daß man von diesen Vorstellungen aus leicht zu der Annahme gelangte, das geistige Leben selbst sei nichts als ein Spiel mechanischer Bewegungen. Hatte so der Alles überflügelnde Aufschwung der mechanischen Physik seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts materialistischen Anschauungen Vorschub geleistet, so bot nun aber gerade jener transcendente Begriff des Geistes, welcher dereinst aus der Verneinung der sinnlichen Welt entsprungen war, auch dieser verschieden gearteten Zeit das Hülfsmittel dar, um mit den Forderungen des Glaubens sich abzufinden. Die immaterielle unsterbliche Seele — so erklärten ein Francis Bacon, ein Pierre Gassendi und manche Andere — die unsterbliche Seele entzieht sich unserer Erkenntniß: diese hat es allein mit der sinnlichen Seele zu thun, die nothwendig selbst ein sinnliches Wesen ist.

Nicht anders übernahm in den Vorstellungen, die über die Bedeutung der staatlichen Gemeinschaft zur Herrschaft gelangten, die neue Zeit das Erbe der mittelalterlichen Kirche. Vergebens hatte schon im 14. Jahrhundert das Streben der staatlichen Gewalten nach unabhängiger Machtentfaltung die platonische Idee, daß der Staat ein lebendes, organisch gegliedertes Wesen sei, wiedererstehen lassen. Vergebens suchte in ähnlichem Sinne späterhin die deutsche Reformation dem Worte, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, Geltung zu verschaffen. Aus der Wissenschaft verschwand der Gedanke, der Staat sei das Werk eines zwischen Menschen geschlossenen Vertrages, nicht wieder, und bald überwand er siegreich alle anderen Anschauungen. Aber darum handelte es sich nun nicht mehr, diesem um vergänglicher Zwecke willen geschaffenen Menschenstaat einen Gottesstaat gegenüberzustellen. Als Thomas Hobbes seine Idee der Staatskirche entwickelte, da forderte er vielmehr die unbedingte Unterordnung der letzteren rückhaltlos mit den cynischen Worten: „Religion ist was der Staat zu glauben gestattet, Aberglauben was er verbietet!“ Das treibende Motiv dieser neuen Staatstheorien war es daher, eine Rechtsgrundlage für die Oberhoheit des Staates zu schaffen, die nicht auf irgend einen übersinnlichen Ursprung zurückführte, sondern

das „Corpus politicum" als eine ebenso naturgemäße Schöpfung begreifen lehrte, wie man die Entstehung irgend eines Naturkörpers aus bekannten Naturkräften ableitete. So hatte sich auch hier die weltliche Theorie derselben Auffassung wie dereinst die kirchliche zu entgegengesetzten Zwecken bemächtigt. Dieser war der Staat ein menschliches Vertragswerk gewesen, um ihn um so sicherer dem Gottesstaat, der übernatürlichen Ursprungs sei, unterzuordnen. Jetzt wurde die Vertragstheorie ein Hülfsmittel, um, eben weil man das natürlich Entstandene für das allein Rechtmäßige hielt, den Staat gegen alle Angriffe sicherzustellen.

Hier mußte nun aber die folgerichtige Entwicklung dieser Anschauung allmälig weit über jenen Zweck hinausführen, um schließlich zu einem ihn wieder aufhebenden Erfolg zu gelangen. In dem Bestreben, die ursprüngliche Gleichheit der natürlichen Rechte der Einzelnen zur Geltung zu bringen, hatte Hobbes schon die frühere Idee eines „Unterwerfungsvertrages", die man, ausgehend von dem Verhältniß des Herrschers zu dem Beherrschten, auf den Staat angewandt, durch die eines „Gesellschaftsvertrages" ersetzt, den Jeder mit Jedem schließe, weil in dem dem Staate vorausgegangenen Naturzustande Jeder nur von seinem eigenen Willen abhängig sei. Nun konnte zwar, wie es denn auch thatsächlich geschehen ist, dieser Gesellschaftsvertrag allen möglichen politischen Anschauungen angepaßt werden; am vollkommensten entsprach ihm aber doch das Ideal einer absoluten Volkssouveränität, wonach die beste Staatsverfassung die sein sollte, bei der Jeder nur bis zu dem für die Sicherung Aller unerläßlichen Minimum auf seinen ursprünglich unbeschränkten Willen Verzicht leiste. Hier traf dann der Gesellschaftsvertrag eines Jean Jacques Rousseau wieder auf das schönste mit der Ueberzeugung jener christlichen Philosophen zusammen, welche den Staat als ein nothwendiges Uebel und einen staatlosen Urzustand als den wahrhaft glücklichen gepriesen hatten.

So hat in mannigfachen Verwandlungen jene mittelalterliche Lehre bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts ihr Dasein gefristet. In seinem „Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" verwarf noch Wilhelm von Humboldt jede Thätigkeit des Staates, die den positiven Wohlstand der Bürger zu fördern suche, als eine verderbliche. Denn das höchste Ideal des Zusammenlebens menschlicher Wesen würde es sein, „wenn Jeder nur aus sich selbst und nur um seiner selbst willen sich entwickelte". Und wenige Jahre später meinte Fichte in seinen „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten," sicherlich müsse dereinst einmal in der vorgezeichneten Laufbahn des Menschengeschlechtes ein Punkt liegen, „wo alle Staatsverbindungen überflüssig werden," weil die bloße Vernunft als höchste Richterin allgemein anerkannt sei. Erst von da ab aber, also erst wenn der Staat allmälig sich selbst überflüssig gemacht habe, seien wir überhaupt „wahre Menschen". Fürwahr, energischer läßt sich der Gegensatz nicht aussprechen gegen das Aristotelische Wort, daß der Staat früher als der Einzelne, und daß der Mensch ein politisches Wesen sei.

Doch hier wie dort steht die Auffassung der Gemeinschaft mit der des einzelnen Menschen im engsten Zusammenhang. Wenn das Gute und Wahre überall nur ein Erzeugniß der subjectiven Vernunft ist, dann kann eine Gemeinschaft,

welche den Willen des Einzelnen bindet, nur als eine nothgedrungene Hemmung empfunden werden, die schließlich dem Streben nach vollkommen freier Bethätigung des vernünftigen Wollens nicht zu widerstehen vermag. So führt der kühne Idealismus der Sturm- und Drangperiode zu demselben Ergebniß, zu welchem der Naturalismus der Gesellschaftstheorien des 17. Jahrhunderts gelangt war. Wie für Fichte die individuelle Vernunft, so hatte für Hobbes der individuelle Körper allein Anspruch auf selbständige Realität besessen. In beiden Fällen wird die Gemeinschaft zu einer Summe von Einzelnen, die nur um übereinstimmender subjectiver Zwecke willen sich gewissen Normen des Handelns in freiwilliger Zustimmung unterwerfen.

Aber schon der Verfasser der „Reden an die deutsche Nation" hatte von den Grundgedanken seiner früheren Vorlesungen weit sich entfernt, ebenso wie der spätere Staatsmann Humboldt zu dem Inhalt seiner Jugendarbeit sich nicht mehr bekennen mochte. Zwei dem äußeren Anscheine nach von einander unabhängige, im letzten Grunde jedoch von der Macht der nationalen Erhebung im Beginn unseres Jahrhunderts halb bewußt, halb unbewußt getragene geistige Strömungen waren es, die zuerst jene Anschauungen ins Wanken brachten. Auf der einen Seite ließ die von der Romantik angeregte, dann zu selbständigem Leben erwachte geschichtliche Vertiefung in Sitte und Recht der Vorzeit die rationalistischen Constructionen von Staat und Gesellschaft in immer zweifelhafterem Lichte erscheinen. Auf der andern Seite war in der deutschen Philosophie aus der folgerichtigen Fortbildung der Gedanken Fichte's die Idee einer objectiven Weltvernunft hervorgegangen, eines Gesammtgeistes, von dem man annahm, daß er in der Geschichte, im staatlichen Leben und in allen auf der zusammenhängenden Geistesarbeit der Menschheit beruhenden idealen Schöpfungen, wie Kunst, Religion, Philosophie, seine dem Einzeldasein unendlich überlegene selbständige Realität bekunde. Mochte das abstruse dialektische Gewand, in welches die durchgebildetste Darstellung dieser Idee, Hegel's System, dieselbe gekleidet hatte, ihrer Verbreitung noch so hinderlich sein, der Macht derselben konnte ein Zeitalter nicht sich entziehen, dessen Unterschied vom vorangegangenen nicht zum wenigsten darin bestand, daß es geschichtlich zu denken gelernt hatte. Gerade darum aber kann man nicht genug bedauern, daß der logische Schematismus jenes Systems an die Stelle der realen geschichtlichen Entwicklungen überall eine gekünstelte Systematik der Begriffe treten ließ, und daß er, durch diese verführt, in Gegensätze spaltete, was seinem Wesen und seiner Entstehung nach untrennbar zusammengehörte. Das Gebiet der objectiven Sittlichkeit wurde hier wie eine andere, höhere Welt der subjectiven Moralität gegenübergestellt. Recht und Staat erschienen wie Wesen eigener Art, fast als wenn sie unabhängig von den Einzelnen existiren könnten. So entstand eine Verselbständigung der Gemeinschaftsbegriffe, durch die sie im Grunde doch wieder allzu analog den Einzelwesen gedacht wurden.

In der neueren Staatswissenschaft haben diese Ideen mannigfache Spuren zurückgelassen. Wenn die Vertreter der sogenannten „organischen Staatslehre" nicht bloß — wogegen nichts einzuwenden wäre — den Begriff des Organismus auf das Staatsganze anwenden, sondern auch, nach dem Vorbilde Plato's und der platonisirenden Theorien früherer Jahrhunderte, specielle Beziehungen zwischen

den Organen des Einzelorganismus und den Theilen der Staatsverwaltung aufzufinden bemüht sind, so scheinen diese Versuche einer Belebung der Gemeinschaftsbegriffe gerade das Gegentheil von dem zu erreichen, was sie beabsichtigen: man raubt den Gemeinschaftsorganismen ihren selbständigen Werth, indem sie zu vergrößerten Abbildern der Individuen gemacht werden. Mit größerer Vorsicht hat sich in ähnlichem Sinne die moderne Gesellschaftstheorie sogenannter „realer Analogien" bedient, indem sie sociale Erscheinungen mittelst bekannter physiologischer Vorgänge zu erläutern sucht. Solche Vergleichungen, wie z. B. die des wirthschaftlichen Verkehrs mit dem Stoffwechsel, mögen erlaubt und nützlich sein, so lange man sich darauf beschränkt, zusammengesetzte durch einfachere Erscheinungen, die ihnen in gewissen Eigenschaften ähnlich sind, zu verdeutlichen. Sobald aber die Analogie nicht bloß als ein gelegentliches Bild gebraucht wird, sondern sich in eine constante Beziehung zwischen den socialen und den entsprechenden physiologischen Processen verwandelt, so dürfte auch hier die Gefahr der falschen Begriffsübertragung größer sein als jener didaktische Vortheil. Den juristischen Politikern kann man es darum kaum verdenken, wenn manche unter ihnen heute wohl noch immer der juristisch wenigstens klar gedachten Vertragstheorie, mag diese auch psychologisch unmöglich und geschichtlich unwahr sein, sowohl vor den phantastischen Constructionen der älteren organischen Staatslehre wie vor den physiologischen Analogien der neueren Sociologie den Vorzug geben. Analogien sind ja überhaupt von zweifelhaftem Werthe. Wenn sie aber einmal angewandt werden, so läßt sich aus der Vergleichung der Staatsbehörden mit den geschäftsführenden Personen einer Actiengesellschaft, wie sie in einer anerkannt vorzüglichen Darstellung unseres deutschen Reichsstaatsrechts durchgeführt wird, vielleicht doch noch mehr lernen, als aus der Wiedererneuerung des alten Platonischen Gedankens, daß der Staat nichts sei als ein Mensch im Großen.

Doch ich lasse dahingestellt, inwieweit in den heute zwischen Juristen und Sociologen, zwischen Romanisten und Germanisten bestehenden Meinungsunterschieden jene alten philosophischen Gegensätze noch eine Rolle spielen. Handelt es sich doch überdies bei ihnen oft weniger um die großen Gemeinschaften von Volk und Staat, als um solche Körperschaften, die innerhalb einer Volks- und Staatsgemeinschaft zum Behuf besonderer socialer Zwecke frei entstehen können. Die psychologische Betrachtung wird sich, ihrer allgemeinen Aufgabe gemäß, auf jene natürlich entstandenen und darum in irgend einer Form überall die Ordnung des menschlichen Lebens bestimmenden Gemeinschaftsverbände beschränken müssen. Hier hat sie aber, wie ich glaube, was man auch sonst über ihren Werth denken mag, vor den philosophischen Begriffsentwicklungen den einen Vorzug, daß sie vor der Gefahr, die Beziehungen zwischen Individuum und Gesammtheit ganz aus dem Auge zu verlieren oder zu bloßen Analogien zu verflüchtigen, sicher ist. Denn der Psychologie stehen überall nur die Eigenschaften des Einzelbewußtseins als letzte Erklärungsgründe zu Gebote, und gleichzeitig wird sie doch überall durch die Erfahrung auf die Grenzen der individuellen Leistungsfähigkeit hingewiesen. Solchen Standpunkten gegenüber, die sich, wie der juristische und der politische, grundsätzlich auf die Erscheinungen des Rechts-

und Staatslebens selber beschränken, ist sie aber, so sehr sie auch, wo es sich um die Lösung einzelner praktischer Aufgaben handelt, bescheiden zurückstehen muß, doch vielleicht in der günstigen Lage, daß es ihr unmittelbar nahe gelegt wird, andere Erzeugnisse des geistigen Lebens von ähnlich allgemeingültiger Bedeutung zur Vergleichung herbeizuziehen und so das Schwierigere durch das Einfachere zu erläutern. In der That bilden ja Rechtsordnung und Staat nur hoch entwickelte Formen eines gemeinsamen Lebens, das von frühe an in der eine Volks- oder Stammesgemeinschaft verbindenden Sprache, in den ihr eigenthümlichen religiösen und mythologischen Anschauungen, endlich in den für Alle verbindlichen Normen der Sitte sich äußert. Mögen diese Erscheinungen auch früheren Ursprungs sein als Staat und Recht, wenigstens nach der geläufigen Abgrenzung dieser Begriffe, so gehören sie doch sicherlich mit ihnen zu denjenigen geistigen Schöpfungen, zu deren Entstehung eine Vielheit zusammenlebender Individuen unerläßlich ist; und sie werden ihnen insbesondere noch dadurch nahe gerückt, daß die Sitte Normen umschließt, welche zum Theil als Vorstufen einer Rechtsordnung und einer staatlichen Organisation angesehen werden können.

Nun ist es eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der Rationalismus des 18. Jahrhunderts über den Ursprung von Sprache, Religion und Sitte durchgängig Vorstellungen huldigte, die der Theorie des Gesellschaftsvertrages vollkommen entsprechen. Die Sprache gilt als ein willkürlich zum Zweck der Verständigung und des Gedankenaustausches ersonnenes System von Zeichen. Die Religionen sind von weisen Sittenlehrern gestiftet, oder sie sind, nach der von den radikalen Freidenkern des Revolutionszeitalters beliebten Umkehrung dieser Auffassung, die trügerischen Erfindungen schlauer Priester, mit Hülfe derer man die Völker in Finsterniß und Abhängigkeit zu erhalten sucht. Ebenso sind Mythus und Sage Dichtungen, die bald absichtlich zu lehrhaften Zwecken, bald ebenso absichtlich zur Verbreitung von Wahn und Täuschung erfunden wurden. Aus wie verschiedenen Ursachen man aber auch die Erscheinungen des gemeinsamen Lebens ableiten mag, darin sind alle diese Erklärungen einig, daß jene Erzeugnisse des Volksgeistes von einzelnen Individuen zu den Zwecken ersonnen sind, zu denen sie auf der heutigen Stufe geistiger Bildung allenfalls benutzt werden können, und daß die Eigenschaften des Menschen seit unvordenklichen Zeiten genau der Denkweise eines aufgeklärten Philosophen des 18. Jahrhunderts gleichen. Die Nützlichkeitserwägungen einer Philosophie, deren Glaube an eigene Unübertrefflichkeit kaum wieder erreicht wurde, erscheinen dieser Zeit von so selbstverständlicher und allgemeingültiger Wahrheit, daß man es gar nicht für möglich hält, es könne jemals Menschen gegeben haben, die anders fühlten und dachten.

Heute sind wir wohl gern bereit, die Behauptung, die Sprache sei durch „Verabredung“ entstanden, ohne Weiteres preiszugeben. Aber daß die Meinung, Staat und Recht beruhten auf einer nothwendig vorauszusetzenden Vertragsschließung der Einzelnen, einen fehlerhaften Cirkel ähnlicher Art enthält, entzieht sich leichter unserer Beachtung. Dieser Unterschied in der Beurtheilung von Theorien, die vollkommen einander analog und aus der nämlichen allgemeinen Auffassung menschlicher Verhältnisse hervorgegangen sind, hat sicherlich seine

guten, nicht zu unterschätzenden Gründe. Wenn heute unter Culturvölkern neue Staatenbildungen entstehen, so können solche überall erst durch staatsrechtliche Verträge eine rechtliche Sanction gewinnen. Offenbar hat daher diese thatsächliche Existenz der Staatsverträge für die Bildung des Staates eine größere reale Bedeutung, als sie etwa die Möglichkeit eine Sprache, wie das „Volapük", zu erfinden für die Entstehung der Sprache hat. Aber erstens umfassen jene Rechtsakte, welche der Existenz eines Staates ihre rechtliche Bestätigung verleihen, selbst unter heutigen Verhältnissen noch nicht im Mindesten die Bedingungen seiner Entstehung, sondern jene Bestätigung selbst wird erst auf Grund von Bedingungen möglich, die mit der Gesammtheit der Eigenschaften und geschichtlichen Erlebnisse einer Volksgemeinschaft zusammenhängen. So hätte das neue deutsche Reich nicht entstehen können, wäre die Willensgemeinschaft der deutschen Stämme, die diese Vereinigung erstrebte, nicht vor den Verträgen der Staaten und Fürsten vorhanden gewesen. In einer Culturgemeinschaft bedarf jede politische Neubildung einer rechtlichen Sanction, die sie gegen Angriffe von innen und außen sicherstellt. Aber diese Sanction ist in der Reihe der Entstehungsmomente das letzte, nicht das erste Glied; und unter primitiven Verhältnissen fehlt dasselbe gänzlich. Die natürliche Stammesgemeinschaft genügt hier, namentlich wenn der überragende Wille einzelner Führer hinzutritt, um eine staatliche Organisation zu erzeugen. Welchen Sinn aber soll es haben, da wo ein Vertrag überhaupt nicht existirt, von einem „stillschweigend geschlossenen" Vertrage zu reden? Könnte man doch mit demselben Recht etwa die Sprache auf eine „stillschweigende Verabredung" zurückführen. Nicht minder rückt angesichts dieser thatsächlichen Entwicklung die alte Streitfrage, ob das Recht früher sei als der Staat oder umgekehrt, ungefähr in die nämliche Linie mit der berühmten zoologischen Frage, ob das Ei früher sei als die Henne. Nicht als plötzliche unvorbereitete Neuschöpfungen sind Recht und Staat entstanden, sondern sie sind aus den Regeln der Sitte und aus den primitiven Formen der Stammesgemeinschaft hervorgegangen. Sobald diese letztere den Charakter des Staates annahm, wurden bestimmte Normen der Sitte zu Grundbestandtheilen einer Rechtsordnung, und hinwiderum sobald die Sitte zum Recht sich verdichtete, war zugleich die Gemeinschaft, die sich den Rechtsnormen unterordnete, aus einer bloßen Horde zu einer staatlich organisirten Volksgemeinschaft geworden.

Sind die Volks- und die Staatsgemeinschaft nicht willkürliche Schöpfungen, nicht künstlich zusammengesetzte Körper, wie dereinst Thomas Hobbes sie nannte, sondern Entwicklungsproducte ursprünglicher Formen des gemeinsamen Lebens, so werden nun aber auch die wirkenden Kräfte dieses Lebens anderswo zu suchen sein als auf dem Boden jener Nützlichkeitserwägungen, dem nach der heute immer noch nachwirkenden Verstandesphilosophie des vorigen Jahrhunderts alle geistigen Triebe der menschlichen Gattung ihren Ursprung verdanken sollen. Nirgends scheinen hier die Grundbedingungen für die Entstehung geistiger Schöpfungen einer Gemeinschaft, nicht nur in ihrer Abhängigkeit von den Eigenschaften der Einzelnen, sondern auch in ihrer wesentlichen Verschiedenheit von den auf das Individuum beschränkten Leistungen, so einleuchtend vor Augen zu treten wie bei der Sprache. Triebartige Bewegungen, die in den Vorstellungen und Affecten

des individuellen Bewußtseins ihre Quelle haben, sind sicherlich ohne jede Beziehung auf die Umgebung und ohne Anregung durch dieselbe möglich. Sie sind natürliche Erzeugnisse der geistigen und körperlichen Organisation des einzelnen Menschen. Aber zur Sprache können solche Ausdrucksbewegungen nur werden, indem sie in einer Gemeinschaft entstehen, deren Glieder unter den nämlichen äußeren und inneren Bedingungen leben, so daß die Gefühle und Vorstellungen, die der Eine in sich findet, auch dem Andern nicht fehlen, und daß die Lautbewegung, zu welcher Wahrnehmungen und Affecte den Ersten antreiben, dem Ohr des Zweiten ein unmittelbar verständlicher Ausdruck des gemeinsam Erlebten ist. So ist die Sprache eine Schöpfung der Einzelnen, und sie ist doch unendlich mehr als dies. Denn sie kann nur werden, indem das geistige Leben ein gemeinsames ist und als ein solches unmittelbar empfunden wird. Darum ist sie ein wahres Erzeugniß des Gesammtgeistes, und wie sie sich verhält zu den triebartigen Aeußerungen individueller Gefühle, die in natürlichen Interjectionen und andern unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen sich Luft machen, genau ebenso verhält sich jener Gesammtgeist zu den isolirt gedachten individuellen Geistern. Wie die Sprache keine Existenz außerhalb Derer besitzt, die sie reden, so ist auch der Gesammtgeist kein geistiges Wesen, das außerhalb der Einzelnen lebt und sich entwickelt, sondern er ist die geistige Gemeinschaft der Einzelnen selber. Aber gerade darum ist auch er unendlich mehr als eine Summe von Individuen. So wenig aus einer bloßen Sammlung vereinzelter Ausdruckslaute jemals eine Sprache entstehen könnte, gerade so wenig ist ein geistiges Gemeinschaftsleben denkbar ohne jene ursprüngliche Gleichheit geistiger Vorgänge in den Gliedern der Gemeinschaft, durch die im Austausch der Gefühle und Vorstellungen das geistige Leben des Einzelnen erregt und verstärkt wird durch das Leben seiner Umgebung, um selbst wieder mit ähnlichen Kräften auf dieses zurückzuwirken. Darum ist das gemeinsame Leben niemals eine bloße Addition individueller Wirkungen. Nicht einmal — wenn es gestattet ist, diese Dinge durch mathematische Bilder zu veranschaulichen — einer Multiplication möchte ich es vergleichen, da die letztere doch immer nur Größen derselben Art wie die ursprünglichen hervorbringt. Die geistigen Schöpfungen der Gemeinschaft dagegen sind Neuschöpfungen, zu deren Entstehung zwar die Anlage in den Individuen liegt, die aber qualitativ wie quantitativ neue Werthe darstellen — ein Verhältniß, wie es etwa durch das der complexen Zahlen zu den einfachen versinnlicht werden könnte, da auch die complexen Zahlen nicht existiren würden ohne die einfachen, denen gegenüber sie trotzdem ein qualitativ neues Begriffsgebiet darstellen, zu dem man durch bloße Operationen quantitativer Vervielfältigung niemals gelangen würde.

Nun ist aber die Sprache keineswegs etwa eine Function des gemeinsamen Lebens, die deshalb, weil sie bei jeder Erzeugung gemeinsamer Anschauungen und Normen des Handelns als unerläßliches Hülfsmittel vorausgesetzt werden muß, anders zu beurtheilen wäre als die geistigen Lebensinhalte selbst, die sie erzeugen hilft. Ist doch jene ganze Gegenüberstellung von Form und Inhalt unseres Denkens, auf welcher eine solche Annahme größerer Ursprünglichkeit der Sprache beruht, eine zwar zu gewissen Zwecken nützliche Abstraction, durch die

wir uns aber die Einsicht in den realen Zusammenhang der Erscheinungen nicht sollten verkümmern lassen. Als eine verständliche Form des Ausdrucks von Vorstellungen ist die Sprache nur möglich, weil diese Vorstellungen selbst und die an sie geknüpften Gefühle und Triebe gemeinsame sind, so daß eben deshalb der vom Einzelnen gebrauchte Laut ohne Weiteres als angemessenes Bild dessen, was Alle empfinden, aufgefaßt wird. Die Sprachgemeinschaft schließt also an und für sich schon Lebensgemeinschaft mit Allem, was zu ihr gehört, in sich. Religiöse Anschauungen, Sitten, Rechtsüberzeugungen können darum nimmermehr als ein gemeinsamer Lebensinhalt angesehen werden, der erst nach vollendeter Entwicklung der Sprache und vielleicht auch auf anderem Wege und mit anderen geistigen Kräften als sie entstehen könnte, sondern das geistige Leben ist, wie weit wir es auch zurückverfolgen mögen, ein einheitliches, in allen seinen Bestandtheilen untrennbar verbundenes; und nichts vermag auch hier das Verständniß seines Werdens so sehr zu trüben als der freilich oft begangene Fehler, logische Unterscheidungen, die *unserer* begrifflichen Auffassung der Dinge ihren Ursprung verdanken, auf die Dinge selbst zu übertragen.

Was der Mensch war oder gewesen sein könnte, ehe er eine Sprache, ehe er gemeinsame Lebensanschauungen besaß, die in ihr ihren Ausdruck fanden, überhaupt also ehe er ein in Gemeinschaft lebendes Wesen war — davon sich eine Vorstellung machen zu wollen, ist sicherlich ein vergebliches Bemühen. Wir wissen nicht nur nichts von einer solchen isolirten Existenz der Einzelnen, sondern wir können uns auch den Menschen mit den Eigenschaften, die er thatsächlich besitzt, gar nicht in ihr denken. Falls wir ein thierisches Dasein desselben annehmen, das dem Besitz der Sprache vorausging, so muß doch selbst in diesem irgend eine Art gemeinsamen Lebens, etwa ähnlich dem, wie wir es an gewissen Gesellschaften der Thiere kennen, existirt haben, wenn überhaupt der Mensch sich zum Menschen entwickeln sollte. Denn wie die Lebenserscheinungen der Gemeinschaft überall auf die geistigen Kräfte der Einzelnen zurückweisen, so bedürfen nicht minder die letzteren eines Gesammtlebens, von dem jede individuelle Entwicklung getragen und fortan in ihren Leistungen bestimmt wird. Ebenso aber steht die beschränkte Volksgemeinschaft, welcher der Einzelne angehört, wieder unter den Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung, in der sie entstanden ist, und die während ihres Bestehens und Vergehens fortwährend auf sie einwirken. So ist das Einzelleben eine vergängliche Woge auf dem durch die Jahrhunderte dahinfließenden Strome des Lebens der Nation, mit dem es schließlich einmündet in den unermeßlichen Ocean des geistigen Gesammtlebens der Menschheit.

Wie ärmlich erscheint, gegenüber dieser überall durch die Thatsachen der geistigen Entwicklung nahegelegten Anschauung, jene Auffassung des Rationalismus und Utilitarismus mit seinen Vertrags- und Erfindungstheorien, nach denen der einzelne Mensch unveränderlich wie ein Fels in dem wogenden Meer von außen auf ihn einstürmender Einflüsse verharren soll, von ihnen da- und dorthin geschoben, wohl auch mit anderen seinesgleichen zu Conglomeraten vereinigt, immer aber nur selbst ein Ganzes, immer ohne anderen Zweck als den, sich selbst zu erhalten! Freilich haben die Vertheidiger dieser Lehre zu den praktischen Folgerungen, zu denen sie führt, sich nur selten bekannt. Denn

einseitigen ethischen Theorien ist es glücklicher Weise zumeist eigen, daß sie von ihren Anhängern fortwährend durch die eigene Praxis des Lebens widerlegt werden.

Wohl pflegt für eine solche individualistische und atomistische Auffassung der Lebensverhältnisse noch heute nicht selten die Erfahrung ins Feld geführt zu werden, während man die entgegengesetzte Anschauung eine „transcendente“ oder „metaphysische“ nennt — Ausdrücke, die, so unberechtigt sie in diesem Falle auch sein mögen, in unserer metaphysik-feindlichen Zeit ihre Wirkung nicht leicht verfehlen. Natürlich gibt man bereitwillig zu, daß es für uns nicht möglich sei, die ursprüngliche Entstehung menschlicher Lebensgemeinschaften zu beobachten. Dagegen wird es als das allein berechtigte empirische Verfahren gepriesen, daß wir die Erzeugnisse einer fernen vorgeschichtlichen Vergangenheit nach den Erfahrungen beurtheilen, die uns heute das menschliche Leben darbietet. Als wenn nicht eben das ein unleugbarer Ertrag geschichtlicher und psychologischer Erfahrung wäre, daß wir das menschliche Denken und Handeln auf einer zurückliegenden Entwicklungsstufe nicht schlechthin nach unserem eigenen Denken und Handeln beurtheilen dürfen! Und als wenn nicht die Hauptlehre, die die Geschichte dem Psychologen ertheilen kann, eben die wäre, daß dieser, um ein primitives geistiges Leben verstehen zu lernen, es versuchen muß, in eine völlig von der heutigen verschiedene, wenn auch auf denselben elementaren Grundprocessen sich aufbauende geistige Welt sich zurückzudenken! Was dabei herauskommt, wenn man sich den Menschen unveränderlich vorstellt, dafür liefert vor Allem die Geschichte der mythologischen Theorien von den Tagen des berühmten hellenischen Mythendeuters Euhemeros an bis auf unsere Zeit herab Beispiele genug, die ebenso erstaunlich wie ergötzlich sind.

Ueberhaupt aber ist es ein gründlicher Irrthum, wenn man meint, die individualistische Gemeinschaftstheorie sei frei von metaphysischen Voraussetzungen. Im Gegentheil, gerade sie ist es, die eben deshalb, weil sie sich nicht entschließen kann, unbefangen die Thatsachen aufzufassen, wie sie sich darbieten, unrettbar ein Opfer der Metaphysik wird. So war es ein seltsames Verhängniß, dem schon die naturalistische Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts anheimfiel, daß sie da, wo sie sich am gewissesten auf Thatsachen der Erfahrung zu stützen meinte, am unentrinnbarsten in metaphysische Voraussetzungen verstrickt wurde. Wenn Thomas Hobbes erklärte, nur der einzelne sinnlich wahrnehmbare Körper sei eine reale Substanz; Alles, was sonst die Welt an eigenthümlichem Inhalt uns darbiete, sei daher aus Affectionen des Körpers abzuleiten: unser Vorstellen und Wollen aus mechanischen Bewegungen des Gehirns, die künstlichen Vereinigungen fühlender und wollender Körper, die Staaten, aus dem Streben jener lebenden Körper, sich selbst zu erhalten, so war es offenbar nicht die Erfahrung, sondern der feste Glaube an das System einer materialistischen Metaphysik, welcher diese Lehren erzeugt hatte. Wenn nun auch im Gegensatze hierzu der an Descartes sich anschließende Spiritualismus in der individuellen Seele eine übersinnliche Substanz sah, welche nur in ihrer Trennung von dem Körper, darum aber auch nur in voller Sonderung von den Lebensgemeinschaften, in denen sie sich in Folge ihres sinnlichen Daseins befinde, ihr wahres Leben führe,

so kam diese Ansicht doch in ihrer Auffassung der ethischen Bedeutung der Gemeinschaft zu denselben Ergebnissen, wie sie denn ihrer geschichtlichen Entstehung nach nichts Anderes war als eine Anpassung der durch den Zeitgeist geforderten naturalistischen Philosophie an dogmatische Ueberlieferungen.

Die heutige Psychologie sucht, nachdem ihr Kant diesen Weg gezeigt, das Wesen der Seele wiederum, wie es Aristoteles schon gethan, in den Thatsachen des geistigen Lebens selber, nicht in einem unerkennbaren „Ding an sich", das nur durch die vorübergehenden Wechselwirkungen, in die es zu anderen Dingen tritt, das geistige Geschehen als einen vergänglichen Schein hervorbringt, nicht in einer angeblich einfachen und doch unendlich zusammengesetzten Monade, die in Folge wunderbarer Vorausbestimmung ein subjectives und verworrenes Bild einer an sich ganz anders beschaffenen Welt erzeugt. Die Psychologie als empirische Wissenschaft weiß nichts von einem geistigen Lebensinhalt, der zu dem Inhalt unseres wirklichen Denkens, Fühlens und Handelns außer aller Beziehung stände. Eben darum vermag sie aber, wie ich meine, auch den ethischen Forderungen gerecht zu werden, die das wirkliche Leben an uns stellt. Ohne den Werth des Einzeldaseins preiszugeben, ja unter voller Anerkennung der Thatsache, daß die geistigen Kräfte der Gesammtheit nur in den Einzelnen ihren Ursprung nehmen, und nur, indem sie auf die Einzelnen zurückwirken, ein geistiges Gesammtleben erzeugen können, muß sie doch nicht minder zugestehen, daß dieses Gesammtleben eine dem Einzeldasein gleiche und überall da, wo die Handlungen der Einzelnen auf die wichtigsten Lebenszwecke der Gemeinschaft gerichtet sind, eine ihm übergeordnete Realität besitzt. Wieder bildet hier die schöpferische Energie der Sprache, an die jede werthvollere Thätigkeit auch des Einzelnen gebunden ist, ein sinnenfälliges Zeugniß für diese überlegene Bedeutung der Gemeinschaft. Der praktisch bedeutsamste Beweis scheint mir freilich darin zu liegen, daß die Normen des Rechts nur aus einem realen Gesammtwillen jene verpflichtende Kraft schöpfen können, vermöge deren sie ihre unbedingte Herrschaft über den Einzelwillen behaupten. Wo anders vermöchte auch die Strafgewalt des Staates, die über die höchsten äußeren Güter des Lebens der Einzelnen, ja über das Leben selber entscheidet, ihren Rechtstitel herzunehmen, wenn nicht aus dieser unbedingten Ueberordnung des aus dem Rechtsbewußtsein der Gemeinschaft entspringenden Gesammtwillens über den Einzelwillen? Und wie unzulänglich, wie widersprechend jedem natürlichen Rechtsgefühl erweisen sich hier jene rationalistischen Nothbehelfe, welche diese ungeheure Macht der Rechtsordnung nur aus egoistischen Erwägungen im Interesse der Sicherheit der Einzelnen rechtfertigen möchten!

Ist es in dem zuletzt erwähnten Falle nicht die Volksgemeinschaft als solche, sondern die durch eine bestimmte Rechtsordnung verbundene staatliche Gemeinschaft, welche die Trägerin eines Gesammtwillens von normativer Kraft wird, so liegt nun aber vornehmlich in der in Sprache, Sitte und übereinstimmenden Lebensanschauungen bestehenden ursprünglichen Einheit eines Volkes hinwiederum die Fähigkeit zur Bildung eines staatlichen Gesammtwillens. Mögen daher auch in Folge des vielgestaltigen Einflusses geschichtlicher Bedingungen Staaten auf

anderem Wege entstehen, mögen selbst die normalen Causalverhältnisse gelegentlich sich umkehren können, indem nicht das Volk den Staat, sondern der Staat erst ein Volk hervorbringt, so erscheint uns doch die erste Entwicklungsweise als die natürliche, nicht bloß weil sie die ursprünglichere ist, sondern weil hier allein die Bildung des Staates als letztes Glied sich einfügt in alle jene Schöpfungen des Volksgeistes, welche in der Sprachgemeinschaft ihren Ausdruck finden.

Ein Volk ohne diese verschiedenen Gebiete gemeinsamer Thätigkeit, aus dem das Gesammtleben besteht, ist ein völlig leerer Begriff. Wenn man trotzdem allen Aeußerungen seiner geistigen Wirksamkeit das Volk selbst als den Erzeuger derselben gegenüberstellt, so handelt es sich hier selbstverständlich um eine bloß begriffliche Unterscheidung. Wir verstehen dann unter dem Volke die Gemeinschaft als solche, ohne Rücksicht auf die einzelnen geistigen Schöpfungen, in deren Erzeugung sie sich als eine zusammengehörige bethätigt. Nicht in allen Lebensrichtungen muß nothwendig Uebereinstimmung herrschen, um einer Gesammtheit den Charakter eines Volkes zu sichern. So haben die Deutschen auch zu den Zeiten ein Volk gebildet, da sie einer wahren staatlichen Verbindung ermangelten. So bilden die Schweizer ein Volk, obgleich die Einheit der Sprache ihnen fehlt. Immerhin ist in der natürlichen Entwickelung des Gesammtlebens die Sprachgemeinschaft die Grundlage aller anderen gemeinsamen Bildungen. An sie schließen sich zunächst, als nothwendig mit ihr verbunden, aber doch größerer Differenzirungen fähig, gemeinsame Vorstellungen und Sitten. Als Letztes erscheint die Unterwerfung unter eine aus den Normen der Sitte hervorgewachsene und dann durch historische Erlebnisse bestimmte staatliche Ordnung. Denkt man sich, was ja begrifflich, wenn auch nicht geschichtlich erlaubt ist, das Volk als den Erzeuger aller dieser Bildungen, so ist demnach das Volk die noch unorganisirte Gesammtheit, die aber die Fähigkeit besitzt, alle jene Schöpfungen durch eine ihr innewohnende organisirende Kraft hervorzubringen. In der That, alle Erzeugnisse der Volksgemeinschaft, die Sprache, die Sitte, die religiösen Anschauungen, der Staat, sie sind wahre geistige Organismen. Denn wenn es zum Begriff eines Organismus gehört, daß er eine natürlich entstandene, zusammengesetzte Lebenseinheit ist, welche aus Theilen besteht, die, selbst Einheiten von ähnlichen Eigenschaften, zugleich dienende Glieder oder Organe des Ganzen sind, wer möchte dann einer Sprache, und wäre es die roheste und unvollkommenste, die Eigenschaft absprechen, ein nach festen Gesetzen gebildeter geistiger Organismus zu sein? Oder wer möchte verkennen, daß die mythologischen Anschauungen eines Volkes, wenn sie vielleicht auch in höherem Maße als die Sprache äußeren Einflüssen und darum der Vermengung mit fremdartigen Vorstellungen ausgesetzt sind, und daß ebenso die Sitten und sittlichen Anschauungen einen einheitlichen Zusammenhang besitzen, der auch ihnen die Eigenschaften entwickelungsfähiger geistiger Organismen verleiht? Nur ein Materialismus, der geistigen Erzeugnissen überhaupt keine Realität zuschreibt, könnte leugnen, daß es sich hier um wahre organische Bildungen handelt. Unter allen diesen Bildungen nimmt aber der Staat eine eigenthümliche Stellung ein. Er ist dasjenige Erzeugniß der Volksgemeinschaft, durch welches diese erst zu einem organischen Ganzen sich einigt. Die Bildung des Staates ist also nicht bloß

Erzeugung eines geistigen Organismus, wie es etwa die Bildung der Sprache ist, sondern sie ist eine That der Selbstorganisation der Gemeinschaft, durch welche die letztere aus einem Substrat, das geistige Organismen hervorbringt, selbst zu einem Organismus wird. Indem dieser Organismus einer Willenseinheit sich unterordnet, welche die Handlungen der Gesammtheit und der Einzelnen nach bindenden Normen regelt, gewinnt er aber zugleich den Charakter der Gesammtpersönlichkeit.

Die Begriffe des geistigen Organismus und der Persönlichkeit decken sich demnach keineswegs. Die Sprache, die Sitten und Lebensanschauungen einer Gemeinschaft sind organische Bildungen; aber nur eine phantastisch-mythologische Betrachtung könnte in ihnen persönliche Wesen erblicken wollen. Man hat darum zuweilen geglaubt, auch dem Staate zwar den Charakter des Organismus, nicht aber den der Persönlichkeit zuschreiben zu sollen. Nun hängt natürlich die Anwendung eines Begriffs von der Definition ab, die man ihm gibt. Verlegt man das Wesen der Persönlichkeit in jene unmittelbare Einheit eines von einem Einzelwillen beherrschten seelischen Geschehens, welche dem individuellen Selbstbewußtsein eigen ist, so ist damit eben von vornherein die Bedingung gestellt, daß nur ein Einzelwesen Person sein könne. Fordert man aber lediglich ein einheitliches Wollen und Handeln nach frei gewählten Motiven als die wesentlichen Eigenschaften der Persönlichkeit, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dem Staate die Bedeutung einer solchen zukommt. Zugleich handelt es sich dabei nicht bloß um jene übertragene Bedeutung des Begriffs, in welcher gewisse Körperschaften und Vereine, die sich zu mehr oder minder beschränkten socialen Zwecken gebildet haben, als „juristische Personen" bezeichnet werden, um damit ihre Rechtsfähigkeit anzudeuten. Vielmehr umfaßt der Gesammtwille des Staates ebenso alle Richtungen des gemeinsamen Lebens, wie der Einzelwille der individuellen Persönlichkeit das ganze geistige Leben des Einzelwesens beherrscht. Gegenüber jenen Rechtssubjecten, die für einzelne beschränkte Zwecke eine einer Einzelperson analoge Bedeutung gewinnen, ist daher der Staat die einzige reale Gesammtpersönlichkeit, und das unterscheidende Merkmal dieser, auf dem zugleich ihr eigenthümlicher Werth beruht, besteht gerade darin, daß bei ihr Selbstbewußtsein und Wille, obgleich nicht minder frei und vielseitig wie bei der Einzelperson, doch nicht eine unmittelbare, an ein einzelnes physisches Substrat gebundene Einheit sind, sondern erst aus den Wechselbeziehungen einer großen Zahl selbständiger Einzelwesen hervorgehen. —

Wo abweichende Auffassungen geschichtlich gewordener Thatsachen mit einander im Streite liegen, da bilden die praktischen Folgerungen, die sich aus ihnen ergeben, eine letzte Instanz von entscheidendem Werthe. Indem die Vertragstheorie den Staat als ein von den Einzelnen willkürlich geschaffenes Erzeugniß ansah, verfiel sie unentrinnbar einem Verhängniß, das in den revolutionären Staatstheorien des vorigen Jahrhunderts und in den furchtbaren Anwendungen, die sie in der Geschichte gefunden, eine vernehmliche Sprache redet. Was die plötzlich und willkürlich entstandene Handlung der Einzelnen geschaffen, kann ebenso plötzlich und willkürlich wieder von den Einzelnen vernichtet werden.

Die beste Staatsform ist dann nicht diejenige, die aus der organisirenden Kraft einer Volksgemeinschaft mit geschichtlicher Nothwendigkeit sich entwickelt hat, sondern diejenige, die dem augenblicklichen Nutzen Aller, oder, da dies nicht möglich ist, wenigstens dem Nutzen der herrschenden Mehrheit am besten zu entsprechen scheint.

Wie festgefügt erhebt sich doch über die vergänglichen Staatsgebilde dieser abstracten Nützlichkeitstheorie der organisch gewordene, in den Lebensanschauungen und Sitten einer Volksgemeinschaft wurzelnde Staat, der nicht die geringste Bürgschaft für das dort vergeblich erstrebte Wohl der Gesammtheit in der Stetigkeit und Sicherheit seiner Entwicklung erblicken darf! Zu den Vorzügen aber, die dereinst schon Aristoteles für diesen organisch aus der Volksgemeinschaft erwachsenen Staat dem *echten Königthum* zuschrieb, darf heute noch ein weiterer — und er ist, wie ich meine, nicht der kleinste — hinzugefügt werden. Je ausgedehnter der räumliche Umfang der heutigen Staatsordnungen, je umfassender die geschichtliche Vergangenheit ist, auf die sie zurückblicken, um so werthvoller ist es, daß die Einheit des Staates in einem die Jahrhunderte überdauernden Herrschergeschlecht sichtbar werde, in dessen Schicksalen die geschichtlichen Erlebnisse des Staates selber sich spiegeln. Und je mehr der moderne Staat durch die Mannigfaltigkeit der Culturaufgaben und der Einzelbestrebungen, die er zu einem geordneten Ganzen verbinden soll, den Gefahren der Zersplitterung und des Widerstreits der Interessen entgegenarbeiten muß, um so höher ist ein Königthum zu schätzen, dessen Träger, durch seine Geburt schon über allem Streit der Parteien und der Sonderinteressen erhaben, in seiner Person symbolisch die Gesammtpersönlichkeit des Staates zum Ausdruck bringt und in seinem Streben und Wollen thatsächlich die Zwecke der Gemeinschaft zu seinem eigenen Lebenszweck gemacht hat. Darum Heil dem Volke, dessen Fürst dieser schweren Aufgabe, die ihm geworden, als einer heiligen Pflicht waltet! Und Heil dem Fürsten, der seines hohen Berufes so klar sich bewußt ist, der ihn mit so viel Umsicht und Wohlwollen, mit so unermüdlicher Pflichttreue zu erfüllen weiß, wie wir voll aufrichtigen Dankes von unserm König dies rühmen dürfen!

---

Digitized by Google

# Die Etappenstraße von England nach Indien über Canada.

Von

**Otto Wachs,** Major a. D.

I.

Der weite englische Colonialbesitz, welcher auf der ganzen Erde zerstreut liegt, und auf welchem Englands Reichthum und Machtstellung beruht, ist für das Mutterland nur so lange gesicherter Besitz, als es sich Beherrscherin der Meere nennen kann. Nur so lange, als seine Flotten die unmittelbare Verbindung mit den Colonien offen und aufrecht erhalten, kann England ihres Gehorsams sicher sein, kann es sie gegen Eroberungsgelüste anderer Nationen behaupten. In der Neuzeit ist der Glaube an seine unbedingte Ueberlegenheit zur See stark ins Wanken gekommen, und England selbst fängt an, vor der Zukunft zu bangen, um so mehr, als in den eigensten Schöpfungen, in den britischen Colonien (wir erinnern an Canada und Australien), ein bedenklicher Selbständigkeitstrieb sich geltend zu machen anfängt. Das Augenmerk der englischen Politik ist daher ebenso wohl darauf gerichtet, neue, ertragsfähige Colonien zu gewinnen — und es gibt deren noch im schwarzen Continent wie anderwärts — als auch namentlich die alten zu sichern und die fernen Länder fest an das Mutterland zu knüpfen. Diesem Zwecke soll auch die Pacific-Bahn dienstbar sein, welche durch die „Dominion“ führt, wie die Engländer politisch ihren nord-amerikanischen Besitz nennen, welcher geographisch mit dem Namen der Hudsonsbailänder, oder, — wiewohl ungenau — Canada bezeichnet wird, da letzterer ursprünglich nur dem östlichen Theil zukommt. Diese Bahn wurde am 28. Juni 1886 fertig gestellt.

Der Gedanke, den Atlantischen und Großen Ocean mittels einer Bahn durch die Dominion zu verbinden, ist nicht ganz neu: bereits im Jahre 1847 schrieb Major Carmichel Smyth an Sam Slick: „Eine Bahn von der Atlantis zum Pacific würde die Hochstraße sein und das Glied, welches die englische Rasse auf der Welt verbindet. Sie würde es ermöglichen, daß die reichen Producte des Ostens, welche Neu-Seeland, Van-Diemensland (jetzt meist Tasmanien genannt), Neu-Südwales, Neu-Holland, Borneo, die Westküste China's, die Sandwich-

Inseln und tausend andere Plätze erzeugen, von englischen Fahrzeugen an der Westküste Canadas gelandet, entweder Vertheilung in dem nördlichen Amerika fänden, oder von dort innerhalb dreißig Tagen nach den Häfen Großbritanniens geführt werden könnten." Legt der Schreiber dieser Zeilen dabei das Hauptgewicht auf die Bedeutung, welche die Pacificbahn für den englischen Handel mit Ostasien, Australien und Polynesien hat, so ist doch damit die Wichtigkeit dieser Eisenstraße noch lange nicht erschöpft: erst durch sie wird die militärische Etappenstraße, welche alle englischen Besitzungen mit einander verbindet, zu einer, die ganze Erde von Ost nach West und von West nach Ost umspannenden geschlossenen Kette, und hierin liegt die hervorragende militärische Bedeutung dieser Pacificbahn, auf die wir im Folgenden etwas näher eingehen wollen.

Wie wir in unserm Aufsatz: „Die Etappenstraße von England nach Indien" [1]) nachgewiesen, ist die vorderindische Halbinsel der Siegespreis, um den England und Rußland ringen; beide Reiche suchen daher gesicherte Wege nach den Ländern des Indus und Ganges, das eine zum Angriff, das andere zur Vertheidigung. In diesem Wettstreite, der die letzte Entscheidung vorbereiten soll, hat die „Meerbeherrscherin" dem Zarenreiche mit der Vollendung der canadischen Bahn dadurch eine Schlacht auf festem Lande ohne Pulver und Blei, mit Hacke und Spaten abgewonnen, daß sie sich einen neuen Heerweg eröffnete. Derselbe führt über den Atlantischen Ocean, das Scheidebecken zwischen dem Westen der alten und dem Osten der neuen Welt, durch die englische Dominion, über die ungeheuere Wasserfläche des Stillen Meeres nach dem Indischen Ocean. Er zerfällt demnach für unsere Betrachtung naturgemäß in drei Theile.

Das erste und kürzeste Drittel dieses neuen Handels- und Heerweges von England nach Indien ist die Strecke von den Mutterinseln über das Atlantische Meer nach der östlichen Küste von Canada. Hier stehen England drei Schiffahrtslinien zur Verfügung. Eine nördliche, fast in der Richtung des 60. Breitengrades hinstreichende, endigt in der Hudsonsbai in Churchill Harbour; eine zweite, die mittlere, passirt südlich die Inseln Neufundland und Anticosti und erreicht in dem meeresweiten St. Lawrencestrom das wichtige Quebec; die dritte endlich verbindet die britischen Inseln mit Halifax auf der Halbinsel von Neuschottland. Strategischen Werth können nur die beiden südlichen Linien beanspruchen, weil die erste in der Leistungsfähigkeit vermöge ihrer polaren Lage durch Naturgewalten (treibende Eisberge, Eisflächen u. s. w.) sehr beeinträchtigt ist, und nur Quebec wie Halifax einigermaßen fortificatorisch gesicherte Stationen der canadischen Bahn darstellen; von den beiden letzteren aber ist wiederum die auf Halifax die vorzüglichere, denn während Eis auf dem Lawrence im Winter die Schiffahrt nach Quebec hemmt, ist der Hafen von Halifax nur sehr selten leicht gefroren.

Was die militärische Sicherheit der obengenannten Seewege über die Nordatlantis anbetrifft, so ist auf dieser zwischen der britischen Inselgruppe und Canada ungemein günstig gelegenen Meeresstrecke heute die britische Flagge die gebietende, und daß nur starke Schicksalsschläge hier Britannien die Seeherrschaft entreißen könnten, zeigt ein prüfender Blick auf den Globus; denn das britische

[1]) Deutsche Rundschau 1890, Bd. LXV, S. 447.

Digitized by Google

Neufundland ist es, mit dem Nordamerika sich am meisten (von Irland 2630 Kilometer entfernt) der östlichen Hemisphäre nähert. Hier landen die unterseeischen Kabel aus Europa nach Nordamerika. Diese große Insel ist nicht nur ein Trittbrett zwischen zwei Welten, sondern auch eine von der Natur errichtete und vor den Golf von St. Lawrence gelegte, starke Bastion, welche Vertheidigungs- wie Angriffszwecken im gleichen Maße dienen kann. Welche Wichtigkeit man aber dieser seit Jahrhunderten wegen der Fischereigerechtsame zwischen England und Frankreich vielumstrittenen Insel beilegt, darüber belehrt uns der Ausspruch Lord Chatham's: „Lieber wollte ich Plymouth einer fremden Macht überliefern, als Neufundland." Trotzdem ist die Insel bis heute noch ohne jegliche Befestigung; indeß wird der Mangel durch die in dieser Gegend oft herrschenden dichten Nebel, welche ohne Unterbrechung oft acht bis zehn Tage andauern, sowie die 960 Kilometer lange und 320 Kilometer breite berüchtigte Neufundlandbank mit dem Jungfraufelsen und den östlichen Untiefen insofern einigermaßen ersetzt, als sie fremden Geschwadern, nach Auslöschung der Leuchtfeuer, große Gefahren bereitet. Auch droht den englischen Interessen von den der Südküste Neufundlands vorgelagerten beiden kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon, welche französisches Eigenthum sind, keine Gefahr, da diese Eilande unbefestigt sind und daher keine Stützpunkte abgeben können. Ihre Besatzung besteht aus einer Abtheilung der 2. Disciplinar-Compagnie, welche auf Martinique garnisonirt. Innerhalb des Golfes von Lawrence liegt auf der Fahrt nach Quebec in der linken Flanke die Prinz-Eduard-Insel, welche die Canadier die „Perle" nennen, auf der rechten Seite Anticosti. Auch diese ebenso günstig, wie Helgoland vor der Elbe, gelegene, fünfundvierzig Kilometer lange und elf Kilometer breite Insel harrt noch der Befestigungen. Auf Sable-Island im Atlantischen Ocean, fünfundsiebzig Kilometer von Neuschottland entfernt und an der Schiffahrtsstraße zwischen Europa und Canada gelegen, hat man neuerdings eine Brieftaubenstation errichtet.

## II.

Wenden wir uns jetzt dem zweiten Theile, dem Ueberlandwege zu. Dieser beginnt bei Halifax bezw. bei Quebec, dem Mittelpunct der alten canadischen Eisenbahnlinien, welche ihn mit den Landungsplätzen am Golfe von St. Lawrence, der Fundy Bai, dem offenen Atlantischen Ocean und mit Halifax, dem östlichsten Etappenort, verbinden. Wir folgen dabei, von Quebec ausgehend, der im Allgemeinen von Osten nach Westen gerichteten Bahnlinie.

Auf dem linken Ufer des St. Lawrence hinführend, erreicht der Schienenweg zunächst Montreal, von wo er zuerst an dem nördlichen, später an dem südlichen Ufer des Ottawaflusses hinstreicht. Dann umsäumt die Bahn das nördliche Gestade des Nippising-Sees, um, denselben verlassend, bei Peninsula den Oberen See zu gewinnen und längs demselben bis Port Arthur hinzuziehen. Das nächste Ziel ist die Stadt Winnipeg, bei welcher der Rothe Fluß übersetzt und das Thal seines Nebenflusses, des Assiniboine, gewonnen wird. Diesem, und später einem seiner Zuflüsse, folgt die Bahnlinie auf langer Strecke, um dann in östlichem Zuge nach dem obern, südlichen Saskatchewan sich zu wenden. Dieser Fluß wird unter dem 110. Meridian erreicht, übersetzt und wieder verlassen,

worauf der Schienenweg sich in einem flachen, nach Norden gerichteten Bogen durch die Cordilleren und über ihre wilden Gewässer hindurchkämpft, um endlich, dem Thale des untern Fraser folgend, seinen Kopfpunkt Vancouver und mit diesem Orte zugleich den Stillen Ocean zu erreichen.

Dem Bau der eben festgelegten Linie setzten sich ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegen; denn nur bis Port Arthur (am Obern See) durchschneidet die Schiene mehr oder weniger altes Culturland, sofern es gestattet ist, in America von altem Lande zu sprechen; dann beginnen endlose Waldungen, welche bis in die Nähe des Winnipeg-Sees reichen, um weiter westlich unabsehbaren Prairien den Raum zu überlassen, bis zuletzt noch die gewaltige Schranke der Gebirge zu durchbrechen war. Aber Schwierigkeiten scheinen für die heutige Ingenieurkunst nur noch vorhanden zu sein, um überwunden zu werden.

Die Bahn, deren Bau im Jahre 1881 begann, und deren Länge von ihrem Anschluß an die canadische Centralbahn bei Montreal bis zum Stillen Ocean 4476 Kilometer (die Strecke von Halifax bis Vancouver ist 6028 Kilometer lang) beträgt, wurde in der kurzen Zeit von nur fünfeinhalb Jahren hergestellt. Das anfängliche Project, welches man aber fallen ließ, ging dahin, der ostwestlichen Verbindung durch die Breite der Dominion dadurch gewissermaßen einen amphibischen Charakter zu verleihen, daß man die wunderbar günstigen See- und Flußstraßen, durch die Canada sich vor allen andern Ländern auszeichnet, theilweise in den Dienst zu stellen und den Eisenbahnzug streckenweise mit dem Schiff zu vertauschen gedachte.

Die Wintermonate allein ausgenommen arbeiteten Tag und Nacht, unterstützt durch die neuesten Maschinen, 30000 bis 35000 Menschen an dem großartigen Werke. Welche Bodenbewegung nothwendig war, kann man aus dem Umstande ermessen, daß dieselbe auf einem günstigen Terrain, wie bei Winnipeg, auf einen Kilometer 10460 Kubikmeter betrug. Wo heute am Ufer eines Prairieflusses noch kein Holzspan zu sehen war, da überspannte das Gewässer morgen, auf zwei oder drei Pfeiler sich stützend, die Brücke, um den folgenden Tag die Schienen zu tragen und auf ihr Arbeiter- und Materialientransport zu ermöglichen.

Die meisten Hindernisse aber zur Herstellung des Schienenweges thürmten sich im Westen auf, wo es nicht nur galt, eine dreifache Gebirgskette — die der Felsengebirge, die Wasserscheide zweier Oceane, den Hochgebirgszug der Selkirk- und den der Goldkette — sondern auch gefährliche, in scheinbar bodenlosen Spalten hinschäumende Gebirgsströme, welche ihre Wasser in den Stillen Ocean werfen, zu überschreiten. Dieses Terrain, auf welchem Felsenthore im Hochgebirge zu sprengen, vierundzwanzig Tunnels in die Felsen zu bohren waren, während in der Selkirkkette die Bahnspur, um gegen Lawinenstürze gesichert zu sein, neunundzwanzig Kilometer weit unter Schneetunnels geführt, und wo verrätherische, schlüpfrige Stellen umgangen werden mußten, stellte Kunst und Energie der Erbauer auf die härteste Probe. Die Masse des im Gebirge zu beseitigenden außerordentlich harten Tuffsteines erreichte ein Volumen von 1,370,000 Kubikmetern. In den Cordilleren sowohl wie am nördlichen Ufer des Oberen Sees, wo es galt Felsenmassen zu zertrümmern, wurden an Ort und Stelle Dynamitfabriken errichtet. Die

Kosten der Sprengarbeiten beliefen sich auf 30½ Millionen Mark. Doch man siegte auch hier, und das Geleise schob sich auf Curven und in Zickzacks durch von der Natur gebildete Schluchten oder von Menschenhand gebrochene Tunnels auf schmalen Leisten, die aus den Felsenwänden gehauen oder in der Furche durchsägter Berge vor. Luftig erbaute, hoch über die düsteren Fluthen und die mit Trümmerhaufen bedeckten Flußbetten sich schwingende Holzbrücken, von denen eine 135 Meter lang und 54 Meter hoch, eine andere bei 180 Meter Länge 45 Meter Höhe hat, vermitteln den Uferwechsel. Unter den Brücken sei hier noch besonders der eisernen Cantilewerbrücke über den Fraser, welche nur von der über den Niagara gespannten an Länge übertroffen wird, und der Victoriabrücke über den St. Lawrence bei Montreal gedacht. Welchen Kunstbau dieser hängende, 1050 Meter lange Stromübergang darstellt, ergibt die Thatsache, daß zwei von den fünfzehn steinernen Pfeilern, auf denen die Brücke ruht, in neun Meter tiefem Wasser stehen, welches eine Strömung von dreizehn Kilometern in der Stunde hat. Dieser feste Uebergang über den mächtigen St. Lawrence kostete 5 750 000 Mark und wurde in sieben Monaten fertiggestellt. Stärkste Eisbrecher schützen den Kunstbau gegen die alljährlich herantreibenden Eisberge. Da Zahlen eine überzeugende Sprache reden, so sei hier angeführt, daß man in sechs Monaten des Jahres 1882 eine Strecke von 562 Kilometern baute; im Monat Juli 1883 wurden 150 Meter fertig gestellt und an Einem Tage desselben Jahres, am 28. Juli, erreichte man die höchste Leistung, indem man 10,2 Kilometer Schienen legte.

Eine Vorstellung von der Länge der Bahn und der Schnelligkeit der Erbauung ihrer Theilstrecken kann man sich aus der Thatsache bilden, daß der erste durchgehende Zug von Montreal nach der Pacificküste bereits abgelassen wurde, als im Westen noch einige Kilometer Schienen zu legen waren.

Diese Eisenbahn durch das große englische Besitzthum in Nordamerika hat nach verschiedenen Seiten hin eine außerordentliche Bedeutung und Tragweite. Indem sie ein Felsenthor im Westen nach dem Pacific öffnete, hat sie die weite, nordwestliche Ländermasse aus ihrer Weltverlassenheit erlöst; sie hat die Dominion in den Interessenkreis des Großen Oceans gerückt; sie hat dem ostasiatischen und australischen Handel einen neuen Weg nach Nordamerika und über Nordamerika nach Europa gewiesen, und als die kürzeste Ueberlandsbahn den Traum eines Columbus, Magelhan und Franklin Gestalt gewinnen lassen. Aber so groß der Werth dieses Schienenstranges durch Erschließung neuer Länder für die Wissenschaft ist, so mächtig er Handel und Wandel entwickelt oder fördert, wichtiger als all dieses ist für England sein militärischer und in Folge dessen sein politischer Werth. Wie diese Bahn Zeit und Raum verkürzt, erhellt aus der Angabe, Montreal vom 3. Mai 1891: „Der Expreßzug der Pacificbahn legte die lange Strecke von Vancouver nach Montreal in drei Tagen sieben Stunden zurück, während die bisherige Dauer der Reise sechs bis sieben Tage betrug. Die Reise von Yokohama nach Montreal wird unter günstigen Umständen nicht mehr als vierzehn Tage beanspruchen.“

Die militärische Bedeutung gipfelt darin, daß sich England in ihm einen neuen Heerweg zwischen Europa und Asien geschaffen hat und die politische darin, daß eine Brücke von Groß- nach Größer-Britannien geschlagen wurde. Auf der

Verknüpfung des strategischen Gedankens mit einer wahrhaft staatsmännischen Idee beruht die Weltbedeutung des durch einen Continent gelegten Weges.

Diese militärische Heerstraße, welche Mannschaften und Kriegsmaterial in schweren Lastzügen innerhalb sieben bis acht Tagen von dem Gestade eines Weltmeers zu dem eines anderen trägt, ermöglicht einen in der That imposanten Uferwechsel und ist gegen die südlicheren Rivalinnen insofern im Vortheil, als auf ihr, trotz der Lage in höherer Breite, der Schneefall ein geringerer ist. Als Centralbindeglied zwischen dem Mutterlande und den fernen Colonien stellt die canadische Bahn, weil Concentration befördernd, einen Erzeuger militärischer Kraft dar und ist im wahren Sinne des Wortes eine Wehrbahn.

England, als Kopf und Herz des britischen Riesen betrachtet, reicht mit dem rechten Arme durch America nach Vancouver, welches gleichsam die Hand am Arme ist, die nach dem östlichen und südlichen Asien, wie nach Polynesien zeigt; den linken Arm bedeutet die Suezroute, mit Indien als Faust.

Wenn man nun die Eisenstraße Halifax Vancouver auf ihren militärischen Werth prüft, so muß man anerkennen, daß sie, freilich erst, wenn zweigeleisig angelegt (sie besitzt gegenwärtig nur Ein Geleise), den an sie zu stellenden Forderungen durchaus entsprechen würde. Militärisch gesichert erscheint sie uns aber nur so lange, wie die amerikanische Union nicht zur Waffe greift. Denn so thatkräftig und thatenlustig sich Canada auch durch Herstellung des Schienenweges erwiesen hat, so wenig hat es weitschauend auf irgend welche Deckung desselben Bedacht genommen. Dieses Versäumniß verräth umsomehr den Mangel an Seherblick, als schon häufig innere Gefahren, dem Schoße der französischen und der half bred Bevölkerung entsprungen, die weite Colonie gefährdeten, und man in Britannien zur Genüge wissen mußte, daß das irische Element in den Vereinigten Staaten sich bei einem Conflict nur mit dem ganzen Siege zufrieden geben würde. Trotz dieser Gefahren, trotz der Lehre aus der Geschichte des letzten amerikanischen, großen Krieges, welcher die in der Union verborgen liegende Kraftfülle verrieth und ihre Befähigung für weitausholende Unternehmungen erwies, und trotzdem die Bahn von Süden aus in fast ihrer ganzen Länge strategisch bedroht ist, hat man es auch bis heute unterlassen, selbst den gefährdetsten Punkten irgend welche fortificatorische Deckung zu verschaffen und die lebendige Sicherung einer Milizarmee überlassen. Um die Situation aber noch kritischer zu gestalten, erscheint das Bahnnetz der Vereinigten Staaten in Beziehung zur canadischen Bahn geradezu wie für offensive Operationen geschaffen. Es würde uns indeß zu weit führen, wenn wir nach dieser Richtung hin eine genaue Recognoscirung unternehmen wollten; wir begnügen uns, mit dem Finger auf die nördlichste Pacificbahn der Union zu deuten, welche im Mittel dreihundert Kilometer südlich von der canadischen Bahn durch den Continent hinstreicht, und den Werth, resp. die Gefährdung, der vorzüglichsten Etappenhauptorte zu prüfen.

Wir beginnen mit Halifax, welches in Neuschottland, an der atlantischen Küste gelegen, einen der besten Kriegshäfen der Welt von sechsundfünfzig Geviertkilometer Größe hat. Er besitzt zwei Einfahrten, welche durch die Insel Mc Nab geschieden sind. Die westliche mit tiefem Fahrwasser decken neben dem Fort George mehrere gut angelegte Batterien, während die andere, weniger tiefe, der Obhut

Digitized by Google

des Forts Clarence anvertraut ist. Der bei jedem Wetter zugängliche Hafen, am Fuße eines bis zu achtzig Meter ansteigenden Hügels, an dem die Stadt liegt, ist dieser gegenüber 1½ Kilometer breit, dringt 25 Kilometer ins Land und endet in dem Bedfordbassin. Neben den obengenannten, die Zufahrten beherrschenden Forts u. s. w. sichern den weiten gegen die Unbilden des Meeres geschützten Ankerplatz die Citadelle der Stadt und Werke, welche sich am östlichen Rande des Hafens bei Dartmouth erheben; nach der Landseite hin aber ist der Platz nicht einmal gegen einen Handstreich geschützt. Halifax ist Kohlenstation erster Klasse — die nahen Minen sind unerschöpflich — und bietet der Kriegs- und Handelsmarine jede nur wünschenswerthe Unterstützung. Durch seine Docks, Werften (die größte ist bei 183 Meter Länge 31 Meter breit), Arsenale u. s. w. als einzige Garnisonstadt der Dominion, welche zweitausend Mann Linientruppen besetzt halten, und als die sommerliche Hauptstation des britisch-nordamerikanischen Geschwaders ist sie Wächterin der Verbindung mit dem Mutterlande und begünstigt jedwede maritime Operation; in ihr knüpft sich die militärische Seestraße an den großen Ueberlandweg. Die Schiffsbewegung im Hafen ist eine ungeheuere.

Von Halifax zieht sich die Bahn über die Halbinsel Neuschottland durch die Provinz Neubraunschweig nach der im engern Sinne Canada genannten Dominion. Am linken Ufer des St. Lawrencestromes erhebt sich jäh in dem Winkel, den das linke Ufer mit dem rechten des hier mündenden Charlesflusses bildet, eine felsige Landzunge mit dem hundert Meter hohen Kap Diamond. Auf ihr liegt Quebec, ein Name, der in der Indianersprache „Flußverengung“ bedeutet (denn hier sägte sich der wilde Strom, welcher aber immer noch 1½ Kilometer breit bleibt), durch die steinernen Naturmauern, und auf dem Kap erhebt sich drohend die Citadelle mit ihren in die Felsen gehauenen Kasematten und bombensichern Räumen. Von dem wichtigen Quebec aus, dem einstigen nordamerikanischen Gibraltar, dessen Festungswerke vollständig vernachlässigt sind und heute nicht dem Feuer eines einzigen Panzers widerstehen könnten, wird der mächtige Strom beherrscht, welcher bis hierher die größten Seefahrzeuge trägt und das eigentliche Lebenselement Nordostamerikas ist. Der Platz besitzt große Docks. Wenn man den St. Lawrencestrom weiter aufwärts fährt, gelangt man in die zwischen Quebec und Montreal befindliche Stromerweiterung, in den Petersee. Dieses Wasserbecken steht durch den Richelieucanal mit dem 202 Kilometer langen und zwei bis vier Kilometer breiten Champlainsee, sowie mit dem Hudsonstrome in schiffbarer Verbindung, ein Umstand, der deshalb schwer auf die militärische Wagschale drückt, weil durch diese Canalverbindung Torpedos und Kanonenboote, welche die Flagge der Sterne und Streifen tragen, in den St. Lawrence gelangen können, so daß möglicherweise britische Kriegsschiffe auf ihrem eigensten Terrain sich die Zufahrt nach Quebec zu erkämpfen hätten.

Quebec hat eine Kriegsgeschichte, und die Schlacht auf den benachbarten Abrahamshöhen war es, welche am 13. September 1759 Canada nicht nur Britannien überlieferte, sondern auch die Geschichte Nordamerikas in neue Bahnen lenkte. Seine Abtretung wurde Frankreich damals nicht schwer. Im Jahre 1855 aber sprach es Graf Jaubert zu Paris aus, was das Vaterland verloren habe: „Jetzt freilich,“ sagte er, „können wir uns ein Urtheil über den Werth der

wenigen Acker Schnee bilden, die wir unter Ludwig XV. mit so frevelhaftem Leichtsinne den Engländern dahingaben" [1]).

Etwa dreihundert Kilometer oberhalb des mächtigen Stromes erscheint Montreal, die volkreichste Stadt und der größte Handelsplatz Canada's, an dessen Quaimauern Oceandampfer anlegen, die bis 7½ Meter tauchen, der Knotenpunkt von Verbindungen, welche durch die Natur selbst gezeichnet sind, und westlich von ihm auf früher viel betretenen, dann verödeten, neuerdings aber wieder lebhaft begangenen Wegen die Hauptstadt der Dominion, Ottawa. Die Sicherheit der beiden letztern Plätze ist gewährleistet, so lange die britische Flagge auf dem St. Lawrence weht.

Das in der Mitte zwischen Montreal und Vancouver gelegene Winnipeg besitzt nicht nur als Mittelpunkt der canadischen Bahn, sondern auch deshalb besondere Wichtigkeit, weil es am Zusammenfluß des Assiniboine und Rothen Flusses sich erhebt und ein Centrum von Fluß- und Seenstraßen ist, die zur Sommerszeit eine Ausdehnung von 4900 Kilometer Länge haben. Dieser militärisch vollständig ungedeckte Ort dürfte voraussichtlich ein Hauptobject für amerikanische Unternehmungen um so mehr abgeben, als nach ihm von der nördlichsten Pacificbahn der Union zwei gesonderte Schienenwege führen.

Fast unter demselben Breitengrade wie Halifax im Osten finden wir endlich am Stillen Ocean die westliche Kopfstation der canadischen Bahn, Vancouver, gegenüber der früher Quadra, jetzt Vancouver genannten Insel. Noch vor vier Jahren war die Stadt ein elendes Dorf, Granville genannt, an der Burrard Bucht. Sie ist zu einem Wohnorte von 13000 Seelen, mit prächtigen Quais und großen Magazinen, emporgewachsen und konnte emporwachsen, nachdem im Jahre 1886 ein großer Waldbrand den stattlichen Douglastannen- und Cedernbestand der Umgebung in Asche legte. Im Jahre 1888/89 liefen 1394 Schiffe mit 1,059,841 Tonnengehalt den Platz an. Die Stadt selbst liegt an einem Hügel der Englischbai. Diese aber ist eine Ausbuchtung im Südwesten des Burrardbusens; sie ist tief genug, um in ihr Fahrzeuge jeder Größe vor Anker gehen zu lassen. Ein schmaler, seichter, nur für Boote benutzbarer Meeresarm zieht sich von ihr durch die Stadt hin. Eine Zweiglinie verbindet den Hauptbahnhof mit der Löschstelle am Hafen, so daß Truppen und Material von dem Waggon direct auf das Fahrzeug verladen werden können. Von Vancouver endlich streicht die Bahn in östlicher Richtung bis Port Moody an dem südlichen Gestade des Burrardbusens hin, der bei fünf Kilometer Breite eine Länge von 32 Kilometern besitzt, guten Ankergrund für die ganze englische Flotte bieten könnte und wegen der engen Zufahrt leicht zu schließen ist.

Mit dem Durchbruch des Felsengebirges von Osten her wird die geschichtliche Zeit Columbiens anheben und Vancouver, sowie zwei weiter unten zu nennende Emporien werden nicht lange zaudern, den Wettkampf mit San Francisco aufzunehmen, welches ein goldenes Thor hat, während jene deren zwei besitzen. Das eine, zu dem man von Norden aus der Harostraße gelangt, ist die Juan

[1]) Es war Voltaire, welcher das 1763 England überantwortete Canada „quelques arpents de neige" nannte.

de Fucastraße, welche mit tiefem Fahrwasser einen Inselarchipel durchschneidet. Der zweite Meeresausgang ist die Straße von Georgia und der Königin Charlottesund; während die Fuca- und Harostraße im Süden, respective im Osten von Gestaden und Inseln umsäumt werden, auf denen das Sternenbanner über mehreren in den letzten Jahren errichteten Befestigungen weht, ist die Georgiastraße ein rein englisches Gewässer. Alle diese Meeresarme sind eisfrei und jederzeit im Jahre Schiffen zugänglich; denn wie der Golfstrom aus dem Antillenmeere das unter hoher Breite liegende norwegische Westgestade klimatisch günstig beeinflußt, so übt auf die columbische Inselwelt der Kuro-Siwo, jener warme japanesische Meeresstrom, ununterbrochen seine mildernde Wirkung. Uebrigens dürfen wir, um die Situation klar zu zeichnen, nicht zu erwähnen vergessen, daß in der südlichen Verlängerung der Haro-Straße, von dem Staate Washington eingeschlossen, der Admiralitäts-Busen sich bei einer wechselnden Breite von fünf bis zehn Kilometern 161 Kilometer lang in das Gebiet der Vereinigten Staaten einschiebt, und daß dieser an geräumigen Nebenbuchten, Inseln und Halbinseln reiche Meerestheil in strategischer und nautischer Beziehung ungemein günstig ausgestattet ist. Die Einfahrt in denselben wird vollständig von Point Defiance beherrscht. Der Gunst der Natur hat sich die Kunst des Ingenieurs zugesellt, welche nach diesem bevorzugten Meeresbassin die nördlichste, den Vereinigten Staaten angehörige, Pacificbahn leitete. Sie endet in Tacoma, sendet aber Zweigbahnen nach dem nördlicher gelegenen Seattle (wo Kohlen gefördert werden) und dem südlicheren Olymbia; von den zahlreichen Küstenstädten nennen wir Steilacoom und Port Townsend. Die Entwicklung des Staates Washington, und damit seine Kraft im Falle kriegerischer Verwicklung, übertrifft selbst jene in Britisch-Columbien.

Wir verlassen das Festland und setzen auf die Quadra- oder Vancouver-Insel über; hier befinden sich die beiden anderen Objecte, auf welche wir oben hindeuteten, wir meinen **Victoria**, die Hauptstadt Columbiens, und **Esquimalt**. Victoria, im Osten an der nach ihm benannten Bucht gelegen, ist heute schon eine Stadt von 160 000 Einwohnern (darunter 40 000 Chinesen). Die Schiffsbewegung in seinem Hafen 1887/88 betrug 2637 Fahrzeuge mit einem Gehalt von 1 695 278 Tonnen. Sechs Kilometer westlich von ihm liegt Esquimalt, welches durch die vorzügliche Beschaffenheit seines geräumigen Hafens, die dort errichteten Docks (deren größtes 1887 vollendet wurde), das Arsenal und die Kohlenniederlage als eigentlicher Seeplatz für Victoria zu betrachten ist. Alle Flotten der Welt könnten hier ihr Brennmaterial einnehmen, ohne daß die Quelle versiegen würde. Diese liegt der Stadt Vancouver gegenüber, an der nordöstlichen Küste der Insel bei Nanaimo und Wellington, deren geradezu unerschöpflichen Kohlenlager — nebenbei gesagt, das vorzüglichste Material an der ganzen pacifischen Küste Amerikas — ihre Schätze auf einer Eisenbahn direct nach Esquimalt befördern. Die Tonne Kohle kostet im letztern Orte zwölf Mark gegen vierundzwanzig in San Francisco. Der Hafen von Esquimalt deckt eine Fläche von 560 Acker und könnte die ganze britische Flotte aufnehmen.

Esquimalt, an dem fünfzig Meter hohen Signalhügel gelegen, die Hauptstation des britischen Geschwaders für den Stillen Ocean, ist ohne Gefahr zur

Tag- wie Nachtzeit anzulaufen, während Vancouver ihm gegenüber den großen Nachtheil besitzt, daß nicht nur häufige Nebel, sondern auch die inselbesäete Meerenge Haro, sowie Ebbe und Fluth die Schiffahrt gefährden. Trotz seiner großen Wichtigkeit ist Nanaimo indeß ohne jede fortifikatorische Sicherheit, wie auch die zum Schutze von Victoria und Esquimalt im Jahre 1878 an den Küsten und auf den Brüderinseln errichteten Batterien keineswegs genügen. Man hat allerdings neue Werke zum Schutze der beiden Plätze projectirt, deren Errichtung auf 440000 Mark veranschlagt wird, während ihre Armirung 660000 Mark kosten würde. Doch wenn man in England auch nicht verkennt, zu welcher Größe Columbien mit Eröffnung der Bahn emporgewachsen ist, wie in kaum geahnter Weise seine maritim-strategische Bedeutung für den Nord-Pacific sich erhöht hat, so scheint man bis heute noch nicht einig darüber geworden zu sein, in welcher Weise man die große Küstenlandschaft zu sichern habe. Soll die Stadt Vancouver, welche dem Hafen von Nanaimo gegenüberliegt, deren Land- und Wasserumgebung die günstigste Unterlage für fortificatorische Bauten bietet, der Hauptfestungsplatz werden, oder Victoria mit Esquimalt? Für Vancouver, dessen Hafenverhältnisse wir bereits kennen, und dessen landseitige Umgebung gegen das Festland hin durch natürliche, steile Erhebungen schon fast abgeschlossen ist, spricht der Umstand in erster Linie, daß es Kopfstation der großen Bahn ist, und daß die Straße von Georgia, an der man nicht weit von ihrer Mündung auf der Insel Vancouver zum Schutze der Fahrstraße ein mächtiges Fort errichtet, für ein aus der Burrardbucht auslaufendes Geschwader jedenfalls freier gehalten werden kann, als die Haro- und Fucastraße, an denen die Vereinigten Staaten Theil haben und, wie wir gesehen haben, eine erstaunliche Thätigkeit entwickeln. Für Victoria und Esquimalt, die ein submarines Kabel mit Vancouver und dem Washington Territorium verbindet, kann man die natürlichen Hülfsmittel (in Bevölkerung, Reichthum), die Schienenverbindung mit dem 112 Kilometer entfernt liegenden Nanaimo (das selbständiger Werke nicht entbehren kann), sowie den nicht zu unterschätzenden Factor ins Feld führen, daß neben den günstigen Hafenverhältnissen Esquimalt durch seine Docks u. s. w. einen nautisch bedeutsamen Rang einnimmt. Jede andere Groß- und Seemacht würde sich nicht lange besinnen, durch Sicherung der genannten Punkte ein großes land- und seestrategisches Lager, in der Mitte der nordamerikanischen pacifischen Küste zu bilden, von welchem aus man heute noch mit voller Freiheit der Action auf dem vorliegenden größten Wasserfelde der Welt auftreten könnte, und Alles bereit und sicher zu stellen, um eventuell die Operationsbasis gegen die dünnbesiedelten Amurlandschaften ohne Weiteres nach Japan verlegen zu können. Das wäre ein Uferwechsel, zu dem England freilich noch nicht vorbereitet ist, welcher aber eines Tages vielleicht in Betracht zu ziehen sein möchte.

Die Sicherheit der englischen Dominion und damit die Sicherheit der canadischen Bahn kann in Bezug auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, der gegenwärtigen politischen und militärischen Situation entsprechend, nur auf den Meeren bewirkt werden, im Osten von Halifax und den Bermudainseln (seit dem 14. Juli 1890 steht Halifax mit Hamilton auf Bermuda in telegraphischer Verbindung), im Westen von Columbien aus. Zum Glücke für Eng-

land befähigen seine Geschwader auf Bermuda, in Halifax und Esquimalt, bezw. in Vancouver zu weitgreifenden maritimen Operationen gegen die langen, ungeschützten Küsten und reichen Handelsplätze des amerikanischen Nachbarstaates. Wir haben Bermuda, obwohl von der Dominion, um welche es sich hier handelt, 1250 Kilometer entfernt, eben an erster Stelle genannt, weil die Inselgruppe, einer Zwingburg gleich, sich der Mitte der östlichen Unionsküste vorlagert und das Centrum einer maritimen Operationsbasis bildet, deren rechter Flügel sich an Halifax lehnt, während in der linken Flanke die Bahamainseln, das im caraibischen Meer beherrschend gelegene Jamaica und die englischen Antillen erscheinen. Den Bermudaarchipel bilden einige Hundert Eilande, von denen fünfzehn bewohnt sind. Seine hohe militärische Bedeutung beruht außer der wunderbar günstigen geographischen Lage in Bezug auf Canada, die Vereinigten Staaten und Centralamerika, auf dem natürlichen Schutz, welche im Südosten weit ausgedehnte Corallenriffe bilden, durch deren nur schmale und vielfach gewundene Canäle allein der terrainkundige Schiffer durchzulootsen vermag, sodann aber auf den überaus festen Werken, welche die Hauptstadt Hamilton auf Bermuda, die Inseln St. George und Irland und mit ihnen zugleich vorzügliche, ausgedehnte maritime Etablissements (Seearsenal, Docks, Werften, Kohlenniederlagen, Proviantmagazine u. s. w.) decken. Englische Dampferflotten finden hier nicht nur eine sichere Zufluchtstätte, sondern auch den Ausgangspunkt für offensive Unternehmungen. Sir Charles Dilke nennt die Bermudas in seinem „Greater Britain" überbefestigt. Sie sind Winterstation der englischen Geschwader für Nord- und Mittelamerika. Die Garnison besteht augenblicklich aus dem Bataillon der englischen Garde-Grenadiere, welches im Sommer 1890 zu London meuterte, vier Compagnien Genie und zwei Compagnien Festungsartillerie. Von den Bermudas heißt es bei Shakespeare („Der Sturm", Act 1, Scene 2):

„Where once
Thou call'dst me up at midnight to fetch dew
From the still-vex'd Bermoothes".

Es klingt paradox, ist aber nichtsdestoweniger wahr, daß die Vereinigten Staaten, wenn sie die Hand auf die canadische Bahn legen, damit einen Schlüssel zu Indien ergreifen.

## III.

Von den oben betrachteten columbischen Plätzen wenden wir uns jetzt dem dritten Theile der großen Etappenstraße nach Indien zu. Er ist der längste; von Vancouver bis Hongkong allein muß der weite Raum von 11 460 Kilometern über den inselarmen nördlichen Pacific durchmessen werden.

Die im Jahre 1841 von England erworbene 83 Geviert-Kilometer große, aus einer Masse felsiger Hügel bestehende und von Hunderten von Eilanden und Riffen umlagerte Insel Hongkong, chinesisch Heung-kong, d. i. „guter Hafen", liegt geradezu unvergleichlich im Kanton-Flusse, wo er seine Gewässer in das chinesische Südmeer ergießt. Dieser von mehr als 200 000 Seelen bewohnten Insel nähert sich im Norden vom Festlande aus die zehn □Kilometer große Halbinsel Kaulung (englisch Kowloon), und zwar bis auf zwei Kilometer; dadurch, daß das

Gestade von Hongkong hier gleichsam zurückwich, entstand das Hafenbassin von Victoria. Die Halbinsel Kowloon mit der kleinen Insel Stonecutters wurden im Jahre 1861 von dem Reiche der Mitte an Britannien abgetreten und letzteres hiedurch erst befähigt, die natürlichen Vortheile des 46 □-Kilometer großen, 25 Kilometer langen und 3—8 Kilometer breiten Hafens handelspolitisch auszubeuten und militärisch zu sichern. Derselbe ist im Norden von dem Festlande, aus dessen Mitte die Halbinsel Kowloon vorragt, und im Süden von der Insel Hongkong begrenzt. Letztere nähert sich im Osten dem Continent bis auf dreiviertel Kilometer. Den westlichen, offeneren Theil des Hafens schließen die Inseln Stonecutters und die Grüne Insel ab, zwischen denen sich die dreieinhalb Kilometer lange, eineinhalb Kilometer breite Sandbank Kellet ausbreitet. An ihr vorbei führen die Fahrrinnen nach Canton und Macao. Die so eingeschlossene, geräumige Rhede, durch die Berge des Festlandes und die gezackten Granitfelsen von Hongkong umsäumt, bietet im Allgemeinen ein geographisch und nautisch vorzüglich gelegenes Seebecken, in welchem die Fahrzeuge nicht nur gegen Wind und Wogendrang geschützt sind, sondern auch über tiefem, dunkelblauem Wasser guten Ankergrund finden. Wir sagten „im Allgemeinen", weil Hongkong mit den angrenzenden Meerestheilen im Striche der Orkane liegt. Ein Teifun zerstörte 1874 nicht nur mehrere Tausend Wohnstätten, sondern brachte neben dreiunddreißig großen Schiffen Hunderten von Dschunken den Untergang; mehrere Tausend Menschen kamen bei dem Naturereigniß um. Andere kleinere, sehr günstige Häfen liegen an der Ost- und Südküste von Hongkong; wir machen auf der erstern Seite die Bai von Sywan und im Süden die Titam- und Stanleybucht namhaft. Victoria, die Hauptstadt der Insel, mit 140 000 Bewohnern, zieht sich in einer Ausdehnung von sechseinhalb Kilometern zwischen dem gleichgenannten Hafen und einem Berge hin, welcher sich bis zu 650 Metern erhebt und auf den mit einer Steigung von 45 Grad eine Drahtseilbahn führt. An der Westecke des Victoriaberges ist auf einem steilen Kegel die Signalstation errichtet, von welcher aus die von Norden oder Süden kommenden Dampfer ein bis zwei Stunden vor Erreichung des Hafens zu sehen sind und durch Flaggensignale, sowie einen Kanonenschuß nach der Stadt gemeldet werden. Ein ähnliches Observatorium ist auf dem auf der Halbinsel Kowloon liegenden Berge Elgin errichtet. Unmittelbar an der Küste beträgt die Wassertiefe noch neun bis siebzehn Meter, so daß selbst größte Fahrzeuge an dem Quai anlegen können. Man geräth beim Anblick dieser Stadt in Zweifel, ob man sie nach Bauart, Bevölkerung u. s. w. eine nordische oder eine tropische nennen soll; neben englischem Comfort kommt die berauschende Ueppigkeit des Südens zur Geltung. Im Südwesten der Insel liegt die kleine Stadt Aberdeen mit guten Werften.

Hongkong stellt eine kleine Welt für sich dar, mit seinen Bergen und Thälern, seinen Waldungen und Wasserläufen, den Rheden, den felsigen Buchten und dem die Insel umsäumenden Archipel von Eilanden und Riffen. Diese ferne englische Besitzung, das Endglied der frühern westöstlichen Etappenstraße, die durch den Suezcanal und das Indische Meer nach dem Stillen Ocean sich zog, hat heute dem von England nach Osten führenden Wege sich angeschlossen; zur Mittelstation der Straße geworden, welche England durch Meere und durch seine Colo-

nien über die Erde gezogen hat, ist Hongkong ebenso ein handelspolitisches Pivot, wie es sich zum maritim-strategischen erhoben hat.

Wenn wir seine commercielle Seite beleuchten, so bietet beim ersten Blicke auf die Karte Hongkong ein natürliches Stelldichein für die Schiffe des Oceans aus dem östlichen und indischen Asien und Polynesien sowie für den regen Verkehr, der in neuester Zeit von der Westküste Amerikas nach den gegenüber liegenden Gestaden des Stillen Meeres sich entwickelt hat. Zudem ergänzt hier der Küstenhandel den überseeischen. Es fehlt übrigens für die Bedeutung dieses Felsblockes an chinesischer Küste nicht an statistischem Material; auf der Liste der Schiffsbewegung in den englischen Häfen nimmt Hongkong den dritten Platz ein und rangirt unmittelbar hinter London und Liverpool. Der Netto-Raumgehalt der Schiffe, welche im Jahre 1886 die Insel anliefen, beziffert sich auf 9,080,390 Tonnen; 1888 standen 19 201 einlaufende 20 430 auslaufenden Fahrzeugen gegenüber. Victoria hat als erster Handelsplatz Ostasiens sogar Shanghai überholt.

Kann daher in commercieller Hinsicht die Bedeutung des Eilandes, seitdem es britisch geworden, kaum hoch genug angeschlagen werden, so ist sein Werth in militärischer Beziehung ein noch größerer. Demgemäß hat England zur militärischen Sicherstellung der Insel und des weiten Hafenbassins in letzter Zeit große finanzielle Opfer gebracht und folgende Werke aufgeführt und armirt, deren Namen zugleich den Ort bezeichnen, von wo zu wirken sie bestimmt sind:

Eine Batterie an der Belchersspitze.
" " " Flyspitze.
Die westliche, mittlere und südliche Batterie auf der Insel Stonecutters.
Die westliche, mittlere und Rückenbatterie von Lyemon.
Die Redoute Lyemon (Lyemon ist der östliche enge Seepaß).
Eine Batterie oberhalb des Docks von Kowloon.
Die Batterie von Victoria.
Die Redoute Syvan.
Die Batterie Syvan.

Wiederhergestellt sind ältere Werke als:

Die östliche Batterie von Stonecutters.
Die Batterie von Kowloon Dock; die östliche Kowloonbatterie, sowie endlich die an der Nordspitze.

Alle diese Befestigungen sind miteinander durch ein telegraphisches und ein telephonisches Netz verbunden. Diejenigen von ihnen, welche beherrschende Positionen innehaben, wie beispielsweise die Batterie, die auf der Nordspitze den 540 Meter hohen starken Berg krönt, decken die Zugänge nach der ausgedehnten Rhede und die inneren Buchten derselben vollständig, und zwar um so leichter, als die Wasser- und Strömungsverhältnisse derartig sind, daß Schiffe bei der Anfahrt auf nicht mehr als 2600 Meter abhalten können; so wird z. B. die Straße von Lyemon von dem Feuer aus den englischen Batterien in einer Weise bestrichen, daß sie als nicht zu forciren betrachtet werden muß. Aber nicht nur über das Wassergebiet wird von den Befestigungen aus eine strenge Controlle geführt, auch die Chinesenstadt, welche von den Gouvernementsgebäuden, den Kasernen u. s. w. gesondert liegt, kann im Zaum gehalten werden. Daß dies

nothwendig, ist um so leichter einzusehen, wenn wir hinzufügen, daß die englische Garnison nur eine Stärke von gegen 4800 Mann (Infanterie, Artillerie und Genietruppen) hat, neben welcher für die Sicherheit der Insel noch auf eine siebenhundert Köpfe zählende Polizeimacht sowie ein schwaches Freiwilligen-Corps von etwa dreihundert Mann zu rechnen ist.

So ist denn Hongkong in Verbindung mit Kowloon nicht nur eine große Ausrüstungs- und Kohlenstation — denn auf der Insel wie der Halbinsel befinden sich Arsenale, und große Panzer können bei der Hongkong und Whampoa-, wie durch die Cosmopolitican-Dockgesellschaft gedockt werden —, es ist thatsächlich ein verschanztes Seelager. Bei seiner Entlegenheit vom Mutterlande und in Berücksichtigung des Umstandes, daß es, wie Vancouver im Osten, so den von Süden gegen Wladiwostok — seit am 27. Februar 1887 die englische Flagge auf Port Hamilton eingezogen wurde — am weitesten vorgeschobenen englischen Posten darstellt, kann Hongkong nie stark genug sein. Sir Charles Dilke bezeichnet (in „Greater Britain") Hongkong als den leichtest zu vertheidigenden Hafen der Welt; er nennt ihn „das Spithead des Ostens, aber ein Spithead ohne das feste Portsmouth und dessen Besatzung". Seiner Meinung nach ist Hongkong erst dann für Britannien gesichert, wenn es nicht mehr auf die militärische und maritime Unterstützung von auswärts angewiesen ist. Von hier aus, als dem linken, und von Sydney aus, als dem rechten Stützpunkt der vereinigten englischen Geschwader der chinesisch-australischen Station, muß ein weites Meeresfeld controllirt und beherrscht werden.

Wie Vancouver über Canada u. s. w., so steht Hongkong durch Indien, das Rothe Meer u. s. w. mit dem Mutterlande in telegraphischer Verbindung; zwischen der Station in Columbien aber und der an Chinas Küste gelegenen Insel fehlt bis heute noch die Kabelverbindung durch den Stillen Ocean.

Die Festigkeit der langen, auf der Fluthwelle des Oceans schwebenden Straße von Vancouver nach Hongkong beruht auf ihren beiden Endpunkten, die zugleich ihre einzigen Stützpunkte sind, und auf den britischen Geschwadern. Früher, als der Pacific noch vereinsamt und bodenlos war, gab es für England dort keinen Rivalen. Die Weltentlegenheit hat aber aufgehört. Dort, wo früher nur wenige Kiele ihre Furchen durch die ungeheuerste Wasserfläche zogen, schwimmen heute starke Flotten unter verschiedener Flagge, und man durchspäht behufs Kabellegung mit der Sonde ihre Tiefen. Die Küsten im Osten wie im Westen, einstmals todt, sind zu regem Leben erwacht; die fertigen Pacificbahnen in Nordamerika auf der einen Seite, der entstehende sibirische Eisenstrang auf der andern, sind die Vorboten großer Ereignisse auf dem weiten, zwei Hemisphären trennenden Wasser. Welche Umgestaltung in wirthschaftlicher, politischer, militärischer und maritimer Beziehung wird sich aber erst dann im großen Ocean vollziehen, wenn das Mittelthor im amerikanischen Isthmus sich öffnet! Ist bei dieser Lage der Dinge und bei dieser Aussicht für die Zukunft die in Rede stehende Route für England gesichert? Im Nordpacific und in den chinesischen Gewässern ist diese Route den englischen Geschwadern überantwortet, und diesen in Vancouver ein landseitiger Stützpunkt gewonnen worden — denn Vancouver ist heute fest mit dem Mutterlande verbunden, von dem ihm leicht Kriegsrüstung zugetragen werden

kann —, Hongkong aber das geblieben, was es war, eine zwar starke, trotzdem aber vereinsamte Position.

In der Neuen Welt sind es nur die Vereinigten Staaten, welche von der vortheilhaft gelegenen Operationsbasis, dem mächtigen San Francisco und dem Admiralitätsbusen aus, die englische Seeflotte flankiren und durchstoßen könnten. Bei der Schwäche der Union zur See drohen den Briten aber mehr Gefahren von der asiatischen Ostküste.

Zunächst finden wir von der Behringsstraße bis südlich von dem Tumenflusse, wo die Halbinsel Korea sich dem Festlande anwurzelt, eine lange Küstenlinie, welche der russische Aar beherrscht. Indeß ist hier nur Ein Ort, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, mit Wladiwostok nämlich; der Name bedeutet: „beherrsche den Osten". Diese Stadt, mit einer Bewohnerschaft von 10000 Seelen und einer Garnison von 15000 Mann, liegt an dem nördlichen, geschützten Winkel der Bai Peters des Großen, welche früher den Namen Victoriabai trug. Der ausgezeichnete Hafen — „das goldene Horn" (stat nominis umbra!) — hat eine durchschnittliche Breite von achthundert Metern bei einer Länge von nahezu fünf Kilometern; seine Wassertiefe über gutem Ankergrund beträgt dreizehn bis fünfzehn Meter. Durch den breiten, tiefen „östlichen Bosporus" steht er mit der japanischen See in Verbindung. Das „goldene Horn" beherrschen durch Kunst starke und durch die Configuration des Terrains begünstigte feste Werke. In Wladiwostok sind schon große Werften und ein hydraulischer Schiffsdock, während man die Anlage eines Trockendocks, der im Stande sein soll, die größten Panzerschiffe, Colosse bis zu zehntausend Tons bequem aufzunehmen, jetzt begonnen hat. Von Bedeutung sind ferner ein Seearsenal und die hier lagernden unerschöpflichen Kohlenvorräthe, welche sich aus den nahen Minen ergänzen. Hier ist das asiatisch-russische Geschwader stationirt, und hier liegen die schnellen Kreuzer der „freiwilligen Flotte". Vergegenwärtigt man sich die Thaten der „Alabama" in dem amerikanischen Secessionskriege, erinnert man sich des ungeheueren Schadens, welcher den Nordstaaten durch Ein kühn geführtes Fahrzeug erwuchs, so kann man sich ein ungefähres Bild von dem Zustande entwerfen, der durch eine Flottille von russischen Kreuzern in dem großen Oceane herbeigeführt werden könnte, wobei für uns schwer ins Gewicht fällt, daß in den ostasiatischen Gewässern neben dem englischen der deutsche Handel blüht. Daß das britische Geschwader auf die feindlichen Schiffe Jagd machen würde, ist selbstverständlich; aber zum Jagen ist der Stille Ocean ein zu weites Feld, und oft würde das Resultat einer Verfolgung auf vielen Hunderten von Kilometern gleich Null sein. Selbst bei der Blockade Wladiwostok's durch eine englische Kriegsflotte, die des Kohlenersatzes wegen schwer ohne Unterbrechung zu erhalten wäre, können während der häufigen Sommernebel feindliche Fahrzeuge leicht entkommen. So droht also von der russisch-asiatischen Küste aus den englischen Interessen Gefahr mit Ausnahme der Monate, in denen Eis das russische schwimmende Material festlegt.

Mit Rücksicht auf die eben dargelegten Umstände fanden sich die Briten im Jahre 1885 bewogen, Port Hamilton, ein der Südostküste Koreas nahe gelegenes, durch felsige Eilande gebildetes Meeresbassin, zu besetzen und von hier aus

Wladiwostok Schach zu bieten. Nach zwei Jahren beendigte England den wenig rühmlichen Feldzug und verließ trotz weiter bestehender, maritim-strategischer Bedeutung die plötzlich weltbekannt gewordene Meeresposition. Es erinnert dieser Vorgang an die staatsmännische Großthat Gladstones — die Aufgabe von Kandahar. Sir Charles Dilke nennt die Räumung der stärksten Stellung im Pacific geradezu eine „unvernünftige Handlung". Uns ruft die Rückgabe der unter dem Namen Port Hamilton zusammengefaßten Eilande an das chinesische Reich, nicht etwa an den früheren Besitzer Korea, die Worte Gortschakoff's in Erinnerung, mit welchen er die Nachricht von der Räumung der jonischen Inseln seitens Englands aufnahm: „Une nation, qui commence à rendre, commence à descendre." Aber auch die active Politik Chinas erhält durch diese Transaction eine neue Bestätigung.

An Rußlands asiatischen Küstenbesitz reiht sich südwärts die lange koreanische und chinesische Küste, während ihm gegenüber, durch ein Binnenmeer, möchten wir es nennen, getrennt sich wie ein riesiger Halbmond durch vulkanische Kräfte gehoben, aus tiefem Meeresgrunde der schlanke Inselbau des japanischen Reiches erhebt, welches den naturgemäßen Mittelpunkt jener oceanischen Welt bedeutet. Japaner und Chinesen sind Ureinwohner und Völker, die auf alten Culturen ruhen.

So lange diese Staatengebilde ein von der Außenwelt abgeschlossenes Stillleben führten, war von ihrer Macht und ihrer Kraft in dem Pacific nichts zu spüren. Heute aber haben die großen Pioniere der Cultur: Krieg und Handelsbedürfniß, Japan sowohl wie China in andere Bahnen gelenkt; ihre Sperre ist gebrochen, Friedens- und Freundschaftsverträge sind geschlossen worden. Mit ihnen traten diese beiden Mächte in die Weltgeschichte ein; die Weltgeschichte aber ist in unserer Zeit in dem Wettbewerb um Colonien, um neue Märkte, eine Kriegsgeschichte, und der Unterschied zwischen förmlichem, blutvergießendem Kriege und friedlichem Handelskriege kein sehr großer. Denn hier wie dort handelt es sich darum, den Gegner zum Rückzug zu zwingen, ihn dienstbar zu machen. Auch haben wir genugsam erfahren, daß bei Macht- und Interessenfragen der Friede nur für den folgenden Tag gesichert ist. So werfen bis in den fernsten Osten die bedenklichen Rüstungen der europäischen Mächte ihre Schatten, und Japan, dem zunächst unsere Betrachtung gelten soll, macht die entschlossensten Anstrengungen, um in erster Linie die weiten Küsten zu befestigen und in zweiter die Flottenstreitkraft zu einer Achtung gebietenden zu erheben. Seine zahlreichen Kriegsfahrzeuge, darunter Panzerthurmschiffe, die mit 35 cm Geschützen armirt sind und achtzehn Knoten in der Stunde laufen, sind theils auf englischen, theils auf französischen Werften gebaut, während Schichau die Torpedoboote, Schwartzkopff seine Fisch-Torpedos und Krupp die Geschütze geliefert hat. Man kann Japan bereits eine Großmacht zur See nennen, und diese Großmacht liegt im Norden des letzten Drittels des oceanischen Weges von Vancouver nach Hongkong und flankirt ihn strategisch. Was es aber zu bedeuten hat, wenn die Kriegsflagge mit der Kugel in der Mitte, gestützt auf feste Küstenpunkte, die sogar auf den weit nach Süden vorgeschobenen Liu-Kiu-Inseln nicht fehlen, südöstlichen Kurs nimmt, werden die englischen Admirale am besten zu beurtheilen verstehen.

Je mehr sich britische Geschwader dem Etappenort Hongkong nähern, um so mehr gerathen sie in chinesische Gewässer, in die Schlagweite der chinesischen Kriegshäfen und zwischen die maritim-strategisch gelegenen Inseln Formosa und Hainan. Formosa insonderheit, das Malta des Ostens zwischen den nördlichen und südchinesischen Meeren gelegen, wird in Zukunft vermöge seiner natürlichen Hülfsquellen, der guten Häfen — wir nennen nur den von Tam-sui, welcher von siebenhundert Meter hohen Bergen umrandet ist — von großem Einfluß auf die Herrschaft im nördlichen Pacific sein; Hainan aber flankirt die nordsüdliche Seestraße durch das südchinesische Meer. Welche hervorragende Rolle aber meerumflossene Eilande in der Colonisations- und Kriegsgeschichte der Völker seit alter Zeit gespielt haben, und wie Inselstationen es sind, welche die allerfestesten Grundsteine von Reichen bilden, hat England genugsam an sich selbst erfahren. Zum Schutze des Kantonflusses sind überdies unweit Hongkong starke chinesische Befestigungen entstanden. Endlich ist nicht außer Acht zu lassen, daß das Reich der Mitte über vorzügliche Schlachtschiffe verfügt, über Panzercorvetten, welche auf der Stettiner Werft gebaut wurden und gut armirt sind; Chinas Defensiv- und Offensivkraft ist obendrein in hohem Grade dadurch gestärkt, daß die in Verwaltung, Commando u. s. w. früher von einander unabhängigen chinesischen Geschwader seit 1886 zu einer einheitlichen kaiserlichen Flotte vereinigt sind.

Wir ersehen aus dieser Darstellung, daß Japan sowohl wie China mit Bezug auf das große Gebiet des Stillen Oceans aus passiven in active Factoren sich verwandelt haben. Fügen wir dem noch hinzu, daß die englische Regierung die neugebildeten Dampfschiffahrtslinien von Vancouver nach Japan und China unterstützt, daß aber hier nur große Fahrzeuge eingestellt werden dürfen, die im Falle von Verwicklungen kriegerischen Zwecken dienen können, so ersieht man unschwer, daß nicht nur in der Atlantis und dem Indischen Meere, sondern auch auf dem Pacific das Gleichgewicht der Welt erschüttert werden kann, und daß man auf alle Eventualitäten sich vorzubereiten bestrebt ist.

Wir dürfen noch eines Umstandes nicht vergessen, der sich in seiner ganzen Schwere zu Ungunsten Englands geltend machen wird, sobald es zwischen ihm und Rußland zu kriegerischen Begegnungen kommt. In diesem Falle, d. h. wenn britischen Fahrzeugen die neutralen chinesischen und japanischen Häfen geschlossen sind, würde der Ersatz an Kohlen außergewöhnlichen Schwierigkeiten unterliegen, da die directe Entfernung von Vancouver nach Hongkong 11 460 Kilometer beträgt, die unter günstigen Verhältnissen in sechzehn bis siebzehn Tagen zurückzulegen ist, und auf dem ganzen Wege keine englische Kohlenstation sich befindet. Man kann daraus (ganz abgesehen von den im westlichen Drittel etwa zu bekämpfenden Teifunen) auf die Kraft und Operationsfähigkeit der englischen Kriegsgeschwader gegen das Ende der langen Fahrt leicht einen Schluß ziehen. Denn den Dampfern, den Kriegsschiffen der Neuzeit, verleiht erst die Kohle Leben und Kraft; sie sind bei Weitem weniger unabhängig als die alten Segelschiffe, welche für lange Zeit alle Bedürfnisse mit sich führen konnten und nur dann und wann frisches Trinkwasser einnahmen. Was für die Feldbatterien die Munitionswagen, das bedeuten für Dampfer die Kohlenstationen, so daß im Gefecht ein Dampfer ohne Kohlen der Batterie gleicht, welche sich verschossen hat.

Die größten Schlachtschiffe vermögen nur für fünfundzwanzig bis dreißig Tage Kohlen zu fassen.

Ehe wir den Kurs südlich nehmen, werfen wir noch einen Blick auf das in letzter Zeit vielgenannte Behringsmeer, welches landseitig von russischem und Unionsgebiet begrenzt wird und uns die Frage nahe legt, welche Wirkung eine russisch-amerikanische Allianz auf den nördlichen Pacific hervorbringen würde.

Verfolgen wir jetzt den Weg nach Indien weiter, so hat man auf der Route bis zur nächsten Hauptetappe, Singapore, eine Strecke von 2664 Kilometern zu durchmessen.

Wie die Insel Hongkong, an der Mündung des Kantonflusses, diese sowohl wie das weite, vor ihm sich ausdehnende Meeresterrain beherrscht, so finden wir in ähnlich dominirender Lage Singapore. Diese Insel, im Süden von der malakkischen Landzunge abgebröckelt und nur durch einen schmalen Canal von ihr getrennt, liegt an der östlichen Seite der ewigen Naturstraße des Oceans, welche durch den eben genannten Theil des festen Asiens und der Insel Sumatra gebildet wird.

Laut Vertrag mit dem Sultan Hassan Schah vom 2. August 1824 ging die 410 □Kilometer große Insel in den Besitz Englands über. Der Vertrag lautet: „Die Insel Singapore wird mit den angrenzenden Seen, Straßen und Inselchen (etwa siebzig an der Zahl) bis auf eine Ausdehnung von etwa zehn geographischen Meilen, von den Küsten Singapores aus gerechnet, zu voller Herrschaft und vollem Eigenthum an die ostindische Compagnie, ihre Erben und Nachfolger auf immer abgetreten." Das Zustandekommen dieses günstigen Actes verdankt die Compagnie ernsten Zwistigkeiten in der Familie des Radschah von Dschohor, welche seit fünf Jahren vor der Abtretung bestanden hatten.

Die Stadt Singapore (Sinhapura, d. i. „Löwenstadt") wurde von den Javanern gegründet: sie hat eine Geschichte und spielte bereits im zwölften Jahrhundert eine Rolle. Heute kann sich der Platz einer Bewohnerschaft von 140 000 Seelen rühmen. In dem bunten Völkergemisch treten Malayen und Chinesen besonders hervor; letztere, die Zahl von 36 000 erreichend, gehören fast sämmtlich geheimen Gesellschaften an und machen, wie aus den Berichten des „Protector of Chinese" hervorgeht, dem Gouvernement viel zu schaffen. Ein kleiner Fluß trennt das orientalische Viertel von dem europäischen. Nicht dem im Süden der Stadt gelegenen „neuen Hafen", welcher tiefsttauchende Fahrzeuge, aber nur in beschränkter Anzahl aufzunehmen vermag, verdankt diese ihr Emporkommen, sondern, und hierin finden wir eine weitere Parallele mit Hongkong, der vorzüglichen Rhede, seinem von den Inseln Singapore, Battam und Bintang sowie dem Festlande umgrenzten buchtartig gestalteten Seebecken, das nur im Osten offen ist. Trotz der geringen Erhebung der die Rhede umfassenden Landestheile, sind die in ihr ankernden Fahrzeuge gegen Winde und hohen Seegang gesichert. Das Festland und die Inseln haben, wie gesagt, niedere Gestade, sind mit farbenprächtigen Dschungeln, in denen der Königstiger lauert, bedeckt und bieten dem Auge eine wohlthuende Staffage, nicht aber das großartige Panorama dar, welches vor Victoria auf Hongkong vor dem Beschauer sich ausbreitet.

Mit Singapore haben wir zugleich das Thor von Ostasien erreicht, wo die Gewässer zweier Meere, des großen bengalischen Golfes und der südchinesischen See, ineinander überfließen. Wir stehen am natürlichen Kreuzpunkt von Weltstraßen, in dem Paß der Fahrzeuge aus Amerika, Japan, China, Polynesien und Australien nach Südasien, Afrika und Europa. Darum, obgleich Singapore heute noch des Hinterlandes entbehrt, erhob sich dieser Durchgangsort zum denkbar günstigsten Stapelplatz. Das Gebiet, welches Singapore als Transitort commerciell beherrscht, erreicht östlich die Philippinen und Neu-Guinea, nördlich die südchinesische Küste auf der einen und Rangun auf der andern Seite, im Süden aber die Sunda-Inseln. Singapore steht mit allen Theilen der Welt in telegraphischer Verbindung. Im Jahre 1888 liefen 3900 Fahrzeuge, darunter 350 Dampfer mit einem Gehalt von 5 796 429 Tonnen den Platz an, und der Import bewerthete sich auf 454 171 538, der Export auf 366 001 801 Mark. Diese Zahlen sprechen deutlich für die handelspolitische Bedeutung des Eilandes, für die Vorzüglichkeit der Rhede, welche große Flotten aufnehmen kann, auf der man jede Flagge sieht und die Schiffstypen vom größten bis zum kleinsten studiren kann. Hier ist der Bergeplatz, wo Fahrzeuge, welche wochenlang mit den Monsuns zu kämpfen hatten, Erholung, Stärkung, Verproviantirung finden und bei der New-Harbour und Tomjong-Pagao-Gesellschaft gedockt werden können. Der große neue Dock ist bis auf 120 Meter aus dem Gestein gehauen. Die Jahresergänzung des Kohlendepôts beträgt nicht weniger als 400 000 Tonnen.

Es leuchtet nach dem eben Gesagten ein, daß ein solcher Platz auch eine hohe maritim-strategische Bedeutung besitzen muß; und in der That ist er, seitdem Lebensodem die Südsee durchweht, aus einem sicheren Rückhalt britischer Machtstellung zum beherrschenden Punkt der großen Straße nach Ostasien aufgewachsen. Singapore war der Punkt, an welchem die Briten den Hebel ansetzten, um die Herrschaft der bis dahin in der umgebenden Inselwelt mächtigen Holländer zu erschüttern. Um so mehr wird man erstaunen, zu vernehmen, daß die Sicherheit eines Platzes von solcher Bedeutung fast lediglich dem schwimmenden Kriegsmaterial anvertraut ist; alte Befestigungen sind zwar vorhanden, aber, wie wir gleich sehen werden, durchaus ungenügend. Das Meeresterrain freilich, auf der einen Seite die Straße von Malakka, auf der andern das südchinesische Meer, zwischen beiden aber die Inselkanäle, begünstigt die Operationen eines kühnen Geschwaders, seine Theilung und schnelle Concentration ebenso sehr, wie sie eine feindliche Blockade erschweren und das Eindringen gegnerischer Schiffe bei Nacht durch Auslöschen der Leuchtfeuer gefährden. Im Vertrauen hierauf vernachlässigte man die in schlechtem Zustande befindlichen Landbefestigungen. Es sind vier Hauptwerke vorhanden: die Forts Canning, Fullerton, Palmer und Faber. Das Fort Canning liegt in der Mitte der Stadt und krönt den fünfzig Meter hohen Gouvernementshügel; es ist geräumig, enthält Kasernen und das Hospital. Fort Fullerton mit einer Kaserne liegt über dem Meeresspiegel an der westlichen Seite des Singaporeflusses. Fort Palmer, ein kleines Erdwerk, soll den östlichen Eingang zum Neuen Hafen decken. Fort Faber, gleichfalls ein Erdwerk, liegt an der halben Höhe des gleichnamigen Hügels und beherrscht den Neuen Hafen. Die Anlage der Werke an sich schon genügt, um sofort zu erkennen, daß höchstens

die beiden letzteren einigen militärischen Werth besitzen, während Fort Canning und Fullerton durch den Eintritt in den Kampf mit einem auf der Rhede erscheinenden Gegner dessen Feuer auf die Stadt ziehen würden. Auch die Bestückung dieser Werke, wie auf Hongkong und dem später zu nennenden Trincomale, ist eine sehr ungenügende. Nach der Landseite ist die Stadt vollständig ungeschützt. Die schwache Garnison besteht aus einem Bataillon Infanterie, einem Bataillon Artillerie und den kaum zweihundert Mann zählenden Volunteers von Singapore, kann aber leicht von Indien aus Verstärkung erhalten.

England besitzt übrigens — was man gewöhnlich übersieht — zwischen Hongkong und Singapore noch einen nicht unwichtigen maritimen Stützpunkt in der durch Uebereinkunft vom 18. December 1846, trotz des Protestes der Holländer und des widersprechenden britisch-niederländischen Vertrages vom Jahre 1824, von dem Sultan von Brunei erworbenen Insel Labuan, unter dem 5° 17′ nördlicher Breite, dicht an der nordwestlichen Küste von Borneo, am Eingange der Bruneibai. Dieses von Südwest gegen Nordost sich erstreckende 547 □Kilometer große Eiland erhebt sich bis dreißig Meter über den Meeresspiegel und zählt sechstausend größtentheils malayische Einwohner. Die Insel ist nicht ihrer selbst, wohl aber des Umstandes wegen von Wichtigkeit, weil sie einen trefflichen Hafen besitzt, sehr quellenreich ist und große Kohlenlager birgt. Hier finden also Dampfer, welche genöthigt waren, im Kampf gegen die Monsuns den ganzen Kohlenvorrath einzusetzen, erwünschten Ersatz; den Abbau der Kohlenflötze erschweren indeß sehr die starken tropischen Regen, sodaß man gegenwärtig nur das nothwendigste Quantum fördert. Dieselben Beziehungen, welche zwischen Hongkong vermöge seiner Lage im Kantonflusse zu China bestehen, finden wir in dem Verhältnisse von Labuan zu Borneo; denn die Bai, vor der die Insel liegt, bespült sowohl einen Theil des Sultanats Brunei wie der britischen Nord-Borneo-Gesellschaft, welche Besitzerin ist von 50000 □Kilometern. Labuan ist ohne militärische Besatzung.

Der Theil der englischen Seestraße von Hongkong nach Singapore an Labuan vorbei kann zur Zeit als sicher gelten, wenngleich zur Rechten das französische Tonking liegt. Wir sagen zur Zeit; denn von dem Augenblicke an, in welchem Frankreich in dem am chinesischen Südmeere und gegen die englischen Besitzungen Hongkong und Singapore schachbrettförmig zurückliegenden Indo-China die Pacification durchzuführen gelungen ist und es sich daselbst eine feste Seebasis geschaffen hat, wird das östliche französische coloniale Reich bei einem Kriege zwischen den beiden seegewaltigen Mächten eine große, vielleicht eine entscheidende Rolle spielen. Um aber eine Basis zu schaffen, dafür sind in Indo-China die maritimen und militärischen Momente in den beiden Naturhäfen von Halong und Saigon und in einer zu Lande wie zur See tauglichen Bevölkerung vorhanden.

Die Rhede von Halong finden wir, der Hauptstadt von Tonking, Haiphong, nahe, unter dem 105. Grad östlicher Länge von Greenwich in dem Busen von Tonking. Ein Archipel von felsigen Eilanden — Taï-Tsi-Long benannt —, der sich dreißig bis fünfzig Meter hoch über den Wasserspiegel erhebt, lagert sich auf einer Strecke von hundertundfünfzig bei einer zwischen zwanzig und fünfzig Kilometern wechselnden Breite der großen Schiffsbergestelle von Halong vor, die zu

allen Zeiten jedem Fahrzeuge zugänglich ist. Während die Inseln so dicht gruppirt sind, daß sie einen wirksamen Schutz gegen die Unbilden des Golfes von Tonking und gegen die Gewalt der Teifuns abgeben, können Fahrzeuge die trennenden Canäle bequem durchsteuern, um einen fast unbegrenzten, guten Ankergrund zu finden.

Was die Rhede von Halong für den Norden des langgestreckten französischen Besitzes, das bedeutet der vorzügliche Hafen von Saigon für den Süden, für Cochinchina. Er bietet Kriegs- wie Handelsschiffen jederzeit Zuflucht gegen die Stürme des Oceans und feindliche Angriffe; gegen beide schützt die weite Entfernung des Platzes vom Meere, die fünfzig Kilometer beträgt. Den Hafen bildet die große maritime Arterie der Provinz, der Saigonfluß, welcher bei der Stadt vorbeiströmt, über gutem Ankergrund eine Tiefe von zehn Metern und eine Breite von vierhundert Metern aufweist. Da die Flußtiefe nach der Mündung zunimmt, ist die Bergfahrt von großen Kriegsfahrzeugen nach Saigon und die Versammlung einer Flotte daselbst ermöglicht. Tonking besitzt große Kohlenlager, deren Abbau vor Kurzem begonnen wurde. Sollte der schon öfter geplante Durchstich der malakkischen Halbinsel bei Kra (10° nördlicher Breite), welcher den Wasserweg zwischen dem bengalischen Busen und dem südchinesischen Meer um vier Tage abkürzt, durchgeführt werden, so würde durch diesen Schiffahrtscanal mit einem Schlage die Situation in Hinterindien sich verändern, Singapore seiner Einzigkeit entkleiden, dagegen aber dem französischen Indo-China, dem englischen Archipel der Nikobaren und Andamanen erhöhte Wichtigkeit verleihen.

Lenken wir den Blick auf die Inselwelt im Osten der malakkischen Halbinsel, wo es der Hoch- und Nebenstraßen so viele gibt, so zeigen sich hier große Veränderungen, welche nicht ohne Einfluß auf die englische Etappenlinie bleiben können. Hier haben Frankreich und Deutschland, der Pionier des Südseehandels, Posto gefaßt neben und zwischen den alten holländischen Besitzungen, und wenn heute auch noch diese Inseln der weißen Rasse gehören, so erblickt ein weitschauendes Auge doch nicht ohne Beklemmung die Ueberschwemmung derselben von den östlichen Küsten Chinas; seit der Geschichte der Völkerwanderung und den Kriegszügen der Mongolen gab es keine ähnliche Bewegung.

Wenn wir von Singapore weiter in nordwestlicher Richtung die Malakkastraße durchfahren, dann liegt zur rechten Hand der am 1. März 1825 von den Holländern an Britannien überlieferte Besitz, von welchem die Halbinsel und die Seestraße den Namen erhalten haben. Nicht der militärische Werth — die aus gewaltigen Steinquadern einst aufgethürmten Festungswerke liegen in Trümmern — der Stadt Malakka, die heute eine Todtenstadt, wohl aber ihr politischer weit reichender Einfluß ist von Bedeutung. Lange bevor Albuquerque 1511 Malakka eroberte, war der Ort ein Welthandelsplatz. Nachdem wir von hier, nordwestlich fahrend, die dem Festlande naheliegende, seit 1826 in britischer Hand befindliche Insel Penang und ihren belebten Hafen Georgetown passirt haben, steuern wir, den indischen Ocean durchquerend, dem Endpunkte der heute betrachteten Etappenlinie zu. Es ist das schon den Griechen und Römern bekannte Ceylon, „das paradiesische Eiland", „das hängende Kleinod Indiens", wie indische Dichter singen, auf der Scheide zwischen dem bengalischen Busen und dem arabischen

Meer gelegen. Von hier aus, dem großen flankirenden Vorwerk der vorderindischen Halbinsel, trägt das schwanke Fahrzeug nach Calcutta, Madras oder Bombay, dessen Wichtigkeit und Befestigung wir in dem früheren Aufsatz über die Suez-Straße kennen lernten.

Auf Ceylon können die Fahrzeuge drei Häfen anlaufen. Im Nordosten der Insel liegt der prachtvolle, inselreiche und geräumige, aus einem innern und äußeren bestehende Hafen von Trinkomale, den Nelson für einen der besten Häfen der Welt erklärte. Trinkomale besitzt Docks und zwei von den Holländern errichtete Forts, Frederik im Nordosten und Ostenburg im Süden; auf den Inseln und Vorgebirgen gewähren neue kleinere Werke und Batterien den hier ankernden Fahrzeugen Schutz. Es ist Kohlenstation erster Klasse. Diesem wichtigen und mächtigen Bergeplatz, mit der Front nach dem bengalischen Busen und einer äußerst geschützten Rhede, stellt seine geographische Weltlage eine bewegte Zukunft in Sicht. Point-de-Galle mit Kohlenstation im Süden ist trotz seines an Fährnissen reichen Landungsplatzes die erste und älteste Handelsstadt der Insel. Die Stadt liegt im Westen des Hafens und ist umwallt; es erheben sich: an der Hafenseite das Schwarze Fort, die Matrosen-, Aurora- und Utrecht-Bastion, im Süden das Licht-Fort, im Westen die Triton-, Neptun-, Klippenberg- und Aeolus-Bastion, endlich im Norden die Stern-, Mond- und Sonnenbatterie. Endlich haben wir noch Colombo an der Westküste zu nennen, dessen bei jedem Wetter sichere, vorzügliche Rhede in den letzten Jahren noch besondere Schutzvorrichtungen erhalten hat. Denn hier, wo die Natur keinen Hafen schuf, ließ die menschliche Hand einen solchen dadurch entstehen, daß man von dem nordwestlichen Ende der Stadt einen 1280 Meter langen Molo in nördlicher Richtung aufwarf und so in der Bai von Colombo einen selbst für die größten Schiffe tauglichen geschützten Ankerplatz, den im Norden eine kleine Mole abschließt, gewann. Das von den Portugiesen im Jahre 1517 erbaute Fort liegt am Südrande der Hafenbucht auf einem kleinen, niedrigen und felsigen Vorgebirge. Während zwei Drittheile seines Umfanges vom Meere bespült werden, ist das Fort auf dem letzten Drittel an der Südostseite von einer breiten Lagune eingesäumt; seine Verbindung mit dem Festlande wird auf Dämmen und Brücken bewerkstelligt. Colombo wird, durch seine geographische Lage bevorzugt, immer eine große Wichtigkeit besitzen. Die Stadt besteht aus der schwarzen Stadt und dem europäischen Viertel.

Die Wichtigkeit Ceylons für die Vertheidigung des großen indischen Besitzes und als centrale Operationsbasis für Unternehmungen in dem weiten indischen Ocean ergibt sich auf den ersten Blick. Südöstlich reicht es Singapore, südwestlich Mauritius mit dem befestigten Hafen Port Louis (Docks und Kohlenstation erster Klasse) und westlich Aden die Hand, während es mit Vorderindien durch tausend Fäden verbunden ist. Die ganze Weite des Oceans durchmessend, correspondirt die Insel direct mit Zanzibar, dem Kap und dem wichtigen King-George-Sound an der Südwestspitze Australiens. Auf Ceylon garnisoniren ein Bataillon Infanterie, zwei Compagnieen Festungsartillerie und eine Compagnie Gnu-Lascars (eingeborene Artillerie), insgesammt zwölfhundert Mann.

Was die militärische Sicherheit der englischen Linie in dem gerade für Britannien so wichtigen und vielbefahrenen Indischen Ocean anbelangt, so läßt dieselbe, obschon als einzig uneinnehmbarer Platz nur das abseits im Winkel gelegene Aden erscheint, für die Gegenwart kaum etwas zu wünschen übrig; die langen asiatischen Küsten stehen unter englischer Controlle, während in Afrika das Glück England in besonderer Weise hold ist.

Als Endresultat vorstehender Betrachtungen ergibt sich: In aller Stille hat England die große canadische, die Atlantis und den Pacific verbindende Bahn gebaut, ihr entlang den elektrischen Draht gezogen und damit eine neue Weltlinie geschaffen, welche ihm dienstbar sein soll, um eine neue Epoche seiner commerciellen Weltmacht zu beginnen, ein „Größer Britannien" zu bilden und militärisch zu festigen.

Es gab früher von Europa nach dem Osten nur Eine Weltstraße; sie führte durch den Suezcanal; heute gibt es deren zwei. Ungleich der ersteren zieht die neue nicht bloß durch Meeressperren hin, die freilich in England's Hand sind, deren Zugang aber mehr oder weniger bedroht erscheint — sie führt über offene Seegebiete (mit Ausnahme des Engpasses bei Singapore) und über englischen Besitz in Amerika. Die Suezlinie ist abhängig von der Herrschaft über die Meeresflächen; auf der heute betrachteten Etappenstraße kommt die Landstrategie neben der Seestrategie zur Geltung, beide greifen in einander über.

Der Gewinn an Zeit, der — ein schwerwiegendes militärisches Moment — durch den Bau der canadischen Bahn errungen, ist folgender: Während man Hongkong via Canada ebenso schnell wie auf der Suezroute erreicht, ist der Weg nach Japan und China um ein Bedeutendes (nach Yokohama z. B. um fünfzehn bis sechzehn Tage) gekürzt, ein Umstand, welcher bei Verwicklungen in Ostasien dermaleinst ausschlaggebend sein kann. Weder die Route über San Francisko, noch selbst über den amerikanischen Isthmus können mit der canadischen Bahn in Concurrenz treten.

Ueberblickt man das englische Weltreich, dann gewahrt man alsbald, wie ungemein günstig das Mutterland deshalb postirt ist, weil es genau in der Mitte derjenigen Halbkugel der Erde liegt, welche die überwiegende Masse festen Landes enthält; aber wenn seine insulare Lage das Fundament seiner Stärke bildet, so erwachsen doch auch daraus erhöhte Schwierigkeiten, die an die Wehrkraft stets höhere Ansprüche stellen. Aber die englische Nation ist die reichste der Welt; und nach einem treffenden Wort unseres Lorenz von Stein, an das wir hier wohl erinnern dürfen, „kommt einem Volke nichts so theuer zu stehen, als seine Wehrlosigkeit". —

---

# Zeitphrasen.

Von
**Otto Seeck.**

## V. Die Museen.

„Ein Kunstwerk," schreibt unser Deutscher, „ist wie das einzelne Wort einer Sprache; es hat nur Werth durch den Zusammenhang, in welchem es jeweilig steht; in dieser Hinsicht gleichen unsere Museen Wörterbüchern, welche die Worte zusammenhangslos an der Schnur aufreihen." Dies ist an sich nicht unrichtig; nur kann man, was hier vom Kunstwerk ausgesagt wird, ganz ebenso auf jeden beliebigen Gegenstand anwenden. „Ein Mensch ist wie das einzelne Wort einer Sprache; er hat nur Werth durch den Zusammenhang, in welchem er jeweilig steht, d. h. in Staat, Nation, Gesellschaft." Auch wenn ich dies ausspreche, wird mich Keiner Lügen strafen, und ebenso wenig, wenn ich die ganze Erde nur ein einzelnes Wort im Zusammenhange des Weltsystems nenne. Doch andererseits sagt man mit nicht geringerem Rechte, daß selbst im Wassertropfen sich die Welt spiegele; den Menschen heißt man einen Mikrokosmos, und das Kunstwerk betrachtet man nur dann als vollendet, wenn es ein in sich abgeschlossenes Ganzes ist. Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an, von dem aus man die Dinge betrachtet. Jedenfalls aber hat der Satz unseres „Deutschen" nur dann einen Sinn, wenn hinzugefügt oder doch hinzugedacht wird, innerhalb welchen Zusammenhanges das Kunstwerk als untergeordnetes Glied erscheint.

Zunächst wird man an den Zusammenhang der Culturepoche denken, in der es entstanden ist und die es in sich repräsentirt. Den kann nur die Geschichtsforschung herstellen; in diesem Sinne aufgefaßt, wird also das Kunstwerk zur historischen Quelle. Als solche aber erfüllt es seinen Zweck am besten, wenn es mit vielen anderen seiner Art an derselben Stelle hängt, so daß der Gelehrte bequem vergleichen und combiniren kann. Hier, wenn irgendwo, sind die „Wörterbücher" am Platze.

Unseres „Deutschen" Meinung wird dies freilich kaum gewesen sein; denn wie sollte er die hohen Werke der Kunst zu Hülfsmitteln ihrer gemeinen Dienerin, der Wissenschaft, erniedrigen wollen! Jedenfalls denkt er an einen anderen

Zusammenhang; also vielleicht den des Raumes, für welchen das Kunstwerk geschaffen ist? Nur befindet sich leider von den hervorragenden Bildern und Statuen vergangener Zeiten nicht der hundertste Theil mehr an seinem ursprünglichen Platze und kann auch beim besten Willen nicht dahin zurückgebracht werden, weil in den meisten Fällen die Räume selbst längst untergegangen sind. Einzig die Werke der Architektur stehen noch, so weit sie erhalten sind, wo sie immer gestanden haben; aber in denjenigen Städten, welche mit der Zeit fortschreiten, hat sich Alles um sie her so sehr verändert, daß auch sie meist aus ihrem „Zusammenhange“ gerissen sind. Fast überall sieht man Gebäude der Gothik und Renaissance, des Rococo und der Neuzeit bunt durcheinander; die Wirkung ist noch weniger einheitlich als in unseren Museen, wo doch wenigstens in demselben Gelaß die Schöpfungen der gleichen Zeit und Schule vereinigt zu sein pflegen.

Die Fresken der italienischen Kirchen befinden sich zwar mit wenigen Ausnahmen noch in ihrer alten Umgebung, aber wer sie dort gesehen hat, wird es oft bitter beklagt haben, daß man sie nicht wegnehmen und in irgend einem Museum aufhängen kann. Denn meist beginnt die Malerei gerade in derjenigen Höhe, wo ein normales Auge aufhört, die Einzelheiten deutlich wahrzunehmen, und erstreckt sich dann bis zu den hochgeschwungenen Gewölben empor, wo selbst der Weitsichtigste kaum noch Umrisse und große Farbenmassen unterscheidet. Vielleicht ist der Herr Küster bei Laune und schleppt uns gegen gutes Trinkgeld eine himmelhohe, schwankende Leiter herbei; dann sieht man wenigstens leidlich, wenn auch unter steter Lebensgefahr. Im anderen Falle muß man sich eines scharfen Opernglases bedienen, dessen Rundung uns immer nur kleine Ausschnitte der Bilder zeigt und nie die Gesammtcomposition zur Geltung kommen läßt. Welche Qualen erleidet man nicht in der Sixtinischen Capelle! Wir wissen, daß achtzig Fuß über uns sich die herrlichsten Werke Michelangelo's befinden, und martern uns mit aufgerecktem Halse, von den weihrauchgeschwärzten Bildern so viel zu unterscheiden, wie wir eben können, bis uns der Nackenschmerz zum Aufhören zwingt. Jeder, der in Rom gewesen ist, wird mir bestätigen, daß in diesem Falle gute Photographien einen viel größeren Genuß gewähren als die Originale selbst[1]). Und nicht viel besser ist es mit den Altarbildern; entweder hängen auch sie übermäßig hoch oder im tiefsten Dunkel oder in so ungünstigem Lichte, daß von jedem beliebigen Standpunkt aus die Spiegelung des Firnisses einen Theil des Gemalten unsichtbar macht. Daß man sie bequem und deutlich sehen kann, wie regelmäßig in den Museen, gehört zu den allerseltensten Ausnahmen.

Man hält es meist für selbstverständlich, daß das Kunstwerk an seinem ursprünglichen Platze am besten wirken müsse, weil der Künstler bei seiner Schöpfung

---

[1]) Während des Druckes erhalte ich aus Rom den Brief eines Freundes, der mir unter Anderem Folgendes schreibt: „Einen besonderen Vortheil gewährte die Pulverexplosion dadurch, daß man die Sixtinische Decke in Folge der zersprungenen lichtraubenden Fenster zum ersten Male in vortrefflicher Beleuchtung erblickte.“ Also es bedurfte einer Pulverexplosion, damit die wenigen Glücklichen, welche zu jener Zeit in Rom waren, die Fresken Michelangelo's, wenn auch immer noch in unnahbarer Höhe, so doch wenigstens bei genügendem Lichte zu sehen bekamen.

ja eben diesen Platz im Auge gehabt habe. Man vergißt dabei nur, daß die Rücksichtnahme auf das vorhandene Licht, auf die Höhe, auf den voraussichtlichen Standpunkt des Beschauers und andere Momente dieser Art, welche bei einem gegebenen Ort in Betracht kommen, schon ein sehr bewußtes, ja raffinirtes Schaffen voraussetzt. Der naive Künstler malt zunächst für sich selbst, nicht für ein gedachtes Publicum, welches sein Werk an der oder jener Stelle beschauen soll. Er freut sich, wenn das, was er unter seinem Pinsel entstehen sieht, dem Bilde entspricht, welches er in Kopf und Herzen trägt, und grämt sich nicht zu sehr darum, ob es, aus dem Lichte des Ateliers in das der Kirche versetzt, noch dieselbe Wirkung üben werde. Denn seine Freude ist vielmehr das Schaffen selbst als der Erfolg. Freilich gibt es zahlreiche Ausnahmen, aber sehr selten erreichen die Kunstmittel, welche im Hinblick auf den künftigen Platz des Bildes angewandt werden, ihre Absicht. Die kühnen Verkürzungen in den Deckengemälden eines Correggio, Paolo Veronese und Tiepolo bringen den Eindruck, als wenn die gemalten Personen sich körperlich über uns befänden, nur höchst mangelhaft hervor, von den Pferdebäuchen der Guercino'schen Fama, die wir in der Villa Ludovisi oft belacht haben, ganz zu geschweigen. Alle diese Bilder wären viel schöner, wenn sie ohne Rücksicht auf ihren Ort so gemalt wären, als ob der Beschauer sie vor sich, nicht über sich hätte, und falls man sie in ein Museum versetzen könnte, würden sie, hoch genug gehängt, von ihrer mäßigen Wirkung kaum etwas einbüßen. Und vollends die Gemälde naiver Künstler, welche unsere Zeit ja viel mehr anziehen, pflegen bei einem solchen Ortswechsel nur zu gewinnen. Von dem Altarwerk der Brüder van Eyck befinden sich die Mittelstücke noch in Gent an der Stelle, für welche sie gemalt wurden; die Flügel sind theils im Berliner, theils im Brüsseler Museum. Wer die zerstreuten Tafeln nacheinander sieht, wird unbedingt zugestehen, daß die in ihrer Heimath zurückgebliebenen, obgleich sie zum Theil vielleicht die besten sind, doch den geringsten Eindruck machen. Sie hängen eben so hoch und so dunkel, daß die Feinheit ihrer zierlichen Kleinmalerei ganz verloren geht.

Doch unser „Deutscher" redet ja nur von dem jeweiligen Zusammenhange; er gibt also zu, daß ein Kunstwerk seinen Ort ohne Schaden wechseln kann, dafern es nur wieder in einen Zusammenhang eingefügt wird. „Denn ein einzelner Gegenstand kann nur künstlerisch wirken, wenn er sich einem größeren Ganzen ein- und unterordnet." „Barbierbecken gehören ins Barbierhaus, Augen in den menschlichen Kopf und Bilder in die Kirchen, Staatsgebäude oder Privathäuser! Verwende man daher nicht allzuviel Neigung und Kosten auf jene methodisch geordneten Rumpelkammern (d. h. die Museen); lieber schmücke man das eigene Heim und das eigene Leben, nach heutigen Verhältnissen, künstlerisch aus." Sein „Zusammenhang" ist also der einer geschmackvollen Einrichtung; mit anderen Worten, er weist einem Gemälde Rembrandt's ungefähr dieselbe Stelle an wie einem blanken Messingleuchter, oder vielmehr eine noch niedrigere, denn aus der Farbenharmonie eines schön geschmückten Zimmers wird dieser ohne Zweifel prächtiger hervorleuchten als ein altergebräuntes Bild. Oder soll der ganze Raum nur gewissermaßen als Rahmen dienen, um das Kleinod in seiner Mitte besser zur Wirkung zu bringen? Das ließe sich eher hören, wäre aber für die

Bewohner doch verzweifelt unbequem. Die nöthigen Einrichtungen für diesen Zweck wären also gleichfalls nur in einem Museum zu treffen.

Freilich sind die meisten Werke der bildenden Kunst zum Schmuck irgend welcher Räume geschaffen, aber wenn ein Genie sein inneres Leben in ihnen verkörpert hat, wachsen sie immer über diesen ursprünglichen Zweck hinaus. Der Gedanke, daß die Disputa und die Schule von Athen nur dazu da seien, um die Wandflächen eines Zimmers farbig zu beleben, muß uns lästerlich erscheinen, obgleich Rafael und seine Auftraggeber ohne Zweifel von dieser Anschauung ausgegangen sind. Für die Nachwelt aber hat sich das Verhältniß umgekehrt; für sie haben jene Räume nur insofern noch einen Werth, als die größten Werke des größten Malers untrennbar mit ihnen verbunden sind, und keiner würde es wagen, sie profaner Benutzung zu übergeben. Meint man, daß es der Würde der Kunst besser entspräche, wenn die Absichten Rafael's auch jetzt noch ausgeführt würden und Seine Heiligkeit in diesen Gemächern ihre Wohnung aufschlüge, wie dies Julius II. und Leo X. geplant haben? Da aber das Kunstwerk, sobald es sich über das Gewöhnliche erhebt, immer aufhört, ein bloßes Decorationsstück zu sein, und nicht nur für seinen Schöpfer, sondern auch für das Publicum zum Selbstzweck wird, so ist es auch ganz angemessen, daß man Gebäude schafft, welche nur dazu eingerichtet sind, solche Kunstwerke zu bewahren und ihren Genuß möglichst zu erleichtern.

Um einen Innenraum anmuthig zu schmücken, damit ein farbenfreudiges Auge in sattem Genießen über seine Wände hingleite, würde ein Ferdinand Bol oder auch ein Dietrich genau dieselben Dienste leisten wie ein echter Rembrandt. In dieser Beziehung kommt viel mehr darauf an, daß das Colorit des Bildes zur Farbe der Möbel und Tapeten passe, als daß sein innerer Gehalt ein tiefer sei. Erst wenn man sich in das einzelne Kunstwerk versenkt, tritt der Unterschied zwischen den Leistungen des tüchtigen Technikers und des Genies hervor; dann aber wird man einem Rembrandt oder Rafael gegenüber auch vergessen, ob man sich in einem „stilvoll“ eingerichteten Salon oder in einer Scheune befindet. Mit gutem Bedacht hat man in Dresden die Sixtinische Madonna in ein ganz leeres und schmuckloses Zimmerchen gesetzt. Oder ist Jemand der Meinung, daß, wenn man vor ihr Wachskerzen, Kreuze und Blumensträuße aufbaute, wie sie auf den Altären der Kirchen stehen, diese Herstellung ihres ursprünglichen „Zusammenhanges“ ihren Eindruck im mindesten steigern könnte? Wer ein echtes Kunstwerk nicht historisch studirt, sondern einfach auf sich wirken läßt, für den verschwindet jeder Zusammenhang, in dem es ihm vorgeführt wird. Nicht als ein einzelnes Wort erscheint es ihm, das erst in Verbindung mit anderen Worten seine Bedeutung gewinnt, sondern als eine abgeschlossene Welt. Nur die Werke der Architektur und der ornamentalen Kleinkunst machen eine Ausnahme; aber der Grund liegt ausschließlich darin, daß dies die einzigen Künste sind, welche niemals den ganzen Menschen mit so unwiderstehlicher Gewalt ergreifen können, daß er über ihrem Genusse seine sonstige Umgebung vergißt.

Mit Recht spottet unser „Deutscher“ der „Meiningerei“, aber worin besteht denn der Fehler derselben, wenn nicht darin, daß durch sie das Dichterwerk selbst dem Prunke seiner Inscenirung gegenüber zur Nebensache wird? Und doch

vertritt er die Meinung, ein Rembrandt sei einzig dort am Platze, wo er von geschnitzten Möbeln und blanken Sächelchen umgeben ist, welche die Aufmerksamkeit nur von ihm abziehen können!

Allerdings ist es wahr, daß man das einzelne Kunstwerk nicht so gut in einem Museum wie in einer Privatsammlung genießt, und zwar in dieser desto besser, je kleiner sie ist. Das liegt in erster Linie daran, daß Tausende von Gemälden und Statuen, nach einander betrachtet, nothwendig eine gewisse Uebersättigung hervorbringen müssen, während man einer kleinen Zahl gegenüber bis zuletzt die volle Genußfähigkeit behält. Dazu kommt, daß in den großen Galerien meist der Raummangel dazu zwingt, die Bilder gar zu nahe neben einander zu hängen. Dadurch wird der Blick immer wieder von dem einen zu dem anderen abgelenkt, und man gewinnt nicht leicht die Concentration, um sich in jedes Einzelwerk ganz zu vertiefen. Doch dieser Vorzug der Privatsammlungen wird dadurch mehr als aufgewogen, daß er nur einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen zu Gute kommt.

Ich möchte wohl wissen, wie viele unser „Deutscher" zu Gesicht bekommen hat! Ich für meine Person bin in dieser Beziehung glücklicher gewesen als die Meisten, und doch wie manchen Gang hab' ich vergebens gethan, wie manche Unannehmlichkeit hat mir den Genuß verbittert! Ein Beispiel aus vielen möge dies illustriren. Die Verwendung der deutschen Botschaft hatte mir in London den Zutritt zu einer der berühmtesten Privatsammlungen Englands und der Welt verschafft. Ich wurde von dem Lakaien in den Galerieraum geführt und fand dort viele schöne Kunstwerke, aber gerade diejenigen, deren Ruf am weitesten verbreitet ist und mich namentlich angelockt hatte, fehlten. Ich fragte den Diener und erfuhr, daß sie in den Wohnzimmern des Lords und der Lady hingen, also gerade in der Weise verwendet seien, wie unser „Deutscher" es verlangt. Da der Hausherr verreist sei und die Herrin bald auszufahren gedenke, werde es möglich sein, mir auch diese Bilder zu zeigen. Nach einer Stunde ungeduldigen Wartens wurde ich in das Gemach der Lady geführt, dessen Ausschmückung mich dann freilich mein Zeitopfer nicht bedauern ließ. An den Wänden des kleinen Raumes hingen zwei weltberühmte Rafaels, zwei herrliche Tizians, von den Bildern eines Claude Lorrain, Salvator Rosa, Albert Cuyp ganz zu geschweigen. Alles verrieth, daß das Zimmer in stetem Gebrauch sei; auf den Tischen lagen weibliche Handarbeiten, auf den Stühlen Bilderbücher, Steckenpferde und Bälle, die wohl schon so manches Mal den Rafaelischen Madonnen an den Kopf geflogen sein mochten. Daneben befanden sich die Gemächer des Lords, welche kaum minder reiche Schätze enthielten. Eine Viertelstunde mochte ich diese Herrlichkeiten angestaunt haben, als plötzlich der Diener hereinstürzte: Ich solle schnell hinaus, der Wagen der Lady sei in Sicht; aber sie werde wohl nicht lange verweilen. Ich eile in die Galerie zurück und verbringe dort wieder eine unendliche Stunde in peinlichem Warten, was in einer fremden Stadt, in der man wenig Zeit und sehr viel zu sehen hat, nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Endlich öffneten sich die Pforten des Paradieses zum zweiten Male, und dank den Visiten der Lady blieb mir einige Muße. Bei einem anderen Besuch sollte ich noch glücklicher sein. Auf dem Flur machte ich die Bekanntschaft des Beneidenswerthen, welcher einst diese

Schätze erben sollte — damals war es noch ein fünfjähriges Bübchen —, und unter so hoher Protection durfte ich mich dann ein Stündchen lang ungestörtem Genusse hingeben.

Von solchen Zufälligkeiten hing es ab, ob ich Bilder, die einen Weltruf haben und wahrlich auch der Welt gehören sollten, zu sehen bekam oder nicht. Andere Sammlungen von kaum geringerer Bedeutung, darunter auch die der Königin, konnte mir selbst die Verwendung der deutschen Botschaft nicht öffnen, weil die Besitzer verreist waren und während ihrer Abwesenheit alle ihre Schätze unter Leinwand und Musseline begraben lagen. Auf dem Festlande sind die Privatgalerien zwar meistens leichter zugänglich als in England. Wer einen wohlklingenden Titel führt oder sich als Kenner ausweisen kann, dem werden sich die meisten aufthun; in einigen genügt sogar ein Trinkgeld an den Bedienten. Aber selbst wo die Eigenthümer ihren Kunstbesitz in der großherzigsten Weise dem Publicum zur Verfügung stellen, sind doch die Meisten zu schüchtern, die gern gewährte Erlaubniß zu erbitten oder auch ohne dies den Eintritt zu versuchen. In Wien steht die Sammlung Liechtenstein an Bedeutung nicht sehr weit hinter dem Belvedere zurück und ist nicht weniger zugänglich. Trotzdem sind ihre Räume fast immer leer, während sich in diesem die Besucher drängen. So bleibt trotz einiger Ausnahmen doch die Regel bestehen, daß an denjenigen Kunstwerken, welche sich im Privatbesitz befinden, fast Keiner eine reine und ungestörte Freude hat.

Das gilt in den meisten Fällen auch von den Besitzern, namentlich wenn sie jene Schätze nicht selbst gesammelt, sondern von ihren Vätern ererbt haben. Man denke von der Kunst so hoch, wie man wolle, so wird man doch nicht leugnen können, daß ein Eindruck, welcher sich Tag für Tag und Stunde für Stunde wiederholt, sich zuletzt abstumpfen muß. Selbst ein Rafael oder Rembrandt wird uns allmälig nur zu einem gewohnten Farbenfleck an der Wand, den wir kaum mehr beachten. Allerdings werden Diejenigen, welche Gemälde, Kupferstiche oder Sculpturen sammeln, in der Regel, wenn auch nicht immer, Kenner sein. Sie haben also meist ein Verständniß für das Schöne, stehen anfangs vielleicht täglich mit Entzücken vor ihren Bildwerken, und wenn sich die Begeisterung allmälig abgekühlt hat, so bleibt ihnen doch der berechtigte Stolz auf dasjenige, was sie durch eigenes Geschick und eigenes Glück gewonnen haben. Bei ihren Erben aber fällt auch dieser weg. Sie haben schon als Kinder, lange ehe sie die Größe eines Rembrandt oder Rubens verstehen konnten, deren Bilder immer vor sich gesehen, und finden daher, wenn sie erwachsen sind, gar nichts Besonderes mehr daran. Die Abstumpfung ist bei ihnen schon eingetreten, ehe die Wirkung sich geltend machen konnte. Es ist daher eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß die Söhne begeisterter Kenner und Sammler gar kein Kunstverständniß besitzen und die ererbten Schätze, deren Vereinigung ihr Vater zu seinem Lebenszweck gemacht hatte, so schnell wie möglich in flüssigere Schätze umsetzen. Und im Grunde ist dieses Verfahren auch ganz verständig; denn wozu sollte man an einem Besitze festhalten, der für uns werthlos geworden ist? Die englische Aristokratie bewahrt freilich, durch Familienstolz geleitet, ihre Sammlungen oft durch mehrere Generationen; denn ihr Reichthum pflegt groß

genug zu sein, um das Brachliegen von ein paar Millionen als geringe Einbuße erscheinen zu lassen. Doch haben die Nachkommen der Earls und Lords gewiß kein größeres Vergnügen an ihrem überkommenen Kunstbesitz als die Sprößlinge unserer Börsenbarone.

Allerdings sind die Privatgalerien nicht überflüssig. Wenn nur öffentliche Institute kauften und sammelten, so könnten die modernen Maler verhungern; und auch die Werke der Alten würden nicht mit solcher Sorgfalt conservirt, mit solchem Spürsinn in allen versteckten Winkeln aufgestöbert werden, wenn sie nicht durch die Concurrenz der Privatsammler so hohe Preise erzielten. Doch daß die Künstler, wie unser „Deutscher" es will, zu Erziehern der Nation werden, ist, wenn überhaupt, nur durch die großen Museen zu erreichen. Was würde er selbst von seinem Rembrandt wissen, wenn sie nicht wären? Er ermahnt uns, nicht zu viel Kosten auf jene „methodisch geordneten Rumpelkammern" zu verwenden, sondern lieber das eigene Heim künstlerisch auszuschmücken. Wenn er mir zu diesem Zwecke ein paar Rembrandts schenken will, so verspreche ich ihm, sie an der bestbeleuchteten Stelle meines Salons aufzuhängen und täglich davor an meiner „Erziehung" zu arbeiten. Da er aber dies voraussichtlich nicht thun wird, so bleiben ich und meinesgleichen für jeden großen Kunstgenuß auf die Institute des Staates angewiesen. Wie viele gibt es denn unter den Gebildeten, welche, ich will nicht sagen einen Rembrandt, sondern nur ein erträgliches Oelgemälde von einem modernen Maler zweiten Ranges kaufen können, wie Viele, die sich nicht sehr besinnen müssen, ehe sie auch nur die fünf Mark ausgeben, welche eine gute Photographie zu kosten pflegt! Unser „Deutscher" hält nicht viel von der Geldaristokratie, und doch ist die Art des Kunstgenusses, welche er als die einzig berechtigte gelten läßt, nur Millionären möglich. Oder wünscht er etwa, daß er und ich und unseresgleichen immer von ihrer Gnade abhängig bleiben und jedesmal, wenn wir ein gutes Bild sehen wollen, sie höflich um Eintritt in ihre geschmückten Wohnräume bitten sollen? Da halt' ich mich doch lieber an die „methodisch geordneten Rumpelkammern".

Wo ein berechtigtes Bedürfniß Vieler nachweisbar ist, welches doch nur sehr Wenige aus eigenen Mitteln befriedigen können, da ist das Eintreten des Staates durchaus am Platze. Längst hat er es als seine Aufgabe erkannt, nicht nur für den Rechtsschutz, sondern auch für die Wohlfahrt seiner Bürger zu sorgen. Selbst die Tendenzen des Socialismus, so weit nicht Umsturz, sondern Reform ihr Inhalt ist, hat er sich in neuester Zeit theilweise zu eigen gemacht. Was ist mehr in ihrem Sinne, als auch den höchsten Genuß, welchen das Leben gewährt, die Freude an der Kunst, zum Gemeingut Aller zu machen! Freilich wird dies nicht dadurch allein erreicht, daß man die Mittel jenes Genusses Jedermann zur Verfügung stellt; auch die Empfänglichkeit dafür muß geweckt werden. Ein großer Schritt dazu ist schon durch die Entwicklung des Kunsthandwerks geschehen; weiten Kreisen hat sie ein Verständniß für das Schöne der Form erschlossen, denen vorher jede Empfindung dafür fehlte; und der gewerbliche Unterricht kann es steigern. Was aber erst bis zum Handwerker hinabgedrungen ist, das wird bald auch den Arbeiter nicht mehr unberührt lassen. Mag auch

mancher Tagedieb sich in den Museen herumtreiben, der weiter nichts darin sucht, als einen warmen Raum und einen gepolsterten Sitz, so lasse man sich dadurch doch nicht abschrecken, ihre Thore Jedem, auch dem Aermsten, weit offen zu halten. Noch ist der Kunstgenuß ein aristokratisches Vergnügen; aber wer, gleich mir, an den Fortschritt der Menschheit glaubt, der kann nicht zweifeln, daß er mehr und mehr auch in die Massen dringen wird.

Indessen wenn die großen Geldopfer, welche der Staat seinen Museen bringt, auch nur den Gebildeten zu Gute kämen, wäre dies ein Grund, sie nicht zu bringen? Auch Universitäten und Gymnasien sind nur oder doch überwiegend für die höheren Classen da, und doch wird man ihre Kosten weder scheuen noch bereuen. Denn wenn sie auch nur Wenigen eine höhere Ausbildung gewähren, so ist doch dasjenige, was jene Wenigen denken und forschen, ein Gewinn für Alle. Ihnen Denkstoff und Forschungsmittel zu geben, ist eine Aufgabe der Museen, aber nicht die einzige. Sie sind ein Lehrinstitut gleich den Schulen, haben aber das vor ihnen voraus, daß sie außer dem Unterricht auch Genuß bieten und so auch für Die, welche jenen entwachsen sind, noch immer von hohem Werthe bleiben. Wir sind daher der Ansicht, daß das Geld, welches in ihnen angelegt wird, stets eine gute Verwendung findet, mag es auch noch so viel sein.

Wenn ein reicher Mann Hunderttausende für ein Kunstwerk zahlt, so ist das Verschwendung; denn niemals kann es ihm, dem Einzelnen, Dienste leisten, die einem so hohen Geldwerth entsprächen. Gibt aber der Staat die gleiche Summe für den gleichen Gegenstand aus, so verzinst sie sich reichlich. Das Berliner Museum wird jährlich von mindestens zweihunderttausend Menschen besucht. Legt es hunderttausend Mark in einem bedeutenden Gemälde an, so braucht man den Geldwerth, welchen die Betrachtung desselben für jeden einzelnen Besucher hat, im Durchschnitt nur auf zehn Pfennige anzusetzen, was doch wahrlich nicht zu hoch ist, und die ganze Summe erscheint in fünf Jahren als gedeckt. Man wird es vielleicht lächerlich finden, daß hier der Kunstgenuß nach Pfennigen abgeschätzt wird. Sehr wohl! Doch dann verlache man auch Diejenigen, welche den Geldmitteln, die für Kunstzwecke verwendet werden, ängstlich nachrechnen und sie immer zu hoch finden.

Freilich, wenn wir nicht Rembrandt „als Erzieher“ benutzen wollen, so steht uns unsere eigene Kunst näher als die vergangener Jahrhunderte. Wäre es also wirklich wahr, daß sie unter den Museen leidet, so müßte das die ernstesten Bedenken erregen. Und eben dieses scheint unser „Deutscher“ zu meinen, wenn er von der „historisch unzweifelhaften Thatsache“ redet, „daß das Aufkommen der Museen und der Niedergang einer freien, selbständigen, volksthümlichen Kunst während der letzten Jahrhunderte durchaus miteinander Hand in Hand gingen.“ Merkwürdig, wie viel unzweifelhafte Thatsachen ihm bekannt sind, von denen kein Anderer Etwas weiß! Bis ins vorige Jahrhundert hat es in Deutschland überhaupt keine Museen gegeben, obgleich sich natürlich in den Händen der Fürsten und mancher reichen Privatleute ein ansehnlicher Kunstbesitz befand. Aber dieser diente ebenso wenig der Oeffentlichkeit, wie die heutigen Privatsammlungen; nur einzelnen bevorzugten Persönlichkeiten wurde die Besichtigung erlaubt. Einen Einfluß auf die Kunstproduction der ganzen Zeit konnten diese vergrabenen Schätze

also nicht ausüben. Im Wiener Belvedere wurde zuerst im Jahre 1811 dem Publicum an zwei Tagen in der Woche der Eintritt gestattet; die Sammlungen der preußischen Könige sind erst 1830 der Oeffentlichkeit übergeben. Wann das Entsprechende in Sachsen und Bayern geschah, weiß ich nicht; doch ersehe ich aus den Katalogen, daß 1722 eine Anzahl Gemälde, welche bis dahin in den kurfürstlichen Schlössern zerstreut gewesen waren, in Dresden vereinigt wurden und so die Anfänge der berühmten Galerie bildeten. Zu einiger Bedeutung gelangte sie erst unmittelbar vor dem siebenjährigen Kriege und wurde gewiß noch viel später der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht. In München wurde 1779 der Grund zu der Bildersammlung gelegt, aber erst seit 1805 entwickelte sie sich durch die Erwerbung des kurpfälzischen Kunstbesitzes, welcher dann die reichen Ankäufe König Ludwig's folgten, zu einer Galerie ersten Ranges. Also die vier großen Kunstsammlungen, welche in Deutschland bestehen, sind alle erst am Anfang unseres Jahrhunderts oder doch frühestens am Ende des vorigen zu öffentlichen Museen geworden. Sollte unser „Deutscher" wirklich meinen, daß der Niedergang unserer nationalen Kunst in der Zeit begonnen habe, in welcher Rauch, Schinkel und Cornelius ihre ersten Werke schufen?

Also nicht das Sinken, sondern die Erhebung der deutschen Kunst ist „mit dem Aufkommen der Museen Hand in Hand gegangen". Vielleicht gibt unser „Deutscher" nicht zu, daß sie eine „freie, selbständige, volksthümliche" sei; doch eine solche hat es auch vor der Gründung jener Kunstinstitute nicht gegeben, und daß wir gegenwärtig Besseres leisten als Mengs, Tischbein und Angelica Kaufmann, ja selbst als Chodowiecki, wird doch kaum ein Unbefangener leugnen wollen. „Volksthümlich" in dem Sinne, wie unser „Deutscher" dies versteht, ist unsere Kunst freilich nicht, aber sie kann es auch gar nicht sein, wenn sie mit dem Geiste unserer Zeit, wie das doch zweifellos ihre Aufgabe ist, Fühlung behalten soll. Er verlangt nämlich, daß der Künstler den Charakter seiner Provinz und Heimathstadt treu in sich bewahren solle, wie es Rembrandt gethan hat. Dieser aber hat sein ganzes Leben innerhalb der paar Meilen verbracht, welche zwischen Leiden und Amsterdam liegen, während ein moderner Maler vielleicht in Hamburg geboren ist, in Düsseldorf studirt, sich in Italien oder Paris weiter bildet und dann endlich in München oder auch in London seinen dauernden Wohnsitz findet. Ist es nicht eine ganz unmögliche Forderung, daß bei dem schnellen Ortswechsel, welchen die Entwicklung der heutigen Verkehrsmittel hervorruft, die provinziellen Eigenthümlichkeiten sich rein und unvermischt im Einzelnen erhalten? Und wollte sich ein Künstler freiwillig an die Scholle binden, so würde er nie den weiten Blick erlangen, welcher ihn befähigte, den Ideen unseres Jahrhunderts in seinen Werken Form zu geben. Jeder Mensch ist nicht nur ein Kind seiner Heimath, sondern auch seiner Zeit und soll es sein. Die Abgeschlossenheit im engen Kreise mußte der Kunst ihre Färbung geben, als sie im Leben bestand; so weit sie hier aufgehört hat, darf sie auch dort verschwinden, denn die Kunst soll der Ausdruck des Lebens sein. Seine Stammeseigenthümlichkeit haftet Jedem an, auch wenn er sie nicht mit ängstlicher Vorsorge pflegt; insofern wird also auch der moderne Künstler, falls er nicht bloßer Nachahmer ist, etwas von dem Charakter seiner Heimath, selbst wider seinen Willen, in sich bewahren, und

das individuelle Colorit, welches dadurch seinen Schöpfungen gegeben wird, kann ihnen gewiß nur zum Vortheil gereichen. Aber mehr verlangen, heißt nicht nur die Forderungen der Jetztzeit, sondern auch das Wesen der Kunst gründlich verkennen.

Die universelle Richtung derselben im Gegensatz zu der landschaftlichen früherer Epochen hätte sich aus den gesammten Zuständen unseres Jahrhunderts gewiß auch ohne die Museen entwickeln müssen, doch haben diese freilich das Ihrige dazu beigetragen. Denn indem sie dem Künstler Musterstücke aus allen Völkern und Stilperioden vorführten, lenkten sie seinen Blick über den ästhetischen Gesichtskreis seiner Heimath und Schule hinaus; aber Keiner wird dies für einen Nachtheil halten. Allerdings ist manches reiche Talent durch diese mannigfachen Eindrücke verwirrt und aus seiner Bahn gedrängt worden; ich erinnere nur an Feuerbach, der zwischen dem Einfluß des Paolo Veronese und des Michelangelo, des Rubens und des Giovanni Bellini unstät hin- und herschwankte und darüber die Freudigkeit der selbstbewußten Eigenart verlor. Doch wer möchte alle Maschinen abschaffen, weil hin und wieder ein Unvorsichtiger von ihren Rädern zermalmt wird? Im Großen und Ganzen hat unsere Kunst sich durch die Beispiele der Alten wohl belehren, aber nicht bestimmen lassen. Man mag über ihren Werth oder Unwerth denken, wie man will, daß Menzel und Knaus, Böcklin und Reinhold Begas in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen ganz modern und, wo sie fehlen, doch am wenigsten durch fremde Vorbilder irre geführt sind, muß Jeder zugeben. Mit der Architektur ist es freilich anders, aber gerade diese Kunst sucht sich ihre Muster nicht in den Museen, sondern auf Straßen und Plätzen. Man könnte auch die ornamentale Kleinkunst anführen, welche gleichfalls unsicher zwischen allen möglichen Stilen umhertappt. Und doch steht es auch bei dieser außer jedem Zweifel, daß sie seit den siebziger Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat, d. h. gerade seit der Zeit, wo in Wien, Berlin und Hamburg die ersten Gewerbemuseen entstanden, und daß immer diejenige Stadt in der Entwicklung des Kunsthandwerks zeitlich einen Vorsprung gewann, welche mit der Gründung solcher Institute vorangegangen war. Wer eine kräftige Individualität besitzt, der wird sie nicht durch fremde Einflüsse unterdrücken lassen; die Beispiele anderer Zeiten und Völker dienen nur dazu, ihm das Ringen mit der Form zu erleichtern. Solche Individualitäten aber lassen sich nicht künstlich groß ziehen; wenn sie nicht geboren werden, kann kein guter Wille, so sehr er auch durch die feurigen Ermahnungen unseres „Deutschen“ gestachelt werden mag, sie unserer Nation verschaffen.

Und ist es denn wirklich wahr, daß bei uns der Individualismus im Sterben liege? Wie mir scheint, widerlegt nichts diese Meinung gründlicher, als das Buch unseres „Deutschen“ und der allgemeine Beifall, welchen es gefunden hat. Erst seit der Arbeiter nicht nur das liebe Brot, sondern auch sein Stückchen Fleisch und sein Krüglein Bier daneben hat, beklagt er sich über „menschenunwürdiges Dasein“; so lange er hungern mußte, fiel ihm dies gar nicht ein. Ganz ebenso sind die immer stürmischer werdenden Forderungen des Individualismus, welchen unser „Deutscher“ Ausdruck gibt, nur ein Zeichen, daß Jener sich seiner Rechte immer mehr bewußt wird, also kräftiger, nicht

schwächer geworden ist. Gewiß hat er noch nicht die Freiheit der Entfaltung gewonnen, auf welche er Anspruch machen darf; gewiß ist die Herrschaft der Schablone in Staatsverwaltung und Schule, in Kunst und Wissenschaft nicht gebrochen, und der Kampf gegen sie wird noch auf viele Jahrzehnte hinaus nöthig und verdienstlich sein. Doch daneben vergesse man nicht, daß die geistige Unfreiheit von unten, die Gleichmacherei von oben in Deutschland noch lange nicht so schlimm sind wie bei allen anderen Nationen Europas. Man darf kühnlich die Behauptung wagen, daß, so weit die historische Erinnerung reicht, es nie ein Land und eine Zeit gegeben hat, in der die Entwicklung der Individualitäten reicher und mannigfaltiger, ihr Spielraum ein weiterer gewesen wäre als bei uns. Freilich ist dies kein Grund, uns für befriedigt zu erklären und über dem Erreichten dasjenige zu vergessen, was uns noch zu erreichen übrig bleibt. Doch glaube ich, wir sind auf gutem Wege und werden ihn rüstig fortsetzen.

Es scheint zur „Individualität" unseres „Deutschen" zu gehören, immer nur von dem zu reden, was sein sollte oder müßte, ohne daß er dabei im geringsten darauf Rücksicht nähme, ob menschlicher Wille irgend Etwas dazu thun kann, ja ob es unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich ist. Wir unsererseits haben uns weniger mit den Idealen einer erträumten Zukunft als mit den Zuständen der Gegenwart beschäftigt und seinem „Es sollte sein" unser „Es ist" gegenübergestellt. Es fruchtet nichts, phantastische Wünsche in ungestüme Forderungen umzusetzen und über den Verfall der Zeit zu lamentiren, wenn sie, die unerfüllbar sind, nicht erfüllt werden. Man freue sich an dem, was wir haben, und schelte auch unsere Fehler nicht zu sehr, weil sie meist mit unseren Tugenden so eng verwachsen sind, daß sie sich nicht beseitigen lassen, ohne auch diese mit auszurotten. Man forsche ernst und gelassen, nach welcher Richtung unsere Entwicklung hinstrebt, sei froh, wenn man wahrnimmt, daß es zum Besseren ist, und bleibe selbst dann getrosten Muthes, wenn man dies nicht wahrnehmen kann; denn in den meisten Fällen wird es an der Schwäche unserer Augen liegen. Wer seine Nation nach seinem Kopfe modeln will und stürmisch verlangt, daß Jedermann so werde, wie er sich einen Rembrandt oder einen beliebigen anderen Idealhelden denkt, der wird in der Welt höchstens unfruchtbare Zustimmung, in sich nur Unbefriedigung finden. Auf diesem Holze wachsen jene grauen, freudlosen Geister, welche in den Schauerdramen Ibsen's ihr Evangelium erblicken. Sie verlangen von der Menschheit, was sie niemals leisten kann, schelten sie spottschlecht, weil sie ihrem überspannten Idealismus nicht Genüge thut, und nennen sich dann wie zum Hohn Realisten. Unser „Deutscher" führt selbst den Goethe'schen Spruch an: „Es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitsliebe, überall in der Welt das Gute zu sehen." Könnten doch er und seinesgleichen ihn beherzigen!

---

# Das Stammbuch von August von Goethe.

Mitgetheilt
von
Dr. Walther Vulpius.

II.

Der Vorgänger August's in einem Mansardenstübchen des väterlichen Hauses war eine Reihe von Jahren hindurch Goethe's treu bewährter Kunstfreund und Tischgenosse, der Schweizer Maler Heinrich Meyer gewesen. Goethe hatte am dritten Tage seiner Anwesenheit in Rom die Bekanntschaft Meyer's auf dem Quirinal gemacht und mit gleichzeitigen Beziehungen zu Angelica Kaufmann eifrig weiter gepflegt. Später hatte er Meyer's Berufung nach Weimar veranlaßt und ihn in sein Haus aufgenommen. Erst 1802 schied der Künstler, da er sich verheirathete, aus dem ihm herzlich befreundeten Familienkreise, dem er aber auch ferner anhänglich blieb. Meyer schrieb in August's Album (S. 208):

Wolle das Gute, liebe das Schöne.

Dem werthen Freunde<br>
Weimar, den 27. Jan. zum Andenken<br>
1805. H. Meyer.

Der Frankfurter Freund und Verehrer Goethe's, Freiherr Isaak von Gerning, welchen Frau Rath als den bravsten ihrer Freunde bezeichnet, machte bei einem Besuche in Weimar die Einzeichnung (S. 132):

Alles was Du beginnst, vollbring' es mit<br>
Lust und mit Liebe.

Zum freundschaftl.<br>
Weimar den Andenken von<br>
20ten Februar J. J. Gerning<br>
1805. aus Ffurt a/M.

Auf seiner Schweizerreise im Jahre 1779 war Goethe in Basel mit dem Kupferstecher Mechel bekannt geworden und sah bei ihm, wie er brieflich an Merk berichtet, interessante Wiener Porträts. Schon vorher hatte Kaiser Joseph II. den tüchtigen Künstler aufgesucht und ihn nach Wien eingeladen zur Ordnung der Belvederegalerie. Während seiner Uebersiedelung nach Berlin

machte Mechel in Weimar einen kurzen Aufenthalt, und hinterließ in August's Album einen Eintrag und sein Porträt, in Gestalt einer fein radirten Silhouette in ovaler Umgrenzung auf einer epheuumrankten Steinplatte (S. 9):

Alter Schweitzer Sinn.
Demuth hat mich Lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehr gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hochmuth streben,
Hochmuth stürzzt in's Elend nieder.
Elend gab mir Demuth wieder.
Dem hoffnungsvollen Sohne seines alten innig geschätzten Freundes schrieb dies zum Anged.
Christian von Mechel.
Weimar d. 22 Mertz 1805.

Friedrich Heinrich Jacobi, der einst nach langer und tiefer Abneigung das Herz Goethe's im Sturm erobert und ihn zu einem Jünger der Spinozistischen Lehre gemacht hatte, war im vergangenen Jahre um einen großen Theil seines Vermögens gekommen. Der sorgenfreie Aufenthalt in Eutin, wo er im Verkehr mit Voß, Klopstock, Reimarus u. A. seit 1804 meistens gelebt hatte, fand damit ein Ende. Er folgte einem Ruf zur Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften nach München, und frug im April 1805 bei Goethe an, ob er bei seiner Durchreise einige Tage ruhig bei ihm zubringen könne. Goethe antwortete mit Bezug auf sein häufiges Unwohlsein in diesem Jahre, „im Juni werde er ihn todt oder lebendig in Weimar antreffen; er hoffe letzteres." Thatsächlich überraschte Jacobi den Freund schon am 27. Juni in Jena. Einen Tag vor seiner Abreise schrieb dann dieser für August's Album (S. 13).

Cum celeritate temporis, utendi velocitate certandum est.
(Es eilt die Zeit auf leicht beschwingten Sohlen;
Nutz' schnell sie aus, um sie zu überholen!)
Meinem lieben August, dem Sohne meines Freundes Göthe, zum Andenken geschrieben. Weimar d. 30 Juni 1805.
Friedrich Heinrich Jacobi.

Das Blatt mit Jacobi's Eintrag ist, wie so manches andere, eingeklebt; denn im Juni dieses Jahres befand sich das Album noch in Frankfurt, wohin es August bei seiner Anfang April unternommenen, ersten selbständigen Reise — die Mutter hatte ihn nur bis Erfurt begleitet — gebracht. Mit lebhafter Freude begrüßte die Großmutter ihren „lieben Augst". Hatte sie doch schon 1796 den ersten Brief ihres Enkels beantwortend geschrieben: „Du mußt brav lernen und recht gescheidt sein — da wirst Du bald groß werden — und dann bringst Du mir die Journale und Merkure selbst!" Und wie herzlich klingen die Zeilen vom 8. April 1805, in welchen sie ihrem Sohne August's glückliche und überraschende Ankunft mittheilt. „Das war gestern, als ich um 9 Uhr Abens nach Hauße kam eine gar liebliche Erscheinung, ich erkandte Ihn nicht. Er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaund stand ich da als er mir den so lieben Nahmen nandte." — In den folgenden Briefen berichtet

sie von dem fröhlichen Leben, welches sie dem Liebling bereitet, erzählt voll Stolz und Freude, wie sich der Enkel Aller Herzen erobert und stellt ihm schließlich ein launiges Führungsattest aus mit der Wendung, daß es das Ansehen habe, „als habe er den Ring im Mährgen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht der den der ihn besitzt angenehm macht vor Gott und Menschen.“ — Das mitgebrachte Stammbuch wurde natürlich den Verwandten, Freunden und Gönnern vorgelegt; doch reichte die kurze Zeit des Besuches nicht aus, um alle gewünschten Einträge zu sammeln. „Es ist kein Geschäffte das von der Hand geht — denn wo es in ein Haus kommt, da ließt's das gantze Haus — Frau — Mutter — Schwestern — Töchter — aber es wird auch das warten reichlich belohnt werden! Potz Fischchen! Was lehrreiche Sentenzen — Sprüche — Verse u. s. w. werden darinnen erscheinen.“ Und weiterhin: „Die Leute wollen in ein Buch, darinnen so große Nahmen stehn sich nicht prostituiren und auch was prächtiges sagen — warten von Tag zu Tag auf Inspirationen gehts so ist's gut — geht's nicht: so machen sie es so gut sie können.“ —

Als Christiane Vulpius mit ihrem Knaben im Jahre 1797 bei Frau Rath zu Besuch war, hatte sie besonders freundliches Entgegenkommen von Seiten der Senatorin Stock erfahren. Auch bei seinem diesmaligen Aufenthalte fand August die herzlichste Aufnahme im Stock'schen Familienkreise, dessen inniges Zusammenleben Frau Rath in einem Brief vom Jahre 1807 mit warmen Worten schildert: „Da lobe ich mir das Stockische Hauß da lieben die Eltern die Kinder — die Kinder die Eltern, da ist einem so wohl alles was in dem Cirkel lebt freut sich des Lebens — Was habe ich diesen Sommer wieder vor vergnügte Tage mit Ihnen in Ihrem Garten verlebt“ — August erhielt von den Mitgliedern dieser Familie folgende Albumsinschriften: Das Haupt der Familie, der Schöffe und Senator J. Stock schrieb (S. 87):

Genie gleicht dem Golde. Beider Werth be-
stimmt der Gebrauch, den man davon macht.
Meinem jungen Freunde zum
Frankfurt a/M. Andenken.
den 22[sten] May 1805. J. Stock.

Die Hausfrau Esther Stock, Tochter des Legationsrathes Moritz, welcher eine Zeit lang dem Goethe'schen Vaterhause gegenüber wohnte, schrieb (S. 228):

Innere Schäze beglücken. — Dir im Innern
lieget Edelstein und Gold. Da grabe
In den Tiefen! Von außen suchst Du
ewig Ruhe vergebens.
Dis zum Andenken
Frankfurt. von Ihrer wahren
den 20 Aprill 1805. Freundin E. Stock.

Hingegen schickte Goethe als Dank für die seinen Lieben erwiesene Freundschaft zu Neujahr 1806 ein Albumblatt an Frau Senator Stock mit den schönen Versen:

Was uns günstiges in fernen Landen
Auch begegnet, sehnt, bei allem Glück,
Doch das Herz zu seiner Jugend Banden,
Zu dem heim'schen Kreise sich zurück.

Weimar, den 1 Januar
1806.

Seiner Jugendfreundin
der Frau Senator Stock
sich bestens empfehlend
Goethe.

Die Großmutter selbst hat es verstanden, durch einen der sinnigsten Einträge das Stammbuch zu schmücken (S. 164):

Tritten des Wanderers über den Schnee sey ähnlich Dein Leben.
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht.

Frankfurth d. 23ten April
1805

Meinem lieben Enkel
schrieb dies zum Andenken
die Ihn herzlich liebende
Großmutter Goethe.

Auf der Rückseite des Blattes ist die vortreffliche Silhouette der Frau Rath, aus schwarzem Papier geschnitten, aufgeklebt; die Unterschrift „Catharina Goethe, geborene Textor" ist von Rath Schlosser's Hand, der wahrscheinlich auch die Silhouette angefertigt hat.

Im Sommer des vorhergehenden Jahres waren zwei der hervorragendsten Frankfurter Bürger, der Bankier und russische Consul Simon Moritz von Bethmann und der ihm verschwägerte englische Resident in Frankfurt, J. von Schwarzkopf, in Weimar zu Besuch gewesen, hatten in Goethe's Hause (9. August) gastliche Aufnahme gefunden und nach ihrer Rückkehr Frau Rath erfreut durch die herrlichen Nachrichten von dem schönen Haushalt in Weimar, sowie von den vortrefflichen Kunstsachen, die ihnen Goethe gezeigt. Zudem stand besonders Schwarzkopf schon längere Zeit in geselligen Beziehungen zu Frau Rath als häufiger Theilnehmer an der beliebten Lectüre von Dramen mit vertheilten Rollen. August war mit seiner Großmutter — letztere als Gevatterin — zur Taufe eines Schwarzkopf'schen Sohnes geladen, und erhielt an diesem Festtage vom Taufvater folgende Einzeichnung, die Frau Rath als ein „hübsches Andenken" rühmt (S. 57):

Die Sänger Deutschland's.
(Aus einem Almanach von 1805.)

— Aber aus tiefem Gemüth haucht Goethe des
Lebens Gestalten,
Zieht in die Kreise der Kunst magisch die Herzen
hinauf — —

Mögten dem eilenden, der sich den Frankfurtern vorüber bewegte, — dem hoffnungsvollen Jünglinge — auch diese
Zeilen aus Freundes Hand den edlen
Schatz holden Erinnerns anhäufen!
— Doch dafür birgt das Hierseyn der
ehrwürdigen Matrone, Ihrer Grosmutter und Meiner Gevatterin,
welche sich in Ihrem Bilde verjünget.

Frankfurt am Tauffeste meines Georg, Alexander Guido
den 5 Mai 1805.

J. v. Schwarzkopf.

Von dem folgenden Eintrag schreibt Frau Rath: „Moritz Bethmann seines hat mir sehr gefallen, — und die Handschrift ist prächtig." Letztere Bemerkung

verdient besonders auf die Unterschrift angewendet zu werden, die von einem äußerst schwungvollen Zirkel eingefaßt ist (S. 73):

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Thaten, ihrer Groese
den Hörer unterhält, und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe
sich geschlossen sieht.

Iphigenia.

Francfort. Zum Andenken von
a. 20 Mai 1805. S. M. Bethmann.

„Er (i. e. August) speißt heute bei Frau von Mallabert" berichtet Frau Rath am 21. April ihrem Sohne; diese Freundin, Wittwe des königlich preußischen Kammerherrn von Malapert=Neufville, schreibt mit entsprechenderer Orthographie ihres Namens (S. 75):

Reines Herzens: Das seyn!
Es ist die steilste Höh'
Von dem, was Weise ersannen,
Weisere thaten.

Zum Andenken dem hoffnungsvollen Jüngling, von einer Verehrerin seines großen Vaters, und einer Freundin seiner Großmutter.
Elisabeth. Fr. Fr. von Malapert.

Eine Anzahl Goethe'scher Spiel- und Studiengenossen, deren Andenken in „Wahrheit und Dichtung" verewigt ist, lebten noch in Frankfurt und begrüßten den Sohn des so berühmt gewordenen Freundes mit herzlicher Freude. Zu diesem Kreise gehört der Forstmeister Ph. N. Schmidt, „der alte Schulkamerad", welchen Goethe bei seinen Besuchen in Frankfurt in den Jahren 1814 und 1815 wiedersah und in letzterem Jahre zu einer Hochzeit auf dem Forsthause bei Frankfurt begleitete. — Er schreibt (S. 59):

Dreimahl gesegnet seyd mir! was Thoren verkennen,
Was zum Reichthum verdammt, Narren unwissend verschmähn,
Tugend und die Weisheit, das Leben würdig zu brauchen,
Und den Tod nicht zu scheuen. Klopstock.

Erinnern Sie sich hiebei an den Verehrer
Frankfurt den 27 May 1805. Ihres Herrn Vaters, und an Ihren Freund
Philipp Nicolaus Schmidt.

Der kleine, fidele, krummbeinige Adam Horn war in Frankfurt schon ein heiter belebendes Element unter den Jugendfreunden gewesen und munterte Goethe, als er ihn im April 1766 schwermüthig und phantastisch in Leipzig antraf, durch seine Gegenwart auf. Die übrigen Genossen, u. A. Isaak Kehr, grüßt er brieflich von dem Freund und berichtet über dessen Lebensweise und Liebesverhältnisse, besonders das zu Käthchen Schönkopf; schreibt hingegen auch an diese 1769 von Frankfurt aus: „Goethe läßt Sie grüßen, Mamsell; er sieht immer noch so ungesund aus und ist sehr stupide geworden." — Mit Horn meistens zusammengenannt finden wir den nachmaligen Kastenschreiber Riese, den drei Jahre älteren, gutmüthigen und witzigen Freund, mit dem Goethe von Leipzig nach Marburg vielfach correspondirte. Nach der Rückkehr von Straßburg

im Sommer 1773 (schreibt er in Wahrheit und Dichtung:) „fand ich von älteren Freunden und Bekannten an Horn den unveränderlich treuen Freund und heitren Gesellschafter; mit Riese ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu prüfen und zu üben nicht verfehlte, indem er durch anhaltenden Widerspruch einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte." — Zu den frühesten Kindergespielen gehörten die Gebrüder Moors, Söhne des Senator Moors, deren Vaterhaus dem Goethe'schen sehr nahe gelegen war. Der jüngere war mit Goethe am selben Tage geboren. Frau Rath erinnert sich mit Freuden des lebendigen Treibens der Kinder in ihrem Hause, u. A. „wie Elise Bethmann vom älteren Moors Brügel kriegte".

Die Einträge dieser Goethe'schen Jugendfreunde lauten (S. 170, 178, 176, 41):

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth — der ist der freundliche Mann.

Diese Zeilen widmet zum Andenken dem Sohne seines edlen Jugendfreundes
J. A. Horn. Dr.

Frankfurt a/M.
den 18. Junii 1805.

Nie trüge Dich der Jugend Hoffnung froher Muth!

Nehmen Sie diesen herzlichen Wunsch für die, mir durch Sie gewordene, innigst wohlthätige Empfindung, bei dem Versichern, — daß Goethe Ihr Vater, bei langer Entfernung, noch in gutem gedenke Seines — Sie liebenden Freundes
J. J. Riese.

Frankfurt
d. 21. Junii
1805.

Wo Du wandelst, edler Jüngling, da trete Dein Fuß
auf duftende Rosen und über Dir lächle die
Sonne herab!

Zum Andenken eines Sie liebenden Freundes
J. Kehr.

Frankfurt a/M.
d. 21. Julii
1805.

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben,
Nicht heiliger's konnt uns ein Gott verleihn,
Sie würzt die Freud und mildert jede Pein —
Und einen Freund kann Jeder haben,
Der selbst versteht ein Freund zu seyn.
Wer Engel sucht in diesen Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt;
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

Zum Andenken
von
Ihrem und Ihres würdigen
Vaters Freund
Moors
Stadtschultheiß.

Frankfurt a/M.
d. 12. Aug. 1805.

Der Rath Fritz Schlosser schrieb seinem jungen Vetter die Zeilen (S. 188):

Gleich sey Keiner dem Andern, doch gleich sey jeder
dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sey jeder vollendet
in sich.
G.
Zum Andenken Ihres Freundes
Fr. Schlosser.
Frankfurt, den 28. Mai 1805.

Willemer, der nachmalige Gatte von Goethe's Suleika, machte den Eintrag (S. 163):

Die höchste Weisheit ist ein allzeit
fröhliches Herz.
Tragen Sie das Böse, was nicht
zu ändern geht (?)! erfreuen Sie sich
des Guthen, und seyn Sie Andern
zuerst, was Sie wünschen, daß Sie Ihnen
seyn mögen.
Frankf. a/M. d. 1. Juni 1805.
Willemer.

Das regelmäßige Sommergastspiel der Weimaraner Bühnengesellschaft in Lauchstedt gab für August Veranlassung zu einer zweiten Reise in diesem Jahre. Schon am 2. Juli war Goethe mit Christianen dahin abgefahren; ersterer folgte dann einer Einladung seines Freundes Wolf nach Halle, und führte dabei ein zweites Stammbuch seines Sohnes mit sich, welches bis dahin nur die schlichten Worte des Onkels Vulpius enthielt (S. 75):

Thue recht, scheue niemand!
Dies schrieb Dein Dich
zaertlich liebender
Onkel
Aug. Vulpius.
Weimar
d. 29. Nov. 1800.

Jetzt füllten sich die Seiten rasch mit Einträgen, doch werde ich deren nur wenige von besonders interessanten Persönlichkeiten mittheilen.

Voran steht auch hier wieder ein Beitrag Goethe's zu den Albumschätzen seines Sohnes; er schrieb noch am Tage seiner Ankunft in Halle das herrliche Distichon, welches in wenig veränderter Form auch Aufnahme in seine Werke gefunden hat (S. 3):

Fest bewahre der Würdigen Bild; wie leuchtende Sterne
Saete sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.
Halle, d. 12. Juli 1805.
Goethe.

Später wurde dieses Blatt herausgenommen und als zweites hinter die Widmungsinschrift des anderen Stammbuches eingeklebt. Die untere Hälfte desselben gab noch Raum für einen dritten Eintrag Goethe's, durch welchen er im Jahre 1825 dem Buche nach längerer Ruhe seinen Segen auf eine neue Wanderschaft ertheilt.

Auch in dem zweiten Stammbuch findet sich eine Einzeichnung von Wolf's Hand (S. 5):

Glücklicher Jüngling, Du trägst in dem Auge den
trefflichen Vater,
Trag auch im Busen den Sinn, welcher ihn
einstens ersetzt.
Friedr. Aug. Wolf.
Halle, d. 15. Juli 1805.

Zur Zeit dieses Besuches in Halle entwickelte der berühmte Phrenolog und Anatom Gall, nachdem er in Wien auf große Schwierigkeiten gestoßen war und sich deshalb auf Reisen begeben hatte, seine Lehre in einer Reihe von Vorlesungen. Goethe besuchte sie mit großem Interesse, und erregte dann brieflich in Karl August den Wunsch, jenen eigenartigen Gelehrten auch in Weimar hören und sehen zu können. Der Albumseintrag von Gall's unschöner, schwerleserlicher Hand lautet (S. 6):

Fortes creantur fortibus et bonis;
Est in juvencis, est in equis patrum
virtus.
Horat.
(Wackere Eltern zeugen wackere Kinder:
Auf Jünglinge vererbt sich, wie auf Rosse,
Der Väter Tüchtigkeit.)
F. Josephus Gall.
Halo-Saxon. XXI Jul. 1805.

Von den Vielen, welche sich in jenen Tagen noch in August's Album einzeichneten, ist der seit 1804 als außerordentlicher Professor der Theologie in Halle habilitirte Schleiermacher besonders erwähnenswerth. In feinsinnigster Weise charakterisiren seine Verse das Loos des Epigonenthums (S. 13):

„Nicht der Jüngling begehrt ich zu sein," so sprächen wohl Viele.
„Denn fürwahr nicht umsonst zahlet die Welt ihm voraus
Was an verzärtelnder Lieb er empfängt auf die Erbschaft des Vaters;
Reichliche Zinsen dereinst klaget die Mahnerin ein."
Aber dem Göttersohn wohnt höherer Muth in der Seele,
Spielend löset die Schuld, wer sich ambrosisch genährt.
F. Schleiermacher.
Halle. d. 24 Jul. 1805.

Unmittelbar nach Gall und als dessen Widersacher hielt in demselben Auditorium der Däne Henrik Steffens Vorlesungen, die, nach einem Brief Loder's, besonders auf Goethe gemünzt waren; „Goethe aber war so klug, Tags zuvor nach Lauchstädt zu reisen und dort zu bleiben". Die Verse, welche Steffens noch vor dieser Flucht in August's Album schreibt, bekunden seine hohe Begeisterung für des Vaters Werke, wie er auch später in seinem nordischen Vaterland der Apostel Goethe'scher Dichtungen wurde und den größten Dichter seiner Sprache, Oehlenschläger, deren Verständniß und rechte Würdigung erschloß (S. 19):

Was durch den Vater der Geist mit hoher Bedeutung gestaltet
Liebend empfieng es die Zeit, dass es geräuschlos gebahr —
Kinder sind wir von ihm, doch ach! in der Ferne erzogen,
Drang nur die Sage von ihm in den verworrenen Sinn —
Alle tragen wir doch die heimliche Sehnsucht im Herzen.
Lieben wie Kinder das Haus, das uns das Leben geschenkt.

Dir vertraute das Glück Gestalt und Nahme und Erbtheil,
Präge (?) den Geist in der Zeit, du sein lebendigstes Werk.
Halle d. 30. Jul. 1805. H. Steffens.

Ende Juli ließ Goethe seinen August mit dessen Hauslehrer Riemer nach Lauchstedt kommen und nahm ihn am 12. August auf einen mit Wolf gemeinsam unternommenen Ausflug nach der Universität Helmstedt mit. Der Zweck dieser Reise, deren Verlauf in den Annalen von 1805 ausführlich beschrieben ist, war hauptsächlich, den vielseitigen und eigenartigen Gelehrten Beireis „in seinem Hamsterneste" zu besuchen. Eingehend schildert Goethe die über die verschiedensten Gebiete sich erstreckenden Sammlungen dieses Sonderlings: Mineralien, ausgestopfte Vögel, anatomisch-physiologische Präparate, Münzen, taschenspielerartige Curiositäten, und — der Hauptschatz des Eigenthümers — eine ohne alles Verständniß zusammengetragene Bildergalerie, welche nichtsdestoweniger einige Stücke von unschätzbarem Werthe enthielt. So kunterbunt wie diese Sammlungen, so vielseitig war auch das Wissen des Sammlers; als Beleg dafür theilt Goethe dessen Unterschrift in August's Stammbuch mit; der ganze Eintrag lautet (S. 43):

Nobilis o juvenis summi vestigia Patris
Si legis, adscendes Illius in solium.
Ornatissimo juveni fausta quaevis precatus scribebat
(Wenn Du, edler Jüngling, den Spuren des großen
Vaters folgst, so wirst Du zu seinem Thron Dich erheben.
Dem ausgezeichneten Jüngling schrieb's ihm alles Gute wünschend:)
Godofredus Christophorus Beireis
Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae,
Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae historiae naturalis.
Helmstadtii a. d. XVII Augusti A. MHCCCV.

Alsdann finden wir in demselben Stammbuch noch Einträge von Knebel (S. 81), Eichstädt, dem treuen Mitarbeiter und Mitkämpfer Goethe's für die neue Jenaische Literaturzeitung (S. 89), von dem Philosophen Hegel, welcher seit 1800 in Jena habilitirt und nach Schelling's Abgang zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt worden war (S. 55), von Goethe's vortrefflichem Leibarzt Stark (S. 99) und Einsiedel, dem ebenso witzigen wie zerstreuten ehemaligen Oberhofmeister der Herzogin Anna Amalia (S. 113).

*Δαιμον, τυχη, ἐρως, ἀναγκη.*
(Gott, Glück, Liebe, Nothwendigkeit; s. Goethe's Urworte. Orphisch).
„Vier der Mächte sind's, die den Menschen treiben durch's Leben,
also spricht der Mund älterer Weisen uns aus:
Mögen sie günstig dir seyn, dich treibend u. schonend geleiten;
Und erhalte das Herz deines Erzeugers dem Freund.
Jena d. 17. Sept. 1805. v. Knebel.

Adrastea begleite dich stets; es trete dir immer
Auf der leuchtenden Bahn freundlich die Nemesis nach:
Sie bewahre dein Glück! — O Jüngling, Söhne der Götter,
Die Dir gleichen; zu oft neiden die Götter sie uns.
Jena d. 18. Septemb. 1805. Griech. Anthologie.
Heinr. Carl Abr. Eichstädt.

Kühn mag der Göttersohn der Vollendung Kampf sich vertrauen;
Brich denn den Frieden mit Dir, brich mit dem Werke der Welt.
Strebe, versuche Du mehr, als das Heut' und das Gestern, so wirst Du
Bessres nicht als die Zeit, aber auf's beste sie sehn.

Jena d. 21. Sept. 1805. G. W. F. Hegel.

Willst o Sterblicher Du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchschiffen und froh landen im Hafen dereinst,
Laß, wenn Winde Dir schmeicheln, Dich nicht vom Stolze besiegen,
Laß, wenn Sturm Dich ergreift, nimmer Dir rauben den Muth.
Männliche Tugend sei Dein Ruder, der Anker die Hoffnung;
Wechselnd bringen sie Dich durch die Gefahren an's Land.

Gr. Anthologie.

Jena
den 11ten October
1805.

Zum freundlichen Andenken
empfiehlt sich
J. Chr. Stark jun.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen fand, hat keinen je begehrt.

Lessing.

Friedrich Wilhelm von Einsiedel.
Weimar den 30sten November
1805.

Ende August war das andere Album aus Frankfurt wieder eingetroffen. Sein Besitzer konnte es also im kommenden Monat dem durchreisenden Fichte vorlegen, der selbst bei dieser Gelegenheit die strenge Geradheit seines Wesens nicht verleugnete. Die Schlußwendung seines Eintrags mag nachmals nur mit bittren Empfindungen von dem erwachsenen Sohne Goethe's gelesen worden sein (S. 213):

Ich sah Sie als lieblichen Knaben, und liebte Sie, ehe Sie
mich kannten. Ich werde Sie vielleicht sehen als Jüngling
und als reifenden Mann. Die Nation hat grosse Anforderungen an
Sie, einziger Sohn des Einzigen in unsrem Zeitalter. Zählen
Sie mich sodann unter diejenigen, die am aufmerksamsten beobachten
werden, ob Sie würdig sich bilden, des Vaters Platz einst auszu-
füllen, da ich unter diejenigen zu gehören glaube, die Seinen
Werth am tiefsten begreifen und neidlos ihn lieben. Möge
sodann dies Blatt Sie mahnen, oder auch trösten.

J. G. Fichte.
Weimar, d. 23. Septembr. 1805.

Schiller's Schwägerin Caroline, geb. von Lengefeld, war unter den Frauen des Goethe-Schiller'schen Kreises eine der bedeutendsten und geistreichsten. Schon vor ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu Schiller und unabhängig von dessen Einfluß war sie literarisch thätig gewesen; ihr anonym erschienenes Hauptwerk, der Roman: „Agnes von Lilien" wurde von Vielen — unter diesen Schlegel — für eine Goethe'sche Dichtung gehalten. Nach ihrer unglücklichen, schnell geschiedenen Ehe mit dem Rudolstädter Kammerherrn von Beulwitz vermählte sie sich mit dem in weimarische Dienste tretenden Freiherrn von Wolzogen und kam dadurch wieder in nähere Beziehungen zu Goethe, den sie schon seit ihrer frühesten Jugend kannte. Ihr Gemahl war als Begleiter des Erbprinzen Carl Friedrich in Paris und als dessen Brautwerber bei der Großfürstin Maria Paulowna in Peters-

burg; aus beiden Städten correspondirte er mit Goethe und schickte ihm Kunst- und Sammlungsgegenstände. In August's Album schrieb dieses Paar (S. 146 und 148):

Ihm, der so Vielen das Leben erhöhte in
Dichtung und Wahrheit,
Bringe, du Lieber, den Dank, den still
die Vielen ihm weihten.
Wie Du den trefflichen Vater, in holder
blumiger Kindheit
Herzlich erfreut, so erfreu ihn des reiferen
Lebens Gehalt auch.

Weimar d. 15. Decbr.
1805. Caroline Wolzogen, geb. v. Lengefeld.

Wer einen berühmten Namen erbt, hat große Verbindlichkeiten auf sich. Daß Du sie, lieber August, erfüllen wirst, beweisen die Anlagen, die Du jetzt schon zeigst.

W. von Wolzogen.
Weimar S. Weim. Geheimer Rath und
d. 16. Dezbr. 1805. Oberhofmeister.

Der schon erwähnte Hauslehrer August's, Dr. Riemer, „der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war und dort einige Zeit in dessen Familie mitgewirkt hatte, war in Fernow's Gesellschaft herausgereist, und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls willkommen. Er gesellte sich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete seine Sorgfalt meinem Sohne zu." (Annalen 1803.) Seinem Schüler schrieb er zum Andenken die Odyssee-Verse (S. 196), die wir hier nur in Vossen's Uebersetzung geben:

Wenige Kinder nur sind gleich den Vätern an Tugend,
Schlechter als sie die meisten, und nur sehr wenige besser.
Wirst Du Dich aber hinfort nicht feige betragen noch thöricht,
Und verließ Dich nicht völlig der Geist des großen Odysseus;
Dann ist Hoffnung genug, Du wirst das Werk noch vollenden.

Hierauf vertrauend
schrieb diese Worte zum Andenken
Friedr. Wilh. Riemer
MDCCCV.

Auch die folgende Inschrift zeigt keine genaue Zeitangabe; sie stammt von Seume, der ähnlich seinem ersten und meist bekannten Spaziergang nach Syracus im Jahre 1805 eine Fußtour über Petersburg und Moskau durch Finnland nach Schweden unternahm („Mein Sommer im Jahre 1805") und dabei Weimar berührte (S. 204):

Tu macte propria, macte virtute paterna.
Vim. Memoriae scrispit viator
1805. Seume.

(Heil Dir ob eigener Kraft, Heil ob der Größe des Vaters!
Zum Angedenken schrieb's der Reisende).

Im letzten Eintrag vom Jahre 1805 klingt zum erstenmal ein sorgenvoller Ton an über die trüben Aussichten am politischen Horizont. Trotz der darin aus-

gesprochenen Hoffnung auf baldige sonnige Tage, sollten gerade im kommenden Jahre für Weimar und besonders für Goethe's Haus erst recht drohende Wolken heraufziehen (S. 253):

December-Trost.

Nicht lange mehr — und es wird wieder helle,
Das Trübe währt nur einen Augenblick.
Die unversiegte Sonnenquelle
Strömt dann ihr Licht mit voller'm Blick.

Laßt doch die wenigen bewölkten Tage
Gelassen und mit stillem Geist vorbey!
Was wär' ein Jubel ohne Klage?
Ein qualenvolles Einerley.

Bey den jetzigen — noch so politisch als natürlich — trüben Tagen kann uns wohl nichts mehr beruhigen, als die Hofnung auf — vielleicht bald erscheinende — hellere und frohere Zeiten. — — Möge doch, Liebenswürdiger Sohn des auch von mir so herzlich verehrten Vaters, die nie versiegende Sonnen-Quelle, wenn sie sich zuweilen zu trüben scheint, alsdenn desto heller und länger auf Ihr schönes Leben herabströmen.

Weimar den 22. December 1805.
Zwanzig Tage nach der Schlacht bey Austerlitz.

Johann Friedrich von Koppenfels,
Weimarischer Kanzler.

Eine kleine Aquarellzeichnung auf S. 91 des Albums stellt das römische Haus im weimarischen Park dar. Das Blatt ist von dem in Frankfurt geborenen Maler Georg Melchior Kraus gefertigt, welcher als Director der weimarischen Zeichenschule und Mitarbeiter Goethe's bei geologischen Plänen vielfach thätig und höchst geschätzt war. Der neunundsechzigjährige Mann fiel dem Sturme zum Opfer, welcher im October 1806 über Weimar hereinbrach; er starb in Folge der von den Franzosen erlittenen Mißhandlungen. Daß ihm Goethe bei der Bestattung die letzte Ehre erwies, muß als ein Zeichen besonderer Schätzung betrachtet werden. — Das Bildchen trägt die Unterschrift: „Weimar, d. 15 Febr. 1806. Zum freundlichen Andenken von G. M. Kraus."

Der als gewandter Literat und tüchtiger Geschäftsmann in Weimar wohl bekannte, mit Goethe in mannigfachen Beziehungen stehende Bertuch schrieb (S. 242):

Immer weiter, nie rückwärts —
Jüngling, die Palme steht hoch, auf und ringe darnach.

Zum freundlichen Andenken
F. J. Bertuch.
Weimar am 4. März 1806.

Es folgen Einträge von Schiller's Frau und Kindern, mit welch letzteren August von frühester Kindheit an in inniger Freundschaft verkehrte, obgleich Carl von Schiller drei und Ernst sechs Jahre jünger war. Der Brief von Schiller's Wittwe, welcher im Jahre 1808 ein an August nach Heidelberg übersandtes Andenken begleitet, läßt darauf schließen, daß während der Entwicklungsjahre dieser Altersunterschied sich störend geltend gemacht hat. „Ich hoffe, daß Sie Carl's Freund in späteren Zeiten auch bleiben, und wenn er dem männlichen Alter entgegengeht, wird er Ihnen wieder gleichartiger werden, als in den letzten Jahren hier der Fall sein konnte" (S. 215):

Verschieden ist der Sterblichen Bestreben
und ihre Sitten mancherley.
Doch eine That wird ewig leben,
genug, daß sie vortrefflich sey.

Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
bildsame Herzen früh zur Tugend.
Iphigenie in Aulis. Euripides.
Bleiben Sie, lieber August, so wie Sie
nie vergessen werden, welchem Vater Sie
Ihre Bildung verdanken, auch Seiner
Freunde eingedenk.

Weimar. Charlotte von Schiller.
10ten März 1806. gebohrne von Lengefeld.

(S. 202): Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf! eh der Geist noch verdüstet.
Weimar den 10ten März aus Schiller's Wallenstein.
1806. Zum Andenken
von Ernst von Schiller.

(S. 248): Reiche mir liebend die Hand! wir folgen den
Spuren der Väter!
Wo sie gingen, o da geht es sich lustig und
schön!
Halte mich vest, und verlaße mich nicht!
auch den jüngeren Bruder
Laß nicht ferne von Dir! Denn ein gemeinsames
Ziel
Haben wir Drei! Drum halten wir eng und treulich
zusammen!
Wie sich die Väter geliebt, lieben die Söhne sich
auch.

Weimar den 9ten März Dein Freund
1806. Carl von Schiller.

Im Jahre 1825 vermählte sich Carl von Schiller mit Louise Friederike, geb. Locher, und war im folgenden Jahre mit seiner jungen Frau in Weimar zu Besuch, wobei auch diese noch sich in August's Album einschrieb (S. 203):

Alles geht vorüber und wird zum Traum, und nichts begleitet uns
hinüber, nichts, als der Schatz, den wir in unsern Herzen gesammelt
haben: Wahrheit, Unschuld, innerlicher Friede und die Erinnerung,
daß weder Lust noch Schmerz uns je vom treuen Hang an unsre
Pflicht geschieden.

Weimar im September Zum freundschaftlichen Andenken
1826. von L. von Schiller.

Im Frühling 1806 sollte August eine Reise nach Berlin unternehmen, um den väterlichen Freund Zelter zu besuchen. Durch den Tod von Christianen's alter Tante, welche bisher dem Goethe'schen Hauswesen vorgestanden hatte, durch schwere Krankheitsanfälle des Vaters und schließlich durch die Trauernachricht vom plötzlichen Tode der Frau Zelter wurde die Ausführung dieses Planes vereitelt. Ging somit eine günstige Gelegenheit für die Sammlung weiterer Stammbucheinträge verloren, so wurde diese Einbuße dadurch ersetzt, daß Goethe laut Tagebuchnotiz vom 4. April das Album nebst einem begleitenden Brief an seinen langjährigen Gönner und Freund, den jovialen, geistreichen und witzigen Prinzen August von Gotha übersandte. Dieser schrieb (S. 256):

S'occuper, c'est savoir jouir;
L'oisiveté pèse et tourmente:
L'âme est un feu qu'il faut nourrir,
Et qui s'éteint, s'il ne s'augmente. (Voltaire.)
à Gotha ce 8 d'avril 1806.
Auguste de Saxe Gotha.

Was ist, wird nicht erdacht;
Was wächst, wird nicht gemacht;
Lern erst dies Wort verstehen,
Dann darfst Du weiter gehen!
Gotha den 8ten April 1806. A. Z. S. G.

Auf der folgenden Seite findet sich eine Probe vom poetischen Talent des Prinzen und dem barocken Humor, der sich in der pseudonymen Unterschrift kund gibt:

Geliebter Sohn des Doctors Faust
Der jede Gattung Weins dem trocknen Tisch entlocket,
Wenn junger Most schon in Dir braust,
So sorge früh dafür, daß nie sein Quell verstocket:
Der Sturm, der in Europa saust,
O! mög' er nie Dein Glück und Deine Ruhe stören,
Und ich, so lang ich bin, Erwünschtes von Dir hören.
Geliebter Sohn des Doctors Faust!
Mit einem Auge geschrieben, Wilhelm Schlick
in Gotha den 8ten April 1806 in meinem fünften Jahre.
NB. Das andre Auge schlief noch im Bette.
und wie!

Der Schriftsteller und einstige Gothaische Minister Thümmel, sowie der Minister von Franckenberg und dessen Gemahlin, „die theuren Franckenbergischen Gatten" (Annalen) trugen auch noch das Ihrige bei, ehe das Buch wieder nach Weimar zurückwanderte (S. 18, 17, 160):

Unwissenheit berauscht — Erfahrung macht nüchtern.
Dem hoffnungsvollen Sohn eines
meiner würdigsten, verehrtesten
Zeitgenossen
zum geneigten Andenken
Moritz August von Thümmel.
Gotha den 15ten April 1806.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; wer hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, o Jüngling, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laß uns Rosen auf ihn streun!
Herder.
Dies schrieb zum Andenken dem Sohne, eine alte
Freundin und Anhängerin des edlen Vaters
Gotha d. 15. April 1806. Franckenberg geb. Rüxleben.

Dos est magna parentium virtus. (der Väter Tugend ist ein hehres Erbe.)
Hor.
G. Franckenberg. 13/5. 06.

Die nächsten Einträge aus Weimar und Halle zeigen, daß August, den Kinderjahren entwachsen, allmälig anfängt, selbständiger über sein Album zu verfügen. So legte er es einer Reihe jugendlicher Freunde vor, deren Inschriften mitzutheilen wir uns großentheils ersparen können. Besonders theuer mag ihm diejenige der Caroline Schumann gewesen sein, denn daß er dieses Mädchen mit der ganzen Ueberschwänglichkeit seines jungen Herzens liebte, zeigen die Strophen aus seinem Tagebuche:

An C— S—.

Nimm diesen Ring zum Pfande
Niemals vergeß ich Dich,
Obgleich nach fernem Lande
Das Schicksal führet mich.

Hier denke ich Dein immer,
Stets sehe ich Dein Bild.
Wenn sich im Mondenschimmer
Mein Herz mit Sehnsucht füllt.

Dann kommen vergangne Zeiten
Mir Armen ach in den Sinn;
Wie viel muß ich hier leiden!
Mit Dir schwand Alles hin.

Heidelberg. d. — Juni 1808.

Die geliebte Freundin schrieb (S. 134):

Am Stabe der Hoffnung durchwandeln wir muthvoll den Pfad, den des Schicksals Gebot uns zu betreten befiehlt. Einer zerbricht nach dem andern — verwundet die Hand, die er stützte — und doch reicht die Zauberin stets einen neuen uns dar.

Weimar den 11ten Julius 1806.

Zur Erinnerung
von
Caroline Schumann.

August war diesmal mit der Mutter allein nach Lauchstedt gefahren, während der Vater eine Badekur in Karlsbad brauchte. Bei einem Ausflug nach Halle gerieth er in eine lustige Studentengesellschaft, die dem berühmten Namen und der hohen Stellung des Vaters zu Liebe gnädig darüber hinwegsahen, daß ihr Cumpan eigentlich noch ein „krasser Schulfuchs“ war. Voller Hingebung weihten sie ihn in die Freuden und Renommistereien ihres bevorzugten Standes ein und machten ihn dadurch fähig, in Weimar unter seinen Schulcameraden als Culturträger weiter zu wirken. Dort finden wir, nachdem der schwerste Ernst des bald hereinbrechenden Krieges überwunden war, das junge Volk mit noch mehr Erfolg die großen Herren spielen, als es heut zu Tage unsere Primaner thun. Reiten und Fechten, Tanzen und Courmachen wurden fleißig geübt, und dadurch der Uebergang aus der schülerhaften Gebundenheit zur Freiheit des akademischen Lebens gänzlich verwischt. — Nur einer jener frühesten studentischen Freunde ist auch später noch mit August in persönliche Berührung gekommen, als dieser 1808 in Heidelberg studirte, und hat nachher noch Briefe mit ihm gewechselt. Goethe erwähnt und charakterisirt ihn kurz in einem Brief an August nach Heidelberg: „Wer weiß, wo Du diesen ewig wandernden Halbstudenten noch irgend einmal wieder antriffst, wobey ihr euch denn freilich manches früh zusammen genossenen Guten und Lustigen erinnern könnt.“ — Der Eintrag dieses Freundes lautet (S. 155):

Die Form ist wandelbar, die Zeit verwandelt sie.
Zum Andenken
an Deinen wahren Freund
C. G. Berger aus Breslau in Schlesien.
Halle im August 1806.

Ein Name, der in den letzten Jahren für die Goetheliteratur neues und tiefes Interesse gewonnen hat, ist derjenige der kleinen, verwachsenen, witzigen Hofdame der Herzogin Anna Amalia: Luise von Goechhausen, in deren Mansardenstübchen Goethe bei Gelegenheit einer ihrer Freundschaftstage mit dem Vorschlag hervortrat, ein Mittwochskränzchen in seinem Hause nach Art eines cour d'amour zu begründen. Die Partnerin Goethe's, Gräfin Egloffstein, schreibt hierüber in ihren Memoiren: „Goethe's Aufforderung hätte eigentlich unsere Wirthin wegen ihres Alters und ihrer Mißgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte gute Dame nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen und hätte sie nicht bereits eine zu große Virtuosität in der Kunst, sich selbst zum Besten zu haben, erlangt." Daß die Goechhausen aber nicht nur im Stande war, mit schlagfertigem Witz und scharfer Zunge sich selbst zu ironisiren und gegen alle Neckereien zu wehren, sondern auch ernste Theilnahme hegte für das Bedeutende, was ihr entgegentrat, beweisen ihre Niederschriften, denen wir den Urtext des „Faust" verdanken. — Ihre Einzeichnung in August's Stammbuch ist in Tiefurt, dem Sommerschlößchen der Herzogin Anna Amalia, gemacht (S. 31):

Was in den Herzen andrer von uns lebt,
Ist unser wahrstes und tiefstes Selbst.

Tiefurth bey Weimar. Ein Andenken!
d. 8 Obr. 1806. v. Goechhausen.
Hofdame bei der Herzogin Mutter v. Weimar.

Wenn die Ortsbezeichnung dieses letzten Eintrags unwillkürlich die Vorstellung idyllischen Friedens und heiteren Lebensgenusses erweckt, so mahnt uns das Datum desselben an den schweren Ernst der damaligen Zeit. Hatte doch Goethe schon zwei Tage vorher bei seiner Rückkunft von Jena die weimarische Bevölkerung in sorgenvoller Aufregung über die bevorstehende Entscheidung gefunden, während ihm selbst an der Tafel des Fürsten von Hohenlohe im Jenenser Schloß keine freudige Siegeshoffnung bemerkbar gewesen war. Nach einer glänzenden Parade brachen am 13. October die preußischen Truppen ihr Lager bei Weimar ab und zogen ihrem traurigen Schicksal entgegen. Schon am Nachmittag des 14. mußte Goethe mit August und Riemer den übermüthigen Siegern persönlich mit Bier und Wein vor seinem Hause aufwarten, während sein Schwager und seine Schwägerin nebst vielen anderen Flüchtigen in seinem Hinterhause Schutz vor der beginnenden Plünderung suchten. Am 15. erhielt er eine Schutzwache vor seinem Haus, und am 16. wurde auf Napoleon's Befehl auch die übrige Plünderung eingestellt. In einer Tagesbuchnotiz vom 16. heißt es: „Mit dem Marschall (Augereau) gespeist. Viele Bekanntschaften. Thätige Theilnehmung mancher Militärpersonen. Ankunft des Commandanten Dentzel." Einer dieser, nicht mit Namen genannten Officiere wird es wohl gewesen sein, der in August's Album für einen vielleicht verwundeten und deshalb zum Schreiben unfähigen Cameraden die Erinnerungsworte schrieb (S. 43):

Im Namen des Herrn Schweighauser
Le Capitain au corps impérial
du genie
Beaulieu.

Goethe selbst hat, wahrscheinlich nachträglich, die Datumsangabe: „d. 16. Octbr. 1806" hinzugefügt; es war für ihn ein Gedenkblatt schwerer Stunden. Und doch wurde ihm selbst in diesen Tagen eine besondere Freude zu Theil. Kanzler Müller erzählt, daß im Büreau des Platzcommandanten Dentzel am Abend des 17. ein kleiner, schwärzlicher Mann in schlichtem, blauem Ueberrock sich aus der bunten Menge, die den Schreibtisch des Commandanten umlagerte, hervordrängte und mit freundlicher Miene um ein Einquartierungsbillet auf das Goethe'sche Haus „pour Monsieur Dénon" bat. Es war der berühmte Kunstkenner, welcher als Generalinspector der Künste und Museen Napoleon auf seinen Kriegszügen begleitete und bei der Aneignung von Kunstgegenständen mit seinem fachkundigen Rath unterstützte. Freudig wurde er von Goethe willkommen geheißen; denn schon in Venedig waren sie befreundet gewesen, und konnten jetzt in reger Unterhaltung alte Erinnerungen so gut austauschen wie neue Anschauungen über das gemeinsame Lieblingsthema, die Kunst. Auf die Unwandelbarkeit solch' freundschaftlicher Beziehungen deuten die Worte, welche Dénon in August's Album schrieb (S. 104):

Je viens de l'éprouver, on a toujours le même age en frap(p)ant à la porte d'un ami.
Dénon.

In Dénon's Begleitung befanden sich zwei Medailleure, von denen der eine Namens Zix, zugleich ein im Elsaß wohlrenommirter Maler war. In Goethe's Tagebuch steht am 19. September: „Zix zeichnete im Schloßhof und vor dem Frauenthor"; am 20. September: „er (Dénon) ließ mein Profil zeichnen durch Zix" (um Medaillen von ihm sowie von Wieland in der Größe eines Laubthalers herstellen zu lassen). Beide Künstler haben in August's Stammbuch als gemeinsames Andenken die Zeilen hinterlassen (S. 104):

Ewig werden wir uns der freundschaftlichen Aufnahme erinnern
und stolz seyn, den grossen Göthe gesehen zu haben.
Weimar den 20ten Octob. 1806. Perue et Zix.

Eine Sepiazeichnung von Zix (S. 103), deren sichere Linien die feste Hand des Graveurs verrathen, stellt einen Genius dar, welcher einen Knaben mit einem Buch unterm Arm an der Hand führt und zu der von Sphinxen geführten Quelle der Wahrheit hinweist.

Wie sich der frühere Jenenser Student Dentzel bemüht hatte, die Kriegslasten für Weimar nach Möglichkeit zu erleichtern, so war es später der in Weimar erzogene Edouard Mounier, welcher, als commissaire ordonnateur, „durch ein gelindes Verfahren nach und nach die beunruhigten Gemüther beschwichtigte". Er konnte dabei einer Dankespflicht zugleich im Namen seines Vaters genügen: denn der einstige Präsident der Nationalversammlung J. J. Mounier war, zur Zeit des Convents, flüchtend nach Weimar gekommen und hatte von Karl August Schloß Belvedere überwiesen erhalten zur Begründung eines Erziehungsinstituts.

Dies sicherte die Existenz des Vaters und gewährte gleichzeitig dem Sohn eine Bildungsstätte. Mounier schreibt (S. 69):

Répétons avec l'illustre défenseur de Marcellus;
la Gloire des armes ne nous appartient point toute
entière, nous la devons au courage des soldats, à
la lâcheté des ennemis, aux jeux de la fortune;
mais la gloire de la vertu et la gloire des lettres,
nous ne les devons qu'aux nous mêmes!

Weimar le 2 Janv. 1807. Edouard Mounier.

Goethe's Partnerin bei seiner cour d'amour, Henriette von Egloffstein, war als zweiundzwanzigjährige geschiedene Frau nach Weimar gekommen und wurde mit Recht als eines der geistig bedeutendsten Elemente des Hofkreises geschätzt. Als sie Goethe nach seiner Rückkehr von Italien zuerst kennen lernte, fand sie sich ihren hochgespannten Erwartungen gegenüber enttäuscht und hat auch später, ihren Memoiren zufolge, eine gewisse persönliche Antipathie nicht ganz überwinden können. Sie vermählte sich später mit dem Freiherrn Carl von Beaulieu-Marconnay, General und Oberforstmeister in Hildesheim, und erlebte in dieser glücklichen Ehe die Feier ihrer goldenen Hochzeit. Während eines Reiseaufenthaltes traf sie 1807 bei ihren Weimaraner Verwandten wieder mit Goethe zusammen: „11. X. Abends: bei Egloffsteins, wo Frau von Beaulieu u. A. zugegen waren" (Tagebuch). Während dieses Besuches machte sie in August's Album die Einzeichnung (S. 36):

Ein freundlich Gastrecht walte zwischen Dir und
uns:
So sind wir nicht auf ewig getrennt und
abgeschieden.

Dem Jüngling, wie dem holden
Knaben bleibt vom Herzen
ergeben die treue Freundin
und Verehrerin des großen
Vaters.

Weimar am 14ten Oct.
1807.

Henriette Beaulieu-Marconnay.
geb. Egloffstein.

Bei derselben Gelegenheit schrieb die allgemein beliebte Oberkammerherrin Caroline von Egloffstein, geb. von Aufseß, die „geprüfte Freundin", welcher Goethe zwei in seinen Werken veröffentlichte Albumseinträge widmete, folgende Zeilen (S. 37):

Des Menschen Engel ist die Zeit. —

Geschrieben
am 14ten Octob. 1807.

Zum freundschaftlichen Andenken
für Vater und Sohn. Caroline von
Egloffstein geb. Aufsess.

Am 11. November ging Goethe mit Riemer nach Jena und fing daselbst an, sich mit der für den „Prometheus" zugesagten Dichtung Pandora zu beschäftigen. Seine Rückkehr und diese Arbeit wurden verzögert durch das Eintreffen Zacharias Werner's. Dieser bewirkte durch den leidenschaftlichen Vortrag seiner Sonette, daß auch Goethe sich zu poetischen Versuchen in dieser bisher ungeübten Form entschloß. Die Rückfahrt nach Weimar erfolgte am 18. December; Werner

kam Tags darauf, und logirte in nächster Nähe des Goethe'schen Hauses, im Gasthof zum „Schwan". Am 25. nahm er als Gast an August's Geburtstagsfeier Theil und sprach sich lobend über das Schauspiel aus, welches der Onkel Vulpius zur Verherrlichung des Tages verfaßt hatte. Seinerseits stiftete er als Geschenk das wunderliche Sonett (S. 142):

Die Uraniden.
Sonett.

Auf des Parnaßes wolkenleerer Spitze
Erhob sich kühn ein junger Lorbeerbaum;
Von Helios erzeugt im Morgentraum,
Schaut er empor zum hohen Göttersitze.
Und als entglommen nun des Tages Hitze,
Da ward es ihm zu eng im grünen Raum;
Sich klammern an des Vaters Purpursaum
Und rauben wollt er ihm die Strahlenblitze!
Doch Uran-Eros offenbarend sich,
Der Götterahnherr sprach: „Ich spend in Lüften
Dem Vater Licht, Dir Thau; benutze beide!
„Haucht jener Strahlenduft — auch Du kannst düften! —"
Im Thal, geknickt, lallt eine Thränenweide
Sich einmal sonnend noch: — „Vielleicht auch ich!" —

Die Unterschrift zeigt bereits Spuren jener religiösen Exaltation, welche den lutherbegeisterten Dichter der „Weihe der Kraft" in den Schoß der katholischen Kirche trieb:

„Gott lohne den hochbegnadigten Vater!
Weimar. Gott schütze dem hochgebohrnen Sohne:
am heiligen Christtage 1807. Wahrheit, Reinheit, Frieden! —
Symb.: Gott ist die Liebe! Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Das Jahr 1808 bringt als hervorragendes Ereigniß für August von Goethe dessen Uebergang auf die Universität Heidelberg; dementsprechend weist das Album eine Reihe von Abschiedsgrüßen der bisherigen Jugendfreunde und -Freundinnen auf. Auch der Gymnasialdirector Lenz, Schwiegersohn des Goethe'schen Jugendfreundes Actuar Salzmann in Straßburg, gibt seinem Schüler ein Andenken mit auf den Weg (S. 195):

Mach' Deinen Raupenstand und Deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu Deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.
Haller.
Unter herzlichen Wünschen
schrieb's
Ihr Lehrer und Freund
Chrn. Ludw. Lenz
Director des Gymn.
Weimar, den 22 des März 1808.

Goethe stellte am 29. März seinen Sohn zur Beurlaubung beim Herzog vor und machte am 1. April eine Zeichnung in dessen Stammbuch (Tagebuch), doch ist eine solche in dem vorliegenden nicht aufzufinden und vielleicht mit einem der fehlenden Blätter verloren gegangen.

Von nun ab scheint das Album eine Weile in Vergessenheit gerathen, oder die augenblickliche Mode ihm nicht günstig gewesen zu sein; denn obgleich August der Landsmannschaft „Guestphalia“ zugehörte, finden wir doch von keinem seiner Verbindungsbrüder ein Erinnerungszeichen an gemeinsame Studien oder Vergnügungen. Es war vielmehr eine recht traurige Gelegenheit, bei welcher das Stammbuch von Neuem einmal wieder zur Geltung kam. Am 15. September erhielt August durch einen Brief von Fritz Schlosser die betrübende Botschaft vom Hinscheiden der geliebten Großmutter, die noch kurz vor ihrem Tode seiner mit herzlicher Liebe und dem Wunsche gedacht hatte, daß nicht seine plötzliche Ankunft zum Besuche bei ihr ihm den Verlust zweifach schmerzlich machen möge. — Frau Rath war gerade gestorben, nachdem Goethe an seinem vorausgehenden Geburtstag auf Riemer's Zureden sich entschlossen hatte, seinen Werken eine Lebensbeschreibung hinzuzufügen, wobei er auf die thätige Mitwirkung der Mutter hoffte. Nun war diese reichste und schönste Quelle plötzlich versiegt; aber in „Dichtung und Wahrheit“ wurde der einst so heiter Plaudernden ein unvergängliches Denkmal errichtet. — Am 3. October traf Christiane zur Vertretung bei der Erbtheilung in Frankfurt ein und ließ auch ihren Sohn dahin kommen. Gemeinsam verkehrten sie diesmal besonders mit den Schlosser'schen Verwandten, der altbefreundeten Familie Stock und dem Willemer'schen Hause. Als dann August am Ende seiner Ferien wieder nach der Universität zurückkehrte, ließ er das mitgebrachte Album in den Händen seiner Mutter, welche dasselbe ihm persönlich bei einem Besuch in Heidelberg wieder zustellte, um mehrere Einträge bereichert: Marianne Jung, die Hausgenossin und nachmalige Gattin Willemer's, welche später zum „West-östlichen Divan“ die duftigsten Blüthen ihres poetischen Talentes beisteuerte, hat leider — vielleicht aus übergroßem Respect — keine eigenen Verse geliefert, sondern sich mit einem Goethe'schen Citat eingezeichnet (S. 173):

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zu Freude
Tief-erschütternden Übergang;

Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Dass in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen ruhigen Freund.

Goethe.

Frankfurt a/M den 5ten November. 1808.

Marianne Jung.

Margarethe Schlosser, die Wittwe von Goethe's Jugendfreund Hieronymus Peter, schrieb (S. 23):

Einen würdigeren Tempel findet die Gottheit nicht auf
Erden, als ein reines Herz.

Zum Andenken geschrieben
Frankfurth den 8 November 1808
von Margarethe Schlossern, geb. Strich.

Die um ein Jahr jüngere Tante von Fritz Jacobi, auch von Goethe meistens die Tante oder „das Tantchen“ genannt, war im Jahre 1771 mit ihrer Mutter von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und in den Goethe'schen Familienkreis eingetreten. Besonders lebhaft wurde der Verkehr nach Goethe's Rückkehr von

Wetzlar, und gelegentlich eines Besuches von Fritz Jacobi's Frau, Betty, und dessen Schwester Lotte. Nach dem Tode von Goethe's Schwester vermählte sich die Freundin mit dem Wittwer, dem nachmaligen Syndicus Schlosser, was den ersten Anstoß gab zu einer allmäligen Lockerung des freundschaftlichen Verhältnisses. Frau Rath aber freute sich auf den Umgang mit der Schlossern, als diese 1798 wieder nach Frankfurt kam, „denn unter ihren sonstigen weiblichen Bekanntschaften sei keine, die sie so ganz begreife und verstehe".

Die Tante Schlosser schrieb in August's Album (S. 14):

Es gibt einen Tiefsinn, der
daneben gräbt,
Und eine Einfalt, die den Himmel
erobert.

Frankfurt d. 10 Novbr.

Meinem lieben Neffen August
zum Andenken seiner Tante
Schloßer gebohrne Fahlmer.

Als der letzte in diesem Jahre, und zwar am Weihnachtsheiligabend, hat der dänische Dichter und Schriftsteller Baggesen seinen Beitrag zum Stammbuch gestiftet. Nervös empfindsam, unstet und geistreichelnd, ein Jünger der Kant'schen Philosophie und Bewunderer der Wieland'schen Muse, stand er bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts an der Spitze derer unter seinen Landsleuten, denen es versagt war, dem Goethe'schen Genius gerechte Würdigung widerfahren zu lassen. Auch als er 1796 bei seinem zweiten Besuch in Weimar die persönliche Bekanntschaft des Dichters gemacht hatte und späterhin in Berührung mit ihm gekommen war, änderte sich sein ungünstiges Urtheil nicht, und ein satyrisches Gedicht auf Goethe forderte den begeisterten Goetheverehrer Oehlenschläger zu scharfer Entgegnung heraus. So war es eine eigene Ironie des Schicksals, daß Baggesen erst durch seine Leidenschaft für Oehlenschläger's Schwester, Sofia Oerstedt, zu einer, wenn auch nur anempfundenen Bewunderung der Goethe'schen Muse emporgezogen wurde. In diese Periode fällt sein Besuch in Heidelberg, und die Verse in August's Stammbuch drücken eine Verehrung aus, wie er sie in späteren Jahren nicht wieder geäußert hat: denn mit seiner Liebesleidenschaft war auch sein Verständniß für Goethe's Dichtungen verflogen (S. 217):

Tiefe Bewunderung griechischer Kunst in göthischer Bildung
Lehrt', als Dichter, mich längst manches unsterbliche Werk
Deines, zwischen Homer und Shakspear, neben den grössten
Bildnern jeglichen Volks ragenden Vaters, o Sohn!
Feurige Liebe des Jünglinges, ach! zum liebenden Manne
Gönnte die Ferne mir nicht, die mir den Menschen verbarg;
Immer den Schöpfer nur ehrt' ich in ihm, und bebte dem Richter;
Durch dich lernte mein Herz, dass er der Vater auch sey.
Durch dich hat sich gewandelt in gläubige Liebe die Ehrfurcht:
Sey mir als Mittler gegrüsst, Göthes mich liebender Sohn.

Heidelberg, d. 24 Dec. 1808. Baggesen.

Als Letzter während August's Studienzeit in Heidelberg und kurz vor seinem Abgang hat sich Graf Leopold von Hochberg, ältester Sohn aus der zweiten, morganatischen Ehe des Großherzogs von Baden, eingezeichnet. Er war erst im Sommersemester 1809 nach der Universität gekommen, um besonders Staats-

wissenschaften zu studiren. Als er wider Erwarten 1830 zur Regierung kam, ließ er seinem Lande in freisinnigster Weise die Früchte dieser Studien zu Gute kommen (S. 49):

Der Mann von edler Seele, von Entschluß
und Kraft, der seine Thaten richtig wägt,
und fremde gütig richtet; unbefleckt
am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
und Freund, er ist des Schicksals Liebling.
v. Herder.

Heidelberg den 8ten Sept. 1809.

Dieses schrieb zum freundschaftlichen Andenken
Leopold Graf von Hochberg.

Ende September 1809 kehrte August nach Weimar zurück; wie sehr er in Heidelberg Liebe erfahren und Freundschaft erworben hatte, wie schmerzlich ihn die Freunde nach seinem Weggang vermißten, ist aus einem Brief von Heinrich Voß an Goethe ersichtlich (26./XII, 1809): „Den Verlust Ihres August können wir nicht verschmerzen; mein Vater hatte ihn so lieb, wie Sie mich, als Sie mich nach Weimar hinzogen. Oft, wenn es Abends klingelt, meinen wir, es sei der liebe August." Hinwiederum gedachte August mit warmer Anhänglichkeit der Freunde, als er nach des Vaters Rückkehr von Jena am 7. October mit diesem seine Heidelberger Beziehungen und Erlebnisse besprach. — Zur Fortsetzung seiner Studien bezog er Ende October die Landesuniversität Jena. Aber auch hier tritt das Interesse für sein Stammbuch sehr in den Hintergrund, und es scheint immer der Anregung des Vaters bedurft zu haben, um sich von Neuem wieder geltend zu machen. So finden wir in den nächsten Jahren nur sehr vereinzelte Einzeichnungen, die jedoch mit Rücksicht auf Inhalt und Urheber der Mittheilung nicht werth erscheinen. Erst das Jahr 1813 gewährt wieder eine größere Ausbeute, und die Beziehungen zu den gewaltigen Ereignissen jener Zeit erwecken besonderes Interesse. — Nachdem der verhängnißvolle Ausgang des russischen Feldzugs die deutschen Freiheitsbestrebungen mit neuer Hoffnung belebt hatte, mußte Napoleon in der Voraussicht eines neuen Krieges die gewaltigen Lücken in seinen Heeren durch neue, energische Aushebungen ergänzen. Hiervon wurde auch ein junger Franzose, Namens Wolbock, betroffen, der als Secretär der französischen Gesandtschaft in Weimar lebte, und als Nachkomme eines alten royalistisch gesinnten Adelsgeschlechtes den Waffendienst unter dem Kaiser bisher gemieden hatte. Vor seinem Abschied schrieb er in unser Stammbuch (S. 79):

Je n'oublierai jamais que pendant mon séjour à
Weimar j'ai été assez heureux pour jouir des bontés de
l'homme le plus justement célèbre de l'allemagne et
de l'amitié de son fils.
Weimar 10 Février 1813.
de Wolbock.

Ein eigenes Schicksal führte den jungen Franzosen wieder nach Weimar zurück und fesselte ihn für sein ganzes Leben mit den Banden innigster Dankbarkeit an eine Frau, die er wie eine Mutter lieben und verehren gelernt hatte. — Als junger Officier des napoleonischen Contingents in Schlesien hatte er auf einer Fouragirungstour das bereits ausgeplünderte Dorf Tschirne vor Einäscherung

Seitens seiner Kameraden geschützt. Die dankbaren Einwohner nöthigten ihm für diese edelmüthige That ein Anerkennungsschreiben auf, dem er später, als er in preußische Gefangenschaft gerathen und erkrankt war, die Erlaubniß verdankte, sich in Weimar aufhalten und pflegen zu dürfen. Dort langte er gleichzeitig mit den Heerestrümmern an, die nach der furchtbaren Niederlage bei Leipzig der französischen Grenze zustrebten. Keiner seiner früheren Freunde mochte dem schwer Erkrankten Obdach gewähren; sie begnügten sich damit, ihn bei der Wittwe des kurz zuvor verstorbenen Oberforstraths Rudolph unterzubringen. Bald stellte sich die Krankheit als ein schwerer Typhus heraus; aber der unsagbaren Aufopferung seiner treuen Pflegerin gelang es, das Leben des Fremden zu erhalten, selbst als es nach einem unvorsichtig frühen Ausgang durch einen Rückfall zum zweiten Male schwer bedroht war. Aber rath- und mittellos fand sich der Genesene in einer unterdeß ganz veränderten Weltlage, und er sah sich, um die Hülfe mächtiger Gönner in seiner Heimath anrufen zu können, abermals auf die Opferwilligkeit der Wittwe angewiesen, welche, trotz schwerer Existenzsorgen, ihm den letzten Rest ihrer Baarschaft gab, um damit die Reise nach Frankreich zu ermöglichen. Nach weiteren schweren Schicksalen erst gelang es ihm, einen alten Gönner, den Herzog von Doudeauville, aufzufinden und unter seinem Schutze sich zu angesehener Staatsstellung emporzuarbeiten. Er wurde ein Mitglied des ultraroyalistischen Ministeriums, welches Karl X. bei seinem Regierungsantritt 1824 berief, und benutzte seine einflußreiche Stellung, um der Dankbarkeit für seine deutsche Pflegerin ein nationales Denkmal zu stiften. Es bestand in einer Pension, welche auf Grund des folgenden Decrets der Wittwe zuerkannt wurde:

Maison du Roi.
Pension de Francs . . . .

Le Roi, connaissant le dévouement et les malheurs de Madame, V^ve^ Rudolph née Schmidt a daigné par décision du vingt-six Décembre 1824 lui accorder une Pension annuelle de la somme de . . . . Francs sous la retenue de trois pour cent conforme à la décision du 22 Décembre 1817. — Cette Pension, dont la jouissance courra du premier Octobre 1824 sera acquittée au trésor de la liste civile (aux Tuileries) de trois mois à trois mois, après que le présent brevet y aura été enrégistré et sur la présentation du certificat de la vie de la titulataire.

Fait à Paris le 31 Dec. 1824.

Le Ministre Secretaire d'Etat de la Maison du Roi.
Duc de Doudeauville
Par le Ministre et par ordre: le Baron de Wolbock.

Als dann die Julirevolution ausbrach, kam Wolbock als Verbannter zum zweiten Male, diesmal mit Weib und Kind, zu seiner geliebten Pflegemutter. Aber weder das sparsame Bürgerkönigthum Louis Philipp's mäkelte an jener Bethätigung nationaler Dankbarkeit noch stieß die darauf folgende republikanische Regierung das königliche Stiftungsdecret um. Selbst das zweite Kaiserreich entzog sich dieser Verpflichtung des Edelmuthes nicht, sondern erfüllte sie getreulich Jahr für Jahr, bis wenige Tage vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 die Pensionsempfängerin im hohen Alter starb.

Der Kanonendonner der Völkerschlacht erschütterte weithin die Erde; auch in Weimar hatte man das Beben wahrgenommen und erwartete mit ängstlicher

Spannung, wie die Würfel fallen würden; denn noch gehörte der Herzog als Rheinbundsfürst zu Napoleon's Gefolgschaft, wenn er gleich innerlich über die Fremdherrschaft knirschte. Was auch der Ausgang sein mochte, so fürchtete man von den Verbündeten, wenn sie Sieger blieben, kaum weniger als von Napoleon's Despotismus. Dazu mögen Viele an die Unüberwindlichkeit des Corsen geglaubt haben wie Goethe, der noch im April auf seiner Reise nach Teplitz in Körner's Hause zu Dresden gegenüber den begeisterten Siegeshoffnungen von Stein und Arndt geäußert hatte: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist Euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie noch tiefer ins Fleisch ziehen!" — In den Unruhen und Drangsalen, welche von durchziehenden Truppenmassen und schweren Einquartierungen vor der Schlacht bei Leipzig verursacht wurden, bewährte sich besonders Prinz Bernhard durch energisches Aufrechterhalten der Ordnung und möglichste Sicherung von Leben und Eigenthum. Dieser zweite Sohn Karl August's hatte als vierzehnjähriger Prinz die Schlacht bei Jena mitgemacht, war dann in die sächsische Armee eingetreten, und nach der Schlacht bei Wagram, wo er sich auszeichnete, zum Major avancirt. Bei Beginn des russischen Feldzugs aber hatte er auf Wunsch des Vaters Urlaub genommen, um Frankreich und Italien zu bereisen. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland schrieb er in August's Stammbuch (S. 25):

Dulce et decorum est pro patria mori.

Bey Lesung dieser Zeilen erinnre
Dich Deines aufrichtigen Freundes
Bernhard Prinz zu Sachsen-Weimar.

Weimar
den 28sten 7ber
1813.

Die Siegesnachricht von Leipzig ward in der Nacht des 19. October durch den Oberst von Geismar dem Herzog überbracht. Der gleichzeitig eintreffende Kosakenpulk hob den französischen Gesandten St. Aignan auf und zwang ihn zur Rückkehr nach Frankreich. Wenige Tage darauf traf der englische Gesandte Jackson ein, worüber das Tagebuch berichtet: „20. X. Engl. Gesandte Jackson, derselbe bei mir einquartirt. Bei Jackson zu Nacht." Ein weiteres Erinnerungszeichen dieses Besuches findet sich in August's Stammbuch (S. 201):

Among the „memorabilia" of this memorable
year I shall ever count my good fortune in
making me known to the celebrated Goethe. —
I quit his hospitable Roof with sincere
gratitude for the Attentions I have received under
it, and deep regret at not having been able to
cultivate his acquaintance as I could have
wished.

Weimar 31st Oct. 1813. Geo. Jackson.

Von den bedeutenden Fremden, welche Goethe als mehr oder weniger flüchtige Gäste nach der Schlacht bei Leipzig in Weimar gesehen (Annalen), hat nur Prinz August von Preußen, der Neffe Friedrich's des Großen und geniale Reformator der preußischen Artillerie, sich in August's Album eingezeichnet (S. 255):

Ohne Sie persönlich zu kennen, empfinde ich für Sie das lebhafteste Interesse, da ich unter diejenigen zu gehören

glaube, die den Werth Ihres unsterblichen Vaters am Meisten erkennen.

Weimar den 1ten November 1813.

August
Prinz von Preußen.

Den Beschluß in diesem Jahre macht der weimarische Erbprinz Carl Friedrich mit dem Eintrag (S. 247):

Der wird sich wenig Rosen brechen,
wer fürchtet, daß die Dornen stechen!

Weimar d. 2ten Nov. 1813.

geschrieben zum Andenken von Carl Friedrich Erb-Prinz von Sachsen Weimar.

Am 26. November endlich konnte Karl August seinem heißen Wunsche genügen: er trat in Frankfurt vom Rheinbunde zurück und rief die Jugend seines Landes zur Betheiligung an dem endgültigen Kampf mit Napoleon auf. Nur ungern gab Goethe es zu, daß sein August sich in die Liste der Freiwilligen eintrug, und wußte es später zu verhindern, daß er thätigen Antheil an dem Kampfe nahm, indem er Karl August bewog, den Sohn als Ordonnanz an die Person des Erbprinzen zu fesseln. Ob August diesen nothgedrungenen Verzicht schmerzlich empfunden, bleibt dahingestellt. In seinen Briefen aus Frankfurt, wohin er Anfang 1814 mit den Kammerrath Rühlmann abreiste, berührt er dieses Thema als guter Sohn überhaupt nicht. — Sein Album scheint ihn auf dieser Reise nicht begleitet zu haben und auch später nur selten beachtet worden zu sein. Im Jahre 1816 findet sich ein vereinzelter Eintrag von dem englischen Diplomaten und Schriftsteller Mellish von Blyth, ein Besuch, welcher „Erinnerungen früherer und frühster Zeit weckte" (Annalen 1816); die Verse in August's Stammbuch finden sich auch in den „deutschen Gedichten eines Engländers" abgedruckt und gehören zu den besten dieser Sammlung (S. 250):

Du darfst Dir, wackrer Jüngling, ein erhabnes Ziel
Aufpflanzen — denn in deinen Hallen wird verwahrt
Der Wunderbogen — auf! und früh die Kraft geprüft; —
So spannst du einst ein würdiger Telemachos
Des grossen Vaters fernhin treffendes Geschoss.

Daß Du diese Wahrsagung erfüllen mögest, wünscht

Deines Vaters Verehrer und Dein Freund
Mellish von Blyth.

Am 6. Juni 1816 starb Goethe's treue Gefährtin Christiane; der Schmerz des Verlustes bricht in den Versen aus:

Du suchst, o Sonne, vergebens
Durch trübe Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, sie zu beweinen!

In diesem Leid war ihm sein Sohn „Helfer, Rathgeber, ja einziger Punkt in dieser Verwirrung". Ihm gelang es bald, die Ordnung des Hauswesens wenigstens wieder herzustellen, und im Jahre darauf gab er ihm durch seine Vermählung mit Ottilie von Pogwisch einen neuen belebenden Mittelpunkt.

Im Jahre 1819 hielt sich Franz Nicolovius, „ein lieber Verwandter" (durch Goethe's Schwester) längere Zeit in Weimar auf und „gab Raum, eine vielversprechende Jugend zu kennen und zu schätzen." (Annalen.) Es ist wohl derselbe, welcher nachmals General-Procurator in Cöln wurde. In August's Album schrieb er (S. 236):

Menschen lernten wir kennen und Nationen, so laßt uns
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Weimar. d. 28 März 1819. — Zur freundlichen Erinnerung an G. H. F. Nicolovius.

Aus langjähriger Ruhe, welche nun folgt, sucht Goethe im Jahre 1825 das Stammbuch von Neuem aufzuwecken durch die Verse, welche er auf S. 3 unter das schon oben mitgetheilte Distichon aus Halle schrieb:

Dies Album lag so manches Jahr in Banden,
Nun richtet sich's zu frischer Wandrung auf;
Von früher Welt sind Freunde noch vorhanden
Erneue sich ein heitrer Tageslauf.

Weimar d. 5 Juni 1825. — J. W. Goethe.

Aber erst im folgenden Jahre leistet der Engländer St. George Cromie dieser Aufforderung Folge. Derselbe verkehrte seit Jahren schon vielfach in Goethe's Hause, wahrscheinlich durch Ottilien von Goethe's Vorliebe für seine Nationalität begünstigt. Er erhielt von Goethe's Hand ein schönes Miniaturporträt und gelegentlich einer Krankheit ein Paar kunstvoll gestickte Schuhe mit grünen Saffiansohlen und weißem Seidenfutter, begleitet von einem Brief Ottiliens: „Mein Schwiegervater übersendet Ihnen beifolgende Pantoffeln, die er einen Tag getragen, und bittet Sie, sie als ein kleines, scherzhaftes Andenken von ihm anzunehmen." Auf dieselbe Krankheit bezieht sich der Eintrag in August's Stammbuch (S 67):

A friend in adversity is a friend
indeed.
The truth of the above
I have experienced through a dangerous
illness from the truest of friends.

St. George Cromie.
July 18th 1826.

Im April 1826 hielt sich Matthisson besuchsweise in Weimar auf; Goethe schreibt darüber an Zelter: „Und wer geht soeben von mir? Der gute Matthisson, den ich seit fünfundzwanzig Jahren und länger nicht gesehen habe und der sich noch ganz schmuck ausnimmt, wie seine reinlichen Verse." Der Dichter von Adelaide, die erst Beethoven's herrliche Composition unsterblich gemacht hat, hinterließ bei einer Wiederholung seines Besuches in August's Stammbuch die Zeilen (S. 125):

Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

Weimar d. 27 Jul. 1827. — Dem würdigen Sohne seines größten Zeitgenossen

Fr. Matthisson.

Seit 1812 pflog Goethe einen anregenden Verkehr mit dem geistreichen weimarischen Kanzler von Müller, aus dessen „Unterhaltungen" ersichtlich ist, wie er bei aller Verehrung für den umfassenden Genius des Dichters, sich ein selbständiges Urtheil wohl zu wahren wußte. — Seine Verse in August's Album beziehen sich auf die sie einfassende Radirung, welche eine Landschaft darstellt mit einer Reisekutsche und einem Reiter im Vordergrund, von zwei hohen überhängenden Bäumen eingerahmt (S. 218):

— Was auch der Blick des Reißenden
entrafft,
Die Kunst erst ist's, die uns das Bild
erschafft. —
Schrieb's nach einem
frohen Gastverein
Weimar am 28 Juli 1827
F. von Müller.

Gegen Ende des Jahres beherbergte das weimarische Schloß hohe Gäste: die Prinzen Wilhelm und Carl von Preußen. Letzterer verlobte sich damals mit der Prinzeß Marie. — Zur Unterhaltung des fürstlichen Besuches fand unter Anderem am 12. November am erbgroßherzoglichen Hof ein Dejeuner mit Concert statt, wobei die gefeierte, von Goethe besonders verehrte und besungene Sängerin Henriette Sontag mitwirkte. Sie stand im Begriff, zum zweitenmale nach Paris zu gehen, wo sie durch die Triumphe des vorigen Gastspieles ihren europäischen Ruf begründet hatte. Die „Vorbeieilende" schrieb in unser Album (S. 15):

Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nie vertrieben werden können.
Henriette Sontag.
Weimar den 12 November 1827.

Der Kanzler Müller und die geistreiche Frau Johanne Schopenhauer hatten unter Goethe's Protection für den Beginn des kommenden Jahres einen Vorlesungscyclus angeregt, zu welchem Holtei von Berlin kommen und seine eigenartige Kunst als Recitator entfalten sollte. Er hatte Proben davon schon vor Jahresfrist während eines kurzen, improvisirten Aufenthaltes in Weimar abgelegt, und bei derselben Gelegenheit es erreicht, sich ohne alle Empfehlungen bei Goethe einzuführen und denselben durch sein lebhaftes Geplauder über Pariser Bekanntschaften und Erlebnisse zu fesseln. Auch mit August war er damals bekannt geworden, fühlte sich aber unsympathisch berührt durch dessen absichtlich zur Schau getragenes „brutales" Wesen, welches besonders Fremden gegenüber von vornherein die Annahme widerlegen sollte, als strebe er danach, für den geistigen Erben seines unerreichbaren Vaters zu gelten. Holtei's Faustvorlesung aber machte auf August einen so gewaltigen Eindruck, daß er jenem mit Thränen im Auge seine aufrichtige Bewunderung und innigen Dank versicherte. So war der Bann gegenseitiger Zurückhaltung durchbrochen, und es entspann sich ein immer inniger werdender Freundschaftsbund, der letzte, dem sich Goethe's Sohn mit ganzer Aufrichtigkeit und der Heftigkeit seiner schon damals krankhaft exaltirten Natur hingab. Holtei's Verse im Album des Freundes zeugen von der

Wärme dieses Verhältnisses und deuten auf den Anlaß hin, der es geknüpft (S. 85, 86):

Lernen wir uns kennen
Nur um uns zu trennen?
Müßen wir vergessen,
Was wir froh besessen?
Nein. Was wir erkannten
Was wir unser nannten,
Dürfen wir bewahren
Meilenweit, nach Jahren.
Von des Vaters Krone
Blickt' ich nach dem Sohne,
Sah ihn freundlich reichen
Mir die Hand zum Zeichen:
Freund ward mir der Theure —
Und ich bin der Eure, u. s. w.
Weimar 20 März 1828. C. v. Holtei.

Ein zweiter vortrefflicher Vorleser, den Holtei als seinen Meister verehrte, hielt sich mit seiner Familie im Juni kurze Zeit in Weimar auf. Es war Ludwig Tieck, dessen dichterischem und recitatorischem Talent Goethe schon 1799 volle Anerkennung zollte. Eine kleine Verstimmung, durch die Gebrüder Schlegel verursacht, welche Tieck gegen Goethe ausspielen wollten, beeinflußte das Wohlwollen des letzteren nicht; mit herzlichem Entgegenkommen empfing er den Dresdner Dramaturgen und seine Familie. Von ihnen finden wir die Einzeichnungen (S. 99 u. 119):

Kommt der Frühling neu zurück,
Bringt er uns ein neues Glück —
Wie verschiedne Zeit und Stunden
Hab' ich hier am Ort gefunden —
Alles schwindet, wandelt; Treu,
Freundschaft, Liebe bleiben neu.
Denken Sie, wie flüchtig ungenügend diese schwachen Worte sind, meiner mit Wohlwollen. Was ich Ihrem großen Vater zu danken habe, wie ich mich bewegt fühle von jedem seiner Worte, sei ich ihm nah oder fern, läßt sich nicht im Nuh so schnell sagen.
Weimar. am 8 Junius. 1828. Ludw. Tieck.

(S. 119):
Das Schicksal führ' uns einst zu Euch zurücke,
Seid stets beglückt, und unsrer denkt im Glücke.
Weimar den 8ten Juni 1828. Amalia Tieck gebohrene Alberti.

Unterdeß war der bairische Hofmaler Joseph Stieler in Weimar eingetroffen mit dem Auftrage, ein Porträt Goethe's für seinen König, und für dessen besondere Galerie weiblicher Schönheiten ein solches von Frau von Heygendorf anzufertigen. Der Verkehr mit dem liebenswürdigen, feinsinnigen Mann regte Goethe sehr an; seiner Werthschätzung des Künstlers gab er in den Worten Ausdruck: „Ich freue mich, in diesem Jahrhundert doch einen Menschen zu finden, der malen kann. Sie sollen darum gelobt sein." Durch die erschütternde Nachricht von Karl August's Tod wurden die Sitzungen kurze Zeit unterbrochen und dadurch Stieler's Aufenthalt in Weimar verlängert. Zu einem vorläufigen Abschluß seiner Arbeit war er gediehen, als Goethe — Trost und stille Ergebung suchend — sich am 7. Juli nach Schloß Dornburg zurückzog. In August von Goethe's Album findet sich ein Eintrag von ihm, ebenso wie von Rauch, dessen

Besuch Goethe nach seiner Rückkehr von Dornburg empfing. Die Unterhaltung konnte an frühere persönliche Beziehungen anknüpfen, denn schon vor acht Jahren war Rauch mit dem Bildhauer Tieck bei Goethe gewesen, um dessen Büste zu modelliren; 1824 kam er dann wieder im Auftrage der Frankfurter Goethe-Denkmalscommission und machte zwei Entwürfe zu einem Bild des Dichters in sitzender Stellung. Bei seinem diesmaligen Besuche modellirte er Goethe im Hausrock.

Am 6. October waren zwei Naturhistoriker Goethe's Gäste bei Tisch: Professor Schübler aus Tübingen und Martius, Director des botanischen Gartens in München. Mit beiden hatte Goethe schon längere Zeit naturwissenschaftliche Correspondenz gepflogen und war mit Martius seit 1824 persönlich bekannt. Dieser hatte sich auf einer wissenschaftlichen Expedition nach Brasilien mit der dortigen portugiesischen Poesie beschäftigt und in der neuen Welt sowie in Baiern und Tyrol Volkslieder für Goethe gesammelt. — Den Hauptgegenstand des Tischgesprächs bildete Martius' Theorie von der Spiraltendenz der Pflanzen, welche Goethe, als seiner Metamorphosenlehre entsprechend, mit Begeisterung begrüßte. Daß auch August sich an der anregenden Unterhaltung nach Kräften betheiligt, zeigen die von den Gelehrten hinterlassnen Einträge, von denen wir hier den folgenden geben (S. 193):

An dem Gesteine klopfen die Elemente an, — an den
Blumen klopft leise Sehnsucht, — an den Thieren die Lust —
an des Menschen Herzen die Liebe: — überall aber fällt
das gleiche unnennbare Geheimniß heraus.

Zum Andenken an den herrlichen
Abend des 6. Octbr. 1828 von
Dr. v. Martius.

Ein weiterer wissenschaftlicher Besuch fand am 20. October von Seiten des Oberbergraths und Professor Noeggerath aus Bonn auf dessen Rückreise von dem Verein der Naturforscher in Berlin statt. Durch Beiträge zu den naturwissenschaftlichen Heften und durch mineralogische Sendungen besonders vom Drachenfels stand der praktisch erfahrene Mineralog und Geognost schon seit lange mit Goethe in Verbindung und hatte sich bei Besuchen in Weimar der liebenswürdigen Freundlichkeit des „alten Herrn" zu erfreuen, „der immer ein passendes Mineral oder sonst etwas herausgesucht hatte, woran sich ein eingehendes Gespräch knüpfen konnte." Seinem Wunsch, im Andenken August's eingeprägt zu bleiben, gibt er die originelle, paläontologische Einkleidung (S. 102):

Es wäre mir sehr erfreulich, wenn ich mich
in Ihrem Andenken nur so zu fixiren vermöchte, wie die Libelle als Abdruck
im Böhmischen Papierkohlenschiefer; plastisch
mich darin zu erhalten, gleich den
gigantischen Thierformen im Kalktuff
von Weimar: das kann ich zu hoffen
nicht wagen.

Weimar den 20ten Oct. 1828. Noeggerath.

Dies ist der letzte Eintrag in unser Stammbuch. Die überhandnehmende krankhafte Verstimmung August's war der Pflege freundschaftlicher Beziehungen

nicht mehr günstig. Wie tief unglücklich er sich in seinem bisherigen Lebenskreise damals fühlte, zeigen die Verse, mit denen er sich von Weimar verabschiedet, um in Italien womöglich Frieden und Genesung zu finden:

Zerrissnes Herz ist nimmer herzustellen.
Sein Untergang ist sichres Loos,
Es gleicht von Sturm gepeitschten Wellen,
Und sinkt zuletzt in Thetis Schoos.

Drum stürme fort in deinem Schlagen
Bis auch der letzte Schlag verschwand.
Ich geh entgegen bess'ren Tagen,
Gelöst ist hier nun jedes Band.

Am 23. April 1830 reiste er mit Eckermann ab nach dem Lande, wohin er lange schon in heißer Sehnsucht gestrebt, und dessen Erde ihn zum ewigen Frieden aufnehmen sollte. Er starb am 28. October in Rom und wurde auf dem protestantischen Friedhof nahe der Pyramide des Cestius begraben, dem Platz, welchen sich Goethe einst in melancholischer Schwärmerei zur eignen Grabesruhe erwünscht hatte:

Dulde mich Jupiter hier, und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei leise zum Orkus hinab.

Das frühe Hinscheiden des Sohnes war der letzte große Verlust, welchen Goethe in seinem langen und überreichen Leben zu erleiden hatte. Mit tiefer Wehmuth mag wohl der über achtzigjährige Dichtergreis das zurückgebliebene Stammbuch des Verstorbenen manchmal durchblättert haben: die von Freunden gespendeten Segenswünsche, die von Gönnern gehegten Erwartungen waren nicht in Erfüllung gegangen. Zur bittren Wahrheit ist nur geworden, was ein Franzose auf der letzten Seite von jenem anderen Album August's mit herber Schroffheit geschrieben hat:

à Monsieur Goethe, le fils.
Si vous voulez qu'on vous renomme,
Songez à cette vérité:
Rarement les fils d'un grand homme
Comptent dans la postérité.

erfurth, le 16 mai 1807.

le commissaire des guerres
Remarquant.

# Ursprung und Entwicklung staufischer Kunst in Süditalien.

Von
**C. Frey.**

Die staufische Kunst ist das Ergebniß einer fast tausendjährigen eigenthümlichen Entwicklung, welche mit dem Sturze des römischen Weltreiches anhebt und mit dem Aufhören des mittelalterlichen Kaiserthumes im Westen abbricht. Wie jenes das altrömische in politischem Sinne, wenn auch nur der Fiction nach fortgesetzt hat, so hat auch die Kunst des römisch-deutschen Kaiserthumes die künstlerischen Formen und Anschauungen des römischen Imperiums immer wieder zu beleben und also festzuhalten gesucht. Während aber die Cultur des Weltreiches vorwiegend auf der griechischen beruhte, erfuhr diejenige des frühen Mittelalters eine starke Beimischung orientalischer Elemente, die das vorhandene Material inhaltlich wie der Form nach umgestalteten. Im Alterthum erscheint die Welt zuletzt hellenisirt, in der frühchristlichen Epoche orientalisirt, und die selbständige Entwicklung im Abendlande beginnt erst mit dem Momente, wo es gelingt, die vorhandene Mischcultur so umzubilden, daß innerhalb derselben das specifisch Nationale zu freierer Entfaltung gelangt.

Die Denkmäler dieser staufischen Kunst finden wir in Süditalien und in Deutschland. Aber die Deutschen setzen erst verhältnißmäßig später ein und kommen auch weniger in Betracht. Zu lückenhaft ist ihre Reihe, zu fragmentarisch ihre Erhaltung, zu unvermittelt ihre Erscheinung. Von dem Werden wie der Fortsetzung der staufischen Kunst geben sie kein Bild. Die süditalienischen Denkmäler treten hier ergänzend ein. Reicher und reiner erhalten, lassen sie erst das allmälige Entstehen dieser Kunst, die Elemente und die Art ihrer Zusammensetzung erkennen. Auf die süditalienischen Denkmäler kommt es daher in erster Linie an, wenn Wesen und Bedeutung der heimischen staufischen Kunst richtig erkannt werden soll.

Die folgenden Ausführungen enthalten eine kurze Zusammenstellung der Gesichtspunkte, die meines Erachtens für das Verständniß der dem gebildeten Publicum bisher kaum bekannten, von Fachgelehrten wenig erforschten Kunst bis

zum Tode Kaiser Friedrich's II. von Belang sind. Die ausführliche Schilderung und Würdigung womöglich aller in Betracht kommenden Momente, die Begründung meiner Urtheile im Einzelnen wird mein Buch über die süditalienische Kunst und Cultur, mit dessen Ausarbeitung ich beschäftigt bin, enthalten.

## I.

Die abendländische Cultur wurzelt im Oriente. Die historische Entwicklung der Völker der alten Welt besteht darin, daß eine ursprünglich rein östliche Cultur gleichsam in immer weiteren Wellenringen vom Centrum aus sich nach Westen in die Landschaften Europa's rings um das Mittelmeerbecken vorschiebt und durch die Einbeziehung von immer neuen Völkern mit eigenartigen Sitten, Institutionen und Fähigkeiten neue Formen aufweist: Erst die Phönicier in Asien und Afrika, die Griechen Kleinasiens, die der Halbinsel, die Italiker, endlich die Kelten Spaniens, Frankreichs, Englands. Die höchste Blüthe erreicht diese Cultur mit dem Momente, wo dieselbe bis zum äußersten Westen vorgedrungen, nun gleichsam zurückfluthend, all' die verschiedenen Bildungen am Mittelmeere zu einem festgefügten politischen und wirthschaftlichen Ganzen mit gleichem Rechte, gleicher Verwaltung und Sprache eint. Das römische Weltreich, der Abschluß dieser ganzen Entwicklung erweist sich als ein ungeheueres Friedensgebiet von den Säulen des Herkules bis fast zum Indus, in welchem die Städte und ihre commerciellen wie industriellen Interessen dominiren.

Von seiner Umgebung war dieses Weltreich fast hermetisch abgeschlossen. Nach allen Seiten hin hatte es natürliche und fast unübersteigbare Grenzen: Im Osten die gewaltigen Bergketten vom Hindukusch bis Kaukasus oder die Wüste; im Süden die breite afrikanische Sandzone; im Westen die scheinbar endlose und unbekannte Wasserwüste mit ihren unberechenbaren Gefahren; im Norden den gewaltigen, Europa durchquerenden Höhenzug von den Pyrenäen bis zu den Karpathen, eine natürliche Mauer gleichsam, zu der ein staunenswerthes künstliches Wehr, der römische Limes oder Grenzwall, geschaffen wurde. So war die antike Welt sozusagen unter sich; und die raffinirte Civilisation, die vermöge eines beständigen Ausgleiches unter den einzelnen Gliedern dieses Complexes entstand, ist in solcher Ausdehnung und Intensität nie wieder erreicht worden.

Der Zerfall dieses Mittelmeersystemes wird gewöhnlich auf zwei Ursachen zurückgeführt: auf den Einbruch nordischer Barbarenstämme und auf die auflösende Gewalt des Christenthumes. Allein der letztere Grund möchte kaum zuzugeben sein.

Als Glaube einer jüdischen Secte in Palästina war das Christenthum missionsunfähig und kunstfeindlich. Aber wie später der Islam, so verlor auch das Christenthum unter der Berührung mit anderen Culturen seinen kunstfeindlichen Charakter. Es streifte die engen jüdischen Fesseln ab und eroberte in Paulinischer Fassung die Welt. Unaufhaltsam drang es vor, nicht auf das platte Land — das bot vielmehr Jahrhunderte lang dem Paganismus sichere Zuflucht — sondern in die reichen und üppigen Handels- und Industriecentren des Reiches: Von Jerusalem nach Alexandria und Antiochia, nach Ephesus, Philippi.

Korinth, Rom, Trier u. s. w. Und es war auch nicht allein die Religion des armen Mannes, des niederen Volkes: In allen Classen der damaligen Gesellschaft, in der Armee, ja in der kaiserlichen Familie selbst zählte es seine Anhänger. Ueberall bestanden christliche Gemeinden, die allein auf sich gestellt, streng auf jede staatliche Unterstützung verzichteten. Diese Bedürfnißlosigkeit der Christen, diese Sonderexistenz im Staate auf Grund schwacher Gemeindemittel erregte zuerst das Staunen, dann den Haß des heidnischen Publicums. Darin lag die sittliche Kraft dieser neuen Weltreligion wie ihre auflösende Macht, die in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in der That so weit gediehen war, daß die Frage, welche Stellung die christliche Cultgemeinschaft innerhalb des römischen Staatskörpers einnehmen sollte, zum Brennpunkte der inneren Politik des Reiches geworden war. Diese Frage wurde zunächst dahin zu lösen versucht, daß dem Christenthume überhaupt jede Stellung und Berechtigung verweigert wurden. Daher die Christenverfolgungen von Decius bis zu der furchtbarsten unter Diokletian, dem bedeutenden Reorganisator der römischen Weltmonarchie, unter dem in einer unseren Blicken zuerst sichtbareren Weise auf allen Gebieten der Cultur die Formen und Anschauungen des Orientes in Geltung erscheinen. Und als gleichwohl die Unüberwindlichkeit des Christenthumes zu Tage trat, erfolgte seine Anerkennung.

Damit wären also Zusammenhalt und Fortbestand des Reiches als eines zuerst paritätischen, dann ausschließlich christlichen Staates, in dem gleichwohl das Heidnische unter christlicher Hülle an allen Ecken und Enden fortlebte, garantirt. Mochte also schließlich der Kirchenvater Augustin in seinem „Gottesstaate“ (civitas dei), einem Buche, dessen Inhalt das ganze Mittelalter hindurch fast kanonische Geltung gehabt und in immer neuer und wunderbarer Umformung bis auf Rousseau und den modernen Pessimismus fortbestanden hat, die staats- und culturfeindliche Tendenz des Christenthumes mit aller Schärfe und mit scheinbar unwiderleglicher Logik betonen: die neue Weltreligion hätte die Selbstzersetzung des römischen Weltreiches nie bewirkt.

Nur der Einbruch der Germanen war in dieser Beziehung folgenschwer. Zum ersten Male wurde der Culturbewegung damit eine veränderte Richtung gegeben. Das neue Material, das hier z. B. auf uraltem Culturboden dominirte, ließ sich doch nicht so einfach in den bisherigen Zusammenhang einfügen, wie häufig auch einzelne geniale Herrscher, wie Theodorich der Große, Karl der Große, Friedrich II. wohl achthundert Jahre lang immer von Neuem und unter veränderten Voraussetzungen die Wiederherstellung des alten Zustandes unternommen haben.

Unter ungeheueren Erschütterungen war das römische Weltreich in zwei Hälften zerrissen. Der germanisirte Westen mit seiner Fülle von untereinander unvermittelten Volksreichen versank für lange Zeit in Barbarei. Dem gegenüber das oströmische Imperium, wo antike und orientalische Cultur in wunderbarer Weise sich mischten. Hier im Osten war der alte Zusammenhang intact geblieben: Eine Reihe blühender Städte, in intimer Verbindung, durch ihre Lage seit Alters her die natürlichen Märkte für Waaren aller Art, welche von allen Richtungen her als Roh- oder als Kunstproducte dorthin zusammenflossen. Sie

alle überragte durch den Glanz und die Ueppigkeit des Lebens, das innerhalb seiner Mauern fluthete, durch die Schönheit der äußeren Erscheinung, die Fülle und Vielseitigkeit von Interessen, Production und Bevölkerung, die Hauptstadt Byzanz, die all' die verschiedenen Strahlen in sich vereinte.

Byzanz stellt sich dar als ein höchst eigenthümliches, aber bisher wenig erforschtes Doppelwesen, als das Product sehr complicirter und mannigfaltiger Entwicklung. Die ungemeine strategische und commercielle Bedeutung dieses Platzes, die ja noch heute unvermindert ist, hatte die Anlage einer griechischen Colonie veranlaßt. Als Verbindungsknoten von Europa und Asien, ebenso nah griechischer Cultur wie der des Orientes, als Stapelplatz der Naturerzeugnisse der tiefen Fruchtebene von Donau bis Don und Wolga, der erz- und waldreichen Bergländer des Kaukasus und Kleinasiens, zu gleicher Zeit die stärkste Festung, die den Verkehr zwischen Schwarzem und Mittelmeer durch die Sperrung der Dardanellenstraße einfach unterbinden konnte, hatte diese Colonie rasch eine hohe Blüthe erlangt. Byzanz wurde der natürliche Markt für Orient und Occident. Dies nahm fabelhafte Dimensionen an, seitdem die Stadt Reichscentrum geworden war.

Der Verkehr (und demgemäß auch die Kunst und ihre Erzeugnisse) bewegte sich etwa auf folgenden Bahnen. Ein Tauschhandel zu Wasser wie zu Lande bestand mit den nordwärts gelegenen Gebieten, mit Südrußland, den Donau- und Kaukasuslandschaften. Wie weit daran China betheiligt war, kann hier nicht erörtert werden. Im regsten Austausche war Byzanz mit den kleinasiatischen Seeplätzen Milet, Ephesus, Antiochia u. s. w. Die großen Marktcentren des Binnenlandes waren durch Straßen mit Byzanz verbunden. Ein großer Straßenzug ging z. B. vom Indus durch Afghanistan und Persien über Babylon nach Byzanz. Für den indischen Seehandel quer über den Ocean nach Arabien und Aegypten bildete Alexandria den Hauptstapelplatz, und Alexandria stand seinerseits in directer Verbindung mit Byzanz. Darum konnte z. B. Ostrom auch nicht dulden, daß ein germanisches Bauernvolk am Nil den Handel mit der Capitale lahm legte. Das Vandalenreich erlag am frühesten der überlegenen Taktik Belisar's.

So wurde der gesammte Osten auf verschiedenen Wegen nach Byzanz vermittelt und wirkte auf das materielle wie geistige Leben dieser Stadt bestimmend ein.

Handel, Industrie und Kunst standen im Oriente, wie überall, seit Alters her im Dienste des Cultus und der Religion. Aber den Charakter des letzteren bestimmten wieder umgekehrt die Formen und Bedürfnisse des Verkehres. Seit uralten Zeiten waren im Oriente die großen Städte Träger und Mittelpunkte der Cultur: Babylon, Sardes, Damascus, Tyrus und Sidon, Maskat, Memphis, Alexandria, Carthago u. s. w. Zu diesen Städten zog man meist auf Karawanenstraßen. Die Pfade waren weit und gefährlich; daher immer Massenkarawanen. Die weitere Consequenz war, daß diese nicht permanent stattfinden konnten, daß vielmehr nur in bestimmten Perioden des Jahres mit Rücksicht auf die Jahreszeit in den großen Verkehrscentren Märkte abgehalten wurden. Der Conflux der Massen vollzog sich also regelmäßig in Intervallen. Ein Zusammenströmen von Massen bewirkte aber, daß Institute und Organe zur Regelung dieses Verkehres.

zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Befriedigung der verschiedenen leiblichen und geistigen Bedürfnisse vorhanden sein mußten. Also Marktpolizei, Marktrecht, Marktgerichtsbarkeit und — Marktculte mit ständigen Priesterschaften oder -Kasten. Mit den Gottesdiensten sind immer im Oriente die Märkte verbunden, oder vielmehr an die religiösen Festfeiern schließen sich wie noch heute die Märkte an (z. B. in Mekka). Die orientalischen Religionen sind der überwiegenden Mehrzahl nach Marktreligionen, die den Haus- und Geschlechterculten z. B. der Juden Palästinas und der indogermanischen Völker schroff gegenüberstehen.

Marktculte haben aber stets einen bestimmten Charakter, gewisse Formen ausgebildet. Für Mengen berechnet, sind sie äußerlicher, rauschender, leidenschaftlicher, ja lasciv. Auf- und Umzüge, von beiderlei Geschlechtern ausgeführte Tänze und Reigen, Schaugepränge bei grausamen Opfern (Baalsdienst z. B.) und wilden Mahlzeiten finden statt. Die Priester in streng hierarchischer Ordnung, mit besonderen Rechten und Privilegien und mit einem bis in alle Einzelheiten consequent formulirten dogmatischen Lehrgebäude, über dessen Integrität sie mit peinlicher Sorgfalt wachen, fungiren in glänzenden Trachten unter Entfaltung eines ungeheueren Pompes. Nicht ohne Grund hat das Christenthum so schnell den streng hierarchischen Charakter angenommen, dem die germanischen Stämme sich nur schwer fügen mochten, und gegen welchen sie auch am ehesten protestirten. Es entwickelte sich eben zuerst an Marktcentren Asiens und verdrängte, unter theilweiser Adoption fremdartiger Elemente, Marktculte. Derartige gottesdienstliche Feiern, deren Priesterschaften sehr bald daran ein bestimmtes materielles Interesse hatten, wirken auf die Phantasie der Massen. Und der überwältigende, glänzende, sinnfällige Eindruck wird gerade vermittelst der Kunst und noch weit mehr unter Beihülfe des Kunstgewerbes — Seidenstickereien z. B. für liturgische Gewänder, kostbare Geräthe, also Goldschmiedetechniken aller Art (z. B. Diana von Ephesus) u. dgl. — erzeugt. In dem Maße wie beide im Dienste des Cultus stehen, durch diesen zwar enormen Aufschwung und Förderung erfahren, aber ebenso auch gewisse Ansprüche und Bedürfnisse desselben erfüllen müssen, werden sie einseitig und von bestimmtem Ausdrucke. Die Kunst wird einerseits decorativ, in ihrem Inhalte andererseits enger umgrenzt, und durch Uebertreibung dieses an und für sich schon beschränkten Gehaltes auch in den Formen vernachlässigt.

Eine reiche, oft wilde Ornamentik entwickelt sich[1]); phantastische Bildungen, wie z. B. in der arabischen Kunst, entstehen. Einfachheit, Gesetzmäßigkeit, Harmonie von Inhalt und Form, Zweck und Mitteln verlieren sich. Der sinnliche Reiz wird vor Allem erstrebt, ein oft verwirrender, malerischer Totaleindruck, über dessen Bestandtheile Auge und Verstand sich nicht sofort Rechenschaft zu geben vermögen. Darum höchste Farbigkeit, Pracht sowohl der äußeren Erscheinung wie auch dem materiellen Werthe des Stoffes nach. Das plastische Element tritt zurück. Die Kunsterzeugnisse werden körperlos. Der flächenhafte Charakter herrscht vor, zugleich ein malerischer Stil, auch in der Sculptur, z. B.

[1]) Das ist überall der Fall, wo ähnliche Verhältnisse eingetreten sind; ich erinnere nur an die irische Ornamentik.

im Relief. Die Fähigkeit zur Darstellung der menschlichen Einzelgestalt in voller Rundung, überhaupt natürlicher Erscheinungen nimmt immer mehr ab. Als absolute Dienerin des Cultus hat die Kunst vorzugsweise den Inhalt des Glaubens oder besser der jeweiligen dogmatischen Lehrsätze wiederzugeben. Sie wirkt mit ihren Darstellungen wie eine Predigt und thut dies in der That oft nachdrücklicher als das gesprochene oder geschriebene Wort. Demgemäß verliert sich die Reproduction des Besonderen. Man strebt vielmehr nach der Versinnbildlichung der der einzelnen Erscheinung zu Grunde liegenden Idee des Göttlichen, deren Abbild das Einzelne sei, nach Symbolisirung und Allegorisirung. Somit kommt Alles auf den Inhalt an, und den bestimmt in erster Linie Priesterschaft oder Kirche. Daher das häufig abnorme Aussehen asiatischer Götterbilder, daher die Potenzirung und Uebertreibung der Formen und Attribute zur Erzielung der Wirkung des Ueberirdischen und Uebermächtigen, daher die Ausbildung eines festen Kanons für den gesammten Bilderkreis, so weit er mit der Religion und dem Dogma zusammenhängt, daher die blinde Bilderverehrung in Byzanz wie im Abendlande. So herrscht schließlich Unfreiheit, die zur Ertödtung des künstlerischen Lebens führt.

Die byzantinische Kunst, die in dem Maße als der Westen sich orientalisirte, auch dorthin vordrang und Jahrhunderte lang daselbst allmächtig geherrscht hat, ist eine Kunst des Marktverkehres und des Marktcultus und zeigt somit den Charakter, der soeben in den Hauptzügen dargelegt worden ist.

Aber zu all' den verschiedenen Culten, Ideen und Erzeugnissen des Orientes, die sich in Byzanz zusammenfanden und die byzantinische Kunst und die Kunstindustrie beeinflußten, kam von Westen her mit Constantin die Fülle antiker griechisch-römischer Cultur. Dieselbe vermählte sich mit der östlichen Formenwelt zu einem eigenartigen Ganzen, und zwar so, daß die Antike die Grundlage bildete — daher der Versuch ihrer Wiederbelebung immer von Neuem gemacht werden konnte — das Orientalische sozusagen nur das Gewand, in dem die Antike erschien. Die antike Cultur lebt in Byzanz intensiv weiter trotz aller Einflüsse von Osten und trotz des Christenthumes, das als dritter Factor hier erscheint.

Nach Byzanz war dasselbe schon vor der Uebersiedelung des Hofes gebracht worden. Aber das Christenthum, das hier zur Staatsreligion erhoben wurde, besaß nicht mehr seine ursprüngliche Reinheit und Einfachheit. Zu viele fremde Elemente waren bereits eingedrungen. Der Clerus in streng hierarchischer Abgeschlossenheit, dem ein nahezu unübersehbares Heer von Mönchen und Nonnen gleichsam als demokratische Masse gegenüberstand, entfaltete wie der Hof den glänzendsten Prunk und wirkte dadurch auf die dichte Bevölkerung. Die herrlichsten Kirchen entstanden hier, geschmückt mit einem Ueberflusse goldstrahlender Mosaiken und mit den kostbarsten Cultgeräthschaften und Kirchenmöbeln. Diese wurden in ihrer ganzen Erscheinung wie in allen Einzelheiten Typen und Muster für die abendländische Kunst.

Aber das Christenthum wurzelte nicht tief in den Herzen. Gar buntscheckig war die Einwohnerschaft von Byzanz. Zunächst hatte sich hier eine gewaltige Masse niederen Volkes zusammengefunden, Arbeiter aller Art, ein Proletariat, unwissend und stumpfsinnig, dazu abergläubisch und fremden Culten insgeheim

zugethan, das geeignete Material in der Hand von Demagogen, die nicht fehlten. Darüber eine breite Schicht reicher Leute, die, religiös indifferent, nur für die Schwankungen des Geldmarktes Interesse hatten — Byzanz war damals die Hauptbörse der Welt wie heute Paris oder London — die einen fabelhaften Luxus entfalteten, ständige Figuren in der gleichzeitigen Literatur, Zielpunkte beißender Satire oder schamloser Bettelei. Dann der Stand der Gelehrten, Literaten, Grammatiker, Rhetoren, die sich aus allen Kreisen der Gesellschaft, vorzüglich aus der Geistlichkeit rekrutirten. In vornehmen Häusern, besonders in der Umgebung des Kaisers wie im alten Rom oder wie ihre Nachfolger, die Humanisten Italiens, waren sie hauptsächlich zu finden. Meist unselbständig daher und charakterlos, die geborenen Redner, Poeten und Historiographen des Hofes, lebten doch in ihnen und durch sie die antiken Vorstellungen und Traditionen unter einer leichten christlichen Hülle weiter. Sie waren die Schatzhüter der edelsten Erzeugnisse antiker Cultur und Humanität bis zum Untergange des Reiches, häufig Objecte der Verfolgung und Inquisition seitens der Zeloten wegen Irrlehren und Irrglaubens. Denn in Byzanz herrschten die wildesten dogmatischen Streitigkeiten, entsprechend dem Charakter orientalischer Speculationen. Darüber der Clerus und endlich der Hof, der letztere umgeben von einer Armee, die in Parteien getheilt und zu Pronunciamentos und Palastrevolutionen leicht geneigt war.

So war Byzanz; nicht starr und leblos, vielmehr lebendig und rührig wie ein ungeheuerer Ameisenhaufen. Liest man die byzantinischen Schriftquellen, man glaubt sich in eine moderne Capitale bisweilen versetzt. Aehnliche Fragen tauchen auf, ähnliche Lösungsversuche auf politischem, religiösem und socialem Gebiete, die noch heute Herz und Verstand jedes denkenden Mannes bewegen.

Dieses Reich ist nicht so stagnirend in seiner Entwicklung gewesen wie die übliche Auffassung bisher will. Blütheperioden wechseln mit Zeiten des Niederganges und Verfalles ab. Seine höchste Blüthe erreicht es unter der makedonischen, zum Theil auch noch unter der komnenischen Dynastie. Also gerade im neunten bis elften Jahrhundert, wo die Cultur Italiens, überhaupt des Westens, zeitweilig ihr tiefstes Niveau erreicht hatte. Vorher ein Höhepunkt unter Justinian im sechsten Jahrhundert. Zwischen beiden Epochen des Aufschwunges, Zeiten der Gährung, innerer und äußerer Kämpfe, die Zeiten der sogenannten Bilderstreitigkeiten.

Der Bilderstreit entstand aus der Verehrung der Heiligenbilder. Man nahm die gemalten (musivischen) wie gemeißelten Abbilder der Heiligen, Christi, Mariä u. s. w. für die göttlichen und kirchlich heiligen Personen selbst. Man betete an und küßte in echt orientalischer Weise die Bilder. Es war das ein Fetischismus, der im Oriente nicht minder verbreitet war als im Abendlande und eine wüste Reliquienverehrung zur Folge hatte. Zwei Phasen sind in diesen Streitigkeiten anzunehmen: Einmal unter Leo dem Isaurier, im Jahre 726, und dessen Nachfolgern. Das Concil des Jahres 754, das den Bildercult verbot, machte den scheinbaren Abschluß. Sodann unter Kaiser Leo dem Armenier und dessen Nachfolgern von 813 an. Zwischen diesen beiden absolut bilderfeindlichen Epochen, die etwa durch hundert Jahre getrennt sind, Anerkennung des Bildercultus, zeitweilige, zuletzt definitive Restauration der Bilder.

Diese Bilderstreitigkeiten haben für die Entwicklung europäischer Kunst eine große Bedeutung gehabt. Es handelt sich dabei nicht um einen Vandalismus gegen alle Kunsterzeugnisse, wie ihn die Bilderstürmer in der Reformation übten. Vielmehr führte derselbe eine Reinigung und Läuterung des Geschmackes wie der Kunst herbei. Möglich, daß auf diese Bewegung die Araber, mit denen die genannten Kaiser beständig, zum Theil glücklich gekämpft hatten, von Einfluß gewesen waren. Doch sind die Ursachen im Einzelnen noch nicht klar gelegt. Jene ikonoklastischen Kaiser waren keine rohen Barbaren. Einer der eifrigsten Verfolger der Bilderanbetung, Kaiser Theophilus, baute viel und schmückte das kaiserliche Palais mit großen Wandmalereien, die die Siege und Triumphe des Kaisers veranschaulichten, wie dies der Fall war mit den etwas späteren Wandbildern in Karl's des Großen Palästen zu Aachen und Ingelheim, die Angilbert und Ermoldus Nigellus so überschwenglich preisen. Diese verrufenen Kaiser waren Freunde der Kunst und Wissenschaften, Gönner von Künstlern und Gelehrten. Sie wollten die Kunst ihres ausschließlich religiösen oder besser gesagt mönchischen Gewandes entkleiden. Die Mönche betrieben ausschließlich die Bilderfabrikation. Große Mönchsklöster existirten, oft von Tausenden bevölkert, z. B. zu Salonichi, in Byzanz und besonders auf dem Berge Athos. Hier bestand ein Conglomerat von Klöstern und Kirchen, von einer kleinen Mönchsrepublik könnte man sprechen, ausgestattet mit den weitestgehenden Privilegien, direct unter den byzantinischen Kaisern, gegenwärtig unter dem Zar, der sich als den legitimen Rechtsnachfolger jener betrachtet und als religiöser Protector eine ungeheuere Machtfülle in seiner Hand vereint. In diesen Klöstern des Berges Athos entstand jenes merkwürdige Malerbuch, die Codification der Darstellungskreise christlicher Kunst, welches im Abendlande bis ins vierzehnte Jahrhundert in Geltung war und noch heute für alle Gebiete der griechisch-katholischen Kirche maßgebend ist. Diese Mönche verfertigten Bilder, nicht aus Liebe zur Kunst oder aus ästhetischen Rücksichten, sondern des Dogmas halber. Ihre Bilder waren gemalte Kirchenlehren, speciell dazu bestimmt, die mönchische Askese, das klösterliche Leben zu verherrlichen und als das allein Berechtigte und Erstrebenswerthe darzustellen. Eine Folge dieser Mönchspinselei waren der mürrische Ausdruck in den Figuren, die Bewegungslosigkeit einerseits und die hastigen eckigen Gesten andererseits, die stilisirte Formgebung, das finstere Wesen, die monotonen Farben bei sonst prunkhafter Ausstattung. Die Bilderstürmer wollten die Kunst aus der Askese befreien, sie vertiefen und läutern. Heraus mit ihr aus den Klostermauern! Religiöser Inhalt sollte bleiben. Keinem der Ikonoklasten fiel ein, die heilige Geschichte aus der Kunst zu verbannen. Nur eine einseitige Richtung, die consequent zur Erstarrung alles künstlerischen und geistigen Lebens führen mußte und schließlich auch geführt hat, wurde bekämpft. Aber auch weltliche Stoffe sollten ihre Behandlung finden. Ferner sollte der Kunstbetrieb ein freier sein. Nicht nur Mönche, sondern Jeder, der die Neigung in sich fühlte, sollte Kunst ausüben dürfen. Und endlich: zurück zur Antike, als zur ewig frischen Quelle alles Schönen. Unabhängigkeit und Rückkehr zu den alten Grundlagen der byzantinischen Kunst stand auf den Fahnen der sogenannten Bilderstürmer. Und dieser Ruf nach der Wiederbelebung der Antike erscholl früher und

gleichzeitig, als Karl der Große im Abendlande denselben Versuch machte — eine frappante Coincidenz! Dieses Programm verwirklichten die ikonoklastischen Kaiser bis zu einem gewissen Grade. Jedenfalls haben sie die Blüthezeit unter den folgenden Dynastien bedingt.

Vergleicht man nun den Westen mit dem Osten und seiner Hauptstadt, welch' ein Riesenunterschied! Hier primitive Zustände unter Bauernvölkern, das alte Verkehrssystem desorganisirt, die Städte, einst Träger von Handel und Gesittung, jetzt ohne Zusammenhang. „Sie ragten gleich Inseln hervor." Kunst und Bildung auf niedrigster Stufe. Auch Karl's des Großen Bemühungen brachten nur vorübergehend Besserung. Selbst die Kirche, die allein edleren Elementen und Bestrebungen Zuflucht bot, vermochte den zügellosen Leidenschaften einer noch halb barbarischen Laienwelt keinen Widerstand entgegenzusetzen und wurde gleicher Weise von der allgemeinen Auflösung erfaßt. — Dort eine Fülle städtischer Cultur von raffinirtester Ausbildung, der ein schwunghafter Handel ununterbrochen neue Anregungen, Muster und Producte zuführte. Nur zu natürlich, daß von dort eine nachhaltige Einwirkung und Befruchtung erfolgten. Abgesehen von den Gebieten der griechisch-katholischen Welt, die an und für sich schon mit Byzanz zusammenhingen, herrschten im gesammten Abendlande, vornehmlich in Deutschland und Italien, Jahrhunderte lang byzantinische Kunst, Technik und Geschmack, welche auf den verschiedensten Wegen dorthin vermittelt wurden.

Lag z. B. Deutschland als ein vollkommenes Binnenland außerhalb des Weltverkehres, der um dasselbe herumging und nur hier und da die Ränder berührte, so war es doch nicht gänzlich von der feineren Bildung und Kunstfertigkeit Ostroms abgeschnitten. Die zahlreichen Gesandtschaften zwischen dem Kaiserhofe in Constantinopel und denen der fränkischen Könige und Kaiser brachten in Fülle byzantinische Erzeugnisse herbei. Die verwandtschaftliche Verbindung der Ottonen mit der makedonischen Dynastie steigerten diesen Import bedeutend. Die ottonische Cultur ist von der byzantinischen abhängig. Eine, besonders seitdem ruhigere Zustände in den betreffenden Gegenden eingetreten waren, sehr frequentirte Straße führte die Donau hinauf. Bis nach Ungarn und Oesterreich erstreckte sich zeitweilig die byzantinische Machtsphäre. Nur spät und langsam, eigentlich erst seit dem dritten Kreuzzuge von 1189, als Kaiser Barbarossa die Donau hinabzog, vermochte der Einfluß des Occidentes in diesen Gebieten Boden zu fassen; und unter der Berührung beider Culturen entstanden interessante Mischbildungen, wie die Kunst der Ruthenen zeigt[1]).

Ein umfangreicher Import byzantinischer Waaren ging durch Rußland nach dem germanischen Norden und in die Ost- und Nordseeländer. Zahlreiche Funde in Skandinavien und an den Küsten der Ostsee bezeugen die Existenz dieses Verkehres. Die Königsstadt Soest in Westfalen war ein Hauptstapelplatz für denselben und vermittelte ihn weiter nach Köln, den Niederlanden und England. Daher der ausgeprägt byzantinische Stil im dreizehnten Jahrhundert auf Bildern und Antependien Westfalens, besonders Soests, von denen das Berliner Museum

[1]) Ich nenne unter anderen die Franciskanerkirche zu Halitsch: in der Anlage byzantinisch, im Detail (z. B. im Portal) romanisch. Barbarossa hielt sich längere Zeit in Preßburg auf.

einige Specimina besitzt, und welcher zu dieser Zeit, an diesem Orte und in dieser Stärke auf andere Weise kaum zu erklären wäre.

Die auf dem Landwege vermittelten Erzeugnisse berührten sich mit denen, welche zu Schiff durch das Mittelmeer, um Spanien und Frankreich herum, nach den Niederlanden und Deutschland geführt wurden. Diese letztere directe Verbindung zur See kam seit den Kreuzzügen, besonders seit der Errichtung des lateinischen Kaiserthumes sehr in Aufnahme.

Den lebhaftesten Verkehr unterhielt aber Byzanz mit den Handelsstädten an den Küsten des Mittelländischen Meeres. Barcelona ist vorzugsweise für Spanien zu nennen. Nach Frankreich drangen östliche Erzeugnisse via Marseille und Montpellier. Eine Reihe französischer Kathedralen zeigt sowohl in der Architektur wie in der plastischen Ausschmückung byzantinischen Charakter. Ich nenne unter vielen anderen die höchst merkwürdigen Portalsculpturen von St. Sernin zu Toulouse und zu Vézelay. In Italien gehörten auch nach der langobardischen Invasion weite Landschaften zu Ostrom: so das Exarchat von Ravenna, Venedig[1]). Der Süden der Halbinsel und Sicilien waren byzantinische Provinzen, deren Katapane oder Gouverneure vornehmlich in Bari, Otranto, Messina, Syracus Hof hielten. Hier bestand am zähesten die byzantinische Herrschaft. Und selbst als sie unter dem Ansturme der Araber auf ein Minimum von Macht und Einfluß reducirt war, in Süditalien ein starkes Normannenreich Einheimische, Griechen und Araber zu einer neuen staatlichen Einheit verschmolzen hatte, blieb die künstlerische und commercielle Verbindung ungelöst, zeugen Sprache und Recht, die Einrichtungen, Sitten und Gebräuche im öffentlichen wie privaten Leben von der alten Zusammengehörigkeit, deren Spuren noch heute nicht ganz verwischt sind.

Für die Entwicklung süditalienischer Kunst war neben Byzanz aber auch die Araberbewegung von Bedeutung. Die Araber waren keine Vandalen. Sie lernten Toleranz gegen Andersgläubige üben, sie schonten die Civilisation ihrer unterworfenen Völker, ja steigerten sie noch beträchtlich. Das schnelle Vordringen der Araber erklärt sich nicht zum wenigsten aus dem Umstande, daß die Unterworfenen Schutz nach außen wie nach innen, in ihrem Leben, Glauben und Eigenthume genossen. Nicht minder erklärt sich aber auch die schnelle Verbreitung der mohammedanischen Religion daraus, daß sie vollkommen den Bedürfnissen und Anschauungen der Orientalen entsprach. Auch diese Religion war eine Religion des Marktverkehres. Und also schob sich neben die byzantinisch-christliche Welt, aufs Intimste mit ihr verbunden, eine durchaus gleichwerthige, ja vielleicht intensivere, der Antike gegenüber, die bei den Arabern kaum Boden hatte, die rein orientalischen Formen noch stärker betonende Cultur, welcher wiederum der Charakter des Universalen eigen war. Was die byzantinischen und abendländischen Kaiser vergeblich versucht hatten, gelang bis zu einem gewissen

[1]) Durch Ravenna wirkte Byzanz auf ganz Europa. Ich erinnere nur an St. Vitale und sein Abbild in deutschen Landen, das Aachener Münster. Venedig kann geradezu als eine Dependenz von Byzanz bezeichnet werden. Noch im vierzehnten Jahrhundert hielt sich hier der byzantinische Stil (z. B. in der Malerei) mit einer merkwürdigen Zähigkeit, die sich zum Theil durch den übermächtigen Einfluß des Hauptdenkmales der Republik, San Marco, und seiner Fülle plastischen und musivischen Details erklären möchte.

Grade den Arabern: Die Länder des Mittelmeeres erscheinen auf Jahrhunderte hin in einer neuen Einheit. Wieder besteht ein großes zusammenhängendes Gebiet von Spanien bis zur Koromandelküste, auf städtischen Centren beruhend, mit einer ganz gleichartigen Bildung und Production: Granada, Palermo, Karthago (Tunis), Alexandria-Kairo, Maskat, Damascus, Bagdad-Babylon, Bombay u. s. w. waren die Hauptplätze eines Verkehrssystemes, dessen Gesammtbetrieb und Blüthe vom neunten bis etwa zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts währten, um dann vernichtet zu werden im Osten unter dem Einbruche roher Steppenhorden, im Westen in Folge der Auflösung des Kaiserthumes in eine Reihe nationaler Staaten und Einzelbildungen.

## II.

Die Landschaften nun, welche durch die Gunst ihrer natürlichen Lage, als Durchgangsgebiete auf der großen westöstlichen Verkehrsstraße, diese verschiedenen Einflüsse am ersten und nachhaltigsten erfahren, vermöge ihrer eigenartigen politischen Entwicklung dieselben früh zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet haben, sind Sicilien und Unteritalien. Während das übrige Italien in Folge der langobardischen Einwanderung in einen Zustand der Rohheit gerieth, aus dem es auch nicht Karl's des Großen Bemühungen ernstlich zu heben vermochten, bestand im Süden eine continuirliche Entwicklung. Hier ruhte der Schwerpunkt der Halbinsel in politischer wie wirthschaftlicher, in geistiger wie künstlerischer Beziehung.

Ueber die Antike legte sich hier zunächst die byzantinische Bildung, die derselben Wurzel entsprossen, doch ganz anders geartete Blüthen getrieben hatte. Von den Werken der Architektur abgesehen, die in der späteren Zeit mannigfaltige Umformungen erfahren haben — eine Reihe von Kirchen in Palermo (San Cataldo, La Martorana, San Giovanni degli Eremiti), Santa Trinita di Delia; auf dem Festlande die Dome von Molfetta, Bari, Trani, Canosa, Siponto u. s. w. — treten der byzantinische Stil und die byzantinische Technik hauptsächlich in der Malerei — Musive und in der Sculptur zu Tage. Ich zähle kurz die Weltgerichtsbilder in Sant' Angelo in Formis bei Capua, in der Friedhofskirche von Moscufo, einer Ortschaft in den Abruzzen bei Chieti, auf, die Malereien in San Giovanni in Venere bei Ortona (Route Foggia-Pescara), den ausgedehnten, vielfach modernisirten Mosaikenschmuck sicilianischer Kirchen von Cefalù, Palermo, Monreale u. s. w., der weiteren Kreisen bekannt ist. Von den zahlreichen Sculpturen nenne ich diejenigen in Atrani, Bari, Trani, Canosa, an den Säulen und Capitälen des Klosterhofes zu Monreale u. s. w., endlich die Erzthüren, welche das angesehene und reichbegüterte Kaufherren- und Adelsgeschlecht Amalfi's, die Pantaleonen, als Weihgeschenke einer Reihe von Kirchen zu Amalfi, Monte Cassino, Atrani, der hochberühmten Wallfahrtskirche zum heiligen Michael auf dem Monte Gargano und sogar der alten Paulskirche vor den Thoren Roms ungefähr in den Jahren 1060 (1066) bis 1087 dargebracht hat. In Constantinopel verfertigt, riefen sie in Süditalien zahlreiche Nachahmungen hervor: die Erzthür zu Salerno, deren Stifter Robert Guiscard war, diejenigen zu Troja von Oderisius von Benevent und die am Dome von Benevent, endlich die schönsten dieser ganzen Gattung,

welche Barisanus aus Trani in seiner Vaterstadt am Dome, ferner in Ravello und Monreale gearbeitet hat.

Ueber der byzantinischen eine arabische Schicht. Ganz Sicilien war in den Händen der Araber, die auch das Festland bis nach Rom und Genua unaufhörlich beunruhigten. Zuletzt trat ihnen Pisa, die aufblühende See- und Handelsstadt, siegreich entgegen und begründete durch diese Kämpfe, welche jedoch zu gleicher Zeit einen schwunghaften Handel mit den saracenischen Feinden nicht ausschlossen, ihren Reichthum und ihre Suprematie über das westliche Mittelmeer. Diese byzantinischen und arabischen Culturelemente, welche im Süden zunächst noch unvermittelt neben einander bestanden, verbunden und zu hoher Blüthe entwickelt zu haben, ist das Verdienst der Normannen.

Als die Normannen sich in Süditalien festsetzten, hatten sie keine Kunst. Rohe Aventuriers waren sie, die vor Allem um ihre Existenz kämpften. Aber mit der ihnen eigenen Assimilirungsfähigkeit und Beharrlichkeit wußten sie sich in kürzester Zeit der überlegenen Bildung ihrer Unterthanen anzupassen; vermöge ihres erstaunlichen Verwaltungs- und Organisationstalentes wie in England (unter Wilhelm dem Eroberer) so auch hier einen Staat zu gründen, der, auf festen Grundlagen ruhend, auch in Kunst, Literatur und Wissenschaft Hervorragendes geleistet hat. Unter den Königen Roger I., Wilhelm I. und II., etwa von 1130—1190, ist die erste Blütheperiode süditalienischer oder richtiger sicilianischer Kunstübung anzusetzen.

In ganz wunderbarer Weise verstanden diese intelligenten Herrscher, Byzantinisches und Arabisches zu einem neuen, man möchte sagen specifisch süditalienischen Stil umzuformen[1]). Freilich geschah dies nicht überall auf einmal und in gleichmäßiger Weise. Es ist in dieser Beziehung zu unterscheiden zwischen Sicilien und Süditalien. Auf der Insel bestanden schroffe Gegensätze zwischen der mohammedanischen und der christlichen Bevölkerung, die vorzugsweise Griechisch sprach und der griechisch-katholischen Religion anhing. Aber diese letztere wurde nach der Eroberung der Insel durch die Normannen und der Verlegung der Residenz nach Palermo darum doch nicht aus einer bisher geduldeten zur herrschenden. Wie es den Lehnsträgern des Papstes zukam, führten die normannischen Könige in den von ihnen neu gegründeten Kirchen römischen Cultus ein. Auf die Kunstübung hatte das freilich kaum eine Wirkung. Man kann nicht von einer eigentlich lateinischen oder occidentalen Kunst in Sicilien weder unter den Normannen noch später sprechen. So weit die Stoffe der Bibel oder der kirchlichen Tradition zur Darstellung gelangten, geschah dies in streng byzantinischer Manier und so, daß man die Mosaiken der Palermitaner Kirchen direct als Illustrationen zu den Vorschriften jenes schon erwähnten Malerbuches vom Berge Athos bezeichnen könnte. Nur in den Mosaiken, die den letzten Zeiten der normännischen Herrschaft angehören, bemerkt man vereinzelt Abweichungen von dem üblichen Kanon, die durch den lateinischen Gottesdienst bedingt zu sein scheinen. (Z. B. wenn Christus und die Heiligen auf lateinische Art segnen.) Immerhin ist auch hier die Formgebung noch byzantinisch; auch muß es unentschieden bleiben, ob nicht spätere

[1]) Zu keinem normännischen. Es gab so wenig eine normännische Kunst wie eine langobardische oder lombardische existirt hat.

Restaurationen, die zu allen Zeiten, besonders aber in der Gegenwart, und zwar unter Anlehnung an das Vorhandene in einem gewissen archaisirenden Stil vorgenommen worden sind, diese sogenannten lateinischen Elemente hineingebracht haben.

Die Denkmäler, so weit sie nicht religiösen Inhaltes sind, zeigen arabischen Charakter. Die Araber erfreuten sich besonderer Begünstigung seitens der Normannenkönige, welche, wie später Friedrich II., wegen ihrer Vorliebe für arabische Gelehrsamkeit, Kunst, Literatur und Sitte, wegen ihrer Toleranz gegen die mohammedanische Religion getadelt wurden. Palermo wird von arabischen Reisenden fast als arabische Stadt geschildert. Die Pracht seiner Moscheen, Paläste und Lustschlösser mit ihren weiten Parks und Gynäceen, die letzteren zugleich Werkstätten für die schwungreiche Seidenindustrie, welche die Araber nach Sicilien aus dem Osten mitgebracht hatten, sein von Schiffen bevölkerter Hafen, das bunte Gewühl auf den Straßen und in den Bazars veranlaßten z. B. Edrisi und Ibn Giobbair zu Ausrufen des Entzückens und der Bewunderung. Noch heute vermag man die verschiedenen arabischen Quartiere der Stadt zu unterscheiden; bemerkt man an zahlreichen Monumenten arabischen Stil und arabische Decorationsweise, die phantastisch, in hellen ungebrochenen Farben prunkend, sich üppig an alle Flächen der Bauwerke, hauptsächlich der Kirchen und Kirchenmöbel, anschmiegt. Die Kirchen Palermos, vorzüglich in ihrer äußeren Erscheinung, Bauten wie die Cuba und Zisa, die Klosterhöfe von Monreale, San Giovanni degli Eremiti u. a. m. mit ihren hufeisenförmigen und spitzen Bögen in allen möglichen Gestalten und Zusammensetzungen, die Schranken, Ambonen, Osterleuchter der Cappella Palatina sind hier beispielsweise zu nennen.

Diese Werke fanden natürlich auch auf dem Festlande Nachahmung. Der Dom von Caserta Vecchia, speciell die Kuppel desselben, der Campanile von Trani, der schlank wie ein Minaret in die Lüfte ragt und in der Kühnheit und Leichtigkeit, mit der hier die schwierigsten constructiven Probleme gelöst sind, bei vollendeter Eleganz seiner äußeren Erscheinung unsere Bewunderung erregt, die trotzigen Zwingburgen zu Bari und Brindisi, die Erzthüren zu Canosa, die Kirchenmöbel zu Salerno, Amalfi u. a. m. weisen auf arabische Muster, zum Theil auch auf arabische Künstler zurück. Bis in die entlegenen Bergstädtchen der Abruzzen im Norden des ehemaligen Königreiches Neapel (Moscufo, San Clemente a Casauria, San Pellino 2c.) konnte ich diese Kunst in einer Reihe von Denkmälern und ihre Wirkung weiter über Mittel- und Norditalien bis nach Deutschland verfolgen.

Es kann nicht geleugnet werden, die Kunst Siciliens, oder besser Palermos — denn auf diese Stadt ist sie hauptsächlich beschränkt geblieben — ist im Vergleich zu derjenigen in Süditalien reicher, glänzender, wenn man will bestechender, aber doch nicht so organisch in ihrer Entwicklung. Süditalien unterschied sich in vielen Punkten merklich von der Insel. Hier existirten nicht die schroffen Gegensätze wie jenseits der Meerenge. Eine zwar aus verschiedenen Elementen bestehende Bevölkerung saß hier — darunter ein starker Procentsatz germanischer Rasse — aber im Glauben einig, welche im Laufe der Zeit von selbst zu einer homogeneren Masse verschmolzen war. Die natürliche Lage bedingte, daß Sicilien

fast ausschließlich zum Oriente gehörte, während die Beziehungen auf dem Festlande zum Westen nie gänzlich unterbrochen waren, mit der Zeit sogar an Umfang und Stärke wieder zunahmen. Eine Capitale von der dominirenden Stellung Palermos, welche als Residenz des Hofes, als Mittelpunkt aller Künste und Fertigkeiten, Gesittung und Bildung die übrigen Städte in Schatten stellte, fehlte in Süditalien. Dagegen eine Reihe von Handels- und Industriestädten an der West- und Ostküste, die miteinander wohl rivalisirten, vor der normännischen Herrschaft sich aus handelspolitischen Gründen auch heftig bekämpften, deren Culturzustand aber durchaus gleichmäßig war. Daß in ihnen eine Bewegung zu Gunsten communaler oder republikanischer Selbständigkeit wie in Norditalien und später in Toscana nicht entstand oder in den Anfängen stecken blieb, bewirkte die starke königliche Centralgewalt, welche jede Sonderbildung im Staate unterdrückte. Bezeichnend gleichwohl ist, daß die Staufer, unter denen der Schwerpunkt der Culturentwicklung in Süditalien lag, während Sicilien mehr zurücktrat, auch in ihrer Erbmonarchie, wie das Königthum in Deutschland, nicht zu dem Begriffe einer festen Residenz gelangen konnten. Eine Anzahl von Schlössern, meist an der Ostküste und in den Wald- und Jagdrevieren Apuliens gelegen, wie zu Foggia, Trani, Andria, Bari, Brindisi, Gravina, Altamura, Lago di Pesole, Castel Fiorentino, Melfi ꝛc. diente Friedrich II. zu vorübergehendem Aufenthalte; und erst unter den Anjous fixirte sich das Königthum in Neapel, entsprechend der Wichtigkeit, die der Westen Süditaliens von da ab über die östliche Hälfte erlangt hatte.

Solchen Verhältnissen gemäß war die künstlerische Entwicklung gleichmäßiger, ruhiger, aber auch langsamer. Unter den Normannen hatte Süditalien nicht die Bedeutung wie Sicilien mit Palermo, wo sich die normännische Dynastie vorzugsweise aufhielt, und wo auch am längsten die „nationale“ Opposition gegen die, wie es hieß, Fremdherrschaft der deutschen Barbaren, gegen Heinrich VI. und Friedrich II. behauptete. Kunst war nur in den Städten, zumeist in denen der Osthälfte zu finden, welche in den großen Domen fast die einzigen in dieser Beziehung bemerkenswerthen Denkmäler aufweisen.

Diese städtisch-kirchliche Kunst, welche unter den Staufern sich zu einer höfisch-profanen erweiterte und ihre höchste Vollendung erreichte, hat gegenüber derjenigen Siciliens einen anderen Charakter. Die Musive und das decorative Element treten zurück. Eine Steinsculptur entwickelte sich an und in den Kirchen seit dem elften Jahrhundert etwa, welche für den Fortschritt der italienischen Kunst von Bedeutung wurde, und gegen die die Plastik in den übrigen Landschaften Italiens sehr bald nicht mehr aufkam. Bemerkenswerth in derselben ist, daß das byzantinische Element Schritt vor Schritt zurückweicht zu Gunsten einer freieren und natürlicheren Darstellung und zu Gunsten der Antike. Dabei wird die Technik in Folge der langen Schulung unter Byzanz immer vollendeter und geeignet, den höheren Aufgaben, die an sie herantreten, zu genügen. Die einzelnen Etappen in diesem Entwicklungsprocesse bezeichnen die Sculpturen im Dome von Canosa und in der Unterkirche zu Otranto, um nur die wichtigsten zu nennen; sodann diejenigen von Trani. Es folgen die Sculpturen in Bari, in San Giovanni in Venere, San Clemente am Pescara, die Kanzel in Moscufo mit ihren Dependenzen, das Paviment im Dome von Otranto, endlich, um die Aufzählung zu

schließen, der figürliche Schmuck an San Niccola e Cataldo di Lecce, heute die Friedhofskirche dieser freundlichen Stadt.

Dieser nicht sehr umfangreiche Bau, den Graf Tancred von Lecce bis zum Jahre 1180 hatte aufführen lassen, ist eine dreischiffige Anlage. Das Querschiff tritt nicht vor, hat aber (wie bei so vielen apulischen Kirchen) eine dasselbe nach außen als solches markirende Front. Genau über der Mitte der Kirche ruht eine achteckige Kuppel auf gleichem Cylinder. Das Innere ist bis auf einen das Mittelschiff seiner Breite nach überspannenden Rundbogen, dessen Ornament wegen seiner geradezu classischen Bildung auffällt, in der Folgezeit nicht zu seinem Vortheile verändert worden. Auf das Aeußere, das in seiner ursprünglichen Gestalt noch zum großen Theil erhalten ist, kommt es in erster Linie an. Dasselbe ist von ausgesuchter Einfachheit und Anspruchslosigkeit, in seinen Verhältnissen von edelster Gliederung und Eleganz, von einer bewundernswerthen, man möchte sagen mathematischen Präcision in der Ausführung. Unverkennbar ist hier, in baulicher wie decorativer Hinsicht, der Einfluß der Antike, nicht minder jedoch auch derjenige der arabischen und der byzantinischen Kunst. Aus diesen Elementen hat der unbekannte, höchst talentvolle Künstler ein einheitliches Werk zu schaffen verstanden. Der überaus harmonische und wohlthuende Eindruck dieses Gebäudes, das fern von der Stadt, von alten prächtigen Cypressen umgeben, in lautlosem Frieden daliegt, wird durch die feine und zarte Ornamentik gesteigert, die sich geschmackvoll seinen Profilen anschmiegt. Höchst merkwürdig ist der plastische Schmuck in Pietra Leccese[1]) an dem alten Haupteingange der jetzt zopfigen Façade, sowie an dem östlichen gegenwärtig vermauerten Seitenportale: Classicirender Akanthus von scharfem Schnitt mit tiefgefurchten Rippen und Adern wechselt ab mit mannigfaltigen geometrischen Ornamenten arabischer Provenienz. Aus dem Thürsturz zwischen dicken Akanthusblättern ragen acht Frauenköpfe mit einer merkwürdigen Haartracht[2]) hervor, deren Bedeutung nicht klar ist. Ihrer äußeren Erscheinung nach stellen sie unzweifelhaft Volkstypen damaliger Zeit vor. In der freien, ja virtuosen und sauberen Ausführung, in dem Geschmack und der Natürlichkeit der Formen finden diese Reliefs nirgends ihres Gleichen und müssen mit den schon genannten Erzarbeiten des Barisanus von Trani als die reifsten Schöpfungen dieser süditalienischen Kunst während der normannischen Periode bezeichnet werden.

## III.

Für die weitere Entwicklung Süditaliens war von größter Bedeutung die Kreuzzugsbewegung, deren Hauptträger die Normannen Frankreichs und Italiens,

[1]) Dieser in der ganzen Terra d'Otranto verwendete magnesiumhaltige Kalkstein, aus dem zum großen Theil auch die Häuser Lecce's bestehen, ist von weißgelber Farbe. Von außerordentlicher Weichheit, läßt er die feinste und eingehende Bearbeitung zu. Aber er verwittert sehr leicht an der Oberfläche und wird zu Sand, wie ich mehrfach in den Höhlen- und Grottenanlagen bei Otranto (Giordignano) zu bemerken Gelegenheit hatte. Um den Zersetzungsproceß zu verhüten, wird er mit einem röthlichen Anstriche — encausto di cera rossa — der ihn conservirt, versehen. So ist es auch mit den Sculpturen an der Friedhofskirche geschehen. Ich verdanke diese Nachricht dem um die Erforschung der Denkmäler seiner Heimathprovinz verdienten Cav. Cosimo di Giorgi.

[2]) Die Haare sind mit Bändern in eigenthümlicher Weise, wohl einer zeitgenössischen Mode entsprechend, durchflochten.

und deren Motive in seltsamer Mischung religiöser wie handelspolitischer Natur waren. Die heterogensten Elemente, die fernsten Länder wurden dadurch einander nahe gebracht, und ein Ausgleich von Gedanken und Producten erzielt, der für die abendländische Cultur ungemein fruchtbar wurde. Hier stellten sich auch zum ersten Male große Massen des kriegerischen Laienadels aus Deutschland in den Dienst einer großen Idee und begannen von nun an sich in hervorragender Weise praktisch an Kunst und Literatur zu betheiligen.

Die deutsche Geschichte der ersten Hälfte des Mittelalters ist erfüllt von dem Ringen zwischen den verschiedenen particularen Laiengewalten und dem zunächst mit der Kirche auf das Engste verbundenen, dann alleinstehenden Kaiserthume, das alle Sonderbildungen in Sprache, Sitte, Recht und Religion, die zahlreichen Stammes- und Völkereinheiten auf den verschiedensten Stufen der Bildung zu einer höheren Einheit auf Grund der Erneuerung römischer Imperatorenmacht zusammenfassen und zu einem intensiveren Culturleben auf Grund der römischen Antike zu erziehen bemüht war. In immer neuem Anlaufe wird dieses Ziel zu erreichen gesucht. Immer wieder zerfällt das mühsam zu Stande gebrachte Werk. Karl dem Großen schien die Lösung dieser Aufgabe gelungen zu sein, als er in Rom aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone und zugleich die Schutzherrlichkeit der katholischen Kirche übernahm. Sofort nach seinem Tode reagirten aber die Stammesgewalten, und die Barbarei wurde nur um so größer. In noch engerem Bunde mit der Kirche unternahmen dasselbe Ottonen und Salier. Wieder opponirten in echt germanischer Art die Laien. Heinrich IV. arbeitete sich in wahrhaft tragischer Weise Zeit seines Lebens ab, den zähen Widerstand der sächsischen Ethelinge zu brechen. Zum letzten Male versuchte es das Geschlecht der Staufer. Nur sein Genie und die unerschöpflichen Mittel seiner Erbmonarchie, eines Nationalstaates also, hielten Friedrich II. gegen eine Welt von Opposition, die nach seinem Tode definitiv siegreich war.

Solcher Entwicklung gemäß entsprachen dem mittelalterlichen Kaiserthume allein die antike Bildung und Kunst. Aber wie das Kaiserthum nur ein schwacher Abglanz des römischen war, so auch seine Cultur. Sie war eine abgeleitete, durchweg byzantinische Antike geworden, nur von Geistlichen, nicht um ihrer selbst willen, sondern kirchlicher Zwecke halber geübt. Die Laienwelt Deutschlands, zum Theil auch die Italiens, verhielt sich dieser fremden kirchlich-klösterlichen Bildung und Production gegenüber ablehnend. Dieser Umstand, daß die Kunst sich nicht laicisirte, bedingte vorzugsweise die Jahrhunderte währende Herrschaft des byzantinischen Stiles und Geschmackes in Italien und Deutschland. Erst allmälig, seit der Mitte des elften Jahrhunderts, Hand in Hand mit der Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens, die, von Cluny ausgehend, zur Kirchenreform unter Gregor VII. und danach zum kirchenpolitischen Conflict, aber auch zur Blüthe religiöser Dichtung in Deutschland geführt haben, wird hier ein Wandel zu Gunsten einer freieren auf der Nachahmung der Natur und der reinen Antike beruhenden Kunstübung bemerklich.

Von größtem Einflusse darauf waren die Kreuzzüge, die die kriegerischen und rohen Laiengewalten Deutschlands mit einer ungeheuren religiösen Begeisterung erfüllten. Hier öffnete sich ein Ventil für Deutschlands überschüssige

Kräfte, strömte eine Fülle neuer Anschauungen und Erzeugnisse zurück. Diese ritterlichen Kreise traten mit der Culturwelt des Orientes und Süditaliens in unmittelbare Berührung. Die Kunst und, noch früher als diese, die höfische Literatur spiegeln die gewonnenen Eindrücke wieder. Wenn Wolfram von Eschenbach z. B. im Parzival wunderbar phantastische Baulichkeiten schildert, in denen seine Helden weilten und Abenteuer bestanden, Schlösser und Burgen mit weiten Hallen und Sälen, und diese mit einer Plastik und eingehenden Genauigkeit, die nur das Resultat bestimmter, persönlich erworbener Kenntnisse sein kann: in den orientalischen und besonders in den süditalienischen Prachtbauten, die die ritterlichen Kreise Deutschlands im Dienste Gottes wie des Kaisers kennen zu lernen Gelegenheit hatten, werden wir die wirklichen Vorbilder dafür zu suchen haben.

Zugleich erscheint das Kaiserthum in einer neuen, mehr vertieften, der Antike verwandteren Gestalt. Kaiser Barbarossa gab ihm auf dem Felde von Roncalia eine neue Definition und einen neuen Inhalt: ohne die Kirche, ja gegen dieselbe, auf Grund des römischen Kaiserrechtes, dessen begeisterte Vertreter aus den Communen der lombardischen Fruchtebene herbeigeeilt waren. Eine merkwürdige Erscheinung dieses durch Jahrhunderte währende, stille Weiterleben und dann das plötzliche Hervorbrechen des römischen Rechtes in den oberitalienischen Städten, das als naturgemäßes Kaiserrecht in der Theorie allgemeine Anerkennung gefunden, bei dem ersten Versuche aber, es praktisch und in allen seinen Consequenzen durchzuführen, die zähe Opposition der lombardischen Städte hervorgerufen hat. Dem könnte man an die Seite stellen die verschiedenen Versuche, in Rom die alte Republik zu erneuern, welche in jenen Tagen Arnoldo di Brescia scheinbar mit Erfolg unternommen hatte. Ueberall begegnen antike Vorstellungen. Und doch erscheint die römische wie die lombardische Bewegung nicht von der Intensität und von der volksthümlichen, elementaren Gewalt wie diejenige, welche etwa fünfzig bis sechzig Jahre später der heilige Franz von Assisi organisirt hatte. Nirgends ein Anzeichen, daß Literatur und Kunst, die diesem Gottesmanne doch die ergiebigsten Impulse verdanken, von jener Regung in Rom oder in der Lombardei einen frischeren, selbständigen Aufschwung erhalten hätten. Es gibt kaum eine in künstlerischer Beziehung unproductivere Stadt als das mittelalterliche Rom, das nie zur Ruhe kommen konnte; kaum ein Land, in dem so spät, erst mit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, von auswärts eingeführte künstlerische Anregungen Wurzel faßten, wie Norditalien [1]).

Wohl aber wurden diese Ideen eine Quelle fruchtbarster Entwicklung für Deutschland und Süditalien, in Folge der staufischen Politik, welche die nachdrückliche Unterstützung der ritterlichen Laienwelt Deutschlands fand. Diese, hochgebildet, ist damals von staunenswerther Productivität auf allen Gebieten. Sie

[1]) Es existiren einzelne Sculpturen in norditalienischen Städten z. B. in Borgo San Donnino, Modena u. a. m.; aber dieselben spielen kaum eine Rolle. Mailand, das Haupt des Städtebundes, die unversöhnliche Feindin der Staufer, in der dieser Gegensatz auch noch am ehesten von der Gesammtbevölkerung getragen und als ein nationaler oder communaler empfunden wird, ist völlig kunstarm. Die überaus rohen und plumpen Sculpturen der Porta Romana von 1190, die byzantinischen Stil und die ungeübteste Hand verrathen, beweisen dies. Nur Parma wäre hervorzuheben, wo die Sculpturen des Antelami am Baptisterium, hauptsächlich aus byzantinischer Formgebung hervorgewachsen, vorhanden sind. Aber Antelami ist ohne Nachfolge geblieben.

dient in der Armee; sie ist der vornehmste Träger der Politik, Verwaltung, Literatur und Kunst; sie organisirt sich wirthschaftlich auf neuer Grundlage.

In zwei von Grund aus verschiedenen Ländern also, in dem städtearmen Deutschland, das bisher wesentlich ackerbautreibend, seit der Berührung mit dem Osten zum ersten Male am Welthandel und an der Geldwirthschaft sich zu betheiligen begann und damit einer folgeschweren Umgestaltung seiner socialen Verhältnisse entgegenging, wie in dem reichen, vorwiegend industriellen und merkantilen Normannenreiche, voll blühender, kapitalkräftiger Städte war schließlich in Folge eigenthümlicher Bedingungen die Culturentwicklung zu den gleichen Resultaten gelangt. Es mußte dahin kommen, daß sich beide Gebiete zusammenschlossen und mit vereinten Kräften arbeiteten.

Dies geschah unter Heinrich VI. und Friedrich II. Unter Beiden kann man von einer specifisch staufischen Kunst und Cultur sprechen, die international (Süd-)Italien und Deutschland umfaßte und in Europa die maßgebende war. Friedrich II. ist der folgerichtige Typus dieser eigenthümlichen, aus den mannigfaltigsten Elementen bestehenden, ritterlichen Laienentwicklung gewesen. Ein Genie, wie es in der Geschichte der Menschheit selten wiederkehrt, verwirklichte er mit ungeheuerer Energie Gedanken, die ihrer Zeit weit vorangeeilt waren. Er ist ein geborener Beschützer von Künsten und Wissenschaften gewesen, denen er, namentlich in seinem Erbreiche, ein specifisch kaiserliches Gepräge verliehen hat. Die Antike war ihm die kaiserliche Kunst κατ᾽ ἐξοχήν, die seinem Imperium entsprechende. Darum ließ er sich wie ein römischer Imperator auf seinen Goldmünzen, den Augustalen, deren vollendete Technik noch heute unser Staunen erregt, abbilden mit und ohne Lorbeerkranz um die Stirn. Darum sucht er überall die Reste der antiken Kunst zu bewahren, stellt er mit Vorliebe Denkmäler des Alterthums zum Schmucke seiner Schlösser, Festungen und Parkanlagen auf, theils so wie sie gefunden, theils indem sie wie im kaiserlichen Rom überarbeitet wurden, der neuen Bestimmung zufolge, der sie dienten[1]). So bewirkt er endlich in umfangreicherer Weise als bisher eine Nachahmung klassischer Monumente im eigenen Kunstbetriebe, die durchaus original, erst allmälig seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer schematischen Wiedergabe äußerlicher Formen der Antike herabsinkt (Werke des Niccola Pisano, die Kunst unter Karl I. von Anjou, Büsten zu Ravello und Scala rc.). Friedrichs Antikisiren war völlig frei und vorurtheilslos. Neben der Antike, welche sich hauptsächlich in Statuen, Statuetten, Reliefs z. B. an der Kanzel von Suessa, in den Staufer-

[1]) Hierher rechne ich die Büsten und die sitzende Statue des Kaisers (leider ohne Kopf), welche ehemals das Festungsthor am Volturnus bei Capua schmückten. Ich halte dieselben für antiken Ursprunges, glaube aber auch, daß sie sämmtlich neu bearbeitet worden sind mit Rücksicht auf die Männer, deren Abbilder sie geben sollten (also des Großhofrichters Taddeo da Suessa, des Kanzlers Pietro della Vigna, des Kaisers selbst rc.). Im Museo Campano zu Capua selbst ist noch eine Anzahl hermenartiger Köpfe, wohl zur Verzierung der Ecken und Vorsprünge des Gesimses ehedem bestimmt, die zur Zeit Friedrich's II. in antikisirendem Stil gearbeitet worden und bisher unbeachtet geblieben sind. Auch der viel später, wohl nach Friedrich II. entstandene Kopf, der jüngst unter den Originalsculpturen des Berliner Museums (letzter Saal) aufgestellt worden ist, und dessen Fundort nach den mir zu Theil gewordenen Andeutungen „nicht Süditalien“ sein soll, könnte eine antike Büste in neuer Bearbeitung sein.

gräbern von Palermo, im Ornamente (vorzüglicher Akanthus am ehemaligen Kaiserpalaste zu Foggia, in Altamura, an den Resten der ehemaligen Hallenhöfe der Schlösser zu Trani, Bari, Lago di Pesole u. s. w.), aber auch in den klassischen Profilen und Linien, sowie in der vollendeten Technik und unverwüstlichen Dauerhaftigkeit staufischer Gebäude bemerkbar macht (Schlösser von Castel del Monte, Trani, Gravina, Catania, Lago di Pesole, Tarent, Capua, Gelnhausen u. v. a.), kam wie im Quattrocento die Natur wieder zur Geltung. Man strebte zur Natur zurück und fand sie am reinsten vermittelt durch die Kunst des Alterthumes. Schon auf der Erzthür des Barisanus von Trani bemerken wir in allen nicht kirchlichen Darstellungen (für welche sonst ein bestimmter kirchlicher Kanon Vorschriften enthielt) eine erstaunliche Wiedergabe der Wirklichkeit. Jagd- und Kampfscenen, Bogenschützen, Thiere und dergleichen, kurz Genredarstellungen sind hier zu nennen, während der antike Stil mehr derjenige der monumentalen Plastik, zum Theil auch der Architektur war.

Besondere Vorliebe brachte Friedrich II. der arabischen Kunst, Dichtung und Wissenschaft entgegen. Ich verweise kurz auf die Kunstlyrik an seinem Hofe, in Form und Inhalt wie die französische Troubadourpoesie nach arabischen Mustern, von sinnlicher Gluth, entsprechend der Farbenpracht arabischer Dekoration, aber in einheimischer, süditalienischer Mundart, das erste Literaturerzeugniß in nationaler Sprache vor Dante, der hier an Friedrich II. angeknüpft hat; auf die geographischen, mathematischen, medicinischen Studien, auf die ausgedehnte arabische Uebersetzungsliteratur.

Charakteristisch ist, daß wir nicht viel von Kirchenstiftungen Friedrich's II. erfahren. Seine Kirchenbauten hingen meist mit Stadtgründungen zusammen, deren verschiedene auf Friedrich zurückgehen. So baute er für Altamura eine allerdings prächtige Kathedrale in dem üblichen Stile romanischer Basiliken: Eine dreischiffige gewölbte Kreuzanlage von schönen Verhältnissen mit Emporen, die rings um die Kirche laufen und sich nach innen wie nach außen zu öffnen, mit Säulen, welche Akanthus- und figurirte Capitäle von geradezu classischer Feinheit, darüber scharf profilirte Rundbögen tragen. Das Ganze ist ein Quaderbau von exactester Technik, von malerischem, dabei wuchtigem Eindrucke[1]). Seinen Saracenen errichtete Friedrich in ihrer neuen Heimath Lucera eine Moschee, von der, wie überhaupt von dem Lucera Friedrich's, nichts mehr existirt.

Um so fruchtbarer war Friedrich in der Profanarchitektur. Für seine Schloßbauten, die weit und breit berühmt waren, und die der Kaiser gern fremden Gesandten zeigen ließ, verwandte Friedrich II. vornehmlich arabische Baumeister und Ingenieure. Die Ansätze der Gothik begegnen hier wie auch in Deutschland.

Daß die Gothik französischen Ursprunges sei, ist Glaubensartikel in der Kunstgeschichte. Ich vermag diese Ansicht nicht zu theilen. Die Gothik erkläre ich, was die constructive Seite anlangt, als die natürliche und consequente Entwicklung des aus der antik-altchristlichen Architektur abgeleiteten sogenannten romanischen Baustiles. Von selbst bildeten sich, allmälig und selbständig in

[1]) Später von den Anjous mit Reliefs z. B. an dem Hauptportale versehen, in der Gegenwart unschön modernisirt.

jedem Lande, in Frankreich sowohl wie in den Kirchen des Rheinthales und des übrigen Deutschlands, die der Gothik charakteristischen Eigenthümlichkeiten heraus: jene Vertikalrichtung der einzelnen Bauglieder, jenes Bestreben, alle Flächen aufzulösen, sie auf ein System von Stützen, Streben und Bögen zu reduciren, das zuletzt in mathematisch-verstandesmäßige Spielerei, zumal in Deutschland, ausartete. Infolge der durch die Kreuzzüge vermittelten Bekanntschaft ferner mit orientalisch-arabischen Kunstwerken in Unteritalien, Sicilien, Cypern, Kleinasien, besonders durch die christlichen Staaten in Cypern und Palästina, wurden auch die baulichen Details der Gothik, so die mannigfaltigen Gewölbeformen, die Spitzbögen, theils in ihrer decorativen, theils in ihrer constructiven Bedeutung, die Fülle der Ornamentik dem Abendlande zugeführt. Schon in dieser Beziehung mag man die Wichtigkeit Süditaliens für unsere Entwicklung ermessen.

Friedrich II. verwandte alle vorhandenen Elemente zu einer ebenso eigenthümlichen wie selbständigen Kunstübung. Der Wunderbau von Castel del Monte, seine Schlösser zu Catania, Lago di Pesole, Gravina, Capua lassen noch heute bei aller Verwahrlosung und Umformung eine geradezu klassische Kunst erkennen. Besonders Castel del Monte, ein zweigeschossiges Oktogon mit acht an den Ecken befindlichen achteckigen Vorbauten, bezeugt in dem Ensemble wie in den Einzelheiten, in den edlen Verhältnissen und Profilen, in der klaren, consequenten, man möchte sagen logischen Gliederung, in der fein empfundenen abwechslungsreichen Decoration der einzelnen Theile, in der ganz vorzüglichen Technik des Quaderbaues einen Geschmack, eine Schönheit und Einheitlichkeit, wie kein Bauwerk bis zur Renaissance. Erst Brunelleschi in der Pazzikappelle, Bramante in dem Tempietto vollbringen mit anderen Mitteln und unter anderen Bedingungen ähnliche abgerundete klassische Schöpfungen[1]).

---

[1]) Die staufischen Schlösser und Burgen zeichnen sich durch ihre vortheilhafte, die Umgebung beherrschende Lage aus. Meist befinden sie sich auf einer Anhöhe — so Castel Fiorentino, von dem ein paar Umfassungsmauern noch stehen, Lucera, Lago di Pesole, Gravina, Melfi u. s. w.; in Städten als Festung gewöhnlich in einiger Entfernung von denselben am Flußlaufe (Brückenkopf von Capua) oder am Meere (Trani, Bari, Brindisi, Tarent, Catania). Castel del Monte, unweit Coratos, gehört zur ersteren Gattung. Seine Anlage ist unvergleichlich. Weithin überragt es, auf steiniger Anhöhe, die öde Campagna, die von spärlichen Masserie bestanden, von Hirten und Herden bevölkert ist. Im fernen Hintergrunde als Abschluß gleichsam die dunkle Bergkette Campaniens, vor dem Beschauer das blaue Meer und die reiche, lachende, mit weißen Landhäusern und freundlichen Städten und Ortschaften besetzte Küste Apuliens. Lange Zeit war das Schloß ein Zufluchtsort für Hirten und Habichte gewesen, von den Unbilden der Menschen und Zeiten, denen es gleichwohl in seiner unverwüstlichen Festigkeit getrotzt hat, arg mitgenommen. Jetzt ist es in dem Besitze der italienischen Regierung, in deren Auftrag mein lieber Freund, der Architekt Francesco Sarlo in Trani dasselbe mit großem Geschicke und mit dem eingehendsten Verständnisse für seine Eigenart restaurirt hat. Wenige Zuthaten aus späterer Zeit abgerechnet (die Fenster des oberen Stockes sind z. B. mit gothischem Maßwerk gefüllt), möchte kaum ein Schloß die ursprüngliche Gestalt, die Anordnung der Zimmer, zum Theil auch noch die Einzelheiten der Einrichtung bewahrt haben und daraus einen Schluß auf Leben und Gewohnheiten des Schloßherrn und der Insassen zulassen wie Castel del Monte. Der nicht sehr umfangreiche, ehemals zinnengekrönte Bau besteht aus mächtigen gelblichen Kalkquadern, die scheinbar ohne Mörtel, allenfalls durch Blei verbunden sind. Die Decke der Wände beträgt nach meinen Messungen an einzelnen Stellen bis zu 2,45 Metern. Alle Einfassungen, außen wie innen, die Fenster und Portale, auch die Säulen und Gewölberippen sind von einem roth- und weißgefleckten,

Ich muß mich leider hier mit diesen allgemeinen, die Entwicklung nur in den Hauptmomenten charakterisirenden Bemerkungen, die die Ergebnisse meiner oft mühsamen Forschungen an Ort und Stelle sind, begnügen. Genauere Beobachtungen, zu deren Verständnisse Situationspläne nöthig wären, würden den Leser dieser Zeitschrift nur ermüden.

Nicht viel ist von allen diesen Herrlichkeiten auf uns gekommen. Während in Deutschland nach dem Erlöschen der staufischen Dynastie die Kunst unter dem Vorwalten der antikisirenden Richtung in den Werken von Wechselburg, Freiburg,

---

Breccia genannten Gestein, das, sehr hart, die prächtigste Bearbeitung und Politur gestattet. Das Bauwerk macht somit einen eigenartigen malerischen Eindruck. Eine eigentliche Saalanlage, ferner eine Cappelle, wie in den deutschen Burgen, fehlen (auch in anderen Schlössern Friedrich's II. habe ich dergleichen nicht bemerkt). Je acht trapezförmige, nicht sehr umfangreiche, aber hohe Gemächer befinden sich in beiden Stockwerken, dazu kleinere Thurmzimmer und Corridore. Die Räume stehen sämmtlich untereinander durch theils rundbogige, theils spitzbogige, theils aber auch mit geradem Gebälke versehene Thüren in Verbindung und sind überwölbt. Aehnliche, constructiv höchst merkwürdige Gewölbe fand ich in den Schlössern zu Trani, Bari, Catania. Sie ruhen auf runden Diensten im Erdgeschoß, auf Säulenbündeln im Oberstock. Scharf profilirte Rippen setzen auf ihnen an, die in Blattrosetten, menschliche Köpfe, Vögel und ähnliche Ornamente als Schlußsteine enden. Diese Schlußstücke wie die herrlichen Capitäle der Gewölbeträger, die Einfassungen der großen Rundbogenfenster im Oberstock sind von antikisirender Bildung, während in der Art der Wölbung sich bereits die Anfänge der Gothik nicht verkennen lassen. Die Gemächer des Unterstockes sind schwerer, lastender, dorisirend könnte man sagen. Die Dienerschaft hielt sich in ihnen wohl auf. Die eigentliche Herrenwohnung befand sich im Obergeschoß. Sie war demgemäß reicher, zierlicher in der Decoration, gleichsam jonisirend. Herrscht unten die Breccia vor, so hier oben der Marmor, aus dem z. B. die Säulenbündel auf Basen, die Capitäle, die zum Theil noch erhaltene Wandvertäfelung, die Bänke, welche rings um die Wände und an den Fenstern sich befinden, bestehen. Am Boden noch Reste eines Mosaikpavimentes. Ehemals führte eine Loggia oder Galerie rings um den Hof in der Höhe des oberen Geschosses, auf die man aus den einzelnen Gemächern an drei Stellen durch hohe Rundbogenthüren trat. Höchst interessant sind die Kamine, die Aborte, das Canalisationssystem, dessen Leitungen innerhalb der Mauerdicke sowohl an der Außenfront wie an der Hofseite des Schlosses angebracht sind, endlich die Wendeltreppen von überraschender Schönheit und Präcision der Anlage in den Eckthürmen, die vom Erdgeschosse bis auf die Plattform des Daches führen, von der der Beschauer eine unvergleichliche Rundsicht genießt. Das „Bergcastel" umzogen drei Ringmauern in verschiedener Lage: auf der Plattform der Anhöhe, in der Mitte etwa ihres Abhanges, endlich an ihrem Fuße, wovon Reste noch erhalten sind. Nichts an diesem Schlosse wirkt kleinlich. Das Unbedeutende und scheinbar Nebensächliche wie die Wohnräume des Kaisers zeigen die gleiche solide Pracht, die Friedrich liebte. Nur ein fester zielbewußter Eigenwille und ein geläuterter feiner Geschmack konnten ein solches Bauwerk zu Stande bringen. Nicht stolze Erinnerungen an wichtige Ereignisse der Geschichte erweckt dieses Schloß wie etwa die Gräber im Dome von Palermo, die die sterbliche Hülle der beiden größten Stauferkaiser, Heinrich's VI. und Friedrich's II., bergen und dem Deutschen die Ruhmesthaten jenes Geschlechtes, aber auch die erschütternde Tragik ihres jähen Unterganges vor die Seele rufen. Castel del Monte war ein einfaches Jagdschloß, das nicht viel Leute bergen konnte, und neben dem, selbst um ein bescheidenes Gefolge unterzubringen, noch Anbauten (Ställe, Küchen rc.) bestanden haben mögen, von denen aber nichts mehr vorhanden ist. Der Hof mochte zeitweilig in ihm Aufenthalt nehmen. Auch Gefangene saßen hier, wie die Söhne Manfred's, die ihr Leben in einsamer Haft verbringen mußten. Aber trotz seiner relativen politischen Bedeutungslosigkeit ist dieses Schloß als Kunstwerk das prägnanteste Denkmal jener hochentwickelten ritterlichen Cultur, deren glänzendster und letzter Repräsentant Friedrich II. war, als Schöpfung dieses Kaisers für uns ein, wenn auch auf fremdem Boden stehendes, gleichwohl nationales Monument, dem ein einheimisches kaum an die Seite zu stellen wäre.

Naumburg und vor Allem in denen zu Bamberg zu ihrer reifsten Vollendung und zu einer von der Folgezeit nie wieder erreichten Monumentalität gelangt, um erst vom Beginne des vierzehnten Jahrhunderts an unter dem Einflusse der Gothik zu verfallen, bricht die Entwicklung im Süden jäher zusammen. Die glänzende Gestalt Manfred's fiel inmitten seiner Saracenen auf dem Schlachtfelde von Benevent, der so überaus sympathische Konradin auf dem Blutgerüste. Die Anjous, papistisch gesinnt und von abstoßender Nüchternheit, kluge Rechner und Verwalter eher, als künstlerisch angelegte Naturen von hohem edlem Sinne, dann die Mißwirthschaft, der bald der Süden anheimfiel, erstickten alle selbstständige Cultur und bewirkten den Verfall der vorhandenen Monumente. Der Geschmack sinkt, der Stil wird manierirter, nachlässiger, starrer und inhaltsleerer bei virtuoser Technik und mechanischer Nachahmung der Antike. Es fehlt der frische Zug, die belebende Persönlichkeit Friedrich's oder Manfred's. Die französische Gothik hielt in Neapel ihren Einzug. Weit über diese Stadt, die Residenz der Könige, hinaus aber kam sie nicht. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mußten Toscana, vorzüglich Florenz und Siena, im sechzehnten Rom und Florenz die künstlerischen Bedürfnisse des Hofes und der großen, fast unabhängigen Feudalherren des Landes befriedigen. Dann hispanisirte sich der Süden wie überhaupt Europa. Der zügellose, lärmende Naturalismus Caravaggio's, Ribera's und ihrer Schüler dominirte, bis schließlich vom siebzehnten Jahrhundert an Unproductivität auf allen Gebieten, Jesuitismus, Corruption und Intoleranz zur dauernden Herrschaft gelangten. Und erst in der Gegenwart beginnen sich diese Gebiete zu einer vielversprechenden Zukunft wieder vorzubereiten.

Aber noch im Sinken befruchtet die süditalienische Kunst diejenige anderer Gegenden. Sie schiebt sich nordwärts vor. Die sogenannte Kosmatenkunst in Rom, von kurzer Dauer zwar bis zum Avignonesischen Exil, dem kurzen Aufschwunge des Papstthumes in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entsprechend, beruht auf der staufisch-arabischen Decorationsweise. Seit 1260 arbeitet ein nach Pisa aus Apulien eingewanderter, mit pisanischem Bürgerrecht beschenkter Künstler Niccola, des Petrus Sohn, in den Städten Toscana's, er selbst ein Meister des Verfalles. Seine Kanzel im Baptisterium zu Pisa mit ihren wenig glücklich componirten Reliefs und den nach Antiken Pisa's ohne Rücksicht auf Zweck und Inhalt copirten Gestalten war trotz ihrer Mängel im Stande, der in starrer Abhängigkeit von Byzanz verharrenden Kunst Toscana's neue Wege, wenn auch nur in der Technik, zu weisen. Im Grunde setzte Niccola für die eine verknöcherte Tradition nur eine andere ebenfalls in Erstarrung begriffene. Daß schließlich in Toscana, speciell in Florenz die unvergleichliche Entwicklung begann, die in Dante und Giotto zunächst culminirte, haben andere Factoren bewirkt.

Die Universalmonarchie Friedrich's II. zerfiel, weil sie sich innerlich überlebt hatte. Als höhere Einheit über einer Fülle von Stämmen und Völkern mit den oft disparatesten Sonderinteressen, hatte das mittelalterliche Kaiserthum auch seine Berechtigung und seine Existenzfähigkeit Jahrhunderte hindurch bewiesen. Aber allmälig hatten sich die Grundlagen dieser Staatsform verschoben, und die Fiction von dem Weiterbestehen des römischen Imperiums in dem des Mittel-

alters erweckte höchstens noch in der Theorie ein Interesse, etwa wenn es sich darum handelte, die Begebenheiten der Weltgeschichte zu ordnen und in Chroniken dem Publicum vorzuführen. Praktisch war sie längst ohne Bedeutung. Ganz allmälig war die Emancipation von den antiken Formen und Anschauungen im Staatsleben eingetreten, und zwar zu einer Zeit, wo sie überall neue Geltung erlangt zu haben schienen. Gerade der kosmopolitische Zug der Cultur im Zeitalter der Staufer, mochte er einerseits bewirkt haben, daß eine Fülle geistiger und materieller Schranken fielen, hatte andererseits das Bestehen von um so schärferen, scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen aufgedeckt. Ueberall hatten sich in den einzelnen Ländern größere Complexe gebildet, aber innerhalb ihrer natürlichen Grenzen. Aus den Stämmen waren Nationen geworden mit einer Sprache, einem Recht, einem Nationalbewußtsein; und weder Interesse noch Bedürfniß konnte sie veranlassen, ihre Sonderexistenz zu Gunsten der Universalmonarchie aufzugeben. So hatten sich England, Frankreich, Dänemark als selbständige Nationalstaaten constituirt, so auch Deutschland, wie ohnmächtig das Königthum den Landesfürsten gegenüber sein mochte. Nur Italien blieb die nationale Einheit versagt. Aber gerade dieses Land reagirte am kräftigsten gegen Friedrich's Imperium. In Mittelitalien erhob sich eine Bewegung, die um so unwiderstehlicher war, je tiefer ihre Wurzeln im Volke lagen. An den heiligen Franz von Assisi knüpfte sie an. War dieselbe zunächst mystisch-religiöser Art, gegen die Verweltlichung des Clerus und auf Verinnerlichung des Glaubens gerichtet, so kam in ihr doch ein Princip zur Geltung, das auf anderen Gebieten menschlicher Thätigkeit, speciell in geistiger und künstlerischer Beziehung höchst fruchtbar werden sollte. Der Tradition gegenüber, mochte sie von Byzanz oder aus der Antike abgeleitet sein, erlangte die Natur, ohne Medium, ihr Recht; gegen die Autorität die Stimme des eigenen Herzens; gegen ständische und corporative Gliederung das Individuum. Nicht überall, nicht auf einmal und in allen Consequenzen rang sich dieses Princip zur Anerkennung. Erst im Quattrocento sprechen wir z. B. von einer individualistischen Richtung innerhalb der italienischen Communen. Zunächst ertönte in Literatur und Kunst der Ruf nach Rückkehr zur reinen, ungetrübten Natur. Auf Niccola Pisano folgte sein leidenschaftlicher Sohn Giovanni, dem die Natur Richtschnur für sein künstlerisches Schaffen wurde, auf die Dichtung in französischem Geschmacke und zum Theil in französischem Idiome (langue d'œil) die Volksdichtung, die Laudenpoesie und das geistliche Schauspiel in einheimischer Mundart. Giotto's Fresken und Dante's „Divina Commedia" sind, wie erwähnt, die reifsten Erzeugnisse dieser neuen, auf Naturnachahmung gegründeten Richtung, deren erste Ansätze noch wenig erforscht worden sind. Doch die Kunst des Alterthumes, von der unter Friedrich II. nur sehr spärliche Reste bekannt waren, wurde darum nicht für immer bedeutungslos. Immer von Neuem bewies sie ihre siegreiche Schönheit und ihre befreiende und belebende Macht. Die Antike bot für die Kunst in der staufischen Zeit die wesentliche Voraussetzung. Die Natur wurde es zum ersten Male und verhältnißmäßig auch noch in recht beschränktem Umfange für diejenige der folgenden Periode. Erst beide Principien zusammen bedingten die Blüthe italienischer Kunst im Quattro- und Cinquecento und wurden bis zur Gegenwart die bestimmenden Factoren europäischer Culturentwicklung.

IV.

Die Denkmäler staufischer Kunst, welche nach Entstehung und Verlauf, Wesen und Bedeutung geschildert worden ist, waren bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts so gut wie unbekannt geblieben. Erst als damals der wissenschaftliche Betrieb auf neue Grundlagen gestellt wurde, begann helleres Licht sich auch auf dieses vernachlässigte Gebiet nationalen Culturlebens zu verbreiten. Durch Hebung und Vermehrung des geistigen Besitzes suchte Preußen die großen materiellen Verluste, die es erlitten, wieder auszugleichen. Wie Friedrich der Große mit dem Schwerte, so wollte König Friedrich Wilhelm III. auf geistigem Gebiete Provinzen erobern; und eine Reihe der besten Männer seines Volkes wie W. von Humboldt, Bunsen, Niebuhr, Schinkel u. a. standen dem Könige bei diesem Vorgehen thatkräftig zur Seite. Hervorragendes geschah deshalb, dank der königlichen Initiative, für die Verbreitung und Vertiefung der Bildung. Die Reorganisation der Universitäten Halle-Wittenberg und Frankfurt a. d. Oder-Breslau, die Neugründung derjenigen zu Bonn und zu Berlin, der Bau und die Einrichtung des Museums am Lustgarten und des deutschen Institutes zu Rom dienten diesem Zwecke. Von Berlin, an dessen Hochschule eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, Vertreter des Classicismus wie der Romantik, einträchtig zusammen arbeiteten, ging der wissenschaftliche Aufschwung aus. Von mächtiger Productivität war die Zeit. Frei von engherzigem Specialistenthume waren ihre Bestrebungen. Zu den entlegensten Gebieten des Wissens, zu allen Völkern und Epochen drang die deutsche Forschung vor. Neue Disciplinen, wie die neuere Kunstgeschichte, gewannen neben den älteren Gestaltung und Selbstständigkeit. Aber auch die Denkmäler der nationalen Vergangenheit in Sprache, Sitte, Recht und Kunst war man zu erhalten, zu sammeln und in ihrem Wesen und Werden zu verstehen bemüht. Allenthalben wurde nach neuem Materiale gegraben. Die Monumenta Germaniae wurden begründet behufs Vereinigung, kritischer Sichtung und Herausgabe der Geschichtsquellen deutscher Kaiserzeit. Die Brüder Grimm, Lachmann, Gervinus u. a. m. widmeten sich der Erforschung mittelalterlicher deutscher Literatur und Sprache. Die Boisserée sammelten die Reste mittelalterlicher Kunst und begannen für die Gothik als den originalen deutschen Baustil im Allgemeinen und für den Ausbau des Kölner Domes als des Hauptzeugen dieses deutschen Baustiles im Besondern überall Begeisterung zu wecken.

Diese nationale, ihrem Wesen nach historische Bewegung, welche bei dem damaligen Kronprinzen und späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. die wärmste Unterstützung fand, kam dem Verständnisse staufischer Kunst und Cultur in hohem Maße zu Gute. Unter den Staufern hatte das mittelalterliche deutsche Kaiserthum seinen Höhepunkt, zugleich auch seinen Abschluß gefunden. Die Stunde der Wiedergeburt desselben erschien durch den Gang der politischen Ereignisse in weite Ferne gerückt. Um so größer das Bemühen, gleichsam als Ersatz für das Verlorene diese glänzendste Periode deutschen Lebens nach allen Seiten und in ihren mannigfaltigen Erscheinungen kennen zu lernen. Die Nibelungen und Kudrun, Epik und Lyrik der Staufer, vor Allem Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, vor Goethe die größten Dichter

des deutschen Volkes, wurden theils in exactester ursprünglicher Gestalt, theils in Uebersetzungen allen Gebildeten zugänglich gemacht Während Iselin die Correspondenz Pietro's della Vigna, Friedrich's II. genialen Kanzlers, herausgab, unternahm Friedrich von Raumer in der „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ eine Gesammtschilderung jener Culturzustände, eine vorzügliche Leistung, die noch heute unersetzt ist, mag auch die Kenntniß des Materiales erheblich erweitert, die Erklärung des Zusammenhanges desselben eine andere sein. Mit Vorliebe behandelte die zeitgenössische romantische Dichtung Helden und Ereignisse der Stauferzeit. Der im Kyffhäuser schlummernde Kaiser Rothbart wurde eine Lieblingsfigur des deutschen Publicums, das Grabbe und Immermann, vor Allen der bühnengewandte Raupach in den Staufertragödien — dramatisirte Raumer'sche Geschichtszählung möchte man sie nennen — in Begeisterung und Rührung zu versetzen verstand.

Damals wurden nun auch die Reste staufischer Kunst in Deutschland bekannt: die Ruinen von Schlössern und Burgen (z. B. zu Gelnhausen), die Sculpturen zu Wechselburg, Freiburg, in Braunschweig, Bamberg und Naumburg. Raumer hatte gezeigt, daß die staufische Cultur kosmopolitisch war. Weit über Deutschland hinaus, nach Süditalien, Cypern und Palästina reichten ihre Wurzeln. Die Kenntniß dieser fremden Kunstdenkmäler schien die nothwendige Voraussetzung für das Verständniß staufischer Kunst in der Heimath erst zu gewähren.

So unternahm im Auftrage König Friedrich Wilhelm's IV. Salzenberg die Beschreibung der Monumente Constantinopels, besonders der Hagia Sophia. Mit Unterstützung der Königlich Sächsischen Regierung und unter lebhafter Theilnahme König Johann's I. (Philalethes) hatte A. W. Schulz etwa seit dem Jahre 1832 in mühseliger, zehnjähriger Arbeit die Kunstwerke Süditaliens (mit Ausschluß derer Siciliens) von der ältesten Zeit bis auf Giotto erforscht. Die Ergebnisse seiner Arbeit wurden aber erst nach seinem Tode von dem Conservator der preußischen Kunstdenkmäler, Herrn von Quast, mit zahlreichen Zusätzen versehen, in drei Bänden und einem Atlas in Großfolio, Dresden 1860, herausgegeben.

Aber diese vielversprechenden Anfänge blieben bis heute ohne nennenswerthe Nachfolge. Das Interesse an diesen Dingen schien seit der Mitte unseres Jahrhunderts sowohl in Preußen, wie im übrigen Deutschland eingeschlummert zu sein. Frankreich überflügelte uns sogar auf einem Gebiete, dessen vornehmliche Bebauung gerade den Deutschen hätte Ehrenpflicht sein müssen. In großartigem Umfange stellte der Herzog von Luynes die Mittel zur Veröffentlichung des gesammten, auf Friedrich II. bezüglichen Urkundenmateriales bereit (Historia diplomatica Friderici II. von Huillard-Bréholles in zwölf Quartbänden, Paris 1852—61). Der deutschen Wissenschaft blieb hier nur die Nachlese. „Les plus importants monuments des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale“ folgten nach, eine Publication, die freilich der von Schulz an Gründlichkeit der Forschung, an Reichhaltigkeit der Ergebnisse nicht gleichkommt. Die Hauptkunde von den Denkmälern der östlichen Welt des Mittelalters verdanken wir de Vogué, der die Früchte seiner Reisen in Syrien und Palästina in seinem bedeutenden Werke „Syrie centrale“ niedergelegt hat. Die Beweis-

führung der Franzosen, der zu Folge die Gothik ein französischer Baustil und von Frankreich nach Deutschland importirt sei, nahm die deutsche Kunstwissenschaft auf die scheinbar äußerliche Aehnlichkeit einiger Kathedralen in beiden Ländern hin an, ohne die Anfänge dieses Systemes im Oriente, auf Cypern und in Palästina aufzusuchen und zu studiren. Auch die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches hat sich für diese Studien bislang ohne Bedeutung erwiesen. Wohl wurden von Reichswegen in Olympia und Pergamon Ausgrabungen veranstaltet, welche der Alterthumsforschung eine Fülle neuen Materiales und neuer Impulse zuführten. Für die deutsche Geschichts- und Kunstwissenschaft kam es nur zur Meerfahrt nach Tyrus (von Professor Sepp) und zu dem von vornherein aussichtslosen Versuche der Ausgrabung der Gebeine Kaiser Barbarossa's.

Diese Unproductivität auf einem Gebiete, auf welchem früher Bedeutendes geleistet worden ist, liegt einmal an dem geringen Interesse, das die deutsche Kunstwissenschaft für diese Periode der Kunstentwicklung hat. Nicht minder ist dieselbe dem veränderten Betriebe der neueren Kunstwissenschaft in der Gegenwart zuzuschreiben. Die neuere Kunstgeschichte hat die Fühlung mit den übrigen historischen Disciplinen verloren, aus denen sie erwachsen ist. Eine engere Begrenzung der Studien hat Platz gegriffen, eine atomistische Behandlungsweise, eine den Naturwissenschaften entlehnte experimentelle Methode, vermöge deren das einzelne Kunstwerk, selbst das von Meistern zweiten und dritten Ranges, losgelöst aus seinem geschichtlichen Zusammenhange untersucht und nach seinen Merkmalen klassificirt wird. Neuere Kunstgeschichte ist aber in erster Linie Culturgeschichte. Denkmälerkritik und — Inventarisirungen, Museumsbetrieb u. s. w. sind nur Mittel zu dem einen Zweck: den Culturzustand der germanischen und romanischen Völker, wie er sich in den verschiedenen Epochen seit Christi Geburt in den Schöpfungen der Kunst darstellt, zu erforschen und zu erläutern.

Unser Kaiser betont mit Recht die Wichtigkeit des historischen Studiums als Gegenwehr gegen die geschichts- und traditionslosen Umsturzideen der Neuzeit. Auf die ethische Seite sei der Hauptnachdruck zu legen. Die Ereignisse und Helden der antiken Geschichte bieten für unser Volk nur geringes Interesse. Was das Alterthum freilich an ewigen Schöpfungen auf geistigem und künstlerischem Gebiete der Menschheit geschenkt hat, soll und darf uns nicht verloren gehen. Aber es muß auf seinen einfachsten, gleichsam auf seinen rein menschlichen Ausdruck gebracht, der deutschen Jugend vermittelt werden. Auf die Geschichte der christlichen, speciell der vaterländischen Cultur kommt es in erster Linie an, und hier leuchtet die große Bedeutung der neueren Kunstgeschichte in Zukunft für die Bildung und die Erziehung unseres Volkes von selbst ein, sofern sie nur im Zusammenhange mit der Culturgeschichte bleibt.

Geschichte wird wahrhaft fruchtbringend erst betrieben werden können bei einer ausreichenden Kenntniß sämmtlicher Quellen, nicht bloß der schriftlichen, sondern auch der monumentalen. Genaueste Vertrautheit also mit der Kunstentwicklung des Volkes oder des Zeitabschnittes, dessen Geschichte er schreibt, ist dem Historiker Pflicht. Und in diesem Punkte versagt noch die moderne Geschichtsforschung. Wie will der Historiker z. B. die welterschütternde Bedeutung der Reformation richtig verstehen, wenn er von Dürer's und Holbein's

Wirken, auf der Gegenseite von Michelangelo und Raffael nur oberflächliche Kunde besitzt? Wie kann ihm die intensive Cultur der Staufer im dreizehnten Jahrhundert klar werden, wenn er von staufischer Kunst nichts weiß, sie womöglich als Erzeugniß französischer überlegenerer Kunst und Cultur preist, wie dies jüngst mit den Bamberger Sculpturen versucht ist? Wie will er von Burglehen und Güterwirthschaft unter Friedrich II. sprechen, ohne einen Einblick in den Bau und die Einrichtung staufischer Schlösser und Burgen zu besitzen? Die neuere Kunstgeschichte hat dasselbe Ziel wie die Geschichte und die Literaturgeschichte. Diese Disciplinen bedingen einander, und sie zu beherrschen ist für den Historiker wie für den Kunsthistoriker unerläßig.

Mein innigster Wunsch wäre, es möchte eine womöglich von Staatswegen unternommene systematische Erforschung und Veröffentlichung aller staufischen Kunstdenkmäler in Deutschland, wie besonders derjenigen in Süditalien eintreten. Das wäre eine wirklich nationale, des deutschen Reiches würdige Unternehmung, die den geschichtlichen Studien im breitesten Umfange neue Aufgaben und Ziele steckte. Möchte es dazu kommen!

---

# Leopold von Ranke,

## seine Briefe, Tagebuchblätter und Erinnerungen.

Zur eigenen Lebensgeschichte. Von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890.

Wenn Leopold von Ranke sein Leben wirklich geschrieben hätte, welch' ein Buch würden wir haben! „Was Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792 unternommen, wovon er aber im Jahre 1795 abstand, das wurde im Jahre 1870 von seinem Enkel ausgeführt. Zwischen diesen Momenten hat sich mein Leben bewegt," sagt, in einem der uns hier gebotenen Rückblicke, Ranke selbst; und mit der diesem großen und guten Mann eigenen Bescheidenheit, die nirgends mehr hervortritt als in seinen privaten und vertraulichen Aeußerungen, fügt er an einer anderen Stelle hinzu: „Man verzeihe mir, wenn ich meine geringfügige Existenz mit den großen Angelegenheiten der Welt in Verbindung bringe; aber anders ist es einmal nicht: jedermann lebt unter dem Einfluß der Gestirne, welche die Welt beherrschen."

In der That umfaßte sein Leben (21. December 1795 bis 23. Mai 1886) die bedeutungsvolle Periode der modernen Geschichte, welche nach drei Revolutionen und vier weltbewegenden Kriegen mit der Gründung des neuen deutschen Reiches abschloß; und ein Mann, welcher, wenn er, seiner Natur nach, niemals handelnd eingegriffen, doch viel dazu beigetragen hatte, durch Schrift und Lehre, den Geist dieser Epoche zu bilden, ihm eine bestimmte Richtung zu geben, mochte sich wohl versucht fühlen, sein Lebenswerk in einem Werk über das eigene Leben zu vollenden. Ranke war in Venedig im Jahr 1863, nicht lange nach dem Tode Jacob Grimm's, von der Thatsache bewegt worden, daß er „von dessen Beziehungen und Motiven . . . die wichtigsten Momente nicht in Erfahrung bringen konnte, die er (Grimm) selber ohne langes Besinnen mit aller Bestimmtheit mitgetheilt hätte." Stärker als irgendwo mußte diese Betrachtung hier auf ihn wirken, in der Stadt, in welcher die glorreichen Tage des Suchens und Findens recht eigentlich für ihn begonnen hatten. Ein volles Menschenalter, und darüber, war seitdem verflossen. „Wie viele Freunde und Gönner, die mir bei meinem ersten und zweiten Aufenthalt freundschaftliche Dienste erwiesen, konnte ich jetzt nur an ihren Gräbern besuchen; andere, die mir nahe standen, sehe ich in eisgrauer Gebrechlichkeit wieder, kaum zu erkennen gegen damals."

Unter einem solchen Impuls entstand das Dictat vom October 1863, welches — bis dahin das einzige publicirte Stück — an dieser Stelle haben mittheilen zu dürfen, wir der Güte des Herrn Pfarrers Otto von Ranke und des Herrn Professors Alfred Dove verdankten[1]).

Diesem ersten folgten die weiteren Dictate vom Mai 1869, vom December 1875 und vom November 1885; und wenn wir freilich in ihnen nur von Kindheit und

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1887, Bd. LI, S. 38 ff.: „Aus Leopold von Ranke's Lebenserinnerungen". Mitgetheilt von Alfred Dove.

Jugend ein ausgeführtes Bild erhalten, von den späteren Jahren aber kaum mehr als die großen und allgemeinen Umrisse, so treten nun als unschätzbare Vervollständigung und Ergänzung die Briefe, die Tagebuchblätter ein. Nicht eine Lebensbeschreibung also, wie (nach einer Aeußerung in den „Tagebuchblättern," März 1871) Ranke sie wirklich beabsichtigt zu haben scheint, wohl aber das beste Material einer solchen, und aus der ersten Quelle, bietet das vorliegende Werk, welches dadurch vielleicht einen um so höheren Reiz auf den Leser ausübt, daß dieser an der Construction beständig mit thätig sein muß. Der Herausgeber hat seine gewiß nicht leichte Arbeit mit äußerster Discretion und ebenso großer Umsicht gethan; kaum hier und da greift er sichtbar ein, aber überall, wo man ihn braucht, darf man sicher sein, ihn zu finden, in der ebenso knappen als inhaltreichen Vorrede, in den gelegentlichen Anmerkungen und in dem doppelten Register, einem wahren Repertorium für Personen- und Ortsnachweise.

Die Briefe werden uns in sechs Abtheilungen gegeben, deren erste die Zeit umfaßt, wo Ranke Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O. war (Herbst 1818 bis Frühjahr 1825); die zweite (Frühling 1825 bis Herbst 1827) reicht von der Berufung nach Berlin bis zur Studienreise nach Wien und Italien; die dritte begreift diese (Herbst 1827 bis Frühling 1831), die vierte die Heimkehr und die Jahre bis zur Vermählung (März 1831 bis November 1843), die fünfte schließt mit dem Tode der Gattin (30. April 1871) und die letzte mit Ranke's letztem Brief vom 12. Mai 1886. Ein jeder dieser Lebensabschnitte, denen die Gliederung der Briefe chronologisch und naturgemäß entspricht, charakterisirt sich zugleich, wie der Herausgeber in der Vorrede treffend andeutet, als wichtiges Moment in der Entwickelung und schöpferischen Thätigkeit des Historikers: „In der Frankfurter Periode sehen wir aus dem Hintergrunde philosophischer Ideen und klassischer Studien den Autor der romanisch-germanischen Geschichten hervortreten; die erste Berliner Zeit vergegenwärtigt neben dem Anfänger auf dem Katheder den Verfasser von Fürsten und Völkern; in Wien und Italien legt der Schilderer der serbischen Revolution den Grund zu künftigen Meisterwerken; zwischen Heimkehr und Hochzeit fällt außer der historisch-politischen Zeitschrift und den schulstiftenden Uebungen die Schöpfung der Päpste und der Reformationsgeschichte; der Ehemann ist zugleich der Urheber der preußischen, französischen, englischen Geschichte und des Wallenstein, wie der Begründer der historischen Commission; den Wittwertagen sind die letzten Hauptschriften, vom Ursprung des siebenjährigen Krieges bis zur Weltgeschichte, entsprungen." Wer es miterlebt hat, wie sich in diesen Jahren von Ranke's hohem Greisenalter, zwischen achtzig und neunzig, das gewaltige Werk der Weltgeschichte, Band auf Band, gleichsam vor unseren staunenden Blicken aufbaute, der wird von einem Gefühl ergriffen worden sein, das nicht weit von Ehrfurcht entfernt war: Ehrfurcht vor einer solchen Kraft nicht minder, als vor einer solchen Leistung. In der That, ein Leben, reich gesegnet und begnadet, nicht zum Wenigsten darin, daß es sich im edelsten Sinne vollenden durfte; daß es Ranke'n beschieden war, alles Das plangemäß durch- und auszuführen, was ihm früher schon als dessen Aufgabe vorgeschwebt. Bereits im Jahre 1828, auf der ersten Studienreise, schrieb er dem ihm vertrautesten seiner Brüder, Heinrich, aus Venedig: „So lebe ich, mein lieber Bruder, und weiß, daß ich auf dem Wege bin, den Gott mir vorgeschrieben hat . . . Sehe ich mich jetzt um, so hoffe ich, in dem Umfange, wie jetzt italienische, noch einmal französische, englische, noch einmal deutsche Studien, vornehmlich deutsche. Doch zuerst müssen wir diesen Hauptweg durch die moderne Historie durchwandelt haben." Und aus Rom, 1830: „Man macht mir oft den Einwurf, daß mein Weg doch allzu weitläufig, daß das Ziel am Ende auch kürzer zu erreichen wäre . . ." doch „man kann sich seine Bahn nicht selber machen . . ." und „so hoffe ich noch so lange zu leben, bis ich alles zu Ende bringe." Spät, in einem Brief an seine Gemahlin, spricht der Vierundsiebenzigjährige sich auch darüber aus: er schildert eine Herbstfahrt mit der Eisenbahn, die blühenden Ufer des Rheins entlang, an denen er einmal, ein junger Anfänger, um dieselbe Zeit des Jahres, zu Fuß

geschritten: „Ich athmete die frische Herbstluft — die Luft hat auch ihre Localtöne — wie einst vor zweiundfünfzig Jahren . . . War es unbewußt, daß ich an mich selbst dachte? Mein ganzes Leben dazwischen: die Gedanken, die ich damals hatte, freilich in anderer Weise, nahezu ausgeführt, mein Lebensende nahe; mein guter Engel, wie Ihr sagt, denn es ist auch der Eure, über mir. Soll man in diesem Gebraus nicht stille werden zu Gott, innerlich jauchzen und weinen?"

Der unerschütterliche Glauben an eine göttliche Führung in dem Leben der Einzelnen sowohl wie dem der Völker bestimmt Ranke's Lebens- und seine Geschichtsauffassung. Sie ruht auf einem festen religiösen Untergrunde, wiewohl sie durchaus — und hierin unterscheidet er sich von seinem Bruder Heinrich — nicht confessionell beschränkt ist. Er, aus einem Thüringer Protestantenhause hervorgegangen, in welchem das lutherische Pfarramt durch drei Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt worden [1]), gelangte zuerst zur europäischen Berühmtheit durch die Geschichte der Päpste, „von der Niemand sagen konnte, ob sie mehr für oder gegen das Papstthum geschrieben sei; sie war weder für noch wider gedacht; sie war nur eben das Resultat grundlegender und unpartheiischer Studien" (Dictat vom November 1885). Was man Ranke's Objectivität genannt hat, ist im Wesentlichen dieser Eifer für die Wahrheit, so sehr, daß für ihn Beides, sie, die Wahrhaftigkeit und die Religiosität zu Einem werden: „zur Erkenntniß des lebendigen Gottes, des Gottes unserer Nationen und der Welt sollen alle meine Sachen gereichen", schreibt er, noch als Gymnasiallehrer aus Frankfurt, da kaum das erste seiner Bücher erschienen, an seinen Bruder Heinrich; und er ist in einer Stimmung, „daß ich mir tausendmal schwöre, mein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen."

Dieser Zug, welcher Ranke's persönliches und wissenschaftliches Leben ganz beherrscht, führte den angehenden Forscher zunächst zur Kritik und weiterhin zur Auffindung der Quellen. — „Hierzu war ich berufen; hierzu bin ich da und geboren," schreibt er, beim Beginn seiner Laufbahn dem Bruder Heinrich aus Rom (1829). Dieses Glück des Entdeckens und Entdeckers begleitet ihn durch's ganze Leben, erhält den Greis so frisch, wie der Jüngling war, und bleibt bis zuletzt dasselbe, das beim Betreten des ersten, sich ihm öffnenden Archivs zu Wien (1827) in die Worte ausbricht: „Ich sehe eine Erkenntniß von ferne, deren Hoffnung und Ahnung mich in Freude und Wonne versetzt." In Rom sehen wir ihn förmlich eintauchen in ein „Meer von Manuscripten," und noch aus Paris, den Siebzigen nahe, schreibt er seiner Gemahlin (einer in Dublin geborenen Engländerin), in einem jener reizenden Briefchen, wie er sie zuweilen in der Sprache ihres Landes, zuweilen je nach seinem Aufenthalt, italienisch oder französisch, abzufassen liebte: „J'étudie toujours avec le plus grand plaisir imaginable aux archives: mon assiduité répond à mon plaisir. Il y a quelque lueur de jeunesse ou plutôt de juvenilité dans ces études, etc."

Was Ranke nun aber über den bloßen Bereicherer und Vermehrer unseres geschichtlichen Wissens zum Geschichtschreiber ersten Ranges erhebt, das ist seine Kunst der Darstellung; und es braucht nicht hier ausgeführt zu werden, welch' außerordentlichen und segensreichen Einfluß der Begründer und das Haupt der nach ihm genannten Schule gerade dadurch auf die folgenden Generationen von Historikern nicht nur, sondern auf den Stil der jüngeren Gelehrten überhaupt geübt hat. Niemand war von der Unzulänglichkeit des Wortes tiefer durchdrungen, als er: wenn durch dasselbe sich Alles wiedergeben ließe, sagt er einmal (Allgemeine Bemerkungen 1831 bis 1849), „so bedürfte man keiner anderen Art des Ausdrucks," und Musik und Kunst wären nicht erfunden worden. Die vor und neben ihm nur allzu vernachlässigte Sprache seiner Wissenschaft zum feinen Mittel der inneren Wahrnehmung zu machen,

[1]) Er verwahrt sich einmal (in einem Brief an seinen Bruder Ernst, 1885) ausdrücklich dagegen, daß sie „Söhne eines Pastors" seien. Ihr Urur-, ihr Ur- und ihr Großvater waren Pfarrer, aber ihr Vater, Gottlob Israel Ranke, „war, nicht ganz zur Zufriedenheit des Großvaters, auf der Universität Leipzig, von der theologischen zur juristischen Facultät übergegangen." (Dictat vom October 1863.)

war eines seiner ernstesten Anliegen. In dem Dictat von 1885 erzählt uns der seiner Vollendung nahe Greis, daß er unter den Commilitonen seiner Jugend der größte Bewunderer Goethe's gewesen sei, doch ihm nachzuahmen schon damals nicht den Muth, noch auch den rechten Impuls gehabt habe: „er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, noch mehr in der Tiefe liegender sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen und das Fundament der neudeutschen Schriftsprache mir zu eigen zu machen." Aber auch hier stehen Zuversicht des Gelingens und Zweifel, namentlich in den Briefen der frühen Zeit, dicht neben einander. Als er (1824) dem Bruder mittheilt, daß Reimer sein erstes Buch („Geschichten der romanischen und germanischen Völker") in Verlag genommen, sucht er sogleich jeder Ueberschätzung vorzubeugen: „Es fehlt nämlich viel, daß ich Alles gelesen hätte, was über diesen Gegenstand zu lesen ist, oder daß meine Darstellung einigermaßen vollkommen wäre. Besonders über diese bin ich zuweilen ganz in Verzweiflung." Und weiter: „Ich habe mir vorgenommen, das Ganze noch einmal durchzugehn, — wo ich ein Wort auf dem Kothurn ertappe, es auf den Soccus oder ganz auf die Dielen zu setzen. Doch wird mir's schwerlich gelingen. Ich habe zu böse Angewohnheiten." Und immer noch über dasselbe Werk schreibt er einige Monate später, daß es „ohne Zweifel von Begebenheiten handelt, die . . . bis jetzt noch in keinem Buch . . . mit dieser Wahrhaftigkeit erzählt worden. Aber die Darstellung ist sehr mangelhaft, zuweilen ermüdend, und hat keineswegs die Natur und Fülle, die ich ihr zu geben gedachte." So weit geht er, daß er vor der Schwierigkeit seiner Aufgabe zurückzuschrecken scheint: „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von Denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an Anderen, an Allem." Gewiß sei, sagt er, daß er zum Studiren geboren und auf der Welt zu gar nichts Anderem tauge; „nicht so gewiß ist freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin . . ." und dann erfüllt ihn wieder die beseligende Sicherheit, er werde doch „ein leidliches Buch machen, — nein, nicht allein! sondern von wahren Menschen, dem wahren Gott, und wirklich geschehener Geschichte wahrhaften Bericht erstatten." Längst hatte dieses Buch dem Gymnasiallehrer von Frankfurt a. O. die Berliner Professur eingebracht, ein zweites, jetzt unter dem Namen: „Fürsten und Völker von Süd-Europa" bekannt und berühmt, war gefolgt, und der erste Band der römischen Päpste bereits erschienen, als Ranke dem Bruder Heinrich mittheilt (1835), daß der König Ludwig von Bayern ihn mit einem eigenhändigen Briefchen über diese Schriften beehrt habe, deren letzte er im Kirchenstaat selbst gelesen: „Was man doch für ein Publicum hat: Soll ich Dir gestehen, daß mich dies demüthigt? Wie viel besser sollten, müßten eigentlich Arbeiten sein, wie die meine ist." Jetzt, wo seine Werke vor uns stehen und wir die Summe seiner Thätigkeit zu ziehen vermögen, sehen wir, daß er „das erhebende Ziel" erreicht, „vergangene Thaten zu enträthseln oder zu entdecken;" und daß er in einem Jugendbriefe schon, an den Philosophen Heinrich Ritter (1827), das richtige Wort gefunden, wenn er dem Freunde zuruft: „wer die Wahrheit des Weltzusammenhanges, Gottes und der Welt, sucht, mit eigener Wahrhaftigkeit, wird immer verzweifeln, und in der Verzweiflung gerade liegt der Beruf."

Die vollkommene Ruhe, das Ebenmaß und sein Abgewogene, die Strenge zugleich und Fülle von Ranke's Diction — das, was ihn selber zuerst aus Niebuhr's Darstellungen wie der „echt classische Geist" anmuthete, — war das Ergebniß unausgesetzter Arbeit dieser innerlich warmen und schöpferischen, aber von Leidenschaft freien Natur, will man nicht etwa die für Erforschung der Wahrheit so benennen. Er hatte, von einem grenzenlosen Wissensdurst getrieben, tief genug in die menschlichen Begebenheiten der Vorzeit und Gegenwart geblickt, um überall das Für und Wider zu erkennen, und scheinbar für keine Seite Partei zu nehmen. Er, ein Conservativer von Haus aus, ward während der Bewegung von 1830 vielfach als ein Radicaler angesehen; und sowohl in den Dictaten wie den Briefen liebt er, das Beispiel seiner „Geschichte der Päpste" zu

citiren. Noch bevor er, um Material für sie zu sammeln, auf Staatskosten seine große Studienreise angetreten, schrieb er (1827) seinem Bruder Heinrich über Pius V.: „Ich habe Relazionen über ihn, wie er leibte und lebte. Ein so frommer Mensch, einfältig wie ein Kind, und der strengste Inquisitor und Verfolger der Protestanten, die doch in dem, was das Wesen seiner Gesinnung war, mit ihm ganz übereinkommen. So sehr dem Irrthum unterworfen ist der Mensch: gebrechlich, ein Thor — und in seinem Gebrechen groß; zuweilen edel noch dann, wenn er Verabscheuungswürdiges thut." Und als er dann, siebenundvierzig Jahre später, 1874, mitten in der ersten Heftigkeit des sogenannten Culturkampfes, dasselbe Werk, erweitert und bis auf die Gegenwart fortgeführt, neu herausgibt unter dem Titel „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten", da hat Ranke nicht nur den ursprünglichen Standpunkt gewahrt, sondern auch das damalige Pontificat in demselben Sinne behandelt. Nicht er, nicht Ranke spricht: die Menschen, die Thatsachen, die Dinge, die Acten, die Relationen sprechen. Auffinden will er „die Mär der Weltgeschichte"; begreifen und festhalten „alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind." Und immer wieder kommt er auf dieses erste Postulat der historischen Wahrheit zurück, untersucht ihr Wesen, fragt sich, ob sie denn überhaupt möglich, auf welchem Wege erreichbar, und faßt zuletzt seine „Conviction" in folgende Sätze zusammen (Allgemeine Bemerkungen 1831—49): „Die Wahrheit ist nie trostlos. An die Wahrheit der geistigen Welt glauben: das ist Religion. O höchstes Glück: Liebe, Studien! Sie sind beide Selbstvergessenheit der Persönlichkeit." —

Je mehr nun aber die Persönlichkeit in seinen Werken zurücktritt oder verschwindet — man wird durch Ranke's Werke niemals in ein persönliches Verhältniß zu ihm gelangen — um so rückhaltloser tritt uns aus den Briefen, Tagebuchblättern und Fragmenten seiner Notizhefte der Mensch entgegen: sein Herz, seine Seele, sein ganzes Ringen und Erringen ist in ihnen. Darum eben gewährt die Lectüre dieses Buches einen unvergleichlichen Genuß: hier spricht Ranke von sich, über sich, hier lernen wir ihn wirklich kennen, gleich liebenswerth in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens.

Die Pietät für Eltern und Heimath, die treueste Familienanhänglichkeit begleitet ihn bis an sein Ende: jeder Verlust, jeder Gewinn auf seiner langen Laufbahn erinnert ihn an die Geschiedenen. Seinen Erstgeborenen nennt er Otto, „zur Ehre der sächsischen Kaiser und unseres Memleben-Wiehe'schen Kreises" (Brief an Heinrich, 1844); oft, bis zum höchsten Alter, pilgert er zu den Stätten der Kindheit, und auf dem von ihm wieder erworbenen Familiensitz in Wiehe will er dem Vater ein Denkmal errichten. „Wir besuchten wie vor alters Garten und Berg . . . Ich freute mich besonders des hochragenden Birnbaums, der eine Art von Wahrzeichen ist. Die alten Fußsteige zu beschreiten, zwischen den hohen sich abwärts neigenden Aehren einherzugehen, gewährt mir ein ausnehmendes Vergnügen" (Tagebuchblätter 1872). Und später, ganz spät, nach der Erhebung „zu einer höchsten Rangstufe," der Excellenz, und nachdem er dem Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck gedankt, schreibt der nunmehr Sechsundachtzigjährige dem Bruder Ernst (1882): „Seit der hohen Ehre, die mir erwiesen worden ist, bin ich von allen möglichen Erinnerungen heimgesucht worden. Dein lieber Brief versetzte mich in die Wohnstube unserer Eltern; der Magistrat von Wiehe in die Straßen des Städtchens und die Mitte meiner kleinen Besitzung; Zuschriften der Kinder unserer Rosalie (Schwester Ranke's) in das letzte Zusammenleben mit der Unvergeßlichen, einst in unserer Wohnstube in Wiehe."

Für den Entwicklungsgang Ranke's besitzen von den hier veröffentlichten Briefen diejenigen an seinen Bruder Heinrich und seinen Freund Ritter die meiste Wichtigkeit. Heinrich Ranke, der auch den gemeinsamen Jugenderinnerungen ein sehr anmuthiges Buch gewidmet hat, stand dem Bruder, wiewohl dieser alle Geschwister mit zärtlich liebendem Herzen umfaßte, doch dem Alter nach (geb. 1798) und in geistiger Beziehung am nächsten. Mit ihm werden vornehmlich die großen religiösen Anliegen verhandelt, welche beide gleichmäßig beschäftigten, aber auch dann nicht zu trennen

vermochten, als ihre Wege sich schieden. Das Verhältniß blieb bis zuletzt das innigste. Die Correspondenz mit Heinrich Ritter wirft ihr hellstes Licht auf die Studienreise Ranke's in Italien (1827—1831), auf die Zeit und Entstehung seiner Werke, bis etwa zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (1839). Dann, wenn er auch kaum jemals am Geburtstage des Bruders versäumt, diesen zu beglückwünschen, und hier und dort noch ein Schreiben an den Freund zeigt, daß er seiner nicht vergessen hat, treten in die vorderste Reihe doch die Briefe an seine Gemahlin, Clara, geb. Graves, mit der Ranke sich im Oktober 1843 verheirathete. Sie sind die hübschesten, geistvollsten, amüsantesten und lehrreichsten, die man sich denken kann. Geschrieben während seiner häufigen Reisen zu gelehrten Zwecken, aus Paris, aus London, aus Dublin, aus Amsterdam, aus München, aus Wien, bieten sie nicht nur willkommenen Einblick in Ranke's Vorarbeiten und Studien, sondern gewähren auch ein höchst farbenreiches Bild zeitgenössischen Lebens aus der Periode von Anfang der vierziger bis Anfang der siebziger Jahre. Clara Ranke muß aus der Vorstellung, die wir von ihr aus diesen Briefen gewinnen, eine bedeutende Frau gewesen sein, eine vollendete Dame von Welt, eine Gefährtin, dem Gemahl ebenbürtig, für welchen sie, frühe schon leidend, um so mehr ein Gegenstand hingebend sorgender Liebe wird. Vor ihr hat er kein Geheimniß, mit ihr plaudert er, offen und zutraulich, über Alles, was ihn beschäftigt, bewegt, ergötzt oder verdrießt; voll von kleinen Pikanterien, manchmal nicht ohne Sarkasmus, aber immer unterhaltend und stets mit einem gewissen, feinen Humor. Aus diesen Briefen ersieht man, welch' ein unvergleichlicher Gesellschafter Ranke gewesen sein muß, obwohl er in seiner Jugend sich so sehr für einen „Einsamen“ hielt, daß er (1827) seinem Bruder Heinrich aus Wien schrieb: „Wo ich auch bin, werde ich allein sein;“ und „daß das ganze Berlin für mich in fünf bis sechs Menschen besteht,“ wie es in einem Brief (1828) an Ritter heißt. Und damit vergleiche man nun den Kreis, der in allen Hauptstädten Europa's sich um Ranke schließt, und nicht nur alle Größen in Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst umfaßt, sondern auch alle Fürsten, Kaiser und Könige seiner Zeit.

Unter den mitgetheilten Briefen an erlauchte Personen möchten wohl diejenigen an König Maximilian II. von Bayern die gehaltreichsten sein. Ranke hatte dem Könige, den er den „besten Schüler Schelling's“ nennt, einige Vorlesungen gehalten, zu der Zeit, wo Jener, als Kronprinz, an der Berliner Universität studirte. Daraus gestaltete sich ein Verhältniß, welches, einzig in seiner Art, und auf unbedingtem Vertrauen von der einen, dankbarer Ergebenheit von der anderen Seite beruhend, in der Stiftung der historischen Commission seinen sichtbaren und dauernden Ausdruck fand. Was König Maximilian für die Wissenschaft gethan, hat reichere Frucht getragen als der Versuch einer literarischen Tafelrunde, der, wie man weiß, an den Umständen gescheitert ist. Eine dem Idealen zugeneigte, durchaus wohlwollende Natur, waren alle Bestrebungen dieses Fürsten „auf die Erhebung Bayerns zu einer hohen Culturstufe gerichtet.“ Unermüdlich war er in seinem Eifer, seiner Begierde, zu lernen. Oft, in der freieren und zwangloseren Umgebung des Herbstaufenthalts im bayrischen Hochgebirge war Ranke der Gast des Königs; in stundenlangen Gesprächen, auf Spaziergängen in dieser erhabenen Einsamkeit geführt, wurden die tiefsten historischen und philosophischen Fragen erörtert, wie die vor Ausbruch des Krimkrieges geschriebenen Briefe von zeitgeschichtlichem und allgemein politischem Interesse sind.

Noch einen anderen fürstlichen Schüler hat Ranke gehabt: den Prinzen Georg von Cumberland, „der einmal König von Hannover werden wird,“ heißt es in einem Brief an den Bruder Heinrich (November 1835). „Bei einer so großen Bestimmung ist er blind. Doch hat man die Hoffnung, ihn noch operiren zu können.“ Ranke trug anfangs Bedenken, diesem, damals in Berlin lebenden Prinzen, auf Ersuchen des hannöverschen Gesandten, historische Vorträge zu halten. „Aber weil er doch einmal König wird, hielt ich nicht für erlaubt, eine Gelegenheit von mir zu weisen, ihm über die wichtigsten Gegenstände — ich trage die neueste Geschichte vor — nach meinen Kräften gesunde Ideen beizubringen.“ — — — —

Seine „Gloire“ als Lehrer jedoch nennt er diese drei: Waitz, Sybel, Giesebrecht, von denen der Eine, der uns die „Deutsche Verfassungsgeschichte“ gegeben, einen Tag nach dem Meister (24. Mai 1886), der Andere, der Historiker der „Deutschen Kaiserzeit“, drei Jahre später starb, während der Geschichtschreiber der „Revolutionszeit“ und der „Begründung des Deutschen Reichs“, verehrungswürdig in seinem Alter, noch lange thätig unter uns sein möge!

Diese Männer, als sie jung waren, emporkommen, sie von der Freundschaft Ranke's gleichsam gehoben und durch seine Theilnahme, seinen Rath in ihren ersten Arbeiten gefördert zu sehen, gewährt dem Leser der an sie gerichteten Briefe vielleicht deshalb ein so reines Vergnügen, weil sie zeigen, daß die Macht und der Einfluß auch des Lehrers nicht zum kleinsten Theil aus den Eigenschaften seines Herzens hervorging.

Als es nun aber wirklich anfängt, still und einsam um ihn zu werden — denn „Alter ist an und für sich Einsamkeit“ (Betrachtung, Sommer, 1875) — da spricht der Greis nur noch zu den Kindern und Großkindern, den eigenen und Derer, die vor ihm geschieden, spricht er vor Allem gern und häufig zu dem einzigen (auch ihn) überlebenden Bruder Ernst, über dessen Jugend er einst sorgend gewacht. Die Todten, um die er klagt, sind ihm in unvergeßlichen Erinnerungen nah, und in der „Luisenstraßen-Einsamkeit“ geht die Arbeit fort.

Nicht ganz ein Novum — denn aus dem für die Freunde gedruckten Manuscript durfte, mit Zustimmung der Betheiligten, vor einiger Zeit schon an dieser Stelle Bericht über dieselben erstattet werden[1]) — sind die Briefe Ranke's an Herrn Carl Geibel (gegenwärtigen Chef der Firma Duncker & Humblot). Sie vervollständigen das Bild Ranke's insofern, als sie merkwürdige Einblicke in die Technik seiner Arbeitsweise darbieten.

In allen Briefen aber, vom ersten bis zum letzten, wenn wir sie nunmehr in ihrem Zusammenhang untereinander und mit den übrigen Stücken dieses Nachlaßbandes überschauen, welch' ein Leben! Es kommen Betrachtungen darin vor, von jener hohen Weisheit und Milde, wie man sie aus Ranke's Geschichtswerken kennt — spontan, aus dem Gegenstande selbst entspringend, „wie die Natur das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüthe läßt“ (Päpste, Bd. I, S. 103). Wer wüßte nicht, wer hätte nicht an sich selbst einmal erfahren, was Ranke mit den Worten sagt: „Wie viel bedarf es, um eine Melodie so recht im Gefühl des Wohlbehagens vor sich hin zu singen!“ (An Frau von Zielinski, 1831). Kaum minder bewunderungswürdig als die Geistesstärke des Neunzigjährigen, die Kraft und Gegenständlichkeit des Erinnerns und des Ausdrucks im „Dictat von 1885“, erscheint uns in seinen frühesten Aeußerungen bereits der Gedankenreichthum und die tadellos reine Form, selbst bei den geringsten Anlässen. In jenem „Dictat“ zieht Ranke mit fester, vom Alter unberührter Hand, die Grundlinien seiner geistigen Entwicklung, zeigt, wie er von Werk zu Werk fortgeschritten und wie mit einer Art Nothwendigkeit eins aus dem anderen hervorgegangen ist: aus der Geschichte der Päpste die der Reformation — „ich hatte das innere Bedürfniß, der Geschichte des Katholicismus die der Ursprünge des Protestantismus zur Seite zu setzen“; wie dann beim Abschluß dieses Werkes er den Mangel in seiner allgemeinen historischen Ausbildung fühlte, „welcher darin lag, daß ich den großen Nationen, die durch Cultur und Macht die größte Rolle auf der Schaubühne der Welt spielten, nicht durch persönlichen Umgang im Kreise derselben näher getreten war“ und wie hieraus — immer innerhalb seines Studiengebietes, welches vornehmlich das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert umfaßte — der Uebergang zur französischen, zur englischen Geschichte sich ergab, wie folgerichtig sich hieran die preußische, seit Erhebung des Kurfürstenthums Brandenburg zu einer europäischen Macht, schloß, und endlich wie „die universale Aussicht für Deutschland und die Welt“ ihn veranlaßt

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1887, Bd. LII, Heft 5, S. 123 ff.: „Aus den Briefen Leopold von Ranke's an seinen Verleger“. Von Hans Blum.

hat, seine letzten Kräfte einem Werk über die Weltgeschichte zu widmen, „in dem ich noch begriffen bin".

So spricht, mit unmittelbarer Anschaulichkeit, dieses Stück Selbstbetrachtung zu dem Leser, und zahllose Stellen in den Briefen und Tagebuchblättern könnten dazu dienen, die Contouren mit der Fülle farbigen Lebens auszustatten und dem Hintergrunde die volle locale Bestimmtheit zu geben. Denn ein starkes Naturgefühl ist Ranke'n eigen: die Landschaft, die Wiederkehr des Frühlings, der Gesang der Nachtigallen, der winterliche Wald im Mondenschein, das Meer und die Alpen werden in seinen Briefen geschildert, niemals freilich um ihrer selbst willen, oder um im Genuß derselben auszuruhen, sondern insofern sie das innere Leben steigern und die Gedankenarbeit begleiten. „Wie geht das Schönste so rasch vorüber!" ruft er einmal im Anschauen des Alpenglühens aus. „Es würde sein, auch wenn kein Mensch da wäre, um es zu bewundern; aber durch diesen Reflex im Menschengeist empfängt es erst die Erfüllung seines Daseins." Einmal wird auch eine Gemsjagd beschrieben, und mit einigem Vergnügen sehen wir „den Mann der Studirstube", „den Spaziergänger von Moabit" sogar einen Schuß versuchen — „aber nur in die Luft".

Mit feinen Zügen und leichter Farbengebung werden die Bilder der vielen Städte, die Ranke während seiner Reisen gesehen hat, manchmal ausgeführt, wie das des alten Hannover (1850), manchmal nur angedeutet, wie das von Venedig (1828), ihre Straßen, Architekturen oder stimmungsvollen Intérieurs. Z. B. der Stephansdom in Wien: „Es ist in dem Zusammen des Dunkels (wie es kein anderer Dom so schön hat), der Lichter, der Betenden, der Kommenden und Gehenden eine sonderbare Magie." Man wird sagen, daß in diesen wenigen Worten der Eindruck der großen katholischen Dome überhaupt vollständig wiedergegeben ist. Zuweilen gelingt es Ranke, durch ein einziges Wort, einen glücklichen Vergleich diese Wirkung hervorzubringen, wie z. B. von der römischen Frühlingsluft, „die so rein ist wie der reinste Ton".

Sein Interesse beschränkt sich keineswegs auf die Wissenschaft, der es in erster Linie gewidmet ist: es umfaßt die schöne Literatur, die bildenden Künste, die Musik, und nicht etwa nur als Hülfsmittel, sondern aus eigenem Bedürfniß. Was in diesem Bande über Dante, was über Goethe gesagt wird, ist sehr merkwürdig. Ranke versucht sogar, in seinen späteren Tagen, zu Richard Wagner in ein Verhältniß zu kommen. Als er 1868 den jungen König von Bayern sieht — „ich fand ihn weniger blühend als vor fünf Jahren; sein Gesicht war etwas bleicher und schmaler als damals" — bemerkt er, daß Ludwig II. noch immer ein Mensch der Zukunft sei, „mehr als die Musik, die er pflegt, das ist. Ich erfahre, daß gerade dieses Wort „Zukunft" ihn für die Wagner'sche Musik gewonnen hat." Im Jahre 1871, zu Wien, hört er zwei Opern des „Meisters", und schreibt der Tochter Maximiliane, sie seien „eintönig und, wenn man will, lang ausgesponnen; aber die Eintönigkeit hat Charakter, und die langen Recitative werden von lebendig empfundenen und dargestellten Scenen und Passagen durchbrochen."

Es ließe sich aus diesen Aufzeichnungen und Briefen eine ganze Porträtgalerie zusammenstellen, zumeist Miniaturen, wie die von Villemain, Mignet, Michelet, Augustin Thierry. Mit einer oft recht kurzen Bemerkung trifft er auch hier das Wesen; z. B. von A. W. von Schlegel: „Wenn ich so alt werde, mag ich nicht so sein" (an Heinrich Ranke, 1827); oder von Bettina von Arnim (an Denselben): „Diese Frau hat den Instinct einer Pythia: eine so strömende wahre Beredtsamkeit in bewegten oder geistigen Augenblicken ist mir noch nicht vorgekommen; wer wollte ihr aber Alles glauben?" Man wird diesen Nachsatz dem Historiker nicht übel deuten, der immer von der Kritik der Quellen ausging, im Uebrigen aber mit echter Liebe gerade dieser Familie zugethan war, wie besonders aus dem Brief an Heinrich und Selma (Ranke's Schwägerin) ersichtlich wird, in welchem er (März 1831) über den plötzlichen Tod Achim's von Arnim und den Einfluß dieses erschütternden Ereignisses auf Bettina spricht. „Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Erstaunen und Wohlgefallen ich ihr wieder zuhöre. Es ist eben, als finge Malchen (das Kind des Bruders),

indem Du mit ihr auf dem Sopha spielst, von göttlichen Dingen zu reden an, zwischen denen hindurch sie wieder einmal von Zuckerschaufeln phantasirte." Briefäußerungen ähnlicher Art finden sich nach dem Erscheinen des Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde (1835): „Dieses Buch ist die ganze Person." —

Unter den großen Geschichtschreibern, denen Ranke persönlich begegnete, war Macaulay Derjenige, welcher am frühesten den Ruhm des deutschen Historikers in England verkündet hatte. Schon aus Rom (December 1838) schrieb er an Lord Lansdowne: „Haben Sie Ranke's Geschichte des Papstthums seit der Reformation gelesen? Ich schulde viel von meinem Vergnügen hier Dem, was ich von ihm lernte" [1]). Dann (1840), bei Gelegenheit der englischen Uebersetzung, kam sein Essay in der „Edinburgh Review": „Das Originalwerk Professor Ranke's ist gekannt und geschätzt, wo immer deutsche Literatur studirt wird . . . Es ist in der That das Werk eines Geistes, ebenso geeignet für minutiöse Untersuchungen wie für weite Ausblicke. Es ist auch in einer bewunderungswürdigen Auffassung geschrieben, gleich entfernt von Leichtfertigkeit und Bigotterie, ernst und gemessen, aber tolerant und unparteiisch. Wir sehen darum mit dem größten Vergnügen dieses Buch seinen Platz einnehmen unter den englischen Classikern" [2]). Im März 1857 besuchte Ranke den Historiker, der wenige Monate später (im August) zum Peer erhoben, dem aber sein innigster Wunsch, das Werk seiner englischen Geschichte zu beendigen, vom Schicksal versagt ward († 1859). „Ich fand ihn," schreibt Ranke der Gemahlin, „in der Nähe von Kensingtongarden . . . in einem schönen Landhause; er ist durch sein Buch wohlhabend geworden. Ich hatte großes Vergnügen, einmal gut englisch sprechen zu hören. Er spricht ähnlich, wie er schreibt, mit demselben Interesse, derselben Bestimmtheit und in derselben politischen Meinung. Ich sagte ihm, daß ich die Form seiner Schriften bewundere und besonders die Art, wie er die Gegenwart durch die Vergangenheit erläutert, ohne in jedem Punkt mit ihm übereinzustimmen. Daß ich mich selber mit englischer Geschichte beschäftigen will, schien ihm doch nicht ganz recht zu sein." Dann, von einem „historischen Diner", welches Lord Granville zu Ehren Ranke's gab: „Ich sah Macaulay wieder, der das große Wort führte, und Mr. Grote, mit dem ich Freundschaft machte." Freilich ist ein stärkerer innerer Gegensatz kaum denkbarer, als zwischen dem erklärten Historiker der Whigs und Ranke!

Eine tiefere Sympathie verband ihn mit Thiers, in welchem der Staatsmann ihm schließlich noch mehr — sagen wir imponirte? — als der Schriftsteller und in dessen großem Geschichtswerk er „immer den Ministerpräsidenten von Frankreich sprechen" hörte. Bei Ranke's vorherrschendem politischen Interesse mußte die Frage nach dem Verhältniß des Historikers zur praktischen Ausübung der Staatskunst ihm oft genug nahe treten. Aber seine Natur wies ihn andre Bahnen; obwohl er persönlich sich zu den Grundsätzen der conservativen Partei bekannte, würde doch im gegebenen Fall der Historiker in ihm stärker gewesen sein, als der Parteimann. Thiers hat das Richtige von ihm gesagt: daß er die gegenwärtigen Dinge als Historiker sehe. „Dadurch fühle ich mich doch ein wenig geschmeichelt," schreibt Ranke seiner Frau (1855), der er diese Aeußerung mittheilt, „denn es ist eben meine Ambition." — Dagegen schon 1828 an den Bruder Heinrich: „Staatsämter reizen mich nicht . . . Mein Ehrgeiz ist nicht so groß. Im Genuß alles dessen, was die Menschen Edles und Großes hervorgebracht haben, in meinem Gott zufrieden, wünsche ich zu leben. Die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wäre mein größtes Glück." Als Gentz, für den er übrigens Bewunderung hegt und mehrfach ausspricht, dem jungen Historiker seine persönlichen Eindrücke von der actuellen Politik mittheilt, bringt dieser nichts davon zu Papier: „ich würde damit in meine Studien ein falsches Element gebracht haben" (Dictat von 1885). Poeten werden geboren, heißt es einmal an einer andren Stelle (Betrachtung 1877); „Musiker und Mathematiker haben das Vorrecht, in

---

[1]) Trevelyan, the Life and Letters of Lord Macaulay. III, 46. (Tauchn. Edit.)
[2]) Macaulay, Critical and historical essays. IV, 97. (Tauchn. Edit.)

frühen Jahren etwas Vollendetes leisten zu können. Der Historiker muß alt werden ... Zu seiner Entwicklung gehört es, daß große Begebenheiten sich vor seinen Augen vollziehen, Erschütterungen eintreten, Neugestaltungen versucht werden. Was man oft gesagt hat, der Historiker müsse thätig in den Geschäften sein, das mag wahr sein, wenn von einer Darstellung der Staatsverwaltung im Einzelnen die Rede ist. Aber eine Universalentwicklung des Historikers wird dadurch nicht bedingt. Nothwendig ist nur eine lebendige Theilnahme an den Begebenheiten und wo möglich genaue Bekanntschaft mit den in denselben thätigen Persönlichkeiten, so daß ihm der Wechsel der Ereignisse, in dem sie geschehen, vor die Augen tritt."

Solch' ein Beobachter ist Ranke sein langes Leben hindurch gewesen. Zeugniß dafür sind die hier in reichem Maße vorliegenden Aufzeichnungen über wichtige Gespräche mit Souveränen und leitenden Staatsmännern; seine Betrachtungen über Ereignisse des öffentlichen Lebens und beim Tod hervorragender Persönlichkeiten, die ihm nahe gestanden; ist endlich, und nicht am wenigsten, dieses Verhältniß „intimster Art" zu Thiers, dem Repräsentanten des französischen Liberalismus. Die napoleonische Legende, deren Wiedererwecker durch eine unglückliche Verkettung er gewesen, ward im Kriege von 1870 ein für allemal vernichtet. Aber die Freundschaft der beiden Männer überdauerte den Kampf und scheinbar hoffnungslosen Bruch der beiden Nationen, während Ranke'n selbst beschieden war, noch mitzuerleben, was er einst nur in einer historischen Ferne sehen zu dürfen meinte. Von den äußeren Dingen nicht bestimmt, wohl aber gefördert, getragen und gehoben, hat sein Leben und sein Lebenswerk sich harmonisch vollendet und in dieser Nachlaßschrift seinen schönsten und würdigsten Abschluß gefunden.

J. R.

---

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Der Besuch, welchen das deutsche Kaiserpaar dem englischen Hofe abgestattet hat, erhob sich in einem Zeitpunkte, in dem das europäische Friedensbündniß, die Tripelallianz, soeben erneuert worden war, weit über das Niveau eines conventionellen Actes, bei welchem ein Monarch das befreundete Oberhaupt eines anderen Staates begrüßt. Hatte bereits unmittelbar zuvor die Reise an den niederländischen Königshof in erfreulicher Weise gezeigt, daß Deutschland gewillt ist, herzliche freundnachbarliche Beziehungen zu pflegen, so daß es nicht unsere Schuld ist, wenn derartige Beziehungen nicht überall constatirt werden können, dann darf der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit der Königin von England eine ganz besondere Tragweite beigemessen werden. Wie verfehlt es auch erscheinen mag, wenn hier und da bereits von einer Quadrupelallianz die Rede war, zu welcher der Dreibund durch den Anschluß Englands erweitert worden sein sollte, so darf doch als feststehend gelten, daß die friedliche Tendenz dieses Dreibundes, die sich nunmehr eine Reihe von Jahren hindurch in vollem Maße bewahrt hat, auch von Seiten der englischen Regierung anerkannt wird. Selbst das Organ Gladstone's muß in dem aus Anlaß des Besuches des deutschen Kaiserpaares veröffentlichten Artikel zugestehen, daß es der Tripelallianz, insofern sie der Erhaltung des Friedens diene, Gedeihen wünsche. Daher erscheinen die Einschränkungen des englischen Blattes unwesentlich, wenn es hervorhebt, daß der leitende englische Staatsmann, Lord Salisbury, nicht immer Premierminister bleiben werde, und daß durch seine Versprechungen keiner seiner Nachfolger verpflichtet werden könnte. Handelt es sich doch nicht um derartige Versprechungen, die im Hinblicke auf das in England herrschende streng constitutionelle Régime in der That nicht in bindender Form gewährt werden können, wohl aber besteht zwischen den Mächten des europäischen Friedensbündnisses und Großbritannien eine unleugbare Interessengemeinschaft, die durch einen Cabinetswechsel in keiner Weise erschüttert werden würde. Hervorgehoben zu werden verdient denn auch, daß Gladstone selbst in der Zeit, in der er die Regierungsgeschäfte leitete, in der auswärtigen Politik nicht von der in dieser Beziehung durch Lord Salisbury vorgezeichneten Bahn abgewichen ist. Das englische Volk hat sich überdies sicherlich nicht durch Erwägungen der hohen Politik beeinflussen lassen, als es dem deutschen Kaiserpaare einen herzlichen Empfang bereitete; vielmehr empfand es neben den Gefühlen der Stammesgemeinschaft und der früheren treuen Waffenbrüderschaft nicht minder stark, daß von Seiten Deutschlands, das seit Jahrzehnten von seiner Volkskraft den weisesten Gebrauch gemacht hat, keine Störung des europäischen Friedens drohe, und daß der deutsche Kaiser, der als Gast auf englischem Boden erschienen, auch bei den befreundeten Monarchen in demselben friedlichen Sinne zu wirken entschlossen ist.

Es braucht nur auf die umfassende socialpolitische Gesetzgebung in Deutschland hingewiesen zu werden, um zu zeigen, in welcher Richtung sich die Bestrebungen des

Monarchen bewegen, ein Werk, das vor Allem auf der weiteren friedlichen Fortentwicklung der politischen Verhältnisse beruht. Sehr bemerkenswerth erscheint, daß gerade im socialdemokratischen Feldlager in diesen Tagen eine heftige Fehde darüber entstanden ist, welche Stellung die „Genossen" gegenüber dem Dreibunde einnehmen sollen. Hat doch der socialdemokratische Abgeordnete von Vollmar öffentlich erklärt, daß die Partei zwar zur Diplomatie und ihrem Werben wenig Vertrauen hegen könne, nichtsdestoweniger aber für den Dreibund eintreten müsse, weil dessen Tendenz auf Erhaltung des Friedens gerichtet und deshalb eine gute sei. Die socialistischen Führer wurden durch diese freimüthigen Erklärungen in die größte Verlegenheit versetzt und bemühten sich, deren Tragweite abzuschwächen, wobei ihnen nur das Mißgeschick widerfährt, daß ihnen aus den eigenen früheren Reden dieselbe Auffassung des europäischen Friedensbündnisses nachgewiesen werden konnte. So geriethen die Genossen Auer, Bebel und Liebknecht in ein arges Dilemma, das, wie es für die zweideutige Taktik der socialdemokratischen Parteiführer charakteristisch ist, auch auf die Zerfahrenheit innerhalb der Fraction grelle Streiflichter fallen läßt. Ohne irgend welche Prophezeiungen für die Zukunft anstellen zu wollen, darf man doch behaupten, daß die Spaltung innerhalb der socialdemokratischen Partei Fortschritte gemacht hat. Da die Führer ihren Wählern gegenüber das Argument verloren haben, in Folge dessen sie ihre Unentbehrlichkeit bei der Agitation gegen Ausnahmegesetze in den Vordergrund rückten, bemühen sie sich nun, diese Bewegung auf das internationale Gebiet hinüberzuspielen, wobei sie, um es mit den französischen Genossen nicht zu verderben, die früheren nationalen Regungen völlig unterdrücken müssen. Jedenfalls kann das europäische Friedensbündniß die Unterstützung der Herren Bebel und Liebknecht entbehren.

Die Erneuerung der Tripelallianz darf ohne jeden Zweifel als das bedeutsamste Ereigniß auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bezeichnet werden. Mit geschäftigem Eifer trugen die Widersacher des europäischen Friedensbündnisses bis in die jüngste Zeit Alles zusammen, wodurch nach ihrer Auffassung das gute Einvernehmen zwischen Italien, Oesterreich=Ungarn und Deutschland gestört werden könnte. Welche Hoffnungen wurden in dieser Richtung seiner Zeit an den Sturz Crispi's und dessen Ersetzung durch den Marchese di Rudini geknüpft, während doch aus allen Kundgebungen des leitenden italienischen Staatsmannes erhellte, daß dieser ein überzeugter Anhänger des Dreibundes ist. Welche Ueberraschung erregte es in Frankreich, als zuverlässig bekannt wurde, daß die englische Regierung, sobald die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere in Betracht kommt, die Gemeinsamkeit der Interessen mit Italien in vollem Maße anerkennt! Trotz dieser untrüglichen Anzeichen für die Erneuerung der Tripelallianz wiegten die französischen Organe sich immer noch in sanguinischen Erwartungen, daß in letzter Stunde eine Störung eintreten könnte. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob auf die Action der italienischen Radicalen vom Schlage Cavallotti's in Frankreich besondere Hoffnungen gesetzt worden wären, während die entscheidenden Verhandlungen in der italienischen Deputirtenkammer, der die Interpellation des früheren Marineministers Brin über die auswärtige Politik vorlag, gezeigt haben, daß die Franzosenfreunde im italienischen Parlamente zwar den größten Lärm zu entfesseln im Stande sind, auch nicht vor Rohheiten zurückschrecken, trotzdem aber eine ohnmächtige Partei gegenüber der Kammermehrheit bilden, welche der Erneuerung des europäischen Friedensbündnisses zujubelte. Die Ausschreitungen der Cavallottis und Imbrianis erklären sich wohl gerade von dem psychologischen oder pathologischen Gesichtspunkte aus am einfachsten, daß der italienische Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen gewissermaßen durch einen Gewaltact verhindert werden sollte, die vollendete Thatsache zu constatiren, daß der Dreibund auch in Zukunft die sicherste Bürgschaft gegen alle kriegerischen Anwandlungen Frankreichs und Rußlands bilden wird.

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Thatsache, daß der frühere Führer der jungen Rechten in der italienischen Deputirtenkammer, Marchese di Rudini, als gegenwärtiger Leiter der Regierung und Minister des Auswärtigen berufen war, bei der

Erneuerung des europäischen Friedensbündnisses in hervorragender Weise mitzuwirken. Wäre diese Aufgabe noch dem früheren Ministerpräsidenten Crispi zugefallen, so wäre nicht mit derselben Bestimmtheit zur deutlichen Erscheinung gelangt, daß jedes ernsthafte italienische Ministerium, mag es nun der Linken oder der Rechten angehören, durch die Macht der Verhältnisse, sowie durch die Lebensinteressen des eigenen Landes genöthigt wird, an dem Dreibunde festzuhalten gerade wie England, gleichviel ob die Tories oder die Whigs sich am Staatsruder befinden, die Interessengemeinschaft mit Italien anerkennen muß. Diese Interessengemeinschaft, die sich insbesondere auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere bezieht, wird allerdings in Frankreich besonders übel empfunden, da man sich daselbst nicht verhehlen kann, daß durch die Wahrung des status quo in Aegypten dieses Gleichgewicht ebenfalls bedingt wird. Die Franzosen übersehen nur, daß sie selbst die Schuld tragen, wenn sie ihren früheren Einfluß in Aegypten eingebüßt haben, so daß auf alle ihre Beschwerden England mit Fug erwidern kann: „Vous l'avez voulu, George Dandin!“ Aegypten befindet sich überdies unter der englischen Verwaltung in einem durchaus ersprießlichen Zustande, der auch für die Zukunft das Beste erhoffen läßt.

Die Franzosen wollen allerdings in dem Verhalten der italienischen Radicalen ein treues Spiegelbild der öffentlichen Meinung in Italien erblicken, wobei sie sich des Trugschlusses bedienen, daß die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung jenseits der Alpen, mit der wirthschaftlichen Lage unzufrieden, in einem engeren Anschlusse an Frankreich das Heil erblicke. Als ob nicht die Zolldebatten der französischen Deputirtenkammer in unwiderlegbarer Weise dargethan hätten, daß die Schutzzöllner ohne jede Rücksicht auf die allgemeine Politik Frankreich in der That gewissermaßen mit einer chinesischen Zollmauer umgeben wollen. Wenn von französischer Seite zugleich berichtet wird, daß im italienischen Ministerium selbst zwischen dem Conseilpräsidenten Rudini und dem Minister des Inneren, Nicotera, ein unausgeglichener Gegensatz in Bezug auf die Beurtheilung des Dreibundes bestehe, so wird nur übersehen, daß gerade Nicotera es gewesen ist, welcher die öffentlichen Protestversammlungen untersagt hat, in denen die Radicalen ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber den Bündnissen mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn zum tausendsten Male betonen wollten.

Müssen nun die Franzosen darauf verzichten, das europäische Friedensbündniß in absehbarer Zukunft gesprengt zu sehen, so wäre ihnen, wenn einem viel erörterten Artikel des vaticanischen Organs, des „Osservatore Romano“, eine ernsthaftere Bedeutung beigelegt werden darf, unter gewissen Voraussetzungen die Bundesgenossenschaft der römischen Curie eher erreichbar. Des originellen Charakters würde jedenfalls eine solche Allianz ebenso wenig entbehren wie das von den chauvinistischen und panslawistischen Organen seit geraumer Zeit angekündigte französisch-russische Bündniß, das ja gleichfalls früher für unversöhnlich erachtete Gegensätze wie: Demokratie und Autokratie — Despotie würde Herr Floquet früher gesagt haben — ausgleichen soll. Den Ausführungen des „Osservatore Romano“ dient die These als Grundlage, daß die französische Republik und der Vatican zunächst isolirt sind. Mit der geschichtlichen Wahrheit wird es allerdings nicht allzu genau genommen, wenn weiter versichert wird, daß die katholische Kirche und Frankreich sich stets in derselben Lage befunden haben und auch in Zukunft befinden werden im Ruhme, sowie im Unglücke, im Triumphe wie in der Erniedrigung. Hinzugefügt wird, daß Frankreich nunmehr völlig in sich gesammelt ist, und daß es wohl in seinen Erwartungen nicht getäuscht werden würde, da es seine nationale Kraft nicht mehr zu verschleudern brauche, um den kriegerischen oder liberalisirenden Ehrgeiz improvisirter Dynastien zu befriedigen oder um ephemere und fremdartige Mächte aufrecht zu erhalten. Was das vaticanische Organ unter improvisirten Dynastien verstanden wissen will, ist deutlich genug; es fordert jedoch durch solche Ironien den Sarkasmus gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums selbst heraus, da dieses geraume Zeit hindurch lediglich von der „improvisirten Dynastie“ Napoléon's III. gestützt wurde, ganz abgesehen davon, daß die Widersacher des Vaticans unter der Aufrechterhaltung „ephemerer und fremdartiger Mächte“

sicherlich etwas Anderes verstehen werden wie die Wortführer der römischen Curie. Wird nun gar angekündigt, daß die katholische Kirche und Frankreich nicht mehr vereinsamt sein werden, so ist sehr wohl bekannt, daß unter der Kirche nur das mit der weltlichen Macht wieder ausgestattete Papstthum verstanden werden soll. Freilich hat es wohl noch gute Wege, bis die Ankündigung sich verwirklicht, daß man im alten Europa „gegenüber irgend welchem mehr oder minder übermüthigem Bündnisse" den „wunderbaren Ehebund" der katholischen Kirche mit der katholischen Demokratie erstehen sehen werde. Difficile est satiram non scribere! muß man im Hinblicke auf diese Betrachtungen unwillkürlich ausrufen. Als ob nicht in der französischen Demokratie, die heute noch mit Bewunderung auf ihren Gambetta zurückblickt, der Klerikalismus als der hauptsächliche Feind bezeichnet worden wäre!

So würde man denn den Artikel des „Osservatore Romano" nicht so sehr einen ballon d'essai als vielmehr eine „minder haltbare Tagesleistung" nennen können, falls nicht Anzeichen vorhanden wären, daß in der That Annäherungsversuche zwischen der römischen Curie und der französischen Republik stattfinden. Bereits damals, als der „Primas von Afrika", Cardinal Lavigerie, seinen Anschluß an die in Frankreich bestehende Regierungsform vollzog, und Papst Leo XIII. das Verhalten des Cardinals ausdrücklich billigte, wurde auf diese Vorgänge als bedeutsame Symptome hingewiesen. Es fehlte dann auch nicht an zustimmenden Erklärungen anderer französischen Kirchenfürsten, denen sicherlich die im Vaticane maßgebende Strömung wohlbekannt war. Ueberraschen konnte nur einigermaßen, daß die Staatsmänner der römischen Curie nicht davor zurückschreckten, die berechtigten Empfindlichkeiten der französischen Royalisten, ihrer treuesten Bundesgenossen in früherer Zeit, aufs Tiefste zu verletzen. Allein mit feinem Spürsinn hatte man im Vatican schon längst klar erkannt, daß die royalistischen Thronprätendenten ebenso wenig Aussicht auf Erfolg haben wie der bonapartistische, der überdies einer „improvisirten Dynastie" angehört. Die römische Curie beschränkte sich jedoch keineswegs auf platonische Liebesversicherungen; vielmehr fehlte es auch nicht an positiven Zugeständnissen, unter denen das in Tunesien an den Tag gelegte entgegenkommende Verhalten des Cardinals Lavigerie, der gegenwärtig im Vatican hauptsächlichen Einfluß ausübt, an erster Stelle hervorgehoben werden muß. Wurde die Errichtung des französischen Protectorates in Tunesien mit Recht von Seiten Italiens als ein schwerer Eingriff in die eigene Interessensphäre angesehen, so gewährte doch die starke italienische Colonie in jenem Lande zunächst einen wirksamen Schutz gegen das übermäßige Vordringen und Ueberwiegen der französischen Bestrebungen. Schritt für Schritt suchen nun aber die Franzosen neues Terrain zu gewinnen. So war ihnen unter Anderem die Mission der italienischen Kapuziner in Tunesien ein Dorn im Auge, weil dieselben bei der Ausübung der Seelsorge zugleich, wäre es auch nur durch Sprache und Gebräuche, die nationale Gesinnung der niederen italienischen Bevölkerung in der Regentschaft pflegten. Auch ist für die italienischen Verhältnisse bezeichnend, daß, trotz dem ausgeprägten Antagonismus zwischen dem Vatican und dem Quirinale, insbesondere der niedere Clerus sich keineswegs durch einen unversöhnlichen Haß gegen die buzzurri — diesen Namen führten zunächst die piemontesischen „Eindringlinge" in Rom — leiten läßt. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Tunesien mußte daher die Anordnung des Cardinals Lavigerie, nach welcher die Mission der italienischen Kapuziner, der auch einige Malteser angehörten, aufgelöst und französische Kleriker mit deren Befugnissen betraut werden sollten, großes Aufsehen erregen. Nicht bloß innerhalb der italienischen Colonie in der Regentschaft, sondern auch bei allen Nichtfranzosen herrschte wegen des eigenmächtigen Verhaltens des Cardinals Lavigerie die tiefste Entrüstung, die auch in einer zu Tunis gehaltenen großen Versammlung, sowie in der von dieser beschlossenen Petition an den Papst zum Ausdrucke gelangte. Um dem Gesuche, die Mission der italienischen Kapuziner in Tunesien erhalten zu sehen, den geeigneten Nachdruck zu geben, sendeten die Unterzeichner eine besondere Deputation nach Rom, die beim Papste um eine Audienz nachsuchen und mit der Congregatio de propaganda fide, unter welcher die auswärtigen geistlichen Missionen stehen, sich in

Verbindung setzen sollte. Man durfte mit Recht auf das Ergebniß dieser Bemühungen gespannt sein, weil auf solche Weise ein Werthmesser gewonnen werden konnte, um zu beurtheilen, wie weit die entente cordiale zwischen der römischen Curie und der französischen Republik in diesem Augenblicke bereits gediehen ist. Das Resultat übertraf nun alle Erwartungen der Anhänger des Cardinals Lavigerie. Die Propaganda — mit diesem abgekürzten Namen wird in den geistlichen Kreisen Roms die erwähnte Congregation bezeichnet — lehnte das Gesuch ohne Weiteres ab mit dem Hinweise, daß eine höhere Anordnung maßgebend gewesen sei. Die Deputation wurde dann auch nicht in corpore zur Audienz beim Papste zugelassen; vielmehr wurden zunächst einige „buzzurri" ausgeschieden, während den von Leo XIII. empfangenen Mitgliedern der Deputation erwidert wurde, daß kirchliche Gründe sich der Erfüllung ihres Gesuches entgegenstellten.

Cardinal Lavigerie hat also in der Angelegenheit der geistlichen Mission in Tunesien einen anscheinend geringfügigen, in seinen Folgen jedoch bedeutsamen Sieg errungen, durch welchen zugleich die in der Regentschaft bestehenden Gegensätze zwischen Franzosen und Italienern verschärft werden müssen. Die italienische Regierung erhält zugleich einen neuen Beweis für die Gesinnungen Frankreichs im Allgemeinen, nicht minder aber für das wenig entgegenkommende Verhalten der Umgebung des Papstes. Hatten doch selbst liberale italienische Blätter angenommen, daß Leo XIII., sobald er erst die Deputation aus Tunesien empfinge, sogleich sein „italienisches Herz" entdecken und den Wünschen seiner Landsleute bereitwillig entsprechen würde. Alle diese Umstände sind wohl geeignet, die Ansicht zu verstärken, daß der päpstliche Stuhl in der That Werth darauf legt, sich der Regierung der französischen Republik gefällig zu erweisen. Wenn aber die Erneuerung des europäischen Friedensbündnisses, abgesehen von den bekannten zahlreichen Argumenten, noch einer weiteren Rechtfertigung bedurft hätte, so können die italienischen Staatsmänner diese in dem gemeinsamen Vorgehen der römischen Curie und der französischen Republik finden, welche letztere eine wirkliche Specialität in der Anbahnung unnatürlicher Bündnisse erlangt zu haben scheint.

Noch eine andere bemerkenswerthe Perspective wird durch das Vorgehen des Cardinals Lavigerie in Tunesien eröffnet. Es fehlt nicht an charakteristischen Symptomen für die Annahme, daß der „Primas von Afrika", der seine uneigennützigen Bestrebungen für die Beseitigung des Sclavenhandels stets in den Vordergrund gerückt sehen möchte, bei seinen Zugeständnissen an die französische Regierung durch sehr weltliche Beweggründe, das Streben nach der Tiara, geleitet wird. Der Unterstützung der Jesuiten bereits gewiß, möchte Cardinal Lavigerie sich noch diejenige Frankreichs sichern. Zugleich sollen die humanitären Bemühungen des ehrgeizigen Kirchenfürsten dazu dienen, ihm noch weitere Sympathien zu verschaffen. Allerdings weisen die Berechnungen des Cardinals Lavigerie einen bedenklichen Fehler auf, ganz abgesehen davon, daß in dem Cardinalscollegium selbst die italienischen Elemente das Uebergewicht behaupten und im Allgemeinen wenig Neigung verspüren, einen Ausländer zum Papste zu wählen. Der Hauptfehler besteht nämlich darin, daß die italienische Regierung selbst gegen eine Papstwahl Verwahrung einlegen müßte, durch die ein Franzose an die Spitze der katholischen Kirche berufen würde, deren auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht abzielender Bestrebungen in einer ganz anderen Beleuchtung erscheinen würden, falls ein gewisses Einverständniß mit Frankreich angenommen werden darf. Daß man sich von Seiten der französischen Republik eines solchen Verhaltens versehen kann, wird durch die früheren französischen Occupationen Roms erhärtet. Vestigia terrent! Die französische Republik legt überdies selbst derartige Eventualitäten nahe, da eine Regierung, die trotz ihrer radicalen Existenzbedingungen mit Rußland und dem päpstlichen Stuhle pactiren möchte, in ihren weiteren Entschließungen durchaus unberechenbar erscheint.

Wie Italien hat auch Deutschland im Hinblick auf seine starke katholische Bevölkerung sowie mit Rücksicht auf sein Verhältniß zu Frankreich ein bedeutsames Interesse daran, daß kein Franzose den päpstlichen Thron besteigt. Sicherlich wird

die Tripelallianz auch nach der Richtung ihre friedliche Bedeutung erweisen, daß Oesterreich-Ungarn sich den Bemühungen seiner Bundesgenossen, die Wahl eines französischen Papstes zu verhindern, in vollem Maße anschließt.

Hervorgehoben zu werden verdient in diesem Zusammenhang, daß es in Frankreich selbst nicht an Stimmen fehlt, welche ebenso wie gegen das unnatürliche Bündniß mit der römischen Curie auch gegen dasjenige mit Rußland protestiren. Niemand erschien für eine derartige „patriotische" Aufgabe berufener als der greise Senator Barthélemy Saint-Hilaire, der Vertraute Adolphe Thiers', für dessen Ernennung zum Chef der Executivgewalt er mit besonderem Eifer gewirkt hatte, wie er ihm dann auch bis zu dessen Sturze als Generalsecretär die besten Dienste leistete. Allerdings werden die französischen Patrioten vom Schlage Paul Déroulède's gegen Barthélemy Saint-Hilaire, der in dem Ministerium Jules Ferry's vom 30. September 1880 als Minister des Auswärtigen sicherlich einen besseren Einblick in das Getriebe der hohen Politik gewinnen konnte als die Leute der Patriotenliga, unverzüglich den Vorwurf erheben, daß er durch seine Verurtheilung jeder Allianz mit Rußland das Vaterland verrathen habe. Der ehemalige Vertraute Adolphe Thiers' weist jedoch eine so rühmliche Vergangenheit auf, daß alle Verdächtigungen an dem blanken Ehrenschilde eines Mannes abprallen müssen, der, wie er eine hervorragende Zierde der Wissenschaft ist, auch durch sein tapferes Verhalten gegenüber Napoléon III. gezeigt hat, daß er seine politische Gesinnung keineswegs dem materiellen Vortheile unterzuordnen bereit ist. So verweigerte er Napoléon III. den Eid und zog vor, seine Professur am Collège de France niederzulegen. Wenn ein solcher Mann im gegenwärtigen Augenblicke, wo ein französisches Geschwader ausgezogen ist, dem Zaren gewissermaßen die Huldigung der französischen Republik darzubringen, den Muth findet, seinen Landsleuten die verhängnißvollen Consequenzen eines solchen Bündnisses klar zu machen, so verdient dies jedenfalls volle Anerkennung; nur darf kaum angenommen werden, daß derartige Kassandrarufe in der öffentlichen Meinung Frankreichs einen wirksamen Widerhall finden werden.

Haben doch auch die Verhandlungen der Deputirtenkammer über die Beschlüsse der Brüsseler Antisklaverei-Conferenz aufs deutlichste erwiesen, daß die Vertreter der französischen Republik bei ihren Entschließungen sich zwar durch blinden Haß, nicht aber durch Vernunftgründe leiten lassen. Um an dem „perfiden Albion" Revanche zu nehmen, das mit dem Dreibunde pactirt haben soll, verwarf die weit überwiegende Mehrheit der französischen Deputirtenkammer nunmehr dieselben Beschlüsse, die auf der Brüsseler Conferenz von den französischen Delegirten in Vorschlag gebracht worden waren. Hier zeigte sich auch von Neuem, daß die humanitären Bestrebungen Frankreichs wenig ernsthaft gemeint waren, da die französische Republik in demselben Augenblicke das Werk der Unterdrückung des Sklavenhandels scheitern läßt, in dem sie ihre Phantasien auf dem Gebiete der hohen Politik vereitelt sieht.

---

# Literarische Rundschau.

## Friedrich Hebbel's Briefwechsel.

Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst den Bildnissen Hebbel's und Bamberg's. Erster Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Es gibt keine bedeutende Kunst ohne mystischen Gehalt. Was unter diesem mystischen Gehalte zu verstehen ist, möge anstatt grauer Theorien eine Geschichte erhärten. Ein Rabbi wird an den Sarg eines Todten gerufen. Er kommt und fragt, wer der Todte gewesen sei. „Ein ganz gewöhnlicher Mensch," lautet die Antwort. Der Rabbi aber entgegnet: „So ganz gewöhnlich kann er nicht gewesen sein, denn ich sehe an dem Sarge König David mit der Harfe stehen." Das Buch, aus welchem diese Geschichte stammt, habe ich vergessen; die Geschichte selbst blieb mir in der Erinnerung, denn sie ist höchst bedeutungsvoll. Die Umgebung des Todten ist die erkenntnißlose Menge, die ihren eigenen Unwerth zum Maßstab für Menschen und Dinge macht, für die nur eine Oberfläche, aber keine Tiefe, nur eine Physis, aber keine Psyche besteht. Der Rabbi dagegen ist ein in höherem Sinne Wissender, ein Erleuchteter. Mit einem Seherauge schaut er und gewahrt das Walten eines vollkommneren Geistes da, wo die Gewöhnlichen nur das Gewöhnliche sehen. Es sind dieselben, die in den Weltangelegenheiten eine entscheidende, lächerliche oder traurige Rolle spielen, die bald stumpfsinnig, bald in blinder Leidenschaft gegen das Edle sich auflehnen, für Sokrates den Giftbecher begehren und kreuzige! kreuzige! in Jerusalem rufen. — Der Rabbi sieht König David mit der Harfe an der Bahre stehen; und wenn der Gesalbte aus der Ewigkeit um eines armen Sterblichen willen herabsteigt, so muß dieser ein Auserwählter gewesen sein. König David ist eine Vision des Rabbi. Und faßt man die merkwürdige Geschichte symbolisch, so bedeutet sie nichts Anderes, als daß der Rabbi den sechsten Sinn besitzt, von welchem Platon spricht, und mit ihm bis an die äußerste Grenze menschlicher Erkenntniß dringt. Er ist eine mystische Persönlichkeit. Er kennt jene Seelenvorgänge, auf denen das metaphysische Bedürfniß und das transscendentale Bewußtsein des Menschen beruhen, aus denen die Religionen hervorgegangen sind, aus denen Traum, Somnambulismus (in höherem Sinne) und dichterische Intuition entspringen, ja sogar der Eifer des wissenschaftlichen Forschers da, wo er dämonisch wird, wie bei Newton oder Kepler. Diese feinsten, nur bei außerordentlichen Individualitäten ausgebildeten Seelenvorgänge sind inneres Schauen — Mystik: das ist Drang nach Vollkommenheit und Vollendung, geistiger und sittlicher, Eindringen in die geheimsten Tiefen der Natur und des Menschen, Erkenntniß, die sich immerhin auf die Erfahrung stützt, aber zur Offenbarung des Höchsten emporwächst.

Die Werke Hebbel's stehen überall auf mystischer Grundlage; nicht allein seine Dichtungen, sondern ebenso seine vor einigen Jahren erschienenen Tagebücher, herausgegeben von Felix Bamberg, und sein Briefwechsel, dessen ersten Band eben jetzt derselbe alte Freund des Dichters veröffentlicht hat. Dieser Briefwechsel ist ein sprachliches und geistiges Denkmal ersten Ranges. Es ist erstaunlich, mit welchem Ernst und Eifer sich Hebbel schon in jungen Jahren den wichtigsten Problemen, besonders der Kunst, Moral und Metaphysik, gleichsam wie im ahnungsvollen Traum, im schlafwachen Zustande zuwandte, mit welchem genialen Tiefblick er den springenden Punkt dieser Probleme erkannte und begriff. Aber auch für das Kleine war sein Geist geschult. Er besaß die seltene Gabe, wie Jean Paul oder Gottfried Keller, das Unbedeutende mit bedeutendem Auge zu schauen. Die zartesten und intimsten Schwingungen der Seele waren für ihn erkennbar, in den dürftigsten Regungen des Lebens, an denen die Alltagsnaturen vorübergehen, gewahrte er den Zusammenhang mit dem Ganzen und das Weben eines höheren Geistes. Er war wie jener Rabbi, der den König David an der Bahre eines Armen sah. Wenn nun ein solcher Mann, der nach den übereinstimmenden Aussagen Aller, die ihn kannten, sogar im Geplauder stets eine Fülle tiefer Gedanken und drastischer Bilder in fließender Rede zum Besten gab und, wie ein Zeuge berichtet, in einer Stunde Gesprächs ein Quantum geistiger Kraft verbrauchte, mit welchem ein gewöhnlicher Mensch seine Gesammtthätigkeit während Wochen hätte decken können, wenn ein solcher Mann seine Gedanken in Briefen niederschreibt, so bedarf eine geordnete Sammlung derselben nicht erst einer besonderen Empfehlung: sie spricht eine stille und eindringliche Sprache für sich selbst.

Felix Bamberg hat das Werk mit einem Vorworte versehen, in welchem die einzelnen Briefreihen klar und scharf gekennzeichnet und die schwierigen und disparaten Individualitätszüge Hebbel's in fundamentalen Sätzen auseinander gelegt werden. Der Briefwechsel, den sie führten, ist ein ehrendes Zeugniß für den Kunstverstand Bamberg's, für die Rührigkeit und Tüchtigkeit seines Wesens, und nicht zuletzt für seine Selbständigkeit. Von Hebbel's Correspondenten, die in dem ersten Bande zu Worte kommen, seien erwähnt: Tieck und Uhland, Robert Schumann, Gustav Kühne, Bogumil Goltz, Wilhelm Jordan, Gervinus und Oehlenschläger. Wie interessant die Briefe dieser Männer auch sind, sie stehen an menschlichem und geistigem Werthe zurück hinter denjenigen Hebbel's. Diese gewähren einen Einblick in das Geistesleben vor und nach dem Jahre 1848; einer Wandeldecoration gleichen sie, welche die Bilder merkwürdiger und hervorragender Männer deutlich an unserem Auge vorbeiziehen läßt; sie enthalten Betrachtungen über die verschiedenartigsten Gegenstände des Denkens und Nachrichten über das empfindliche Seelenleben des Dichters, über innere Zustände und äußere Ereignisse, so daß das Ganze einen Lebensproceß darstellt, der in seinem Reichthum, seinen Verwicklungen, seinen tragischen Phasen und am Ende seiner sittlichen, harmonisch schönen Ausgleichung die tiefste und nachdrücklichste Theilnahme erweckt. Und die literarische Form, in der dieser Proceß sich verkörpert, ist die körnige und knappe, die plastische und charaktervolle, die wir von Hebbel's Dichtungen her kennen. Zum Verständnisse der letzteren ist die Kenntniß seines Lebenslaufes und seiner complicirten Persönlichkeit nothwendiger als bei einem anderen Dichter, in dessen Wesen die entgegengesetzten Elemente weniger gemischt waren als bei Hebbel. Seine Briefe nun sind ein unschätzbares biographisches Material. Der erste Band umfaßt die letzte Wesselburner und die erste Hamburger Zeit, seine Studentenjahre in Heidelberg und München, seinen zweiten Aufenthalt in Hamburg, seine Wanderjahre in Kopenhagen, Paris, Rom und Neapel. Es sind die düsteren Jahre, in denen er nicht allein durch die Gespenster der Noth und durch harte Schicksalsschläge, wie den Tod der armen Mutter und des geliebten Freundes Rousseau zu leiden hatte, sondern nicht minder heftig durch sein Dichtertalent, welches, spröde und unreif, ihn an sich selbst zweifeln und verzweifeln ließ. Alle Pein wurde verstärkt durch den dämonischen Hang und Drang, dem dichterischen Proceß durch die Theorie näher zu rücken, und durch die Gewohnheit, die eigenen Gefühle zu belauschen, zu zergliedern und sich zu quälen.

Er machte an sich die sonderbarsten Experimente, die Psyche war ihm ein Gegenstand ununterbrochener Forschung. Er spielte seiner Person gegenüber selbst Schicksal, wenn anders sein Schicksal nicht eben dieser Charakter war. Er gehörte zu jenen Naturen, welche das Messer nicht aus der Wunde ziehen, sondern gewaltsam in dieselbe stoßen, vielleicht unbewußt und mit der heißen Sehnsucht nach Heilung, oft aber auch bewußt. Er empfand den Trotz, den Stolz, den Egoismus, die Wollust des Leidens und bestimmte sich gewissermaßen selbst dazu. Die starken Spuren nimmer verharschender Wunden gehen durch alle seine Dichtungen hindurch, ebenso durch seine Briefe, darum sind sie die anregendste, wahrste und bedeutsamste Ergänzung jener.

Man lese daraufhin die Briefe, die der Zwanzigjährige an Hedde richtete, den Genossen seiner in der dithmarsischen Vaterstadt Wesselburen als unterdrückter Schreiber trüb und traurig verbrachten Jugend. Sie sind voll von Naturlauten und Ausbrüchen des Schmerzes, der Gedankenqual, die er mit sich herumtrug. Er war erfüllt von der heiligsten Poesie, aber mit ihr rang die Skepsis. Als Sieger ging er hervor aus diesem Kampfe. Die Poesie blieb ihm, durch sie athmete er, sie war seine Existenz, seine Religion, die ihn verbesserte und veredelte. Am gewaltigsten offenbart sich seine Persönlichkeit in den an Elise Lensing, die Hamburger Freundin, gerichteten Briefen, den umfangreichsten und werthvollsten der Sammlung. Er vertraute ihr Alles an, was sein Herz und seinen Geist bewegte. Er schrieb ihr, in deren Busen er die reinste Resonanz fand, in tagebuchartigen Blättern seine Pläne, Ideen, Ideale, seine Hoffnungen und Enttäuschungen. Seiner Natur nach reizbar und stolz, sensibel, mit einem Nervensystem, das von den leisesten und feinsten Eindrücken erregt wurde, explicirte er vor der Freundin diese seine Natur, ließ sie einen Einblick thun in die rastlos thätige Werkstatt seines Denkens, dem oft eine seltsame Casuistik zu eigen war, und enthüllte ihr die Wunden, die das Leben ihm geschlagen. Einen Schmerz offenbaren diese Briefe, der in seiner Größe und Wahrheit erschütternd wirkt und in aller Briefliteratur seines Gleichen nicht hat. Man glaubt einige Kapitel aus Raskolnikow zu lesen. Tiefe der Empfindung vereinigt sich mit der dichterischen Schönheit des Stils; neben vulcanischen Ausbrüchen einer im Innersten erregten, leidenschaftlichen Mannesnatur stehen die zartesten und mildesten Aeußerungen einer naiv empfindenden Poetenseele, neben dem Dämonischen das Liebliche, neben dem bitter Sarkastischen das Anmuthige; es ist der ganze Hebbel, der aus diesen alten Blättern redet, der Denker, der Dichter, der Mensch.

Für Hebbel war das Leben, wie gesagt, lange Zeit ernst und finster, voll von Irrthümern und Wirrnissen. Die Anfeindungen, die er zu erleiden hatte, gehören mit zu den dunklen Blättern seiner Biographie. Von den Gegnern wird mit unwürdiger Beharrlichkeit auf manchen Fehltritt hingewiesen, aus dem Unglück wird eine Schuld gemacht. Besonders ist es sein Verhältniß zu Elise Lensing, welches in jüngster Zeit wieder auf solche Weise gedeutet und entstellt wird. Günstiger Urtheilende bedauern die Schatten in Hebbel's Dasein, vermeinend, er wäre unter besseren Verhältnissen ein anderer, ein freudigerer Dichter geworden. Mit Unrecht. Hebbel selbst meinte einmal, daß ein Tragödienschreiber auch ein Tragödienheld sein müsse. Das ist es. Gewiß, ein großer Tragödiendichter wär' er geworden, auch wenn die apokalyptischen Reiter nicht an seinem Lebenskarren gezogen hätten; aber die dunkle Färbung würde er alsdann seinen Tragödien nicht haben verleihen können, das Tragische würde er nicht mit der zermalmenden Gewalt haben darstellen können, mit der er es dargestellt hat, ohne die es keine echte Tragödie und, vertieft gefaßt, auch keine Comödie gibt, der er es verdankt, daß wir ihn als den genialsten und außerordentlichsten Dramatiker der Deutschen seit unseren Klassikern bewundern. Wie Shakespeare, der Einzige und Ewige, die Freude nur gebrochen, die Schuld und den Schmerz der Menschheit hingegen in ewigen, lebenserfüllten Symbolen so wahr, so grausig, so elementar veranschaulichte, als ob er ein jüngstes Gericht veranstaltete, vielleicht eben darum, weil seinem Leben das Element der Freude zwar nicht mangelte, aber weil es umschattet wurde von den Nebeln des Leides: so gilt das Nämliche von unserem Dichter aus dem kühnen

Nordlandsstamme der Friesen. Und recht ist es so: denn nicht in der Freude wurzelt die Tragödie und nicht in der Sonne gedeiht sie, sie ist eine Frucht der Dämmerung im Völkerleben, sie ist die wahre Sansarablüthe im alten buddhistischen Sinne, nach welchem Sansara die Welt bedeutet, in der wir leben, die Welt des Irrthums, der Schuld, der Geburt, des Leidens und des Todes, die Welt des Entstehens und Vergehens, des ewigen Wechsels, des unaufhörlichen Kreislaufes der Wiedergeburten, aus dem es kein Entrinnen gibt, so lange uns nicht das erlösende Licht der wahren Erkenntniß aufgegangen ist.

Es sei nicht versucht, in den Reichthum der Gedanken, wie sie in den Briefen sich finden, zu greifen und einzelne, aus dem Zusammenhang gerissen, anzuführen. Man muß das Buch in seiner Gesammtheit auf sich wirken lassen, um Goethe's Wort zu begreifen, daß Briefe die wichtigsten Denkmäler sind, die ein Mensch hinterlassen kann. Es gehört nicht zu dem Modischen und Modernen, welches in der Regel das Banale und Schale ist; es gehört zu den Werken, welche eine langsame, stille und mächtige Wirkung thun und deren Wirkung kein Ende hat.

Fritz Lemmermayer.

## Zwei neue indologische Werke.

Rig-Veda-Samhitâ, the sacred hymns of the Brâhmans, together with the commentary of Sâyanâcârya, edited by F. Max Müller. Second edition. Vols. I. II. London, Oxford University Press Warehouse. 1890.

Le théâtre indien. Par Sylvain Lévi. Paris, E. Bouillon. 1890.

Die erste der beiden Publicationen, für die wir über den Kreis der indologischen Fachgenossen hinaus ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen möchten, ist die Neuausgabe jenes großen Werkes, durch welches Max Müller der Erforschung der ältesten indischen Literatur eine sichere Grundlage gegeben hat, des Rigveda mit dem Commentar des Sayana. Als junger Mann war Müller um die Mitte der vierziger Jahre, unterstützt durch die Freigebigkeit der East India Company, an diese Arbeit herangetreten. Ihn begeisterte der Gedanke, der Erste zu sein, welcher der wissenschaftlichen Welt das älteste und unvergleichlich wichtigste Werk der indischen Cultur zugänglich machte: zugänglich machen aber konnte der Forschung jene priesterlichen Dichtungen nur, wer die unabsehbare Arbeit nicht scheute, den Commentar des mittelalterlichen indischen Erklärers mit herauszugeben, ein wenig erfreuliches Werk ebenso spitzfindiger wie flacher grammatischer und theologischer Allwissenheit, und doch bis auf den heutigen Tag zum unentbehrlichen Handwerkszeug des Vedaphilologen gehörig. Die Veröffentlichung der sechs großen Bände beschäftigte Max Müller durch fast drei Jahrzehnte; 1874 war das Werk vollendet. Wer hätte nicht geglaubt, daß die Arbeit nun einmal für allemal gethan sei. Aber das frisch erwachende und sich immer stärker verbreitende Interesse der Inder selbst für die Vergangenheit ihrer nationalen Cultur hat in den letzten Jahren die Wiederaufnahme des Werkes veranlaßt. Der Maharajah von Vijayanagara stellte Müller die erforderlichen bedeutenden Summen zur Verfügung. „Ihre Studien über die Literatur und das Volk Indiens,“ schrieb ihm der indische Fürst, „haben Ihnen sicherlich den Anspruch an jeden Hindu auf seine Hülfe, so viel in seiner Macht steht, gegeben, zumal bei einem Unternehmen, das für uns selbst von so hoher literarischer und religiöser Bedeutung ist.“ Wesentliche handschriftliche Materialien waren neu hinzugekommen; die Mitarbeiterschaft eines ausgezeichneten jüngeren Sanskritisten, Dr. Winternitz, wurde gewonnen. So liegen jetzt, der Königin Victoria gewidmet, die beiden ersten Bände der Neuausgabe vor. Die

von den Jahren unberührte Arbeitskraft M. Müller's läßt hoffen, daß das wichtige Werk bald zum Abschluß gelangen wird.

Weite Zeiträume — ganz ungefähr können wir von anderthalb Jahrtausenden und darüber sprechen — liegen zwischen der Poesie des Rigveda und den literarischen Entwicklungen, mit welchen sich das Buch Sylvain Lévi's beschäftigt: der Bühnendichtung des indischen Mittelalters. Beruht, wie dies z. B. in Bezug auf die Plastik und wenigstens auf die jüngeren astronomischen Systeme der Inder feststeht, so auch die dramatische Dichtung derselben auf Anregungen, welche von Griechen — von den Bewohnern der bis nach Indien hinein sich erstreckenden Diadochenreiche — ausgegangen sind? Sylvain Lévi widerspricht der Annahme solcher Einflüsse mit Entschiedenheit[1]; ich möchte glauben, daß er Recht hat, obwohl mir hier unbedingte Gewißheit auch von ihm nicht erreicht und wohl an sich unerreichbar scheint. Mit feiner Beobachtungsgabe schildert er das Wesen des indischen Dramas, das, wie man auch über seine Ursprünge denken mag, in seiner ganzen Erscheinung, in Allem was ihm eigen ist und was ihm fehlt, durch und durch indisch ist: voll phantastischer Buntheit, reich geschmückt mit allem Schmuck zart empfundener Lyrik, mit allen Künsten sinnreich verschlungener, oft labyrinthisch verwickelter Bilderrede, aber unfähig, das lebendige Leben der Menschenseele darzustellen, die schlichte Wahrheit menschlichen Handelns und Leidens. Neben dem Drama selbst behandelt Lévi dann die höchst eigenthümliche, in umfangreicher Literatur überlieferte indische Theorie des Dramas: eine Theorie, von der es nicht bezweifelt werden kann, daß sie die Praxis beherrscht hat. Dichter wie Kalidasa haben sie auf das Genaueste studirt und zur Richtschnur für ihr poetisches Schaffen genommen.

In vielen Einzelheiten wird gegen die Aufstellungen Lévi's Widerspruch, gewiß nicht selten berechtigter Widerspruch erhoben werden — wie könnte das bei einem Werk dieser Art anders sein? Insonderheit ist zu bedauern, daß Lévi die interessanten Untersuchungen noch nicht hat benutzen können, durch welche Bühler in neuester Zeit den inschriftlichen Monumenten wichtige Aufschlüsse über das Alter der indischen Kunstpoesie abgewonnen hat[2]). Aber mag zu Ergänzungen und Berichtigungen Raum bleiben, der Dank, den wir dem französischen Gelehrten für sein inhaltvolles und gedankenreiches, lebendig geschriebenes Werk schulden, kann darum kein geringerer sein. Möchte das Buch in weiten Kreisen auch des deutschen Publicums Freunde finden.

H. Oldenberg.

---

[1]) Der entgegengesetzte Standpunkt ist am eingehendsten und scharfsinnigsten von E. Windisch in den Verhandlungen des Berliner Orientalistencongresses (1881) vertheidigt worden.

[2]) G. Bühler, Die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie (Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften). Wien 1890.

εγ. **Der Wiedereintrit des nationalen Princips in die Weltgeschichte.** Akademische Festrede von Alfred Dove. Bonn, Emil Strauß. 1890.

Dove entwickelt in dieser Rede die zwei Grundgedanken, wie Rom die nationalen Individualitäten allmälig vollkommen zerstört hat und wie dann durch die Germanen neue Nationalitäten geschaffen worden sind. Indem die römische Auffassung von den Gentes, die außerhalb des Reiches stehen, näher erläutert wird und die Staaten Geiserich's, Theodorich's, der Franken nach ihrer nationalen Besonderheit eingehend charakterisirt werden, fällt ein mannigfach belehrendes Licht sowohl auf die Krisis der müde gewordenen „ersten Völkerwelt", als auch die Staatenbildung der Völkerwanderung. Den neuen Nationalitäten drohte durch die doppelten Weltherrschaftsbestrebungen von Kaiserthum und Papstthum auch wieder der Untergang; aber da diese beiden Gewalten sich bekriegten, so wurde die Existenz der Volksindividuen gerettet: auf ihrem Dasein beruht die moderne Welt. Es liegt im Charakter akademischer Reden, daß sie sich vielfach mit Andeutungen zu begnügen haben; der Leser muß gar Manches von sich aus hinzuthun können, wenn er den vollen Gewinn von dem Dargebotenen haben soll. Das ist auch bei dieser Rede der Fall; aber ohne Frage ist sie des sorgfältigen Durchdenkens werth; sie setzt sich die Ergründung eines welthistorischen Problems zur Aufgabe, und sie dringt tief in dasselbe ein: man verspürt in Ranke's Schüler einen Hauch von Ranke's Geist.

λ. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1891.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Dreizehnter Jahrgang. Stuttgart, Jos. Kürschner's Selbstverlag.

Kürschner's Literatur-Kalender ist, dank der seltenen Hingabe, dem bewundernswerthen Sammelfleiß, dem richtigen Verständnisse seines Herausgebers in allen mit der Literatur irgendwie zusammengehörigen Dingen, allmälig zu einem für Schriftsteller, Redactionen, Verlagsbuchhandlungen ꝛc. unentbehrlichen Hülfs- und Rathbuche geworden. Mit derselben freudigen Anerkennung, die wir an dieser Stelle schon wiederholt geäußert, begrüßen wir auch den neuen Jahrgang dieses Kalenders, der sich durchaus würdig seinen Vorgängern anschließt, ja, sie in mancher geschickteren Anordnung, in mancher praktischeren Verbesserung noch übertrifft. Das Adressen-Verzeichniß hat wieder eine Vermehrung erfahren, ebenso die literarische Chronik, die alle bemerkenswerthen Vorkommnisse in der deutschen Schriftsteller- und Gelehrten-Republik anführt; die Literar-Gesetze und -Conventionen sind diesmal fortgelassen, ein Register aber ermöglicht ihre rasche Auffindung in den früheren Jahrgängen des Kalenders, die in ihrer von Jahr zu Jahr anschwellenden Stärke einem späteren Culturhistoriker besser als ausführliche, einschlägige Werke unser „papiernes Zeitalter" vor Augen führen werden. Der steigende Erfolg und die wachsende Anerkennung seines Literatur-Kalenders werden sicher dem unermüdlichen Herausgeber ein Sporn sein, mit erneutem Eifer an die Veröffentlichung seines seit längerer Zeit verheißenen „Handbuchs der deutschen Presse" zu gehen.

φλ. **Brehm's Thierleben.** Dritte Auflage. Band III. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1891.

Mit dem dritten Bande des „Brehm" wird die Darstellung der Säugethiere abgeschlossen. Die alte Eintheilung in Krallensäuger, Hufsäuger und Fischsäuger ist verlassen, und dafür eine der modernen Betrachtungsweise entsprechendere eingeführt. Den Beginn des Bandes macht der höchst fesselnde Aufsatz über den Elefanten. Wir erfahren, daß jährlich etwa 55 000 Stück von diesen Thieren des Elfenbeingewinnes halber erlegt werden. Bei einem solchen Vernichtungskriege ist natürlich die Zeit abzusehen, wo der Elefant aus der Liste der Lebendigen gestrichen sein wird, ein Geschick, das in dem beispiellos kurzen Zeitraum eines Jahrzehnts den für Amerika typischen Wiederkäuer, den Bison, bereits ereilt hat. Noch in den siebziger Jahren existirten Millionen „Buffalos" in den Prärien, und heute leben in Folge des gemeinen Massenmordes, den die Yankees „stille Jagd" nennen, nur noch etwa dreihundert Exemplare dieser nützlichen Thiere in den zoologischen Gärten, und mehr als ein halbes Hunderttausend Indianer sind in Folge dessen ihrer Nahrung beraubt. Eine angenehmere Zukunft winkt den bei uns als Hausthiere gehaltenen Verwandten des Bison, den Rindern. Ihre Lebensgeschichte, sowie diejenige unserer übrigen Nutz- und Jagdthiere füllt den größten Theil des vorliegenden Bandes aus. Das Capitel über das Pferd gehört zu dem Besten, was wir über diesen Gegenstand gelesen haben. Mit der Schilderung der Walthiere wird die erste große Gruppe der Säuger abgeschlossen. Die beiden anderen Unterklassen, deren Repräsentanten die Beutelthiere und die Gabelthiere sind, erfahren ebenfalls noch in diesem Bande eine eingehende Behandlung. Darstellung und Ausstattung des Werkes ist die gleich vorzügliche geblieben, und deshalb gebührt demselben auch ungeschmälert alles Lob, das wir ihm früher gespendet.

σβχ. **A Yankee at the Court of King Arthur.** By Mark Twain. Tauchnitz Edition. 2 vols. Leipzig, B. Tauchnitz.

Das ist ein ganz vorzüglicher Yankeescherz: ein amerikanischer Maschinenschlosser, mit der vollen modernen technischen Bildung ausgerüstet, wird in das alte Ritterwesen aus König Artus' Zeit lebendig hinein versetzt. In dem Contrast zwischen diesem vorgeschrittensten Menschen des neunzehnten und dem feudalen Barbarenthum des sechsten Jahrhunderts (das freilich keine kritische Prüfung verträgt), liegt die Wirkung des Spasses beschlossen, der mit allem Geschick und aller Beweglichkeit des Geistes, wie sie Mark Twain eigen sind, in zwei Bänden ausgeführt wird. Das ist aber um einen zu viel: der Effect wäre mehr als doppelt so groß, wenn das Buch um die Hälfte kleiner wäre. Jedoch auch so wie es ist, wird es den Lesern helfen, sich durch ein paar Stunden der Abspannung vergnügt durchzuschlagen.

---

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Bauer.** — Wach auf! Ein freies Wort an die Zeitgenossen von Gottfried Bauer. Berlin, F. Schneider & Comp. 1891.

**Benecke.** — Der Heilige Rock zu Trier im Jahre 1891. Von Dr. Heinrich Benecke. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891.

**Bibliothek geographischer Handbücher.** Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Ratzel: Anthropogeographie. Zweiter Theil: Die geographische Verbreitung des Menschen von Dr. Friedrich Ratzel. Stuttgart, J. Engelhorn. 1891.

**Brieger.** — Stirb und werde. Dichtung von Adolf Brieger. Großenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge. 1891.

**Brunnhofer.** — Culturwandel und Völkerverkehr von Dr. Hermann Brunnhofer. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Deschamps.** — Histoire de la question coloniale en France. Par Léon Deschamps. Paris, Librairie Plon. 1891.

**Deutschmann.** — Deutsche Eigenart. Deutsches Nationalgefühl. Deutscher Patriotismus. Ein Zeit- und ein Zukunftsbild. Allen Vaterlandsfreunden und Erziehern gewidmet. Von Friedlieb Deutschmann. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1891.

**Die moderne Litteratur in biographischen Einzeldarstellungen.** I. Karl Frenzel. Von Ernst Wechsler. II. Hermann Heiberg. Von Hans Merian. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

**Germania.** — Deutsche Dichter der Gegenwart. Bild und Wort. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

**Goldschmidt.** — Handbuch des Handelsrechts. Von L. Goldschmidt. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band. I. Abtblg. Erste Lieferung. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1891.

**Hann.** — Anspruchslose Geschichten von P. Hann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

**Hardung.** — Sonnwendfeuer. Lieder von Victor Hardung. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1891.

**Hesse.** — Tilly's Quartier. Eine niedersächsische Geschichte von August Hesse. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1891.

**Heyse.** — Dramatische Dichtungen. 24. Bdchn.: Die schlimmen Brüder. Schauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

**Hippel.** — Die Thierquälerei in der Strafgesetzgebung des In- und Auslandes, historisch, dogmatisch und kritisch dargestellt, nebst Vorschlägen zur Abänderung des Reichsrechts von Dr. Robert von Hippel. Berlin, Otto Liebmann. 1891.

**Jaeger.** — Die Stanley'sche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber. Nach den Berichten von Casati, Emin Pascha, Peters, Jephson und Stanley kritisch beleuchtet von H. Jaeger. Hannover-Linden, Carl Manz. 1891.

**Jordan.** — Deutsche Hiebe. Von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage (vermehrt). Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1891.

**Kröger.** — Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Haide von Timm Kröger. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

**Lanzius-Beninga.** — Um's höchste Gut. Eine erzählende Dichtung von Helene Lanzius-Beninga. Varel a. d. Jade, J. W. Acquistapace. 1891.

**Leclerc.** — Choses d'Amérique. Les crises économique et religieuse aux États-Unis. Paris, Librairie Plon. 1891.

**Lehmann.** — Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. O. Lehmann. Berlin, Otto Liebmann. 1891.

**Liliencron.** — Krieg und Frieden. Novellen von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

**Mémoires du général Baron de Marbot.** II. vol. Paris, Librairie Plon. 1891.

**Nabert.** — Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa, dargestellt im Auftrage des Deutschen Schulvereins von Professor Dr. H. Nabert unter Mitwirkung von R. Bochh. 1.–2. Section. Glogau, Karl Flemming. 1891.

**Néthy.** — Ballades et chansons de la Hongrie. Traduites par Jean de Néthy. Paris, Alphonse Lemerre. 1891.

**Pietsch.** — Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins Berliner Künstler (gegr. 19. Mai 1840), 19. Mai 1891. Von Ludwig Pietsch. Berlin, Amsler & Ruthardt (Gebr. Meder).

**Pistor.** — Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes von Dr. M. Pistor, Regierungs- u. Geheimer Medicinal-Rath. Im amtlichen Auftrage neu bearbeitet; mit 10 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz).

**Pitrè.** — Canti populari siciliani. Raccolti ed illustrati da Giuseppe Pitrè. 2 vols. Palermo, Carlo Clausen. 1891.

**Sanders.** — Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Zweite Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

**Schack.** — Mosaik. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

**Schack.** — Joseph Mazzini und die italienische Einheit von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

**Schleinitz.** — Wagner's Tannhäuser und Sängerkrieg auf der Wartburg. Sage, Dichtung und Geschichte von Alexandra von Schleinitz. Meran, F. W. Ellmenreich's Verlag. 1891.

**Schütz.** — Die Geheimnisse der Tonkunst von Dr. Alfred Schütz. Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag. 1891.

**Strehlke.** — Wörterbuch zu Goethe's Faust. Von Fr. Strehlke. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

**Strehlke.** — Paralipomena zu Goethe's Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente geordnet und erläutert von Fr. Strehlke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

**Türck.** — Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Von Dr. Hermann Türck. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1891.

**Ueber Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher.** Leipzig, Zangenberg & Himly. 1891.

**Wachs.** — Das russische Volk und Heer. Von O. Wachs. Rathenow, Max Babenzien. 1891.

**Walcker.** — Zeitgemässe Kapitalanlagen. Volkswirthschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirthe von Dr. Karl Walcker. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung. 1891.

**Wallace.** — Die hehre Gottheit. Roman von Lewis Wallace. Ins Deutsche übertragen von Paul Heichen. 2 Bde. Berlin, Heichen & Skopnik.

**Westermarck.** — The history of human marriage. By Edward Westermarck. London, Macmillan and Co. 1891.

**Wiehmann.** — Gesammelte Aufsätze von Herman Wiehmann. Band III. Florenz, Loescher & Seeber.

**Wichmann.** — Dichtungen und Gedichte von Franz Wichmann. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

**Wintern.** — Wie einst im Mai. Eine Erzählung von J. Wintern. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

**Wißmann.** — Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887. Von Hermann von Wißmann. Mit 92 Abbildungen ꝛc. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. 1891.

**Ziegler.** — Ehegeschichten von Ernst Ziegler. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1891.

**Zola.** — Das Geld. Roman von Emile Zola. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

**Zöller.** — Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens zu den Hochgebirgen Inner-Neuguineas, der Natur des Landes, der Sitten der Eingeborenen und des gegenwärtigen Standes der deutschen Colonisationsthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck- und Salomo-Archipel, nebst einem Wortverzeichniß von 40 Papua-Sprachen. Von Hugo Zöller. Stuttgart, Union, deutsche Verlagsgesellschaft. 1891.

**Zoozmann.** — Seltsame Geschichten. Ein Liedercyclus von Richard Zoozmann. Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz). 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

# Klostermann's Grundstück.

Vom Verfasser der „Bilder aus dem Berliner Leben".

## I.

Cajus Klostermann war ein kleiner Beamter im städtischen Dienst von Berlin und wohnte mit seiner Frau Flavia, geb. Fatzke, drei Treppen hoch in der alten Jacobstraße genannter Stadt. Sie hatten keine Kinder, liebten sich aber wie die Kinder, obwohl sie Beide nun ältliche Leute waren. Sie hatten sich nicht eben jung geheirathet, denn Beiden war es schwer geworden, im Leben voran zu kommen. Cajus mochte wohl zwischen dreißig und vierzig zählen, bevor er daran denken konnte, seiner Flavia die Hand zu reichen, und sie war nicht viel jünger. Trotz einer ungewöhnlich guten Schul- und Universitätsbildung war er schon auf der untersten Stufe des vorbereitenden Staatsdienstes so lange hängen geblieben, daß er gern zugriff, als sich ihm ein bescheidener Unterschlupf bot in der Verwaltung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin, die noch nicht einmal seine Vaterstadt war. Sie, gleichfalls aus einer unserer östlichen Provinzen, eine feine Frau von großer Gelehrsamkeit, war Gouvernante gewesen in einem adligen Haus auf dem Lande bei Berlin, als diese Beiden sich kennen lernten. Man hätte kein passenderes Paar finden können, als ob sie ganz eigens für einander geschaffen wären: Beide von mittlerer, fast zierlicher Statur, ein wenig hager und von schmächtigem Umfange — denn sie hielten nicht allzu viel von den guten Dingen dieser Welt und hätten es, in ihren früheren Jahren, auch nicht gekonnt — Beide mit braunen, nicht besonders lebhaften, aber guten Augen, aus denen die Liebe für einander sprach, und Beide mit dunklem, beinahe schwarzem Haar, dem ein vorschreitendes Alter kaum hier und dort einen Silberfaden eingesponnen hatte. Sie sahen nicht eben alt aus, aber man konnte sich auch nicht recht denken, daß sie jemals jung, sondern hatte die Vorstellung, sie seien immer so gewesen, wie sie nun gerade waren. In ihren Herzen war sicherlich keine Veränderung oder Verwandlung vorgegangen; sie liebten sich so zärtlich wie am ersten Tage, ihre Gewohnheiten waren dieselben geblieben, und er nannte sie noch jetzt nicht anders als „lieber Schatz".

„Lieber Schatz“ hatte er damals gesagt, an jenem Tage, wo sie vom Lande nach Berlin hereingekommen war, um mit den paar Groschen, die er als Magistrats-Hülfsarbeiter und sie als Gouvernante sich zurückgelegt hatten, die Aussteuer zu beschaffen — „lieber Schatz, Du wirst hungrig sein.“ Sie waren viele Stunden lang umhergelaufen, aus einem Einrichtungsladen in den anderen, um so billig wie möglich zu kaufen, und der Tag war weit vorgerückt.

„Ja,“ hatte sie darauf erwidert, indem sie das Auge verschämt niederschlug, wie es einer Braut wohl ansteht, die auf einer so irdischen Regung, wie Hunger, ertappt wird; „ein wenig.“

Sie gingen nun selbander in eine kleine Restauration, die sich damals hinter dem königlichen Opernhause befand, da, wo jetzt die stolzeren Gebäude verschiedener großer Banken und Creditinstitute sich erheben. Zu dieser Restauration hatte Cajus Vertrauen. Er war ein und das andere Mal Abends in die nicht eben glänzenden Räume gekommen, wenn ein Freund ihn dazu verleitet. Denn ein Kneipgenie war er nicht; Essen und Trinken hatten ihm nie besonderes Vergnügen gemacht — oder er hatte sich's abgewöhnt, wie seine Freunde sagten. Aber man kennt ja solche Redensarten. — Flavia war überhaupt zum ersten Male in einer solchen Wirthschaft, und ihre Befangenheit daher ebenso groß wie die Bewunderung, mit der sie sich ringsum Alles anschaute: die niedrige, rauchgeschwärzte Decke, den ausgetretenen Fußboden, auf welchem die kleinen Tische nicht recht stehen wollten, die wackligen Stühle — denn in der That, die Restaurationen im alten Berlin waren keine Prunksäle. Vielleicht daß andere Bräute sich etwas Anderes gewünscht und sich geziert oder gesträubt hätten, ein Local, wie das beschriebene, zu betreten. Aber Flavia fühlte sich vollkommen geborgen — nicht an Cajus' Arm, denn sie konnten sich nicht daran gewöhnen, Arm in Arm zu gehen, diese Beiden, wohl aber in seiner Nähe; sie wäre für ihren Geliebten und Verlobten durch's Feuer gegangen, warum nicht in diese Restauration hinter dem königlichen Opernhaus?

Es erhöhte das Maß ihrer Sicherheit, als Cajus, nachdem er sie höflich zum Sitzen eingeladen und selber Platz genommen hatte, mit ziemlich lauter Stimme den Kellner rief.

Dieser kam, wie die Kellner damals waren: mit einem ehrwürdigen Frack und einer Serviette unter dem Arm, deren Nutzen man nicht sogleich begriff. Denn irgend Etwas damit zu reinigen hätten sie schwerlich vermocht. Aber dennoch war dieser Kellner ein aufmerksamer Mann und fragte sogleich, ob die Herrschaften Etwas zu trinken beliebten?

Cajus sah seine verlobte Braut an. „Sodawasser?“ fragte er.

„Sodawasser,“ erwiderte Flavia, welche den Bräutigam dankbar anlächelte.

Worauf dieser ein Fläschchen Sodawasser bestellte — „aber ein kleines,“ rief er hinter dem schon enteilenden Kellner her, „und die Speisekarte!“

Der Kellner, der sich schon eine geringe Meinung von seinen Gästen gebildet hatte, kehrte mit einem Zweifel, etwas mehr zu ihren Gunsten, noch einmal um und brachte den verlangten Zettel, der, wenn er nicht so lang und nicht halb so breit war, wie Speisekarten heute zu sein pflegen, doch Manches enthielt, was zwei hungerige Gemüther wohl reizen kann.

Das Paar benutzte die Abwesenheit des Kellners, um zu berathen. Zuerst kamen die Suppen. Aber Cajus meinte, daß Suppen etwas ganz Ueberflüssiges seien, und Flavia gab ihm Recht. Dann folgten die Beafsteaks, Cotelettes und Wiener Schnitzel, und forschend blickte Cajus seiner Flavia ins Antlitz. Diese erröthete, und Cajus sagte: „Lieber Schatz, auch mir ist dergleichen zu substantiell," und sie gingen weiter, an den Fischen vorüber, die zu viel Gräten haben, desgleichen an den kalten Speisen, bei denen man nie weiß, was man bekommt. Endlich bei den Puddings machten sie Halt, und „Flammeri!" rief mit leuchtenden Augen Cajus, und „Flammeri!" stimmte mit sanfter Ueberzeugung Flavia bei. Wer von meinen jüngeren Lesern nicht wissen sollte, was „Flammeri" ist, dem kann ich es schwer beschreiben dieses milde, zarte, flaumige Gericht von Milch, Stärkemehl und vielem Zucker, das mit etwas Himbeersaft übergossen, nicht nur lieblich für das Auge, sondern auch für den Gaumen, und das ganz besondere Leibgericht unseres Cajus und daher auch unserer Flavia war.

„Eine Portion?" fragte der Kellner, indem er ironisch das anspruchslose Paar musterte.

„Mit zwei Tellern und zwei Löffeln," bestätigte Cajus; und dann, zu Flavia gewandt: „Ich hätte zwei Portionen kommen lassen können; aber siehst Du, lieber Schatz, eine ist wie die andere, und es bleibt immer dasselbe."

Und so schmausten diese Beiden denn, zu Beginn ihres Hausstandes, an einer Portion Flammeri, zu welchem sie jeder ein Brot verzehrten und zusammen das kleine Fläschchen Sodawasser tranken, und waren seelenvergnügt und zahlten ihre Zeche mit sieben und einem halben Silbergroschen, wozu noch weitere sechs Pfennige Trinkgeld für den übelgelaunten Kellner kamen.

Auf diese Weise richteten sie sich und ihr Leben ein, suchten und fanden eine Wohnung in der alten Jacobstraße, wie gesagt, drei Treppen hoch, zwei Zimmer nach vorn, das Berliner Zimmer, ein Schlafkämmerlein und eine Küche nach dem Hofe. Sie hatten sich lange von fremden Leuten und unter fremden Leuten umherstoßen lassen müssen; nun hatten sie dies eigene Heim und waren sehr glücklich darin. Das Einzige, was sie fürchteten, war, daß sie es jemals wieder verlassen sollten. Denn in Berlin zur Miethe wohnen, ist ein unsicheres Ding, und nicht Jeder kann sich doch ein Haus kaufen, am wenigsten ein Magistrats-Hülfsarbeiter. Cajus bekam einen ordentlichen Schreck, als er in dem Miethscontract, der ihm zur Unterschrift vorgelegt ward, die vielen Paragraphen sah, die mit sofortiger Ausweisung oder „Exmission" drohten, wie man in Berlin sagt. Für Alles — Wände, Fußböden, Thüren und Fenster — war er verantwortlich, für Alles, was irgend einem Menschen oder einer Wohnung passiren kann, sollte er Entschädigung bezahlen und für nichts sollte er Entschädigung bekommen, ja sogar Hagelschlag, Sturm und andere unabwendbare „Naturereignisse" — so hieß es im Contract — über sich, seine Flavia, seine fünf Räumlichkeiten ergehen lassen. In der ersten Zeit verfloß kein Tag, an dem er nicht den Himmel — so viel er davon übersehen konnte — geprüft oder gezittert hätte, wenn sein treues Weib einen Eimer Wasser in den Ausguß leerte. Denn auch dieser Fall war in dem Contracte vorgesehen. Nur ganz allmälig gewöhnte er sich an diesen unsicheren Zustand, und das Vertrauen auf den

Himmel, auf die vorsichtige Gemüthsart Flavia's und den eigenen Charakter gaben ihm den inneren Frieden zurück, dessen der Mensch bedarf, wenn er des Lebens froh werden will. Und nun erst ward er sich der Vorzüge seiner Wohnung und der Schönheit der alten Jacobstraße recht bewußt.

Diese Straße war ihm stets vor allen anderen Straßen Berlins lieb und werth gewesen. Heute hat sie nichts mehr vor ihnen voraus, noch bleibt sie hinter ihnen zurück. Heute stehen dort, eins neben dem anderen, jene gewaltigen Häuser, die sich aus Miethskasernen in Miethspaläste verwandelt haben — beladen bis oben hinauf mit Schmuck und Stuck, mit Säulen und Karyatiden, mit Erkern und Balkonen, und einige sogar mit Thürmen versehen. Dreifach, vierfach wird der Asphalt des Fahrwegs von den Geleisen der Pferdebahn durchschnitten; Omnibusse rasseln dahin und daher; Droschken ohne Zahl folgen, und die Menschenwoge zu beiden Seiten nimmt kein Ende. Man könnte gerade so gut in der Leipziger- oder Friedrichstraße sein und würde den Unterschied nicht merken. Ueberall dieselben Paläste, dieselben Gesichter und derselbe Lärm. Das war anders zu der Zeit, wo Cajus sich verehelichte. Damals hatte diese Straße noch Etwas von der alten Landstraße, die sie bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts wirklich gewesen. Einfahrten waren da, durch welche man auf weite Höfe mit Ackerwagen, Stallungen und Scheunen sehen konnte. Die meisten der Häuser stammten aus der Zeit des großen Königs, des alten Fritz, und nicht wenige waren noch älter. Zwischen den neueren aus der Periode, wo man unter Friedrich Wilhelm III. in dem nüchternen Kasernenstil zu bauen anfing, stand doch manches noch mit dem Zierrath einer besseren, vergangenen Zeit — mit allerlei Figürchen über der Eingangsthür und steinernen Blumengewinden über den Fenstern; und alles Das erinnerte den guten Cajus auf angenehme Weise an die kleine Provinzial- oder Landstadt, in der er geboren worden war und seine frühe Jugend verlebt hatte. Hier war es ziemlich ruhig, sowohl bei Tage wie bei Nacht; hier fuhren nicht so viele Wagen, gingen nicht so viele Menschen — und hier, in einem jener kleinen einstöckigen Häuser mit den Figürchen und den Blumenkränzen zu wohnen, schien ihm der Gipfel irdischen Glücks. Denn da konnte man ganz für sich allein leben, ohne Nachbarn, weder neben noch über, noch unter sich. Aber weil ein Hülfsarbeiter des Berliner Magistrats so wenig daran denken kann, sich ein Haus zu kaufen, als in einem einstöckigen Hause zu wohnen, so miethete sich Cajus wenigstens in der Nähe eines solchen ein und war auch damit zufrieden. Er nährte nicht mehr den Gedanken, wohl aber noch die Hoffnung und die Sehnsucht.

Er durfte mit seiner Wohnung zufrieden sein. Sie war hübsch und geräumig, und Flavia hielt sie höchst sauber. Flavia that Alles: sie wusch, sie fegte, sie kochte; nur eine Aufwärterin kam ins Haus, um die gröberen täglichen Arbeiten zu verrichten, die Betten zu machen und die Möbel zu klopfen. Darauf hielt Flavia und war immer mit dem Wischtuch hinterher; „Reinlichkeit erhält," sagte sie und hatte Recht. Die beiden Sophas und das Dutzend Stühle, die sie sich am Tage des Flammeri angeschafft, sahen noch immer aus, als ob sie frisch aus dem Magazin gekommen wären, ja noch darin ständen. Flavia war

das Muster eines braven Hausweibes, trotz ihrer Gelehrsamkeit und der Brille, die sie später trug.

Cajus hingegen waltete seines Amtes mit gleicher Pünktlichkeit, ging einen Tag wie den anderen auf sein Büreau, stieg im Verlauf mehrerer Jahre zum Secretär empor und fing an, in aller Stille, sich ein paar Thälerchen bei Seite zu thun. Er bediente sich hierzu — denn er war ein sparsamer Mann — des ziemlich starken Pappkastens, in welchem das Brautgeschenk für seine Frau gelegen: ein prachtvoll gebundenes Buch mit Goldschnitt, dessen Titel auch auf dem Deckel des Kastens zu lesen stand, nämlich: „Gedankenharmonie von Goethe und Schiller". In diesen Behälter legte Cajus sein erübrigtes Geld — es war anfangs nicht viel — schloß den Kasten in sein Schreibpult, probirte jeden Abend vor dem Schlafengehen einmal, zuweilen auch zweimal, ob er nicht etwa vergessen, richtig zu schließen, und hatte sodann eine ruhige Nacht.

Als nun auf solche Weise das Eine zum Anderen kam, wuchs im Laufe der Jahre sein Erspartes dergestalt, daß es die „Gedankenharmonie von Goethe und Schiller" zu sprengen drohte. Denn es waren meistens harte Thaler, mit Zehngroschenstücken gemischt. Cajus trennte sich schwer von diesem Gelde, welches oftmals zu zählen eine seiner großen Freuden war. Endlich jedoch sah er wohl ein, daß es in der Bank von Preußen oder auch in der Sparkasse der Stadt ebenso sicher und etwas vortheilhafter ruhen werde. In seiner Eigenschaft als städtischer Beamter entschied er sich für letztere, deren Rendant ihm persönlich bekannt war und sein volles Vertrauen genoß. Unter vielen Cautelen und Vorsichtsmaßregeln übergab er diesem eines Tages sein Vermögen und empfing dagegen ein Sparkassenbuch, an dem nun sein ganzes Herz hing. Es ward förmlich eine Sache des Ehrgeizes für ihn, Eintrag nach Eintrag machen zu lassen, bis die Seiten sich füllten, und sogar die Zinsen erhob er nicht, indem er berechnete, daß nach dem Gesetze der Progression das Capital in so und so viel Jahren sich mühelos und wie von selber verdoppeln müsse, dann verdreifachen u. s. w. Er rechnete jetzt beständig, wenn er sonst nichts zu thun hatte; die Perspective war ganz unabsehbar.

Er vernachlässigte deswegen sein Amt nicht, im Gegentheil; und nachdem wiederum ein paar Jährchen verflossen und ein paar Vordermänner mit Tod oder Pension abgegangen waren, rückte Cajus zum Bureauvorsteher auf und war nun ein wohlbesoldeter Mann. Es hatte lange gedauert, länger als bei den meisten Anderen, wie dies so ziemlich in Allem der Fall war, was Cajus erstrebte. Mit einer gewissen Zähigkeit des Willens und Charakters begabt, ließ er nicht ab von dem, was er sich einmal vorgesetzt, sondern verfolgte hartnäckig sein Ziel. Aber wenn er es erreicht, fand sich immer, daß es ein anderes, mehrere Linien unter dem sei, welches er sich ursprünglich gesteckt. Hatte denn jemals in seinen jugendlichen Träumen eine Miethswohnung drei Treppen hoch in der alten Jacobstraße zu Berlin oder das Amt eines Bureauvorstehers in der bürgerlichen Verwaltung dieser Stadt irgend eine Rolle gespielt? Der Knabe, der auf dem Gymnasium seiner Heimath die Classiker, namentlich die römischen, mit solcher Bravour las, daß die Mitschüler ihn deswegen „Cajus" nannten, hatte sich vielleicht etwas Idealeres von der Zukunft vorgestellt. Vielleicht eine

Villa, fern in Latium, unter Pinien gelegen, von Lorbeerhecken umschlossen, mit Weinlauben im Garten und Olivenhainen den Berg herab, mit einem silbernen Bächlein, zu dessen Gemurmel man den langen Sommertag die Lieder der Dichter lesen konnte. Vielleicht auch ein bescheidenes Häuschen, mehr in der Nähe; nur einen festen Grund, auf dem man stehen und, von der Außenwelt nicht abhängig, sein Dasein in Arbeit und Ruhe schön vollenden durfte. So dachte sich Cajus den Genuß des Lebens. Aber dieser Beiname war Alles, was ihm von den Verheißungen der Schultage geblieben war und ihn noch manchmal daran erinnerte, jetzt, wo die Wirklichkeit ihn in ihre härtere Schule genommen und von Allem zuerst Entsagung gelehrt hatte. Denn wenn es ein Defect seiner Natur sein mochte, daß seine Wünsche sich nur spät und unvollkommen erfüllten, so hatte sie zum Ersatz dafür ihm die Tugend der Genügsamkeit geschenkt. Andere wären unglücklich gewesen über das, was sie nicht erreicht hatten; er war glücklich mit dem, was er erreicht — mit seiner Flavia, seiner Bureauvorsteherschaft, seinem Sparkassenbuch und allen anderen Annehmlichkeiten seines Lebens. Freunde hatten sie nicht allzu viel, d. h. solche, welche die Gastfreundschaft ihres Hauses in Anspruch nahmen. Groß dagegen war die Zahl der ihnen Wohlgesinnten, die sich stets freuten, das Pärchen auf der Straße zu sehen. Cajus ging meistens so sehr in Gedanken vertieft, daß er — ähnlich wie die guten Gelegenheiten — auch die Begegnenden erst erkannte, wenn sie vorüber waren. „Cajus! Cajus!" riefen sie dann hinter ihm her, und er blieb stehen. Alle diese, jetzt zum Theil höhere Staatsbeamte, zum Theil Professoren an der Universität und sämmtlich mindestens Geheimräthe, waren einst seine Schulkameraden gewesen und nannten ihn seit jener Zeit immer noch „Du" und „Cajus". Sie hatten ihn niemals anders genannt, und er selber hatte sich in den vielen Jahren so sehr daran gewöhnt, daß er sich nur „C. Klostermann" unterschrieb. Denn er hieß eigentlich Carl, Carl Klostermann. Aber es war ihm nicht unangenehm, bei seinem Spitznamen genannt zu werden; er gedachte, wenn er ihn hörte, der classischen Tage der Vergangenheit, der Tage des Cicero, Horaz und all' der Anderen, und kam sich selber gehoben vor in solcher Gesellschaft. Und als er sich verheirathete — zum Staunen seiner Freunde, die sich ihn nur als Junggesellen vorstellen konnten — da machte sich's wie von selbst, daß sie seine Frau, geb. Fatzke, Flavia nannten, zuerst nur unter sich, dann aber ganz munter in Gegenwart des Paares selbst. Sie hieß nämlich Emilie, diese geborene Fatzke. Doch jene fanden, daß die Gemahlin eines Cajus, noch dazu eine, die den Cornelius Nepos in der Ursprache gelesen hatte, nur Flavia heißen könne. Wogegen die beiden Betheiligten nichts einzuwenden hatten, wiewohl sie sich selber niemals so nannten; Flavia sagte: „Klostermann", und Cajus sagte: „lieber Schatz".

## II.

So verlebten diese Beiden harmlos ihren Tag, und ihrer größten Freuden eine war, Abends durch die Felder zu spazieren, welche damals noch nicht so weit weg von Berlin lagen wie heute. Schon auf dem Belle-Alliance-Platz wateten sie tüchtig im Sand, und wenn sie durchs Hallesche Thor gegangen —

damals nicht bloß ein Name, sondern wirklich noch ein Thor mit den zwei kleinen Thorgebäuden und der hölzernen Brücke davor — so waren sie völlig im Freien. Das Tempelhofer Ufer und das Schöneberger Ufer waren einsame Promenaden mit alten Weiden an einem Wasser, welches der Schafgraben hieß, und auf dem Lützowerfeld, wo heute die hübschesten Häuser in zahlreichen kleinen und großen Straßen stehen, wogte zur Sommerszeit das Getreide — wenn man ein solches Bild von der Berliner Flur gebrauchen darf. Denn die Halme waren dünn, und überall zwischen den Aehren konnte man den mageren Ackerboden erkennen.

Am liebsten aber erging sich das Paar in den Wiesen zwischen Schöneberg und Wilmersdorf. Hier pflückte Flavia Blumen, die sie gar kunstvoll und zierlich mit allerlei Gräsern in einen hohen Strauß zusammenband für die gute Stube, während Cajus sich seinen Betrachtungen hingab und manchmal einen Vers citirte von Horaz oder Catull, der neben jenem sein Lieblingsdichter war, weil er nicht nur in unsterblichen Liedern seine Lesbia verherrlicht, sondern auch seine Heimath, das traute Sirmio, so sehr geliebt und so schön besungen hat.

„O quid solutis est beatius curis,
cum mens onus reponit, ac peregrino
labore fessi venimus larem ad nostrum
desideratoque adquiescimus lecto —“

Dies sagte Cajus; und alsbald aus dem Thymian, der hier wild wuchs, erhob Flavia sich und respondirte:

„O, was ist sel'ger als von Sorgen gelöst sein,
Wenn die Seele die Last ablegt, und kampfmüde
Wir aus der Fremde heim an uns'ren Herd kommen,
Und endlich ausruhn im ersehnten Bette!“

So redeten Cajus und Flavia miteinander.

Kein Haus war hier mehr zu sehen, und kaum, daß ein Mensch ihnen begegnete. Zuweilen, wenn die späte Nachmittagssonne darüber stand, konnten sie den Seespiegel bei Wilmersdorf wahrnehmen, und weit dahinter, an der Grenze des Horizonts, die dunkle Linie des Grunewaldes. Dieser Anblick vor Allem war ihm theuer; denn er dachte bei demselben an den Gardasee, den Benacus des Catull, und die Kiefern jenes Forstes erschienen ihm wie die Pinien. „O venusta Sirmio!“ seufzte er dann. Denn auch er, Cajus, war einmal drüben gewesen, in dem Lande, das jenseits der Alpen liegt. Er hatte nämlich in seinem letzten Semester auf der Universität eine Preisaufgabe gelöst, und von dem Ertrag, der dafür ihm zu Theil ward, eine Reise nach Oberitalien gemacht. Er brachte von den hundert Thalern, die das Curatorium ihm auszahlte, dreißig wieder mit. Denn er hatte fast die ganze Strecke hin und her zu Fuße zurückgelegt und nur wenige Genüsse sich gegönnt, außer denen der classischen Erinnerungen, der Kunst und der Natur. Aber diese Schönheiten blieben in seiner Seele haften, und keine Zeit reichte hin, sie daraus gänzlich zu verwischen. Er hatte seitdem eigentlich drei Heimathen: die eine, in der er geboren worden war, die andere, Berlin, in der er sein Amt, sein Brot und seine Flavia gefunden, und die dritte — nach der er sich sehnte.

„Lieber Schatz,“ sagte dann wohl Cajus, „es muß ja nicht gerade dort in den hesperischen Gefilden sein; auch hier ist es schön — und hier, am Wald oder am Wasser ein Häuschen zu haben . . .“

„Und ein Gärtchen,“ fügte Flavia hinzu.

„Mit irgend einem alten, schattigen Baum, unter dem man sitzen und ein gutes Buch lesen . . . “

„Und ein paar Beeten, in denen man einige Blumen und etwas Gemüse ziehen kann . . .“

„Des Morgens früh dann aufzustehen und auf seinem Besitzthum zu lustwandeln . . .“

„Und im Hofe die Hühner zu füttern . . .“

Höher stiegen die Wünsche dieser Beiden nicht; sie waren vom Lande, wo man nicht zur Miethe wohnt, sondern in einem eigenen Hause, so klein und bescheiden es auch sein mag, wo Jeder seinen Garten hinter dem Haus, seinen Acker vor der Stadt und außerdem noch seinen Antheil hat an den Wiesen und der Waldung der Gemeinde Da kann das Heimathgefühl sich ganz anders entwickeln als in den großen Städten, und wer unter solchen Verhältnissen aufgewachsen ist, bei dem bleibt es auch stärker sein ganzes Leben lang. Wo diese Beiden ein hübsch gelegenes, stilles Haus sahen, da richteten sie sich in Gedanken sogleich gemüthlich darin ein, vertheilten unter einander die Räume, die sie nie betreten hatten und einigten sich friedlich über Stuben und Kammern, von denen keine einzige ihnen gehörte. Täglich führte sie der Weg an diesen Häusern vorbei und täglich empfanden sie aufs Neue das Glück eines solchen Besitzthums. Und wo sie auf ihren weiten Gängen über Land irgend ein geschütztes Eckchen fanden, etwa ein mäßiges Hügelchen mit der Aussicht auf die Haide, da bauten sie unverweilt ein niedliches Häuschen, ganz nach ihrem Geschmack: einstöckig, Speisezimmer und Wohnzimmer unten — mit einem hübschen Clavier für Flavia, die früher, in ihrer Gouvernantenzeit, musikalisch gewesen — Arbeitszimmer für Cajus und anstoßende Bibliothek oben, nach vorn sein Schreibtisch links am großen Fenster, das ganz von wildem Wein umrankt und den Blick ins Grün haben sollte, Schlafzimmer nach hinten, wo man nichts als das Rauschen der hohen Bäume hörte, die Wirthschaftsräumlichkeiten im Souterrain. Wenn sie nun ausgingen, so hatten sie genug zu thun, ihre verschiedenen Baustellen zu besichtigen, die Häuser in gutem Stand zu halten und ihre Anordnungen für Alles zu treffen: und zuletzt reichte die Woche kaum noch aus; denn es wurden ihrer immer mehr.

Dieses wohlgeregelte Geschäft ward, wie so manches andere, durch den Krieg von 1866 unterbrochen; aber nur, um auch gleich so manchem anderen, nach geschlossenem Frieden, desto kräftiger wieder aufzublühen. Das genannte Jahr that Wunder für Berlin, und Cajus war der Letzte nicht, es zu bemerken. Zunächst freilich wirkte, was mit der Schnelle des Blitzes geschah, wie mit einer Art von Betäubung, und wie nach einem furchtbaren Gewitter mußten die Gemüther sich erst sammeln. Als aber Gewißheit kam, und das selbst für den Sieger bittere Gefühl, über alte Freunde, Stamm- und Bundesgenossen triumphirt zu haben, dem anderen wich, daß nun aller Bruderzwist aus der Welt geschafft

und künftiger Hader zwischen den Kindern eines Vaterlandes nicht mehr möglich sei: da wachten Thätigkeit und Lust zu neuen Unternehmungen auf, mehr als je zuvor, und am meisten in Berlin.

Anfänglich mit Schreck, dann mit Erstaunen bemerkte Cajus um diese Zeit, wie hier und dort ein wirkliches Haus zum Vorschein kam, wo bisher, Jahre lang, nur eins seiner Einbildung gestanden hatte, wie die Lücken zwischen zerstreut liegenden sich mit anderen Häusern ausfüllten und weite Strecken Landes hinter Bauzäunen und Gerüsten verschwanden. Ganz allmälig, ohne daß man den Tag hätte genau bestimmen können, verwandelte die Sandregion um Berlin sich in festen Boden, und neugierig, schüchtern, als ob sie sich erst umsehen müßten, rückten einzelne Straßen ins Freie vor. Denn nicht nur, daß die Berliner es jetzt ein wenig bequemer haben wollten, nachdem sie Gott weiß wie lange sich's hatten sauer werden lassen: es kamen auch täglich neue Menschen, theils zu den Parlamenten und Versammlungen, theils in Handelsgeschäften, und weil sie sonst hier Erwerb suchten, und für Alle mußten Räume zum Wohnen geschaffen werden. Cajus hätte jetzt weit gehen müssen, um noch Bauplätze zu finden. Doch ihm ward ein Ersatz dafür. Er hatte nämlich wahrgenommen, daß in den Spalten der Zeitung, die er las, eine Rubrik aufgekommen war, die früher entweder nicht regelmäßig erschien oder nicht besonders auffällig gewesen. Jetzt kam sie täglich, und täglich wurde sie länger und führte den Titel: „Grundstücksverkehr". Ehedem hatte nur Flavia zuweilen den Inseratentheil in Wirthschaftsangelegenheiten zu Rathe gezogen und Cajus höchstens einen Blick hineingeworfen, wenn Bücheranzeigen darin standen. Von nun ab wurden diese Beilagen ihm wichtig wegen der Grundstücke, mit denen namentlich an den Sonntagen ein so lebhafter Verkehr getrieben ward, daß oft ganze Seiten davon voll waren. Und nicht eines dieser zahllosen Angebote ließ Cajus ungelesen, und eines war immer noch schöner als das andere. Welch' ein Genuß, an solchen Nachmittagen auf dem Sopha zu sitzen und sich alle diese so sehr angepriesenen Besitzthümer auszumalen, bei jedem kurz zu verweilen und dann zu neuen, immer neuen überzugehen. Es war nicht ganz mehr das unschuldige Vergnügen, wie wenn er sonst, in Flavia's Gesellschaft, durch die Fluren gewandelt und seine Häuser aus Abendwolken schuf; es hatte schon den Geruch des Geldes an sich, der trotz seiner Classiker ihn beunruhigte, den fatalen Beigeschmack der Realität. Aber wie viel größer, weiter und reicher war der Ueberblick, wie viel lockender die Gelegenheit! Manches freilich schied ohne Weiteres aus, z. B. ein Rittergut oder Schloß in herrlicher, gesunder Lage, mit prachtvoller Aussicht, oder eine hochherrschaftliche Besitzung mit Park, fischreichem See, Glashaus, Pferdestall. Er hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, aber er war ein kleiner Beamter und im städtischen Dienst von Berlin. Ihm schwebte nur das Erreichbare vor Augen oder das, was ihm erreichbar schien. Wo groß gedruckt das Wort „Villa" stand, da brannte seine Seele von freudiger Ungeduld. Und was ward ihm da nicht Alles verheißen! Die beste Lage, Nähe des Thiergartens, Verbindungen nach allen Seiten, und wahrhaftig noch nicht einmal theuer. Wenn er aber hinkam, so fand er ein ziemlich baufälliges Ding, ein Gartenhaus noch so vom alten Stil, aber ohne Garten, denn dieser war zu Baustellen ausgetheilt, voll Schutt und Steinhaufen, allerdings

nicht weit vom Thiergarten, aber in einer Gegend, die damals noch nicht einmal gepflastert und von welcher man die Charlottenburger Chaussee nur erreichen konnte, nachdem man zehn Minuten lang sich durch den Sand gearbeitet hatte. Wenn er das sah, dann kehrte er gleich um und war für einige Zeit kurirt.

Eines Tages sagte Cajus: „Lieber Schatz, lies doch einmal;“ und Flavia las in der vierten Zeile, sub rubro „Grundstücksverkehr“ wie folgt: „Auf dem K.'schen Terrain sind Villen zum Alleinbewohnen, mit allem Comfort der Neuzeit, billig zu verkaufen.“

Wenn die Beiden so Etwas gelesen hatten, dann leuchteten ihnen die Augen; denn sie bekamen nun wieder zu thun. Sofort ward eine Nachmittagspartie nach dem K.'schen Terrain verabredet, und als Cajus von seinem Bureaudienst aus dem Rathhaus zurück war, machten sie sich auf den Weg. Sie waren, wenn sie solch' einen Ausflug vorhatten, immer in der gehobensten Stimmung, obwohl Erfahrung sie gelehrt, daß sie jedesmal, aus dem einen oder anderen Grunde, enttäuscht heimkehrten. Diesmal aber geschah das Gegentheil.

Sie fühlten beim Verlassen ihrer Wohnung Kleinmuth oder Wehmuth, wie wenn Ahnung ihnen gesagt, daß jetzt ihre Stunde geschlagen — jetzt oder nimmer! Cajus sah sich noch einmal um, als ob er Abschied nehmen müsse von diesen Räumen, in denen sie so viele Jahre glücklich und zufrieden gelebt — zufrieden bis auf den einen Wunsch, aus diesem Raum heraus zu sein. Dann aber faßten sie sich ein Herz, stiegen die drei Treppen hinunter, ergaben sich in ihr Schicksal und schritten fürbaß.

Das K.'sche Terrain lag im fernen Westen der Stadt, und Eigenthümer desselben war ein Gärtner, der hier seit Menschengedenken Spargel und Salat gebaut, Blumen gezogen und daneben einen einträglichen Milchhandel betrieben hatte. Denn auch Wiesenland war in der Nähe, nicht gerade sehr üppig, aber gut genug für die Milch, welche die Kühe zu der Zeit in Berlin gaben. Rings umher war Roggenfeld, und alles das gehörte diesem Manne, der mitten darin, auf seinem von den Vätern ererbten Besitz, in einer Art Lehmhaus wohnte, mit einem kleinen Hof davor und den Stallungen für sein Wagenpferdchen und die Kühe daneben. Die ganze Gegend lag in Sand wie begraben; Sand war zwischen dem Hof und dem Garten, Sand zwischen dem Garten und den Feldern, Sand zwischen den Feldern und den Wiesen, und ein Sandweg, dreiviertel Stunden lang, führte von den letzten Häusern Berlins bis hierher. Und dennoch war es hier schön gewesen, in dem Garten, wo längs der Gemüsebeete die Kaiserkronen blühten, in der Bretterlaube, die grün gestrichen, unter einem Birnbaum stand, in dem Häuschen selber mit den paar guten Stuben, die der betriebsame Wirth jegliches Jahr zu Sommerwohnungen vermiethete. Manchmal, wenn sie früher auf ihren Spaziergängen hierher gekommen waren, hatte Cajus gesagt: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet,“ dieser Erdwinkel lacht mir vor allen anderen; und manchmal hatte Flavia hier Kornblumen und Feuerlilien in den Getreidefeldern gepflückt.

Wer beschreibt ihre Verwunderung, als sie jetzt hierher kamen! Nur wenige Jahre waren verflossen — und kein Kornfeld mehr, keine Wiese mehr, kein Garten und kein Gärtner, aber auch kein Sand mehr; sondern Alles gut

Digitized by Google

gepflastert, mit breiten, glatten Steinen der Fahrdamm, mit schönen Platten der Bürgersteig, und wenn nicht eigentlich Straßen (denn großentheils fehlten noch die Häuser), so waren doch überall schon Straßennamen an Pfählen angebracht: Feldstraße, Wiesenstraße, Gartenstraße — lauter Bezeichnungen, welche sinnreich an die frühere Beschaffenheit dieser Gegend anknüpften und spätere Geschlechter noch daran erinnern sollten. Alle diese Straßen und noch einige mehr strahlten von einem in der Mitte gelegenen Platz aus, der mit dem Namen der Blumengöttin selbst geschmückt war und Floraplatz hieß. Häuser waren zwar auch auf dem Platz nicht, aber die Parcellen alle schon abgegrenzt, mit großen Holztafeln, auf denen in weithin sichtbaren Lettern geschrieben stand: „Baustelle zu verkaufen, 70 □ Rth.", oder „60" oder „40 □ Rth.", je nachdem. Indessen waren hier und dort, und scheinbar noch ohne Zusammenhang, ein paar Villen schon fix und fertig, jede von einer Anpflanzung umgeben, die später ein Gärtchen werden sollte, mit aufgeschichtetem Baumaterial rings umher und Baugruben, über welche man Bretter gelegt hatte.

Solch' eine Brücke führte Cajus zum Ziel. Je näher er demselben kam, desto stärker begann sein Herz zu klopfen und sein Muth zu sinken. Doch er war so weit gegangen, daß er mit Anstand nicht mehr zurück konnte; denn ein Mann hatte ihn schon gesehen, der mit einem Strohhut auf dem Kopf, die lange Pfeife zwischen den Zähnen und beide Hände tief in den Hosentaschen, vor der, nach frischer Farbe riechenden Gartenthür einer dieser Villen stand.

„Entschuldigen Sie," sagte Cajus, auf der Mitte der schwankenden Bretter Halt machend, „dies ist wohl das K.'sche Villenterrain?"

„Na, wat soll et denn sonst sind?" erwiderte der Mann, ohne weder die Hände aus den Taschen noch die Pfeife aus dem Munde zu nehmen. Nur daß er sie aus einem Winkel desselben in den anderen gleiten ließ.

Dem Manne, der sich behaglich sonnte, war offenbar sehr wohl; er erfreute sich einer angemessenen Leibesfülle, sein Gesicht, vom Leben in Gottes freier Natur geröthet, glänzte noch mehr in der abendlichen Beleuchtung, und er stand so fest auf seinen auseinandergespreizten Beinen, als ob er damit habe sagen wollen: „Dies Alles gehört mir und die Sonne noch dazu."

Mit einem schüchternen Schritte vorwärts fuhr Cajus nach einem Weilchen fort: „Können Sie mir nicht sagen, wo hier der Eigenthümer zu sprechen ist?"

Der große Mann sah den kleinen Mann an, zuerst ein wenig verächtlich oder mißtrauisch; dann aber erwiderte er: „Wenn Sie mit dem Eigenthümer sprechen wollen, des bin ick."

Cajus zog seinen Hut, worauf der Andere die rechte Hand aus der Tasche und die Pfeife aus dem Munde nahm und, mit der letzteren seinen Strohhut leicht berührend, den beiden Fremdlingen bedeutete, das Brückchen vollends zu überschreiten.

Das unsichere Wesen, verbunden mit der nicht gerade ansehnlichen Erscheinung dieser Beiden, würde manchen anderen Hauseigenthümer bedenklich gemacht haben. Aber der Gärtner war ein Mann, der die Welt und ihre Wege kannte, sowohl der vornehmen wie der geringen Leute. „Wenn Eener Eenen bedriejen will, denn kommt er in 'ner Equipage jefahren. Det imponirt; mir

aber nich." Worauf er mit seinen schlauen, grauen Augen sich das seltsame Paar noch einmal ansah.

„Na," sprach er alsdann, „womit kann ick dienen? Vielleicht mit 'ner feinen Baustelle? Die Bauerlaubniß ist da, und wenn Sie vielleicht Baugeld brauchen . . ."

„Nein," erwiderte Cajus, „wir sind eigentlich wegen einer Villa gekommen."

„Koofen?" fragte der Gärtner.

Cajus kratzte sich hinter den Ohren, was für den feinen Menschenkenner ihm gegenüber eine neue Bestätigung der ernsten Absicht sowohl als des ehrbaren Charakters seines Kunden war. „Wenn ick Sie rathen soll, denn greifen Sie zu. So billig kriegen Sie keen Grundstück wieder," sprach er mit der Miene des uneigennützigen Protectors und lehnte seine lange Pfeife, die während des Handels bereits erloschen war, gegen das Gitter.

„Ist es wohl erlaubt, die Villa sich anzusehen?" fragte Flavia mit der ihr eigenen Sanftmuth und Verlegenheit.

„Warum denn nich?" entgegnete der Gärtner, und sich ein wenig umdrehend, rief er mit lauter Stimme: „Juste! Juste! Wo bist'e denn? Et sind Herrschaften da!"

Juste kam, ein dickes Weib, in den besten Jahren, blond, in einem blauleinenen Kleide mit gleicher Schürze, die weißen Hemdärmel über den beiden vollen Armen emporgestreift wie Eine, die vom Waschtrog kommt oder eine Köchin ist. Sie war sichtlich von dem Anblick der „Herrschaften" nicht so sehr erbaut wie der Gemahl; sie schien sie mit den Augen immer noch zu suchen, als sie bereits vor ihr standen.

Aber der Mann, der seine Juste kannte, ließ sie nicht lange im Ungewissen. „Et sind Herrschaften," sprach er, „die die Villa besichtigen wollen." Und nun machte sie, mit den beiden Armen in den Hüften, ihren Knix und sagte, sie wolle sich erst ein wenig in Ordnung bringen.

„Is nich nöthig," sagte der Mann.

„O bitte, nein, nein!" fügte Flavia hinzu.

Frau Juste war auch eine kluge Person, nicht mit dem weiten Horizont ihres Mannes, aber in der Nähe manchmal scharfsichtiger. „Die sehen mir nich nach Koofen aus," dachte sie; „die sind zu höflich." Sie war es von ihrer Wirthschaft her so gewohnt; ein bischen Grobheit gehörte zum Geschäft, beiderseits.

Nichtsdestoweniger streifte sie die Hemdärmel herunter, band die Schürze sich ab, hängte sie neben der Pfeife des Mannes übers Gitter und sagte: „Wenn't jefällig wäre!"

Hierauf öffnete sie die mächtige Hauptthür (denn sie war aus dem „Eingang für Dienstboten" hervorgekommen), und Cajus und Flavia traten ein. Sie waren überwältigt. Steinfliesen lagen auf dem Boden, und die Wände glänzten wie von weißem Marmor — ob es cararischer Marmor war, konnte Cajus nicht sagen, aber es sah so aus. Die Treppe war gleichfalls von Marmor und die Treppengeländer waren mit rothem Plüsch überzogen. Kleine Säulen von einem

grünlichen, blank polirten Stein — „schlesischer Marmor“ dachte Cajus — trugen das Deckgebälk.

„Es ist eine Pracht!“ rief Flavia mit entzücktem Angesicht.

„Ja,“ gab die verbindliche Juste zurück, „et is ooch nich für Jedermann.“

Nun thaten sich die Gemächer auf — eines immer schöner als das andere — Wohnzimmer, Speisezimmer, Gesellschaftszimmer, alle mit dem frischen Geruch des noch Unbewohnten und alle von der Abendsonne durchströmt. Dieses liebliche Licht, das an den Wänden hinaufspielte, gab den leeren Räumen etwas Trauliches, Anheimelndes, so daß Cajus ohne Weiteres Besitz davon ergriff und Flavia sofort begann, ihre Möbeln darin aufzustellen. Sie hatten noch nicht die Hälfte davon gesehen, und fühlten sich schon wie zu Hause.

Cajus glitt ein wenig aus auf der ersten Treppenstufe, denn sie war sehr glatt. Flavia stieß einen leisen Schrei des Erschreckens aus; aber Frau Juste beruhigte sie mit der Bemerkung: „Nich Jedermann is et jewohnt, uf so 'ne Treppen zu jehn.“

Cajus indessen, ohne sie zu beachten, stieg weiter; ihm war, als ob er in sein Arbeitszimmer gehe, wo seine geliebten Freunde, die Classiker, ihn erwarteten. Statt dieser war es vorläufig nur der Eigenthümer, der ihnen auf der Hintertreppe nachgegangen war, sei es, daß er der Höflichkeit seiner Gemahlin doch nicht recht traute oder über den Charakter der Fremden schließlich wieder zweifelhaft geworden war.

„Wat ick sagen wollte,“ sprach er, Cajus entgegentretend, indem er den Strohhut wieder berührte, diesmal jedoch mit zwei Fingern seiner Hand, „mit wem hab' ick die Ehre?“

Cajus nannte seinen vollen Namen, Carl Klostermann, seinen Stand, städtischer Büreauvorsteher, und stellte sodann seine Gattin, Emilie, geb. Fatzke desgleichen vor, worauf der vom Schöneberger Feld seinen Strohhut abnahm und wieder aufsetzte.

„Freut mir zu hören,“ sagte er, und nun kam Alles rasch in Ordnung. Er nannte den Preis — „Fünfunzwanzigdausend Dhaler — ohne zu handeln, keenen Fennig mehr, aber ooch keenen weniger.“

Es durchrieselte Cajus mit einem leisen, unbekannten, aber nicht unangenehmen Schauer, als er die Summe nennen hörte. Sie brachte die Wirkung in ihm hervor, als ob er in gleichem Verhältniß mit ihr wachse. Jede kleinliche Regung in ihm war verschwunden, er schien sich in diesem Augenblick ein großer Herr geworden. Nicht ängstlich zurückzuweichen, kühn vorwärts zu gehen, trieb es ihn, der sonst zwanzig Mal einen Groschen umgedreht und stets damit aufgehört hatte, ihn wieder in die Tasche zu stecken. Jetzt war die Sicherheit des Entschlusses, ein beseligendes Machtgefühl über ihn gekommen, das des Mannes, der das Glück seines Daseins fest in der Hand hat und sich dessen deutlich bewußt ist.

„Willst Du Dir's nicht erst überlegen, Klostermann,“ fragte schüchtern die Frau, welche staunend bemerkt hatte, wie sich Cajus plötzlich in Haltung und Miene verändert.

Doch der Ungestüm ihres Mannes riß auch sie hin, die gewohnt war, ihm gehorsam zu folgen, mochte nun die Wirklichkeit zum Traum oder der Traum

zur Wirklichkeit werden. Noch einmal durchwanderten sie das ganze Haus von oben bis unten, und sinnend blieb Flavia zuletzt in der Küche stehen, um deren Fenster schon einiges Grün vom Garten herauf rankte. Das Licht der untergehenden Sonne vergoldete die Blätter und spielte funkelnd um die blanken Messingbeschläge des noch ungebrauchten Herdes. „Es wäre zu schön!" rief Flavia.

„Det stimmt," murmelte die robuste Gärtnersfrau, kein Auge verwendend von der kleinen, schmächtigen Person, als ob sie sie messen oder wägen wollte. Doch diese merkte nichts davon in ihrem bescheidenen Entzücken, aus welchem erst ihres Gemahles Stimme sie wieder weckte.

„Das Haus gefällt mir," sagte Cajus mit einer Festigkeit, die keinem Zweifel mehr Raum gab. „Es ist abgemacht. Morgen, spätestens übermorgen kommen wir wieder."

Hierauf gingen sie, nachdem sie für die gütigst gestattete Besichtigung gedankt hatten und schieden vom Hauseigenthümer wie gute Freunde, zwischen denen vollkommenes Einverständniß herrscht.

Die Gärtnersfrau jedoch, den Beiden nachblickend, wie sie langsam in der Dämmerung verschwanden, sagte: „Die kommen nich wieder;" und als ihr Gemahl ihr vorwarf, sie habe aber auch gar keinen Glauben an die Menschheit, entgegnete sie: „Na, wir werden ja sehen."

Indessen, wie zwei Liebende, wandelte das Paar dahin. Vor ihnen her wurden die Gaslaternen angezündet, eine nach der anderen, eine Reihe, deren Ende nicht abzusehen war, das ganze Schöneberger und Tempelhofer Ufer entlang. Aber der Weg ward ihnen kurz, und die zahlreichen Lichter, die sich im Wasser des Canals spiegelten, erhöhten ihre Lebensfreude. Sie waren von Hoffnung, von Erwartung oder irgend einem anderen, unnennbaren Empfinden wie getragen, als ob sie beflügelt wären, und der Boden ihnen unter den Füßen entschwände. Sie hatten etwas Aehnliches wie dies nie zuvor gefühlt. Sie redeten unaufhörlich mit einander und konnten den Augenblick kaum erwarten, wenn irgend ein Wagen auf dem holprigen Pflaster ihr Gespräch unterbrochen hatte. Dann fingen sie stets wieder von vorn an, immer dasselbe Thema. Sie wurden nicht müde, zu wiederholen, was sie sich schon unzählige Male gesagt hatten und sagten es sich unablässig aufs Neue. Dies Ufer war in den Jahren noch nicht so lebendig wie heut, und manchmal, am Abend, ward es ganz still. An zwei Stellen gingen die Schienen der Eisenbahn darüber hin, der Potsdamer und der Dresdener, ganz wie im offenen Felde. Die Züge kamen mit ihren beiden rothglühenden Augen aus der Dunkelheit und mündeten auf der anderen Seite kreischend und pfeifend in den Bahnhöfen. Man mußte sich wohl in Acht nehmen, wenn man damals zur Nachtzeit am Ufer spazieren ging. Aber Cajus und Flavia waren in ihre Gedanken und Unterhaltung so vertieft, daß sie von dem herankommenden Zug nicht eher etwas merkten, bis er dicht vor ihnen war. Flavia hatte gerade noch so viel Zeit und Geistesgegenwart, um hinüberzulaufen, während Cajus von einem plötzlichen Schreck wie gelähmt stehen blieb. Nun war zwischen ihm und ihr dieser lange Zug von Wagen, alle schwarz und finster — denn es war ein Güterzug —, einer fest an den anderen gekoppelt und jeder mit seinen Ketten

rasselnd, indem er vorüberging. Seltsame Spukgebilde bemächtigten sich seiner bei diesem fortwährenden Stoßen und Stampfen, als ob sie nun getrennt seien für immer, als ob sie nie wieder zusammen kommen würden, sie Beiden, als ob Flavia gegangen und ihn allein zurückgelassen habe. Die Funken glühender Kohle, die von den Maschinen herabgefallen, auf dem Boden rauchten, wurden zu Flammen, und in einer wunderlichen Ideenassociation mit Jugend- und Schulerinnerungen kam ihm die Erscheinung des Aeneas, der in der brennenden Troja nach der Gattin sucht — „dreimal war ich bestrebt, um den Hals ihr die Arme zu schlingen, dreimal floh mir das Bild“ . . . und durch die dumpf eintönige, tausend Wahnvorstellungen erzeugende Melodie der rollenden Räder vernahm er deutlich ihre Worte:

„Quid tantum insano juvat indulgere dolori,
O dulcis conjux?“

Es waren nur Minuten, doch so martervolle, daß sie für ihn sich zur Ewigkeit auszudehnen schienen:

Wie doch magst Du so gern nachhängen dem rasenden Schmerze,
O mein süßer Gemahl . . . .

Endlich war der letzte Wagen vorüber, und ehe Cajus noch wenige Schritte gethan hatte, kam ihm Flavia schon entgegen. Er ergriff ihre Hand und behielt sie lange in der seinigen, indem sie stillschweigend ihren Weg fortsetzten. Er sagte nichts von dem, was in seiner Seele vorgegangen war; aber der Gedanke, der ihm jetzt zum erstenmal gekommen, daß sie jemals getrennt, daß sie nicht immer zusammenbleiben sollten, ließ ihn sobald nicht mehr los.

„Kein eigenes Haus, keine noch so schöne Villa wird uns davor bewahren,“ sprach er nach einer Weile.

„Was sagst Du, Klostermann?“ fragte Flavia sanft und ahnungslos.

Als Cajus ihre Stimme wieder gehört hatte, wich der Bann von ihm, und er erkannte die Dinge seiner Umgebung. Sie waren auf dem Tempelhofer Ufer, und gegenüber war das Hallesche Ufer. Leute, die von der Arbeit heimkehrten, kamen über die Brücke. Rechts am Wege lagen einstöckige Häuser mit hellen Fenstern und hier und dort ein Weißbiergarten, in welchem die Stammgäste rund um ihren Tisch saßen — kleine Bilder des täglichen Lebens, deren Anblick jeden genügsamen Menschen mit einer Art von Zufriedenheit erfüllt. Manchmal blieben die Beiden stehen. Sie versuchten, in ihrer Unterredung da fortzufahren, wo sie vorhin unterbrochen worden. Aber sie wollte nicht recht mehr in Gang kommen. Cajus vermochte nicht zu ändern, daß er sich ein wenig ernüchtert fühlte, wie wenn er aus einem Rausch erwacht wäre, der die Empfindung des Unbehagens zurückläßt; und was Cajus empfand, das übertrug sich auf Flavia, bewußt oder unbewußt. Als sie wieder in der Alten Jacobsstraße waren und in ihrem Zimmerchen oben, drei Treppen hoch, Licht machten, kamen ihnen die vertrauten Wände halb entfremdet vor, und ihnen war, als ob sie denselben ein Unrecht abbitten müßten.

In dieser Nacht schlief Cajus wenig, und kaum, daß es Tag geworden, so war er schon wieder auf und setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm die „Gedankenharmonie von Goethe und Schiller“ heraus und fing darüber an zu studiren,

nachzusinnen und zu rechnen, bis Flavia mit dem Morgenkaffee kam. Es that ihm wohl, zu wissen, daß er so viel Geld habe, um das Haus kaufen zu können; und es that ihm weh, zu denken, daß er das viele, schwer erworbene Geld hergeben solle. Würde der Besitz des Hauses ihn so glücklich machen, wie der Besitz des Geldes? Mit dem Erwerb des Hauses war eigentlich Alles fertig und abgeschlossen, dahinter kam gar nichts mehr; aber wie viele Möglichkeiten lagen in dem Gelde — Flavia mußte zweimal, dreimal rufen, ehe Cajus an dem bescheiden, aber sauber gedeckten Frühstückstisch Platz nahm, und der Kaffee war in der Tasse kalt geworden, bevor er sie noch an die Lippen geführt. Sein Kopf war ganz confus von allem Ueberlegen, und er überlegte noch immer.

„Ich werde mit dem Rendanten sprechen," sagte er, „und dann mit meinem alten Freunde, dem Baumeister. Auf eine solche Sache kann man sich doch nicht ohne Weiteres einlassen."

Und er hatte sich sein ganzes Leben danach gesehnt! . . .

Flavia jedoch gab ihm Recht, steckte ihm sein Butterbrod in die Tasche, und dann ging er.

Sein Schritt war schwer und unsicher, wie wenn der Erdboden hügelig wäre, was doch in der Alten Jacobstraße so wenig der Fall ist, wie in einer von den anderen Straßen, durch welche sein Weg zu dem ehrwürdigen Municipalgebäude von Berlin führte. Dieselben Gründe des Für und Wider wickelte er beständig auf und ab, und wenn er am Ende zu sein glaubte, so war er wieder am Anfang, bis Alles mit ihm rundum ging, und sein Herz heftig zu pochen begann in plötzlichem Schreck vor der Kühnheit seines Unternehmens.

„Wenn er mir nur abrathen wollte — wenn er mir nur abrathen wollte," dachte Cajus, indem er die Treppe zu dem Bureau des Rendanten hinanstieg.

Aber dieser that ihm den Gefallen nicht. Er war ein Beamter in vorgerückten Jahren, von streng rechtlichen Grundsätzen und bureaukratischem Wesen, den man jeden Morgen mit dem Glockenschlag hinter seinen Kassen und Büchern sitzen sehen konnte.

„Lieber Herr College," sagte der Rendant, „wenn Sie mich fragen, so können Sie nichts Besseres thun, als zu kaufen, und zwar so rasch wie möglich. Jetzt ist der Moment. Benutzen Sie die Conjunctur. In vier, fünf Jahren ist Grund und Boden in Berlin doppelt und dreifach so viel werth, wie heut, und in zehn, zwanzig Jahren wird er gar nicht mehr zu bezahlen sein. Keine vortheilhaftere Kapitalsanlage bei solcher Tendenz als in einem Grundstück. Wer das Geld hat . . ." und während er noch sprach, hob er, nicht ohne einige Mühewaltung, einen Folianten aus dem Schrank, blätterte darin, bis er das richtige Folio fand, durchlief es mit dem Finger, schob die Brille zurück, sagte noch einmal: „Wer das Geld hat," und schloß dann mit den Worten: „Und Sie haben es." Hierauf, indem er den Band wieder zuklappte: „Soll ich Ihnen das Conto gleich ausfertigen lassen?"

„Nein," rief Cajus, dem es, so dicht vor der Entscheidung heiß und kalt über den Rücken lief, „nicht gleich. Ich möchte zuvor noch die Meinung eines Architekten hören, über die technische Seite . . ."

„Wie Sie wollen, Herr College! Habe die Ehre! Guten Morgen, guten Morgen!“

Als die Dienststunden vorüber waren, begab sich Cajus zu seinem Kameraden vom Gymnasium her, dem Baumeister, der am Kronprinzenufer wohnte, damals noch eine ganz neue Gegend, eben erst im Entstehen. Er war ein jovialer Herr, dieser Baumeister, ein unternehmender Kopf, dazu Junggesell, und Junggesellen bleiben immer jugendlich. Er dachte noch gar nicht daran, sich ins alte Register setzen zu lassen, sondern speculirte noch gewaltig auf die Zukunft. Sein luxuriös eingerichtetes Zimmer, als Cajus eintrat, war ganz voll von Cigarrettenrauch, und er selber lag auf dem Divan, sprang aber sogleich auf und dem alten Landsmann entgegen. Sie waren sich seither immer nur gelegentlich auf der Straße begegnet, im Vorübergehen ein paar freundliche Worte mit einander wechselnd; sonst wußte der Baumeister von dem ehemaligen Genossen nicht mehr, als daß er Magistratsbeamter geworden, eine nicht besonders hübsche Frau hatte und in allem Uebrigen derselbe Cajus geblieben war, der er schon auf der Schule gewesen. Jetzt vernahm er mit Erstaunen den Zweck seines Besuches, ließ ihn aber kaum zu Wort kommen; denn er war ein lebhafter Herr, dieser Baumeister, sowohl in seinen Reden, wie seinen Bewegungen.

„Was?“ rief er aus, „Du bist ein reicher Mann geworden, ein Capitalist, und willst Hauseigenthümer werden?“

Und er betrachtete sich den kleinen, vor ihm stehenden Mann vom Kopf bis zu den Füßen, drehte mit beiden Händen ihn ein paar Mal um sich selbst herum, bis ihm schwindlig ward, und fuhr dann fort:

„Weißt Du noch, Cajus, auf der Schule? Hast Du mir nicht immer den lateinischen Aufsatz gemacht, einen Silbergroschen das Stück?“

„Ja,“ sagte Cajus kleinlaut. „Du bist ihn mir aber meistens schuldig geblieben.“

„Freilich,“ sagte der Baumeister, sich hinter den Ohren kratzend; „aber das Frühstück, rechnest Du das Frühstück für nichts, das mit Champagner, das ich Dir und den Anderen gegeben?“

„Auch das bist Du dem Wirthe schuldig geblieben, der uns dafür anzeigte. Wir kamen ins Carcer und . . .“

„Und ich wurde relegirt. Bei Gott, das Beste, was mir passiren konnte! Wär' ich sonst nicht auch ein Stubenhocker und Actenmensch geworden, wie ihr Anderen? Nein, ich lobe mir die Freiheit und die Baukunst! Eine Cigarrette, Cajus“ — indem er ihm die Schachtel hinreichte — „nein? Du rauchst nicht? Selbst das nicht einmal? Ach, wenn man kein Laster hat, ist es nicht schwer, reich zu werden! . . . Aber setz' Dich, Cajus, setz' Dich!“

Er redete nun in ihn hinein, von gewaltigen Plänen der Zukunft, von Landankäufen, nicht mehr in Quadratruthen, sondern in ganzen Kilometern, von großartigen Speculationen und dampfte dabei, daß ihn die Rauchwolken völlig einhüllten. Cajus kam aus dem Schwindel gar nicht mehr heraus.

„Ein Haus!“ rief der Baumeister — „zehn Häuser sollst Du haben, zwanzig, so viel Du willst. Ich betheilige Dich.“

Indem er immer so weiter sprach, stiegen gleichsam aus dem Cigarrettenrauch die neuen Stadttheile von Berlin empor, und weite Strecken entlegenen Landes bedeckten sich im Nu mit den schönsten Gebäuden. Man sah die Stadt förmlich über ihren Umkreis hinauswachsen, wie aus einem Kleid, das ihr zu enge geworden; die Mauern fallen, die Thore verschwinden und die Menschen- und Straßenfluth von allen Seiten nachdrängen. „Zugegriffen, Cajus, zugegriffen," schloß der Baumeister; „wer jetzt Geld und Courage hat, der greift zu, bevor die Anderen kommen, die etwas später gescheidt werden. So 'was muß man wittern. Und bin ich nicht immer ein schlauer Fuchs gewesen?"

„Immer," entgegnete Cajus in dämmernder Erinnerung an die Streiche, die sie zusammen ausgeführt und bei denen regelmäßig er, Cajus, in der Falle sitzen geblieben.

„Nun haben wir da, vor dem Cottbuser Thor," nahm der Baumeister wieder das Wort, „ein kleines, niedliches Geschäft, durchaus sauber und zweifelsohne, für welches wir noch einen Partner suchen mit gerade so viel Vermögen, als Du zur Disposition hast . . ."

Cajus erbleichte. „Mir wird schlecht," sagte er, indem er sich schwankend von seinem Sitz erhob; „es wird wohl von den vielen Cigarren kommen . . ."

„Die ich rauche," lachte der Baumeister, der die gute Laune nicht verlor, als er seinen Jugendfreund der Thüre zusteuern sah. „Du willst nicht? Nein? Nun denn, lebe wohl."

Mit der Thürklinke schon in der Hand, blieb Cajus noch eine Weile stehen. Denn, um die Wahrheit zu sagen, ihm waren die neuen Straßen und Paläste noch mehr zu Kopfe gestiegen, als der Tabaksqualm. „Ich sage nicht nein —"

„Aber auch nicht ja," versetzte der joviale Baumeister. „Du willst Dir's überlegen? Gut; überlege Dir's. Bis morgen wollen wir den Platz für Dich offen halten. Aber Du wirst sagen, der Baumeister hat Recht!"

Als Cajus wieder draußen in der frischen Luft stand, that er einen tiefen Athemzug. Er fühlte sich wie befreit und erlöst, als ob er einer Lebensgefahr entgangen. Sein Beschluß stand fest, und als er zu Haus angekommen war, schrieb er zwei Briefe; den einen an den Villenbesitzer auf dem K.'schen Terrain und den anderen an den Baumeister am Kronprinzenufer. Was der Inhalt dieser Briefe gewesen, wird der Leser leicht errathen. Aber in der folgenden Nacht hatte Cajus wieder einen gesunden und leichten Schlaf.

## III.

Ruhig flossen in der Alten Jacobstraße die Tage nun wieder dahin. Cajus ging in gewohnter Weise seinem Amte nach, mit einer Art von Reconvalescentengefühl, dem Gefühl des Mannes, der von einer schweren Krankheit auferstanden ist und aufs Neue der Gaben des Daseins sich erfreuen mag. Aber Etwas war auf der untersten Tiefe seiner Seele zurückgeblieben, wovon er anfangs sich keine Rechenschaft zu geben wußte, wogegen er, als es ihm klarer ward, zu kämpfen begann und was er zuletzt wie eine süße Befriedigung empfand, wenn er sich ihr verstohlen und nicht ohne Widerstreben überließ. Es war nicht mehr der unschuldige Traum von einem Haus und Heim, der in seiner Nichterfüllung ihn so

lange beglückt hatte: die glänzenden, wilden Phantasien von neuen Straßen, wundervollen Palästen und unermeßlichem Gewinn verdrängten ihn. Er schämte sich fast, seine Flavia zur Vertrauten dieser Sinnesänderung zu machen, obgleich sie wohl bemerkte, daß er jetzt noch mehr aufs Sparen und Zurücklegen bedacht war, als vorher schon. Sein hübsches Vermögen ging stetig voran, indem er, Zins auf Zins häufend, das Ersparte noch hinzuthat, und um diese Zeit fing er auch an, den Courszettel zu studiren. Die Börse, die früher ihm etwas Gleichgültiges, sogar Unverständliches gewesen, bekam jetzt ein seltsam unheimliches Interesse für ihn. Er ergötzte sich damit, wie vormals in eingebildeten Häusern, so jetzt in imaginären Werthen zu speculiren. Er verfolgte den Coursstand der Actien, besonders derjenigen der Cottbuser Thorgesellschaft, die täglich in rapiden Sätzen stiegen, und berechnete den Reichthum, den er besitzen würde, wenn er sich damals betheiligt. Damit konnte die mäßige Vermehrung seines Vermögens nicht Schritt halten; er ward unwillig gegen sich selbst und bemerkte nicht, daß sein Weg immer weiter von dem ursprünglichen Ziel abirrte. „Wenn ich den Muth gehabt hätte!" rief er ein über das andere Mal, und in seinem Innern klang es immer stärker: „Du wirst sagen, der Baumeister hat Recht!"

Es war nämlich inzwischen das große Jahr gekommen, das Jahr 1870, in Wahrheit ein annus mirabilis für Berlin, für Deutschland und die ganze Welt. So lang unsere Heere dort drüben lagen, siegreich in jeder Schlacht, aber mit wie vielen Opfern und theurem Blut die Siege bezahlend und während eines harten Winters mehr noch fast mit Eis und Schnee kämpfend, als mit dem Feinde, so lange war es still in Berlin. Als aber die Frühlingssonne zum ersten Male niederschien auf das neue Deutsche Reich und seine neue Hauptstadt — welch' ein Schöpfungsdrang und Wogen, welch' ein Strom von Gold und Menschen! Man wußte bald nicht mehr wohin, weder mit dem Einen noch mit den Anderen. Wie ein Riese hatte sich das deutsche Volk gereckt und nahm nun von Berlin Besitz; man konnte, wenn man es sah, glauben, daß man in eine Stadt gekommen sei, die vom Feind erobert und zerstört worden. In den Straßen wurden die alten Häuser niedergerissen und neue dafür gebaut, und draußen wuchs Berlin, und wuchs immerfort, Feld und Haide verschlingend, so viel ihrer auf seinem Wege lagen; oder die bisherigen Einwohner flüchteten so weit sie konnten und legten ringsum Colonien an in der Nähe von Dörfern, die nun aber auch ihrerseits bald wieder richtige Städte wurden.

Alles, was der Baumeister vorhergesagt, erfüllte sich, und viel mehr noch. Cajus hatte lange vermieden, ihm zu begegnen; wenn er ihn von fern sah, wich er ihm aus, wie seinem bösen Gewissen. Während des Krieges aber waren sie zufällig wieder einmal zusammengetroffen, Cajus als Vorstandsmitglied eines der Vereine, welche die Gaben der Daheimgebliebenen für die Krieger in der Ferne sammelten, und der Baumeister, in Kanonenstiefeln und feldmäßiger Ausrüstung, immer activ, immer unterwegs mit Proviantzügen und Sanitätscolonnen zwischen Berlin und dem Hauptquartier. Er hatte sich auf diese Weise wirklich so verdient gemacht, daß er das eiserne Kreuz für Nichtcombattanten erhielt. Denn er war unzweifelhaft ein Mann von unternehmendem Geist und mit jener besonderen Art von gutem Herzen, das Anderen gern ihr Theil gönnt, wenn es

nur selber nicht zu kurz dabei kommt. Er hatte nichts dagegen, daß Andere die Zeche für ihn bezahlten, und revanchirte sich, indem er seinerseits dem Wirthe die Rechnung schuldig blieb. Ganz so, wie damals, wo Cajus ihm die lateinischen Exercitien machte. Doch erst diese Zeit nach dem Kriege brachte seine Talente zur vollen Geltung und Reife. Man suchte seinen Rath, und sogar seinen Namen, wenn es sich um Unternehmungen und Landankäufe handelte; kaum ein Prospect ward ausgegeben, den er nicht mit unterzeichnet, und er saß in dem Verwaltungsrath von — es ist schwer zu sagen wie vielen solcher Gesellschaften. Er blühte auf wie eine Rose, hatte ein prachtvolles Quartier, einen Bureaubedienten, Kutscher, Pferde, Wagen, und jeden Tag entweder ein sumptuöses Frühstück oder Diner — denn für Beides zusammen wäre kein Raum gewesen an demselben Tage — in einem der großen Restaurants, die sich jetzt unter den Linden aufthaten, eins neben dem anderen, als ob von nun an das Leben in Berlin nur darin bestehen sollte, Champagner zu trinken und Austern zu essen.

Vor einem dieser schimmernden Locale stieß eines Tages der Baumeister ganz unerwartet auf seinen alten Freund. Cajus wollte vorüberhuschen in dem Menschengewühl, das auf dieser Seite der Linden jetzt immer sich hinauf- und herunterbewegte; doch der Andere hatte seinen Mann erkannt und hielt ihn fest.

„Nun," rief er in seiner vollen Lustigkeit, „was sagst Du nun? Hat der Baumeister nicht Recht?"

Er ließ ihm nicht einmal Zeit zum Besinnen, geschweige denn zum Antworten.

„Du mußt mit mir hinauf, zum Frühstück," rief er.

Es war ein spätes Frühstück, jedenfalls, drei Uhr Nachmittags, an einem kalten, nebligen Winternachmittag. Die Lichter brannten schon.

„Ich habe gefrühstückt und sogar zu Mittag gegessen," erwiderte der kleine Magistratsbeamte.

„Hilft nichts, Du mußt doch mit."

Und es half ihm wirklich nichts. Er mußte mit. Sie stiegen die breite, mit rothen Decken belegte Marmortreppe hinan und wurden oben von Kellnern in weißen Cravatten empfangen. Eine strahlende Helligkeit und wohlthuende Wärme strömte von allen Seiten ihnen entgegen. Der Baumeister war ein Hausfreund und erwiderte den Respect, der ihm bezeigt ward, mit Cordialität. Man nahm ihm den schweren Pelz ab, Hut und Stock; aber der kleine Mann mit dem abgetragenen Winterpaletot dem dicken Shawl um den Hals und dem grämlichen oder verlegenen Gesicht? „Ein Provinzbewohner!" dachte das Mädchen in der Garderobe, die seine Habseligkeiten zur Aufbewahrung bekam, und als er unter der hohen Portière verschwunden war, lachte sie laut auf.

Cajus war noch niemals in seinem Leben auf so dicken, weichen Teppichen gegangen; an den mächtigen Broncecandelabern brannten unzählige Flammen und darunter, auf den mit feiner Leinwand behängten Tischen, funkelten Silberzeug, kostbares Porcellan und geschliffene Gläser.

„Holla! der Baumeister!" klang es ihnen entgegen von einer dieser Tafeln, ganz im Hintergrund des letzten Saales. Dahin schritten die Beiden, der Baumeister voran, Cajus hinterdrein. Der Tisch stand an einem der tiefen Fenster

aus einer einzigen Spiegelscheibe, durch die man auf den Lichterdunst der Linden, die Laternenreihen der Friedrichsstraße, die sich unabsehbar durch den Nebel hinzog, und auf das Gewirr von Wagen und Fußgängern blickte. Kein schöneres Plätzchen, um alles dies behaglich zu sehen, wäre zu finden gewesen; und nur abgeschwächt, dumpf klang der Lärm von unten herauf, eben genug, um die Fröhlichkeit der Gäste zu begleiten, die rings um den Tisch versammelt saßen. Es waren ihrer sechs, alle gut genährt und in denkbar bester Stimmung. Denn der Wein in Kübeln stand schon auf dem Tisch, und die Schüsseln dampften. Kaum, daß der Baumeister Zeit hatte, seinen Freund vorzustellen. Es war auch nicht nöthig. Er war willkommen.

Während nun fleißig eingeschenkt und von einem feierlichen Kellner servirt ward, dem ein anderer, etwas leichtfertigerer Natur, zur Seite ging, verstand Cajus so viel, daß der Eine der Conviven, ein besonders wohlgenährter Herr mit geröthetem Antlitz, sein Gut zu verkaufen habe, zwei Wegstunden von Berlin, aber mit der Eisenbahn in zehn Minuten zu erreichen, sobald diese gebaut sein würde. Daß sie gebaut werden würde, war nur eine Frage der Zeit; keine Frage jedoch, daß das bewußte Terrain sich zu Villenanlagen eigne, wie kein zweites im ganzen Umkreis von Berlin. Die fünf anderen Herren waren derselben Meinung; sie stellten die Gruppe der Käufer vor und wollten eine Gesellschaft von Actionären bilden, zu deren Präsidenten der Baumeister ausersehen war.

Cajus dankte für Alles. Er berührte die Speisen gar nicht, die man in Schüsseln mit silbernen Deckeln hereintrug, und den moussirenden Wein kaum, der aus dickbäuchigen Flaschen mit silbernen Hälsen eingeschenkt ward. Er dachte wahrscheinlich an das Frühstück, welches den Gästen Carcer und dem Gastgeber die Relegation eingebracht hatte.

Doch der Baumeister rief: „Was! Keinen Heidsieck?" . . . (Heidsieck Monopole war die beliebte Marke, denn sie war die theuerste). „Geh', sei kein Narr!" und er stieß mit Cajus an, der hierauf von dem prickelnden Tranke nippte, während jener das hohe Kelchglas auf einen Zug leerte.

Cajus, indem er diesen Luxus um sich her sah, verfiel, er wußte selbst nicht wie, darauf, einen Vergleich anzustellen zwischen dem alten Berlin und dem neuen, zwischen dem Kneipchen hinter dem Opernhaus, in welchem er einst mit Flavia Flammeri gegessen, und diesen Prunkgemächern, in denen Sardanapal sein Fest hätte feiern können. Aber wer vermag Untergehendes zu retten oder Heraufkommendes anders zu machen? Er dachte jetzt auch an seine kärglichen Zimmer, in denen die treue Gefährtin ahnungslos dasaß, während ihm der Versucher nahe war. Aber einmal muß die Stunde kommen. Einmal kommt sie für uns Alle. Sein Gemüth war darauf lange vorbereitet und sein Entschluß reif, zu capituliren, wenn sie da sei: je nüchterner er blieb, desto besser war er im Stande, den Gesprächen der Anderen zu folgen; aus dem Lichter- und Farbenglanz, aus der Ueppigkeit der Umgebung und der Atmosphäre selber kam ein Ton der Ueberlegenheit in sie, der in ihm ein Gefühl des Wohlbehagens erregte. Cigarren wurden gebracht und umhergereicht, lange, Regalias vom stärksten Caliber, in Kistchen von polirtem Mahagoniholz, und jedes einzelne Stück sorgsam in Silber-

oder Goldpapier gehüllt, welches die Herren herunterrissen und zwischen die Servietten auf den Tisch warfen. Ein feiner Geruch stieg in die Luft. Cajus nahm an nichts von Allem Theil: aber er empfand auf angenehme Weise, wie diese Leute das Leben genossen, und seine Phantasie malte sich den Besitz aus, von welchem sie redeten. Ein kleiner See war da, nebst einem Gehölz, in welchem man die wundervollsten Häuschen bauen konnte. Solch' ein Haus zu haben und dennoch das Anlagecapital zu behalten, das immer wachsen und zunehmen würde mit der Prosperität der Colonie! Denn nicht weniger war es, was diese Gesellschaft den Theilnehmern versprach. Die Pläne lagen auf dem Tisch. Jeder mochte sich davon überzeugen. Ein Idyll ländlichen Lebens stieg für Cajus daraus empor. Er roch ordentlich das Wasser und den Wald. Er sah das schmucke, kleine Haus schon fertig am Rande des Sees, der mit Schilf und Binsen umkränzt war, auf dessen stiller Fläche die Sonne sich spiegelte. Traten nicht zuweilen die Rehe heraus, schnupperten in den Wind, und bogen sich dann nieder, um zu trinken? Welch' ein Friede und welch' ein Haus! Das vom K.'schen Villenterrain, an welches er einmal gedacht, war gar nicht damit zu vergleichen. Sich von dem sauer erworbenen Gelde trennen zu müssen, von dem Schatze, den er mühselig zusammengebracht, und dann nichts mehr zu haben, als ein Haus, das obendrein gar wohl auch schon von vielen anderen Häusern umgeben lag, mit jeglicher Art von Straßenlärm. Und gezwungen sein, jeden Tag in die Stadt zu gehen, jeden Tag aufs Bureau, mit Schreiberarbeit beschäftigt, bis zuletzt das Alter kam und eine karge Pension. Nein, es war anders mit diesem Haus am Walde. Hier bekam er, was er so lang ersehnt, und sollte das nicht hergeben, was ein Theil von ihm selber geworden. Es lag gesichert um ihn her in den Grundstücken; er konnte täglich es mit Augen sehen und mit Händen greifen. Er brauchte nicht mehr zu denken, nicht mehr zu rechnen. Wenn er vor die Thüre trat, war er im Freien. Welche Spaziergänge mit seiner Flavia! Welche Stunden mit den geliebten Classikern! Weit weg war er von den rauchenden und zechenden Männern, als er auf einmal die Hand des Baumeisters auf seiner Schulter fühlte.

„Nun, Cajus?" sagte dieser, tapfer aufschlagend.

Aber anders war heute Cajus als sonst, wenn er aus dem Traumland zurückkam. Er hatte genug davon, er wollte jetzt Ernst und Wirklichkeit daraus machen.

„Auf ein Wort," begann er, indem er den alten Kameraden in ein stilleres Eckchen des Saales nöthigte. Das Gespräch der Anderen ging fort, und sie bemerkten kaum die beiden leeren Plätze, während Cajus über das Schicksal seines Lebens entschied.

Ganz unerwarteter Weise machte der Baumeister diesmal Schwierigkeiten. Von den Actien sei schon jetzt keine mehr zu haben. Sie seien so gesucht, daß fast alle schon vergeben, noch ehe sie richtig an die Börse gekommen. — Um so dringender ward Cajus. Jetzt war er es, der in den Anderen hineinredete mit alten Erinnerungen, Schulfreundschaft, lateinischem Exercitium u. s. w. — Er wolle sehen, was er thun könne, versetzte der Baumeister; aber auf einen Coursstand über Pari müsse Cajus gefaßt sein. — Das war kein Hinderniß; wenn

er nur bald, nur gleich Gewißheit hätte. — Das sei heute nicht möglich; aber morgen, morgen! — So schieden sie, worauf der Baumeister zu seinem Heidsieck und Cajus zu seiner Flavia zurückkehrte.

Diese kluge, kleine Person merkte sogleich, daß ihm etwas zu Kopfe gestiegen sei. Doch sie fragte nicht. Sie wußte nicht, ob alle Männer so seien, doch der ihre war so, daß ihn nicht zu fragen, das sicherste Mittel war, ihn zum Sprechen zu bringen. Heut' indessen schwieg er beharrlich, so schwer es ihm auch ward; er wollte Flavia mit der Neuigkeit überraschen, und als am anderen Nachmittage der ungeduldig erwartete Brief da war, sagte er, daß sie nun nicht mehr lang in der Alten Jacobstraße bleiben würden und malte der gespannt Aufhorchenden die Wonnen ihres künftigen Daseins aus. Der bejahrte Rendant schüttelte zwar den Kopf, als der auch nicht mehr ganz junge Bureauvorsteher sein Kapital kündigte, um es in Actien des Bauvereins „Südost" anzulegen. Cajus bedurfte fürder keines Rathes; er hatte seinen Entschluß gefaßt, und in ein paar Wochen kamen wirklich die Papiere an, die aber so lang und breit waren, daß sie keinen Platz mehr fanden in der „Gedankenharmonie von Goethe und Schiller".

Jetzt begann eine Reihe froher. glücklicher Tage für die beiden Leutchen. Jeden Morgen steckten sie den Kopf in die Zeitung, und jeden Morgen waren sie reicher. Ihre Papiere hatten schon den sechsfachen Werth von dem, was sie dafür ausgegeben. Sonst, um diese Zeit des Jahres, wenn es Sommer ward, wenn die Ferien beginnen und Reiselust in die Berliner fährt, hatte Cajus sich damit geholfen, daß er irgend eine alte Auflage des Bädeker beim Antiquar kaufte und mit nach Haus brachte. Sie setzten sich dann an den langen Nachmittagen zusammen in ein schattiges Eckchen ihres Wohnzimmers und machten von dort aus weite Reisen nach der Schweiz, nach Tyrol oder irgend einem Platze an der See. Da sie solchergestalt den ganzen Sommer unterwegs sein konnten und, wenn sie Lust hatten, den Herbst obendrein, während die meisten auf vier oder höchstens sechs Wochen beschränkt sind, so waren ihre Reisen nicht nur viel ausgedehnter, sondern auch viel gründlicher als die der Anderen. Sie fingen jedes Land, das sie besuchen wollten, ganz von vorne an und hörten erst ganz am Ende wieder auf, machten alle Touren und Nebentouren, bestiegen alle Gletscher, besahen alle Wasserfälle, nahmen alle Kunstsammlungen in Augenschein und wußten zuletzt besser Bescheid als diejenigen, welche wirklich dort gewesen waren. Es verschlug ihnen dabei wenig, wenn sie, mit dem verwitterten Buch in der Hand, Postkutschen fanden, wo längst Eisenbahnen gehen, oder mit Ruderbooten vorlieb nehmen mußten, wo seit Jahr und Tag Dampfschiffe fahren.

So waren sie glücklich und zufrieden, und kehrten immer von ihren eingebildeten Reisen in ihre eingebildeten Villen zurück. —

Diesmal jedoch, als die Sommerszeit wieder erschien, kam Cajus mit einem ganz neuen Bädeker nach Haus, der in hellem Roth erglänzte, noch frisch wie vom Buchbinder roch und auf seinem Rücken in goldener Schrift das Wort: „Rheinlande" trug.

„Lieber Schatz," sagte Cajus in munterer Tonart, „rüste die Koffer und richte die Sachen her — jetzt geht's an den Rhein, an den Rhein!"

Es war nicht ganz das Ziel seiner Sehnsucht. Er hätte gern noch einmal das Land gesehen, wo mitten in Citronenwäldern am Gestade des Benacus die Wiege seines Catull gestanden oder weiter, weiter — wohin er noch nicht gekommen und was er doch so gut kannte — die Villa des Horaz in den Sabinerbergen bei Rom, oder den staubig sonnverbrannten, cactusbewachsenen Pfad hinauf zu dem einsamen Hügel über der purpurnen See von Neapel mit dem lorbeergekrönten Grabe des Virgil — „cecini arva, rura, duces“ — mit der Straße von Grotten und Tempeln und Palästen bis Bajä, mit dem Blick auf das violett dämmernde Capri, mit dem rauchenden Vesuv und Pompei. —

Doch wenn jetzt auch ein reicher Mann, war Cajus darum immer noch keiner, der mit seinen Schätzen, den Zukunftsplänen, verschwenderisch umgegangen wäre.

Zwanzig Jahre lang waren diese Beiden nicht aus dem Dunstkreis von Berlin gekommen; jetzt flatterten sie hinaus ins Freie wie die Vöglein und mit diesen um die Wette. Sie hörten, als der Zug bei Lichterfelde hielt, die Lerchen schmettern. Das Kieferngehölz von Luckenwalde, die flachen Felder um Jüterbog belebten ihren Geist wunderbar. Der weite, große Horizont that ihnen unbeschreiblich wohl. Sie fuhren durch Thüringens anmuthige Thäler, sie kamen nach dem altehrwürdigen Frankfurt. Als sie den Rhein sahen, waren sie beklommen von Seligkeit, und in Flavia's Augen schimmerte verschämt eine Thräne. Der stolze Dampfer trug sie den deutschen Strom hinab, und Cajus gönnte sich ein halbes Fläschlein deutschen Weines, mit zwei grünen Gläsern. Wenn etwas besonders Schönes kam, drückten sie verstohlen einander die Hand, und sie stießen mit den beiden grünen Gläsern an, als aus dem dunklen Wasser der Lurleifelsen aufstieg. O, der sonnigen Tage, mit keiner Wolke, weder am Himmel noch in ihrem Gemüth. Sie waren auf dem Drachenfels und in Rolandseck und legten zu Fuß die Strecke von St. Goar bis Bacharach zurück. Wie fröhlich sie dahinschritten unter den Weinbergen am Ufer, von jedem Wanderer gegrüßt! Sie waren trunken von der Schönheit der Natur und der Heiterkeit des Daseins am Rhein. Den letzten Abend machten sie noch einmal Halt in dem Hôtel „Zum weißen Roß“ in Bingen, das ihnen besonders lieb geworden wegen der Nähe der traulichen kleinen Rheinstadt, der fröhlichen Menschen, die darin wohnen, und der herrlichen Aussicht auf den Strom und die gegenüberliegenden Ufer mit Niederwald und Rüdesheim. Am anderen Morgen, als sie dem jovialen Wirthe, der sie vortrefflich verpflegt hatte, Lebewohl sagten, schimmerten Wasser und Berge von einem bläulichen Dufte, den heitersten Tag verkündend. Der August nahte seinem Ende; schon war etwas von der Farbenpracht des Herbstes in der Landschaft, und herb und kräftig wehte die Luft ihnen entgegen. Sie hatten bescheiden einen Tropfen genippt aus dem Becher der Lust und des Lebens, diese Beiden, und seine Lieblichkeit empfunden. Mit der Abschiedsstimmung mischte sich ein neues, süßes und starkes Gefühl, das Verlangen, mehr davon zu genießen. Hinter Mainz, wo sie den Rhein zuerst erblickt hatten, sagte Cajus, indem der breit wallende Strom mit den vom Frühnebel feuchten Waldgelände im Morgenglanz entschwand: „Lieber Schatz, das nächste Jahr Alpen, der Appennin und der Tiber!“

In Frankfurt mußten sie noch ein halbes Stündchen warten bis zur Abfahrt des Zuges nach Berlin und wollten es benutzen, um sich in den schönen Anlagen vor dem Bahnhofe zu ergehen. Da stand ein Mann, der Zeitungen feilbot, und Cajus war in so guter Laune, daß er ausrief: „Ei ja, wir haben in den ganzen Wochen uns nicht um den Lauf der Welt bekümmert; sehen wir, was es Neues gibt." Er nahm das Blatt, schlug es auseinander, und das Erste, worauf sein Blick fiel, war ein langes Telegramm aus Berlin. Indem er las, fing sein Blut an wie zu starren; es dunkelte vor seinen Augen, und rings um ihn schien Alles sich zu verwandeln, bis das schimmernde Grün aschgrau geworden war, und die Sonne selbst ihren Schein verloren hatte. Während die Beiden sorglos am Rhein gepilgert, war das zum Ausbruch gekommen, was man damals den großen Börsenkrach nannte; hatte, von Oesterreich und Wien herüberziehend, Deutschland und Berlin gleichfalls niedergeworfen und die Depesche besagte, daß auch die Gründung „Südost" zerschmettert am Boden lag. Plötzlich war die großartige Bauthätigkeit ins Stocken gerathen, die halbvollendeten Villen waren Ruinen, die Actien entwerthet und der Director der Gesellschaft, der Baumeister, flüchtig geworden. Seine Pferde, seine Möbeln und seine Schulden waren Alles, was er zurückgelassen hatte. Das stand in der Depesche.

## IV.

Seit jenem sonnig-blauen Herbstmorgen in Frankfurt am Main bemächtigte sich des armen beraubten Mannes eine trübe, menschenfeindliche Stimmung, aus der ihn nichts mehr zu reißen vermochte. Nichts mehr von all' Dem, was ihm vorher Freude gemacht, übte die leiseste Wirkung auf sein verdüstertes Gemüth — nicht die Wanderungen in Berlin und um Berlin, die sonst sein größtes Vergnügen gewesen. Im Gegentheil, er mied diese Spaziergänge, die doch ihn immer nur wieder an das erinnerten, woran er nicht erinnert sein mochte; und als er einmal mit Bedacht, um sich recht bitter weh zu thun, das ehemals K.'sche Villenterrain aufgesucht und mitten in den freundlichen Gärten und unter den hübschen, weißen Häuschen auch das gesehen hatte, welches er hätte haben können, wenn er gewollt, da hörte man ihn zum ersten Male wieder lachen. Aber es war kein schönes Lachen. Trostlos und öde war das Leben für ihn geworden, und er grübelte fortwährend über einen Ausweg. Unempfindlich blieb er gegen die zärtliche Hingabe Flavia's, hart und schroff wies er ihren Zuspruch zurück und wandte sich im Herzen auch von ihr ab.

Das arme Weib, die treue Gefährtin so vieler Jahre, litt unsäglich unter dieser Entfremdung, viel mehr als von dem Verlust eines Vermögens, dessen Werth sie niemals recht verstanden. Mit kummervollem, liebendem Blicke folgte sie dem Manne, der sie zurückstieß; sie schwieg, aber an ihr nagte der Gram, und da sie von zarter Natur war, versagte zuletzt die Kraft, und sie wurde krank, recht krank. Nicht bettlägerig; denn sie versuchte tapfer, sich aufrecht zu halten und wollte, sie wenigstens, nicht dem Mann auch diesen Kummer noch machen. Sie dachte viel an den Tod und fürchtete sich davor, weil sie wohl einsah, daß das nicht ohne Leid und Last für den Mann abgehen könne, den sie so gern

davor bewahrt hätte. Doch fühlte sie sich von Tag zu Tage schwächer; die Nahrung widerstand ihr, sie fand keinen Schlaf, fiel zusammen und trug einen Zug des Leidens im Gesichte, der Jeden rührte, nur ihren Mann nicht. Mühsam besorgte sie die kleine Wirthschaft und manchmal war sie von der Aufwärterin gefragt worden, ob sie sich nicht an einen Arzt wenden wolle? Dann hatte die Frau den Kopf geschüttelt und traurig erwidert: „Mir kann kein Arzt helfen."

Eines Abends in der Dämmerung saßen die Beiden wieder in ihrem Stübchen zusammen, stumm, wie schon so lange. Da brach Flavia das Schweigen und sagte mit ihrer sanften Stimme: „Klostermann, wenn ich nun doch von Dir gehen, wenn ich Dich allein lassen müßte . . ."

Dieses Wort, in der Stille der Dämmerung gesprochen, erschütterte zum ersten Male wieder das Herz des Mannes. Plötzlich, er wußte nicht warum, kam ihm der Abend wieder ins Gedächtniß, jener Abend, wo sie durch einen vorüberbrausenden Eisenbahnzug auseinander gerissen wurden und ihm die klagenden Verse des Virgil durch die Seele gingen.

„Flavia, Flavia!" brach es aus ihm hervor — und die Augen des armen Weibes leuchteten, als er sie so nannte — „Du bist mir nicht entrissen, Du bist noch da! Du darfst, Du kannst mich nicht verlassen!" Und um sie zu halten, ergriff er ihre Hand und fühlte jetzt, wie kalt sie sei — kalt wie die des Todes.

Sein ganzes Herz ging ihm über von Lieb' und Weh, von Erbarmen und Mitgefühl; es war, wie wenn das Eis sich löst und der lebendige Quell darunter wieder hervorbricht. Er klagte sich der schnöden Selbstsucht an, die grausam in ihrem eigenen Leide wühlt, und das der Andern nicht bemerkt; die sich von Allem absondert und abscheidet, bis sie ganz allein ist auf der Welt. Er sei gestraft, womit er gesündigt. Aber die Strafe wäre zu hart, rief er aus. „O Flavia, Flavia, was sollt' ich noch hier ohne Dich — wenn Du nicht mehr da bist . . ." Und er malte sich aus, wie jeder kleinste Gegenstand des täglichen Gebrauches und einer so langen Gewohnheit ihn an die Gattin erinnern und ihr Platz dennoch leer sein werde für immer; und jetzt zum ersten Male auch sprach er von seinem Verlust und erkannte, daß der größere Schatz, sein wahrer Besitz, nicht der gewesen, der ihm, in arger Verstrickung von eigener und fremder Schuld, genommen worden, sondern das gute Herz, die treue Seele — sein erstes und sein letztes Glück auf Erden. Wehmüthig wandte sein Blick sich den fernen Kindertagen und der Heimath zu, den Idealen seiner Jugend und diesem unschuldigen Wunsche nach einem eigenen, festen Wohnsitz, auf dem sie, weit von den Störungen und Zufälligkeiten der Welt, nur für einander und die schöneren Aufgaben des Daseins leben wollten, und er gewahrte, wie dieses von einem poetischen Zauber umwobene Verlangen, diese Vision eines Glückes, das in der Entsagung bestand, seine Gestalt veränderte, sobald die Hand sich danach ausgestreckt, bis es die häßlichen Züge des Zeitalters angenommen und seine Seele mit allen Lastern desselben befleckt hatte. „Jetzt bin ich wieder arm, Flavia," rief er, „und habe nur noch Dich, und Dich, Geliebte, will ich nicht verlieren."

Wir sehen und hören nur den Schmerz der Zurückbleibenden, Jeder von uns hat ihn schon gefühlt; aber was in dem Innersten der Scheidenden vorgeht, wer vermöchte das zu schildern?

Die Kranke schwieg. Sie lehnte sanft das Haupt an die Schulter des Mannes, und so saßen sie, bis Beide völlige Nacht umfing. Aber ihre Hand erwarmte langsam in der seinen.

Sie hatte nichts mehr dagegen, daß am anderen Morgen ein Arzt gerufen wurde; doch mehr als Arznei thaten die wiederkehrende Ruhe des Gemüths und die zum zweiten Male ihr geschenkte Liebe des Mannes für sie. Langsam genesend verbrachte sie den Winter, und mit neuer Hoffnung sahen diese Beiden, denen die stille Freudigkeit der vergangenen Jahre wiedergegeben schien, dem Frühling entgegen.

Ein feiner Kenner der menschlichen Natur, Thackeray, hat einmal gesagt, daß nicht das, was man verliert, hart sei, sondern das, was man täglich ertragen muß. Ernster war unser Freund Cajus durch seinen Verlust geworden, die frühere Harmlosigkeit war dahin oder vielmehr kam nicht wieder. Sein Glauben an eine Zukunft, die sich niemals erschöpfen könne, war schwächer geworden; er hatte zu dicht vor dem furchtbaren Abgrunde gestanden, als daß er an das Ende nicht hätte denken sollen, das doch einmal kommt. Wie durch ein Läuterungsfeuer war er durch die Prüfungen gegangen, und der Theil seines Lebens, der Weg, der ihn dahin geführt, erschien ihm jetzt gehässig. Er sehnte sich zurück nach der Unschuld der früheren Jahre, bevor der poetische Traum von einer Heimath auf Erden sich in die Gier nach Besitz verwandelt hatte. Wie mit der Wurzel riß er sie jetzt aus seinem Herzen und dankte Gott für das, was ihm geblieben: seine Flavia, sein kleines Amt und seine bescheidene Wohnung, drei Treppen hoch in der Alten Jacobstraße. Nicht länger in die trügerische Ferne hinaus strebte sein Geist; er umfaßte vielmehr das, was ihm nahe war, mit dem Gefühle, daß dies sein wirkliches Eigenthum, und gewann die Welt auf eine neue Weise lieb. Er wollte nicht mehr sein und nicht mehr haben, als die tausend und abertausend Anderen um ihn her, er wollte sich Eins mit ihnen wissen; untertauchen in die namenlose Menge, die man die Menschheit nennt, in der es, sobald dies bunte Flitterwerk des Lebens abgestreift ist, keinen Reichen und keinen Armen, keinen Hohen und keinen Geringen gibt, weil sie zuletzt Alle mit der gleichen Vergessenheit und derselben Erde bedeckt werden.

So war der Frühling und so der Sommer vergangen, und Flavia, während sie von ihrer Krankheit genas, sah mit beglückter Seele, daß auch Cajus sich von der Last befreie, die so schwer auf ihn gedrückt hatte. Still und zärtlich ihm folgend, bemerkte sie, daß er allmälig seine früheren Gewohnheiten wieder aufnahm; daß er wieder anfing, seine kleinen Spaziergänge durch die Straßen der Stadt zu machen und an den freien Nachmittagen Ausflüge nach den Ortschaften um Berlin — freilich ohne sie; denn Flavia durfte noch immer die Treppen nicht steigen. Aber wenn er auszog mit jenem Mittwochs- und Sonnabendsgefühl, das von den freien Nachmittagen der Schule her ihm geblieben, und wenn er angeregt heimkam, ihr erzählend, wie sich unter all' der Veränderung und Größe der Stadt doch etwas erhalten habe, ein gewisser Zug, der zum Herzen spreche, wenigstens zu dem eines Berliners: dann leuchtete Flavia's ganzes Gesicht. Auch zu den Klassikern, den alten Freunden, denen er seinen Spitznamen verdankte, griff er, und das Werk der Heilung war vollendet, als er nach Tisch

die Zeitung wieder las und sogar vor den Beilagen keinen Schreck mehr empfand. Im Gegentheil, eine Nachricht oder Bekanntmachung, die darin eines Tages stand, schien ihn so freudig aufzuregen, daß es Flavia's Blicken nicht entging; doch sie forschte nicht weiter und ließ ihn gewähren, auch als er in den nächsten Wochen noch häufiger fortging und länger von Haus blieb als sonst.

Eines Abends, es war schon Herbst, und der Arzt hatte bei dieser milden Witterung Flavia den ersten Ausgang erlaubt, kehrte Cajus strahlenden Auges heim.

„Lieber Schatz," rief er, noch die Thüre in der Hand, „nun hab' ich es doch gekauft — unser Grundstück!"

„Welches?" fragte Flavia, nicht ohne leises Zittern der Stimme.

„Du wirst es sehen, lieber Schatz! Morgen fahren wir hinaus nach Klostermann's Grundstück!"

## V.

„Es ist weit, Klostermann," sagte Flavia, von der Luft doch etwas erschöpft, nachdem sie bereits eine halbe Stunde lang auf der Pferdebahn gefahren waren. „Es ist weit!"

„Ja, lieber Schatz," erwiderte Cajus; „aber es ist auch für immer!" Und er blickte vergnügt aus seiner Ecke heraus durch das gegenüberliegende Fenster und ergötzte sich an den langen Straßen, den hohen Häusern und den vielen Menschen.

Sehr viel anders war die Gegend geworden, seitdem die Beiden hier vor manchem Jahre zusammen gewandert — schöner, großartiger, prunkhafter, so daß es schwer fiel, sich zurückzurufen, wie sie damals gewesen. Fast nichts mehr war vom Alten vorhanden, das sie gekannt hatten — verschwunden waren die kleinen Häuser, Winkel und Ecken, die schmalen Eingänge, die holperigen Gassen, Alles, Alles hatte den frischen Anstrich des gestern Vollendeten, und nur noch hier und dort, traurig, als ob es nicht mehr dahin gehöre, vereinsamt und verwaist, da die gewohnte Nachbarschaft fehlte, stand irgend ein altes Gebäude und auch dieses schon mit Staub bedeckt und zum Abbruch bestimmt. Aber bunt, lustig und mannigfaltig anzusehen war es, wie Haus nach Haus und Straße nach Straße vorüberzog, lauter neue Häuser, lauter neue Straßen, aufgerollt wie die Bilder eines Panoramas. Das neue Rathhaus, mit seiner imposanten Masse, seinem mächtigen Thurm und weithin leuchtenden Roth, mit dem Eckfensterchen oben, nach der Jüdenstraße zu, hinter welchem fest und unverrückbar sein Schreibpult stand — und Cajus dankte Gott in seinem Herzen dafür, daß er ihn in seiner Güte zum Bureauvorsteher beim Magistrat von Berlin gemacht und sein kleines Nest vor dem Unfall bewahrt habe — Königstraße, Stadtbahnbogen, Alexanderplatz — einst so still und kleinstädtisch, jetzt bedeckt mit Hunderten von Wagen, Omnibussen, Pferdebahnwagen, Wagen aller Arten und die Züge der Vororte darüber hindonnernd — ein beständiges Gehen und Kommen, die Fluth der Großstadt immer in Bewegung und ringsum die palastartigen Bauten, die Geschäftshäuser und Hôtels. Kaiserstraße, Große Frankfurterstraße — Cajus hatte sie gekannt, als sie statt ihres jetzigen Namens den der Frank-

furter Linden führte, wie das Volk, die Droschken- und Omnibuskutscher sie noch nennen. Cajus war in früheren Jahren oft hierhergekommen, wenn die alten Bäume wieder grün wurden und zu blühen begannen. Kleine Häuser hatten hier gestanden mit einem Stock und vier Fenstern. Wohin die Häuser und wohin die Bäume? Kolosse waren jetzt da, riesenhoch, mit rothen und weißen Façaden, ganz überladen mit allem möglichen Putz von Balcon und Säulen und Karyatiden, wie die reichgewordenen Leute sich mit schweren, goldenen Ketten behängen und an jeden Finger einen Brillantring stecken — — nichts, nichts mehr an die Vergangenheit erinnernd, außer den beiden Gebäuden der Wadzeckstiftung und des Bürgerspitals, alt und verwittert wie die Gesichter derer, die, von dem Klingeln der Pferdebahn angelockt, oben aus den Fenstern sahen. Eine neue Lindenpflanzung war jetzt in der Mitte, dünne Stämmchen, fast verschwindend in der Straße, die so breit war, daß man kaum hinübersehen konnte, und sich boulevardartig bis zur Frankfurter Allee fortzog.

Und noch immer kein Ende der Fahrt, die bald eine Stunde gedauert hatte. Flavia wußte nicht, wohin sie ging; aber sie vertraute dem Manne, dem immer froher und leichter ums Herz zu werden schien, je weiter sie kamen.

Langsam vollzieht sich der Uebergang oder die Wandlung von der Stadt zum Lande: die Straße verliert ihr bisheriges Aussehen und wird zur Dorfstraße mit einem tiefen Rinnstein, an dessen Ufer knorrige Bäume mit vertrockneten Blättern stehen und über welchen, vor jedem Häuschen, kleine hölzerne Brücken führen. Droschken oder anderes städtisches Fuhrwerk gab es hier nicht mehr, sondern nur Ackerwagen und Karren mit Säcken, mit Stroh, mit Tonnen und Steinen. Ein Gärtchen mit Sonnenblumen; ein Haus mit Krippen vor der Thür — hier endlich hielt der Pferdebahnwagen und Cajus und Flavia, die letzten Passagiere, stiegen aus. Sie waren in Friedrichsberg. Ein trauriger Ort und eine kümmerliche Bevölkerung. Die Häuser waren nur auf der einen Seite des Weges und auf der anderen die Chaussee. Kinder wirbelten Staub auf; Männer saßen vor ihren Läden. Kaum irgend ein Vorübergehender. Das Wässerchen unter den Brücken war fast ausgetrocknet.

Aber Arm in Arm jetzt gingen die Beiden dahin, und manchmal Hand in Hand. Sie sprachen wenig, denn Flavia mußte sich noch schonen; aber sie waren glücklich, wieder mit einander gehen zu können in Gottes freier Natur, die, wenn sie gleich nicht sehr schön ist in Friedrichsberg, doch auch hier den Himmel über sich, das offene Feld vor sich, und weit, weit hinter sich das große Berlin hat.

Sie kamen nun an einer Gartenwirthschaft vorüber, und Cajus sagte: „Lieber Schatz, hier wollen wir ein wenig ausruhen.“ In diesem Garten war nur Sonntags Gesellschaft. Heute war es ganz still hier, und die Stühle waren an die Tische gelehnt. Nur eine Berliner Familie war noch da, wohlhabende Bürgersleute gewiß, mit einer großen braunen Kaffeekanne vor sich und einer zweispännigen Equipage draußen. Welkes Laub bedeckte schon den Boden; aber ein Sonnenstrahl fiel über die Mauer des Nachbargrundstückes herein und wanderte sanft weiter, bis er den Tisch erreicht, an welchem Cajus und Flavia Platz genommen. Wolken und Sonne wechselten am Himmel, und ein lauer Wind wehte. Cajus war recht vergnügt; denn er war immer vergnügt gewesen, wenn er in

solch' einer kleinen Wirthschaft saß, und war es, Gott sei Dank, jetzt wieder. Flavia's dagegen hatte sich ein merkwürdiges Gefühl, wie von etwas Unbekanntem, Ungeahntem bemächtigt. Der Wirth, der nichts Besseres zu thun hatte, war jetzt hinzugetreten, um sich mit seinen Gästen zu unterhalten. Er meinte, daß es ein Gewitter gebe. Der Himmel war stahlgrau geworden, mit blauen und blaßgelben Streifen, der Wind hatte fast ganz aufgehört, und die Luft ward schwül. Es donnerte ganz schwach.

„Wir müssen aufbrechen," sagte Cajus; „wir wollen sehen, ob wir noch gut hinkommen."

Der Wirth fragte, wohin? Aber Cajus erwiderte nur, daß es nicht mehr weit sei.

„Na denn," sagte der Wirth, „bis zum Abend wird sich's wohl noch halten."

Also wanderten sie weiter, und die Sonne, die noch einmal wie zum Abschied hervortrat, warf ein schwaches Licht über ihren Weg. Hinter Friedrichsberg war eine schöne Allee von alten Kastanien und ein freier Blick über ansteigenden Feldgrund zur Linken; zur Rechten über flachgedehntes Ackerland sah man ganz, ganz fern in einem langen, weißen Streifen die letzten Häuser und Thürme von Berlin und den schweren, dunklen Gewitterhimmel darüber. Jenseits der Eisenbahnbrücke begann Friedrichsfelde, dessen zerstreute Gehöfte freundlicher unter den Bäumen lagen. Hier gedachten die Beiden im Nothfalle Schutz zu suchen; doch das Gewitter verzog sich, und Cajus sagte: „Wir sind bald da." Sie schritten hierauf eine gepflasterte Straße hinan, mit Kartoffeläckern auf beiden Seiten. Gleich vornan, nicht weit von einem recht ärmlichen Häuschen, saßen ein paar alte Leute, der Mann in einem Lehnstuhl, die Frau neben ihm, eine Bibel im Schoß, aus der sie mit lauter Stimme vorlas. Flavia fühlte sich beklommen ums Herz, wie vor einer großen Entscheidung; aber das Vertrauen und die Zuversicht verließen sie nicht, und die Feierlichkeit dieser Abendstunde theilte sich ihr mit. „So lange Du bei mir bist, fürcht' ich mich nicht," sagte sie leise. — „Komm' nur, komm' nur," gab er zur Antwort; „wir werden ewig zusammen sein."

Sie schritten nun über die breiten Schienenstränge, die nach Berlin und rings um Berlin herumführen; und nun mit einem Male schien die Landschaft wie verwandelt. Sie standen auf einer Anhöhe; hinter ihnen das öde Feld war verschwunden, und vor ihnen über einer Mauer quoll dichtes Grün wie von einem Garten, aus welchem der Abendwind ihnen süßen Blumengeruch entgegentrug. Ein schmales Eingangspförtchen war angelehnt und darüber erhob sich ein schlichtes Holzkreuz, auf welchem man im schwindenden Tageslicht die Worte las: „Gemeindefriedhof für Berlin."

Jetzt wußte Flavia, warum Cajus sie diesen weiten Weg geführt. Thränen stürzten aus ihren Augen; voll Inbrunst drückte sie die Hände des geliebten Mannes an ihre Lippen und sprach: „Ich danke Dir!"

Die Last des Ungewissen war von ihrer Seele genommen, und ein tiefer Frieden erfüllte sie.

Während sie nun durch das Pförtchen eintraten, sagte Cajus: „Dieser Friedhof, der nicht von irgend einer Kirchengemeinde, sondern von der Stadt Berlin

angelegt worden, ist der einzige dieses ungeheueren Bezirkes von Millionen, in dem es keinen Unterschied des Standes, des Ranges, ja nicht einmal des Bekenntnisses mehr gibt. Es sind erst wenige Jahre, daß auch im Tode noch der Arme von dem Glücklicheren, dem es auf Erden wohl ergangen, getrennt war, als ob niemals eine Gemeinschaft zwischen ihnen sein könne. Wie manchmal auf meinen früheren Wanderungen vor dem Landsbergerthor bin ich von dem Georgen-, dem Parochial- oder Petri-Kirchhof, die von Blumen dufteten, von Marmor prangten, durch ein schwarzgestrichenes Bretterthürchen, nicht weit davon, auf den städtischen Armenkirchhof gekommen — meine Seele schauderte vor der Trostlosigkeit und Einöde dieses Platzes, als ob die Verstoßenen noch einmal und für alle Ewigkeit ausgestoßen werden sollten. Hier auf diesem Friedhof ist keine solche Trennung mehr, und darum hab' ich gedacht, daß es gut sei, hier zu ruhen. Mit dem Reste dessen, was aus meinem Schiffbruch mir geblieben," fügte mit wehmüthigem Lächeln er hinzu, „hab' ich hier einen Platz für uns gekauft, und den können wir nicht mehr verlieren."

Man merkte zuerst gar nicht, daß man auf einem Kirchhof sei, so schön war es hier — voll dichter Bosquets, mit den weißen Beeren vom Geißblatt und den rothen der Eberesche, — mit Bäumen im Herbstschimmer und Ruhesitzen darunter und weiten, weiten Wiesenflächen. Jetzt aber machte Cajus seine Gefährtin auf die schwarzen Brettchen aufmerksam, eins neben dem anderen, so dicht, so dicht — und jetzt sah sie die kleinen Abtheilungen, so schmal, so flach, und über allen *eine* Rasendecke gebreitet. Doch wie viele Tausende schlummerten darunter!

Traumhaft, wie in dem schönsten Gefilde, wandelten die Beiden. Keine Stimme der Welt erreichte sie mehr, und über ihnen war allein der weite Horizont. Sie kamen an ein Stück mit epheubewachsenen Gräbern, wo Nelkenstöcke standen und Monatsrosen blühten. Ein flacher Grabstein lag da, mit einem Vers des alten Testaments in hebräischen Lettern und auf dem Grab daneben war ein Kreuz. Nicht weit von dieser Stelle machte Cajus an einem Cypressenbäumchen Halt. Der Platz war ringsum eingehegt von einem niedrigen schwarzen Gitter, und unter der Cypresse war ein Täfelchen mit der Inschrift: „Begräbnißstätte für das Ehepaar Klostermann."

Als sie das gesehen, schluchzte Flavia laut und heftig. Aber Cajus, sie sanft umschlingend in der Dämmerung des Abends, sprach wie einst die schönen Verse des Catull, und Flavia, das Haupt an seine Brust gelehnt, respondirte:

„O was ist sel'ger als von Sorgen gelöst sein,
Wenn die Seele die Last ablegt, und kampfesmüde
Wir aus der Fremde heim an uns'ren Herd kommen,
Und endlich ausruh'n im ersehnten Bette!"

---

# Die zweckmäßige Einrichtung großer Museen.

Von
**Karl Möbius.**

Die Anfänge der meisten großen Museen waren fürstliche Kunst- und Naturaliencabinete oder kleinere Sammlungen, welche Unterrichtsanstalten, wissenschaftliche Gesellschaften, Kunstvereine oder Liebhaber von Naturalien und Kunstwerken angelegt hatten. Ihr Umfang war selten so groß, daß sie nicht in Wohnhäusern, in Schlössern oder in öffentlichen Gebäuden, welche hauptsächlich anderen Zwecken dienten, hätten Platz finden können. In vielen Fällen dienten die angesammelten Naturalien und Kunstgegenstände ihren Besitzern zur Verzierung der Räume, in denen sie aufgestellt waren.

Wurden solche allmälig entstandene Sammlungen zum Grundstock eines Museums bestimmt, so errichtete man selten für sie neue, ihren Eigenthümlichkeiten und Zwecken entsprechende Gebäude, sondern wies ihnen Räume an, welche vorher anders verwendet worden waren. Wuchsen sie dann durch Ankäufe und Schenkungen, so brachte man die neuerworbenen Gegenstände neben und zwischen die bereits vorhandenen und füllte damit nach und nach alle Zimmer und Schränke so dicht an, daß die Benutzung der umfänglichen Sammlungen zu ernsten Studien sowie zur öffentlichen Belehrung und Freude immer unbequemer und schwieriger wurde. — Diese Zustände haben sich in den meisten großen europäischen Museen so sehr gesteigert, daß man sich endlich fragen muß, ob diese wichtigen Anstalten jenen doppelten Zweck in einem ihrer Größe entsprechenden erweiterten Maße erfüllen können, wenn man ihnen die hergebrachte Einrichtung läßt.

Man könnte auch fragen, ob nicht eine große Menge ganz überflüssiger Dinge durch zu leidenschaftlichen Sammeleifer aufgespeichert worden sei; ob die Quellen, aus denen die Museen ihre Bereicherungen empfangen, nicht bald versiegen werden, oder ob man nicht aufhören sollte, neben werthvollen Stücken auch noch unbedeutende Sachen zusammenzuhäufen. Allein ich zweifle keinen Augenblick, daß auf diese Fragen in allen wissenschaftlichen und kunstverständigen Kreisen mit einem entschiedenen Nein geantwortet werden würde. Denn die Verwalter der naturhistorischen Museen werden noch lange sammeln müssen, um alle Mineralien, alle lebenden und ausgestorbenen Pflanzen- und Thierspecies in genügender Anzahl für allseitige wissenschaftliche Untersuchungen bereit zu stellen.

Digitized by Google

Und wie viel gibt es noch zu thun, um die prähistorischen, historischen und modernen Zeugnisse der Culturentwicklung aller Völker in ethnologischen und archäologischen Sammlungen anschaulich vorzulegen und in Kunstmuseen Werke sämmtlicher Zweige der bildenden Kunst aus den Schulen früherer und späterer Zeiten für anregende Studien und erhebenden Kunstgenuß zu vereinigen! Für die Erforschung der morphologischen Naturgesetze sowie der Grundlagen aller Richtungen menschlichen Schaffens kann die Menge der verschiedenartigen Gegenstände, aus deren Eigenschaften Gesetze abzuleiten sind, nie zu groß werden. Denn je breiter und mannigfaltiger die Forschungsunterlagen sind, desto mehr Gesichtspunkte bieten sie für die Ergründung noch dunkler Probleme dar, und desto naturgetreuer kann der scharfsinnig vergleichende Forscher schon früher erkannte Gesetze formuliren.

Die Museumsdirectoren dürfen deshalb nicht aufhören, ihre Sammlungen durch alle Objecte von irgend welchem Werthe, die in diesen noch nicht vorhanden sind, zu ergänzen. Hätten sie nur nach den Bedürfnissen der ihr Museum besuchenden Laien zu fragen, dann freilich würden sie ihren Erwerbungen engere Grenzen ziehen können, denn den gebildeten Laien führen andere Wünsche in die Museen als den Forscher, den fortgeschrittenen Sammler oder den Kunstkenner.

In der kurzen Zeit, welche der Laie dem Besuche eines Museums widmen kann, will er nicht alle vorhandenen Modificationen einer und derselben Grundform von Natur- und Kunstgegenständen kennen lernen, sondern durch die Anschauung der besten Stücke aller Abtheilungen einer großen Sammlung sich belehren und erfreuen.

Diese ganz verschiedenen Ansprüche, welche auf der einen Seite die engeren Kreise der Kunst und Wissenschaft geltend machen, auf der anderen Seite die Laienwelt den großen Museen gegenüber erhebt, können nur mangelhaft befriedigt werden, so lange sich sämmtliche Studien- und Schauobjecte in denselben Räumen befinden, und es gibt kein anderes Mittel, einem jeden der beiden wichtigen Museumszwecke möglichst vollkommen gerecht zu werden, als indem man große Sammlungen in eine für eingehende Studien bestimmte Hauptsammlung und in eine kleinere für das Laienpublicum ausgewählte Schausammlung zerlegt und beide in getrennten Räumen aufstellt.

Welche Ziele bei der Einrichtung einer jeden Abtheilung ins Auge zu fassen sind, und was für Vortheile durch ihre räumliche Trennung gewonnen werden, kann ich auf Grund eigener Erfahrungen am besten an einem großen zoologischen Museum auseinander setzen. In Betreff der Einrichtung anderer Museen werde ich an geeigneten Stellen meine Ansichten und Wünsche äußern.

Um einigermaßen verständlich zu machen, daß es unmöglich ist, bei einem mehrstündigen Besuche eines großen zoologischen Museums auch nur einen ganz oberflächlichen Ueberblick seines Reichthums an verschiedenen Thierformen zu gewinnen, will ich einige Angaben über den Bestand der Thiersammlung des Museums für Naturkunde zu Berlin machen. Diese enthält gegenwärtig (1891) 6450 ausgestopfte Säugethiere, 1000 Säugethierhäute, 1400 Säugethierskelette, 5000 Schädel, 400 Geweihe und Gehörne, 28 000 ausgestopfte Vögel, 5000 Vogelbälge, 13 000 Eier, 800 Nester, 400 Vogelskelette, 15 000 Reptilien und Amphibien,

über 13 000 Nummern[1]) Fische, 50 000 Nummern (mehr als 150 000 Stück) Mollusken und Brachiopoden; über 850 000 Stück Insecten, welche mehr als 160 000 Arten angehören; 6700 Nummern Spinnenthiere, 1200 Nummern Tausendfüßler, über 8000 Nummern Krustenthiere, 5300 Nummern (gegen 20 000 Exemplare) Würmer; über 3000 Nummern Stachelhäuter, 3200 Nummern Cölenteraten, 1400 Nummern Schwämme und eine große Anzahl mikroskopischer Präparate von Protozoen.

Wollte man solche Summen von Thieren derartig aufstellen, daß alle Museumsbesucher sie sehen könnten, so würde man meilenlange Reihen von Glasschränken nöthig haben und für diese ganze Museumsstraßen erbauen müssen. Ein derartiges Raumbedürfniß ist deshalb in keinem mir bekannten zoologischen Museum eingetreten, weil man eine große Menge von Vogeleiern, Insekten, Spinnen und Konchylien in Schubfächern aufzubewahren pflegt, theils um viele dieser kleinen Gegenstände in einem beschränkten Raume bergen zu können, theils um sie möglichst vor Staub und farbenbleichender Beleuchtung zu schützen. Aber alle vorhandenen ausgestopften Säugethiere und Vögel, sämmtliche ausgestopften oder in Spiritusgläsern stehenden Reptilien, Amphibien und Fische, alle Krebse, Würmer, Stachelhäuter, Korallen, Polypen, Quallen und Schwämme in Glasschränken allen Museumsbesuchern zu zeigen, das ist Gebrauch in vielen Museen. Nun frage man sich aber: Was für einen Nutzen hat denn eine allgemein zugängliche Ausstellung großer Säle voll Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische und wirbelloser Thiere? Ist sie für die nicht zoologisch gebildeten Museumsbesucher belehrend und genußreich, und entspricht sie zugleich auch am besten den Anforderungen derjenigen, welche zoologische Sammlungen wissenschaftlich verwerthen wollen? Durchaus nicht. Eine solche Aufstellung ist unzweckmäßig für beide, ja in einem hohen Grade zweckwidrig für den zoologischen Laien. Denn was gewinnt dieser, wenn er einige Stunden darauf verwendet, an Massen größerer und kleinerer Thiere verschiedener Klassen vorbeizugehen? Er wird sich über manche seltsamen Formen wundern und sich an den bunten Farben von Vögeln, Schmetterlingen und Konchylien ergötzen. Da er aber einen Schrank nach dem andern mit dichten Reihen nahe verwandter Formen angefüllt findet, so ermüdet er bald, und wenn er endlich, völlig abgespannt, das Museum verläßt, so nimmt er neben der Erinnerung an einzelne Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich zogen, höchstens noch das Staunen mit nach Haus, daß es viel größere Mengen verschiedener Thiere auf dem Lande und im Meere gibt, als er sich früher vorgestellt hatte. Ist das nicht ein höchst kümmerliches Ergebniß einer stundenlangen Durchwanderung unschätzbarer Sammlungen, ein Mißbrauch dieser und eine schlechte Abfindung der löblichen Absicht zoologischer Laien, sich in einem zoologischen Museum belehren und erfreuen zu wollen?

Hier gibt es nur einen Weg zum Bessern. Man wählt aus der großen Sammlung Stücke aller systematischen Gruppen aus, vereinigt sie zu einer Schausammlung und stellt diese in besonderen Sälen in einer solchen Weise auf, daß ihre charakteristischen Eigenschaften deutlich wahrnehmbar sind. Bei dieser

---

[1]) In vielen Fällen gilt eine und dieselbe Nummer für viele Exemplare derselben Art, wenn sie sich in einem Glase oder einem Kästchen befinden.

Auswahl beschränkt man sich nicht auf ausgestopfte, getrocknete oder in Weingeist befindliche ganze Thiere, um deren äußere Form zu zeigen, sondern stellt zu solchen auch noch Skelette und Präparate innerer Organe. Und um die Entwicklung aller Hauptgruppen zu veranschaulichen, bringt man Eier, Embryonen und Junge von höheren Wirbelthieren, Larven von Amphibien, Verwandlungsstufen von Insecten und anderen niederen Thieren neben die reifen Formen. Blicke in die Lebensweise verschiedener Thiere eröffnet man dadurch, daß man ihre Wohnungen, Brutnester und Nährstoffe neben sie stellt, und daß man Arten, welche durch ihre Form und Farbe leblose Dinge oder andere Thiere ihres Wohngebietes täuschend nachahmen, mit den von ihnen nachgeahmten Gegenständen zusammenordnet. Um die Kenntniß der einheimischen Thierwelt zu verbreiten, bringt man in der zoologischen Schausammlung alle Wirbelthiere, die schädlichen und nützlichen Insecten und andere beachtenswerthe wirbellose Thiere der Umgebung mit biologischem Zubehör zur Anschauung.

Die ausgestellten Thiere und Präparate werden in einer für jeden gebildeten Laien verständlichen Weise kurz erklärt, damit die Besucher des Museums auch dasjenige finden, was sie an ihnen sehen sollen. Ist dieses Ziel durch Worte allein nicht erreichbar, so werden von den ausgestellten Präparaten Umrißbilder angefertigt und mit den nöthigen Erklärungen neben diesen aufgestellt.

Für die meisten Besucher der Museen haben Erklärungen neben den Gegenständen einen viel größeren Werth, als die besten gedruckten Führer; denn das Aufsuchen der passenden Beschreibungen und der Blickwechsel zwischen den Schauobjekten und dem Buche ist so unbequem und so ermüdend, daß die meisten Personen den gekauften Führer bald unter den Arm nehmen und lieber ohne die Belehrungen, die sie aus ihm zu schöpfen hofften, weiter gehen.

Man sage nicht: „Wem es zu unbequem ist und zu lange dauert, sich durch einen gedruckten Museumsführer über die ausgestellten Gegenstände zu unterrichten, der braucht überhaupt keine Museen zu besuchen." — Warum soll allen Denjenigen, welche nur ein paar Stunden auf den Besuch eines Museums verwenden können, ihr Verlangen, sich dort in kurzer Zeit möglichst viel Belehrung und Genuß zu verschaffen, nicht durch die besten didaktischen Einrichtungen der Museen befriedigt werden? Zumal, da deren Kosten, verglichen mit dem hohen Werthe der Sammlungsgegenstände, unbedeutend sind.

Wer den Vorzug genießt, von dem Museumsdirector oder dessen Assistenten durch eine große Sammlung geführt zu werden, braucht aus der Menge der ausgestellten Gegenstände die vorzüglichsten nicht selbst herauszusuchen, da er von ihren besten Kennern zu ihnen geführt wird. In einer ausgewählten, mit Erklärungen versehenen Schausammlung sind die wissenschaftlichen Museumsbeamten die Führer aller Museumsbesucher.

Eine didaktisch zweckmäßige Auswahl von Sammlungsgegenständen kann nur unter guten äußern Umständen erfreulich belehren.

Alle Objecte müssen gut beleuchtet sein und sich in deutlicher Sehweite von dem Standpunkte des Beschauers befinden. Sie dürfen sich nicht berühren und nicht so hinter einander stehen, daß sie sich theilweis verdecken; denn einem Theile einer ungesonderten Masse volle Aufmerksamkeit zuzuwenden,

kostet viel mehr Anstrengung, als die Betrachtung von Dingen, welche von anderen ähnlichen durch Zwischenräume abgesondert sind.

Von großer Bedeutung ist die Farbe des Hintergrundes der Museumsgegenstände. Sie selbst darf sich dem Auge der Museumsbesucher nicht als besonderes farbiges Object aufdrängen, muß aber so beschaffen sein, daß sich hellere und dunklere Gegenstände der verschiedensten Farben in scharfen Umrissen von ihr abheben. Diese Forderungen erfüllt nach meinen Prüfungen und Erfahrungen keine Farbe so gut, wie ein mattes Graugelb, davon kann sich jeder, der dies bezweifeln sollte, in der zoologischen Schausammlung des Museums für Naturkunde zu Berlin überzeugen, besonders in denjenigen Sälen, worin die Vögel, Insekten und Konchylien ausgestellt sind: Thierklassen, deren zahlreiche Arten die Natur theils mit prächtigen bunten, theils mit milden einfachen Farben in allen Abstufungen ausgestattet hat.

Das matte Graugelb hat vor einem weißen Hintergrund den Vorzug, daß es nicht blendet, das Auge durch zu starken Lichtreflex nicht ermüdet. Vor einem rothen, hellgelben, grünen, blauen, violetten oder schwarzen Hintergrunde zeichnet es sich dadurch aus, daß es keine farbigen Nachbilder, keine nachfolgenden Contrastfarben im Auge hervorruft, welche die reine und volle Wahrnehmung der ausgestellten Gegenstände stören würden. Nur manche sehr kleine weiße und gelbliche Dinge, z. B. kleine Schnecken, kleine Knochen u. dgl., heben sich auf graugelbem Hintergrunde nicht deutlich genug ab. Diesen gibt man einen mattbraunen Hintergrund, der sich dem Charakter des allgemeinen graugelben Hintergrundes anschließt, ohne sich als eine auffallend abweichende Farbe geltend zu machen. Man erreicht dann das Höchste, was eine Museumshintergrundfarbe leisten kann: sie kommt den Museumsbesuchern gar nicht zum Bewußtsein; diese sehen nicht *sie*, sondern nur die Formen und Farben der Gegenstände, welche vor dem neutralfarbigen Hintergrunde stehen. Die Mannigfaltigkeit der Formen und Farben der Gegenstände eines zoologischen, eines ethnologischen oder eines kunstgewerblichen Museums beansprucht die Wahrnehmungsfähigkeit der Besucher schon in einem so hohen Grade, daß man diesen eine Wohlthat erweist, wenn man ihre Aufmerksamkeit nicht auch noch für auffallende Hintergrundfarben der Schränke oder gar noch für schöne Farben und Malereien der Zimmerwände in Anspruch nimmt; denn durch Fernhaltung aller unnöthigen auffallenden Farben befähigt man sie, den Museumsobjecten selbst ihre Aufmerksamkeit längere Zeit ohne Abspannung zuzuwenden. Was für die Farbe des Hintergrundes der Schränke gilt, findet auch Anwendung auf die Form und Farbe der Postamente. Wo diese nicht als selbständige Kunstwerke auftreten, sind sie in allen Museen als Nebensache zu behandeln. Man gibt ihnen eine einfache, zweckmäßige Form und die Farbe des Hintergrundes der Schränke, damit sie die Aufmerksamkeit der Museumsbesucher nicht im geringsten in Anspruch nehmen.

Diese didaktisch unzweifelhaft richtige Regel findet nur deshalb nicht sofort überall Zustimmung, weil man sich daran gewöhnt hat, den in Museen ausgestellten Gegenständen außer ihrem wissenschaftlichen oder Kunstwerthe auch noch eine Bedeutung zur Verzierung der Museumsräume beizumessen.

Ein Naturforscher, den ich durch die zoologische Schausammlung des Museums für Naturkunde zu Berlin führte, fragte, als er die Korallen auf viereckigen

graugelben Unterlagen sah, warum sie nicht auf den üblichen gedrechselten schwarzen Postamenten stünden. Als ich ihm antwortete, früher hätten sie alle auf solchen gestanden, wären aber von ihnen entfernt worden, bemerkte er: „Die schwarzen gedrechselten Postamente würden mir mehr gefallen haben als die viereckigen.“ Worauf ich ihn fragte, ob er in ein zoologisches Museum gehe, um hübsche Postamente zu sehen? „Nein,“ antwortete er, und ich fügte hinzu: „So spare ich Ihnen Zeit und Nervensubstanz, wenn ich Ihnen den Anblick gedrechselter Postamente erspare. Sie würden schneller ermüden, wenn Sie außer den ausgestellten Thieren auch noch überflüssiges Beiwerk ansähen.“

Hier kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß manche unserer anziehendsten Museen viel weniger abspannend auf ihre Besucher wirken würden, wenn ihre kostbaren Gegenstände nicht in dem einen Schranke vor hellen, in einem andern vor dunkeln Hintergrundfarben dicht zusammengedrängt stünden, sondern wenn sie, durch Zwischenräume getrennt, überall vor einem gleichfarbig grau-gelben Hintergrunde aufgestellt wären. Selbst für Marmor- und Gipsfiguren ist ein graugelber Hintergrund viel besser, als das dafür beliebte pompejanische Roth, dessen Wirkung eine ganz andere ist, wenn es als Hintergrundfarbe für körperliche Gegenstände verwendet wird, als wenn es zur Einfassung vielfarbiger Flachbilder dient. Wer dies noch nicht wahrgenommen hat, stelle Marmorbüsten, Gips-, Bronze- und Holzfiguren vor einen rothen und vor einen graugelben Hintergrund, um sich zu überzeugen, daß das pompejanische Roth nicht verdient als Hintergrundfarbe für plastische Kunstwerke besonders bevorzugt zu werden. Als ich 1888 die Sculpturensammlung des Britischen Museums in London besuchte, fand ich hinter einer Marmorstatue, welche ein Künstler abzeichnete, einen graugelben Schirm aufgestellt, der ihre Umrisse äußerst scharf und angenehm hervortreten ließ.

In vielen Museen sind die Säle mit allseitig verglasten Schränken (Vitrinen) besetzt, welche den Besuchern derselben gestatten, von jedem Standpunkte aus den ganzen Inhalt des Saales zu überschauen. In der zoologischen Schausammlung des Museums für Naturkunde zu Berlin sind Vitrinen nur sparsam für solche Gegenstände verwendet, deren Eigenschaften in anderen Schränken nicht vollkommen zur Anschauung gebracht werden können, z. B. für große Thiere und Skelette, deren Form von allen Seiten sichtbar gemacht werden soll, für Vögel mit irisirenden Farben, welche nur dann ihre Wirkung vollkommen zeigen, wenn der Beschauer um sie herumgehen kann und dann noch für durchsichtige und durchscheinende Thiere, wie Quallen, Polypen, Salpen, Seescheiden und zarte pelagische Würmer, welche ihren Bau am vortheilhaftesten zeigen, wenn sie dicht vor dem Fenster gegen den hellen Himmel betrachtet werden. Die meisten Thiere und Präparate stehen in Schränken, welche so verbunden sind, daß sie gegen die Fenster große offene Abtheilungen bilden, in denen der Beschauer von allen übrigen Schränken desselben Saales durch graugelbe Hintergrundwände abgesondert ist und daher nichts Anderes sehen kann, als die in einer Abtheilung aufgestellten Gegenstände, welche in der Regel einer und derselben Thiergruppe angehören. Eine solche Aufstellung veranlaßt die Museumsbesucher, ihre Aufmerksamkeit auf kleinere Gruppen zu concentriren, während hinter einander stehende Vitrinen viele reizen, ihre Blicke von denjenigen Gegen-

ständen, vor welchen sie stehen, auf fernere schweifen zu lassen und weiter zu eilen, ehe sie irgend Etwas genauer betrachtet haben.

Eine zoologische Schausammlung ausgewählt nach dem höchsten Stande der Thierkunde und aufgestellt nach den besten Regeln der Didaktik, ist eine vollkommenere Veranschaulichung des Systems der Thiere, ihres inneren Baues, ihrer Entwickelung und ihrer Lebensweise, als den Studirenden der Naturwissenschaften und gebildeten Laien in den besten illustrirten Handbüchern der Zoologie dargeboten werden kann. Für die Auswahl einer guten Schausammlung aus dem Gesammtbestande eines großen zoologischen Museums und ihrer räumlich getrennten Aufstellung sprechen aber nicht bloß didaktische, sondern auch noch andere wichtige museologische Gründe. Da in die Schausammlung nur ein geringer Bruchtheil der sämmtlichen Thiere eines großen Museums aufgenommen wird, so bleiben die meisten Thiere und Präparate verschont von den schädlichen Einflüssen des Staubes und Lichtes, welchen die Gegenstände der Schausammlung während der Besuchsstunden ausgesetzt werden müssen. Denn die Säle der Hauptsammlung werden so lange dunkel gehalten, so lange in ihnen nicht gearbeitet wird. Die Absonderung einer Schausammlung ermöglicht auch die sparsamste und vollkommenste Ausnutzung der Hauptsammlungsräume. Weil sich in diesen niemals viele Personen zu gleicher Zeit bewegen, so braucht man zwischen den Schränken keine breiten Gänge frei zu lassen, sondern kann die Säle viel dichter mit Schränken besetzen als die der Schausammlung. Auch hohe Säle mit großen Luftmassen sind überflüssig. Man setzt niedrige Schränke, welche nicht höher sind, als die Hand ohne Hülfe von Trittleitern reichen kann, auf durchbrochenen eisernen Zwischenböden, wie in neueren großen Büchermagazinen, übereinander. Ein großer Theil der Sammlung wird auch nicht in Glasschränken, sondern in Holzschränken und in Schubladen aufbewahrt. Alle Thiere und Präparate werden so geordnet und aufgestellt, daß sie zu wissenschaftlichen Untersuchungen bequem benutzt werden können. Didaktische und ästhetische Gesichtspunkte, wie bei der Einrichtung der Schausammlung, sind hier weniger maßgebend.

In einem vollkommen eingerichteten Museum liegen neben den Sälen für die verschiedenen Thierklassen der Hauptsammlung die Arbeitszimmer derjenigen Beamten, welche für die Conservirung, geordnete Aufstellung und Katalogisirung der betreffenden Classen zu sorgen haben. Sie werden in ihren Arbeiten durch die Besucher der Schausammlung nicht gestört. Wer die Hauptsammlung zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen will, erhält zu bestimmten Zeiten Zutritt und kann ebenso wie die Museumsbeamten in den dafür bereitstehenden Zimmern arbeiten.

Jede große Sammlung läßt sich in eine Haupt- und Schausammlung zerlegen, wenn ihr Gebäude aus mehreren Stockwerken besteht oder eine größere Zahl Räume in einem Geschosse enthält. Eine vollkommene Einrichtung beider nach den vorher entwickelten Grundsätzen ist aber nur dann möglich, wenn das Museumsgebäude in allen seinen Theilen vom Grunde aus einem solchen Trennungsplane gemäß ausgeführt wird. Diese wichtige Vorbedingung war bei keinem der Neubauten erfüllt, welche für mehrere große Museen Europas in der neuesten Zeit errichtet wurden, auch nicht bei dem neuen Museum für Naturkunde in Berlin, welches am 2. December 1889 eröffnet wurde, obschon in diesem zoologische, paläontologische und mineralogische Schausammlungen in den Sälen des Erd-

geschosses aufgestellt worden sind, während die oberen Stockwerke den großen Studiensammlungen zugewiesen wurden. Diese vollständige räumliche Trennung beider Abtheilungen wurde jedoch erst 1887 beschlossen, als das Museumsgebäude bereits vollendet und bloß noch die innere Einrichtung desselben zu beschaffen war. Nach dem ursprünglichen Bauplane sollte das Publicum nicht allein die Räume des Erdgeschosses, sondern auch die oberen Geschosse besuchen, weshalb diese gleichfalls sehr große und hohe Säle enthielten, welche nachträglich nicht mehr für die Magazinirung der reichhaltigen Sammlungen vollkommen ausgenutzt werden konnten. Viele Säle der zoologischen Studiensammlung sind nun mit Schränken von unbequemer Höhe besetzt, über denen sich nutzlose Luft- und Lichträume befinden, und neben vielen Sälen fehlen Arbeitszimmer für die Verwaltungsbeamten und für Personen, welche die Hauptsammlung zu Studien benutzen wollen. Ich bin fest überzeugt, daß man solche Mängel bei der Erbauung und inneren Einrichtung der großen Museen der Zukunft vermeiden wird, wenn man wünscht, daß sie sowohl für die öffentliche Belehrung, als auch für specielle Studien das Höchste leisten sollen.

Will man freilich noch andere Ziele erreichen, als bloß diese, dann wird man den Museen andere Einrichtungen geben. Beabsichtigt man z. B. den Besuchern eines zoologischen Museums außer Belehrungen über die Thierwelt noch ästhetische Nebengenüsse zu bereiten, so kann man dies dadurch erreichen, daß man die Saalwände plastisch und malerisch reich verziert, daß man den Postamenten der Säugethiere, Vögel und anderer Thiere eine recht hübsche Form und eine von der Hintergrundfarbe abweichende Farbe gibt, und daß man Konchylien, trockene Krebse, Bryozoen, Echinodermen und Polypen auf Unterlagen von auffallenden Farben befestigt. Sollen die Museumssäle im Ganzen auf die eintretenden Besucher sofort einen bedeutenden Eindruck machen, so wird man sämmtlichen freistehenden Schränken lauter Glaswände geben, damit Alles, was der ganze Saal enthält, mit einem Blicke überschaut werden kann. Je größer die Säle sind, je mehr Sammlungsgegenstände von einem Standpunkte aus übersehen werden können, um so stärker wird die Raum- und Massenwirkung sein, welche sie auf jeden Eintretenden machen. Um den imposanten Anblick sämmtlicher Thiere, welche in einem großen zoologischen Museum aufgespeichert sind, darzubieten, wird man sie alle in einem einzigen großen Raume, welcher sein Licht von oben empfängt, vereinigen, unten ausgestopfte Riesenthiere, Skelette von Walfischen und großen Vierfüßlern aufstellen und auf terrassenförmig ansteigenden Galerien die Thiere aller Länder und Meere zusammendrängen. In einem solchen colossalen Raume muß die ungeheuere Masse großer und kleiner Thiere der verschiedensten Farben und Formen auf jeden Beschauer einen überwältigenden Eindruck machen.

Ich bin jedoch der Meinung, daß große Sammlungen wichtigere Aufgaben zu erfüllen haben, als zum Aufbau imposanter Museumslandschaften zu dienen. Große botanische, mineralogische und paläontologische Museen nach ähnlichen Principien wie große zoologische Museen in eine Schau- und eine Studiensammlung zu zerlegen, und beide räumlich vollständig zu trennen, findet Beifall bei den meisten urtheilsfähigen Laien und Museumsbeamten. Aber sobald große Museen für Völkerkunde, Kunstgewerbe und bildende Künste in Frage kommen, halten viele Fachmänner und gebildete Laien die Auswahl einer Schausammlung für

unzweckmäßig und unausführbar, weil, wie angenommen wird, das Publicum für ethnologische Gegenstände, für kunstgewerbliche Arbeiten, für Gemälde und plastische Kunstwerke so viel Interesse habe, daß man ihm gar nichts vorenthalten dürfe. Diese für kleinere oder im Entstehen begriffene größere Sammlungen und ein kleineres Publicum passenden Ansichten verlieren jedoch ihre Gültigkeit für große hauptstädtische Sammlungen und deren zahlreiche Besucher. Denn ein besonderes Interesse für gewisse oder für alle Abtheilungen umfangreicher ethnologischer und Kunstsammlungen haben nur Liebhaber, Sammler und wirkliche Kenner, also nur solche Personen, welche die Modificationen langer Reihen verwandter Gegenstände zu verfolgen verstehen, während die meisten Museumsbesucher in einer großen Menge ähnlicher Dinge nur ermüdende Wiederholungen erblicken. Dieser unerwünschten Wirkung dicht angefüllter Museen beugt man nicht dadurch vor, daß man ihre Schätze in prächtigen Sälen aufstellt, denn wenn in diesen große und kleine Gemälde dicht neben und übereinander hängen, wenn alle Wandschränke und alle frei stehenden Vitrinen mit schönen Vasen, mit prachtvollen Glasarbeiten, Bronzen oder andern Kunstsachen angefüllt sind; wenn Bildsäulen neben Bildsäulen stehen, und alle Wände mit Büsten und Bruchstücken bedeckt sind, so macht die schönste Halle mit ihrem überreichen unschätzbaren Inhalte doch nur den Eindruck eines *Magazins von Kunstgegenständen*. Das einzige Mittel, eine ästhetisch wohlthuende und erhebende Ausstellung von Kunstwerken vor dem Umschlag in eine ermüdende Magazinirung zu bewahren, ist die Auswahl der besten Gegenstände zu einer Schausammlung und deren Aufstellung in Räumen, welche dem Inhalte entsprechen. Ist diese Auswahl getroffen, so lassen sich alle anderen Sammlungsgegenstände desto besser nach systematischen Principien so magaziniren, daß sie von Kennern und Kunstfreunden zu eingehenden Studien ungestörter und bequemer benutzt werden können als in einem Museum, welches nur Schausammlungssäle enthält.

Da die Zahl derjenigen Museumsbesucher, welche eine genügende Vorbildung für das Verständniß größerer Specialsammlungen besitzen und welche daher von dem Besuche dieser wirklich Nutzen und Genuß haben, sehr klein ist im Vergleich mit der Zahl der Laien, welche nur allgemeines Interesse für Wissenschaft oder Kunst in die Museen führt, so sollten nicht die Studienzwecke jener kleinen Zahl, sondern die Bildungs- und Genußwünsche dieser großen Zahl Personen über die Einrichtung großer Museen entscheiden. Die herkömmliche Einrichtung der großen Museen benachtheiligt das große Laienpublicum, ohne den Wenigen, welche Studien machen wollen, dafür besondere Vortheile zu bieten, welche aber auch für diese eintreten, sobald die große Studiensammlung dem großen Publicum nicht mehr geöffnet wird.

Die Befürchtung, es würden viele Laien außer der Schausammlung auch noch die Hauptsammlung der ethnologischen und Kunstmuseen zu sehen verlangen, theile ich nicht, weil der Gegensatz zwischen der ermüdenden Magazinirung der Studiensammlungen und der anziehenden Aufstellung der Schausammlungen bald allgemein bekannt werden und die besten Wirkungen auf den Besuch, die Benutzung und Werthschätzung der großen Museen ausüben wird.

---

# Wolfram von Eschenbach.

Von
**Anton E. Schönbach.**

Es ist das Jahr 1204, und wir stehen im Sängersaale der Wartburg, jenes herrlichen Fürstensitzes, zu dessen Füßen die segensvollen Auen Thüringens sich lagern. Durch die offenen Fensterbogen schwebt freie Luft und Sonnenglanz, an den Wänden hangen Teppiche voll buntbewegter Figuren, auf Polsterbänken und Schemeln ruhen die vornehmen Frauen und Ritter, in seinem Ehrenstuhl lehnt Landgraf Hermann, der verwegene Krieger und Politiker, aber auch der Schützer deutscher Dichtung; lauschend vorgebeugt wendet er den scharfen Blick einer hohen Gestalt zu, die mitten in den farbig belebten Kreis getreten ist. Das ist ein Mann, Anfangs der Vierzig, in langfaltigem dunklen Gewande; schwarzes Haar und Bart umschließen ein ernstes Antlitz mit sinnenden Augen; den rechten Arm leicht auf die Hüfte gestemmt, hebt er an; tief ist die Stimme, langsam und wohlgehoben fließt die Rede:

Schmerzlich schwankt des Menschen Seele,
Wenn Zweifel bitter sie bedrängt;
Sei's auch, daß ihm sich Muth vermähle,
Die Farben bleiben doch gemengt:
Weiß und schwarz, im Auf und Nieder,
Wie der Elster bunt Gefieder.
Heitrer Himmel, finstre Hölle,
Haben beide an ihm Theil.
Nur ein untreuer Geselle,
Der verliert sein ganzes Heil:
Sein Herz ist schwarz, voll List und Tücke,
Weiß aber ist der Mann mit treuem Sinn,
Ihn führt sein Glaube hoch zum Himmel hin. —

Der da spricht, ist Herr Wolfram von Eschenbach, der größte Dichter Deutschlands im Mittelalter, und die Worte beginnen sein Hauptwerk, das Epos „Parzival". —

Will man sich recht deutlich machen, wie fremd den Deutschen der Gegenwart die Vergangenheit ihres Volkes eigentlich geworden ist, wie so ganz und

gar die Häupter unseres mittelalterlichen Geisteslebens außer jeder Verbindung mit der modernen Bildung und fernab davon ausgeschlossen sind, auf sie zu wirken, so muß man Wolfram's Verhältniß zu uns mit der Stellung Chaucer's in der englischen Literatur, mit dem Einfluß Dante's und der anderen großen Epiker Italiens auf den heutigen Stand der Sprache und Dichtung ihres Landes vergleichen. Um die altdeutsche Poesie versammelt sich bei uns nur ein kleines Häuflein von Fachgelehrten, kaum, daß einzelne Namen, wie der Walther's von der Vogelweide, in größere Kreise dringen. Und auch Wolfram von Eschenbach würde uns noch viel seltsamer klingen, hätte nicht Richard Wagner im „Tannhäuser“ den alten Sänger als den starken Freund des minnesiechen Helden vorgeführt — wer fühlt sich nicht durch die Schönheit des Liedes an den Abendstern ergriffen? — und wenn nicht des Meisters Bühnenweihefestspiel „Parsifal“ von der Bühne oder im Concertsaal durch die Wunder seiner Instrumentation uns bezaubert hätte. So möge es gewagt sein, die Nachsicht der Leser für eine Schilderung des Dichters in Anspruch zu nehmen, den seine Zeitgenossen als den Ersten unter sich erkannten, der den folgenden Jahrhunderten als der führende Stern ihrer Poesie erschien, bis unter den Ahnherren des deutschen Meistersanges mit diesem selbst auch sein Gedächtniß entschwand.

Wie es bei allen altdeutschen Poeten der Fall ist, so wissen wir auch über Wolfram's Leben nur, was aus vereinzelten Anspielungen in seinen Gedichten entnommen werden kann. Nach den jetzt noch geltenden Ansichten entstammte er einem adeligen Geschlechte des bayrischen Nordgaues, das zu Eschenbach angesessen war und in einem Dienstverhältniß zu den Grafen von Wertheim stand. Wahrscheinlich der jüngere Sohn eines an sich nicht reichen Hauses, war Wolfram arm und vielleicht schon deshalb während seiner Jugend nicht im Stande, daheim oder an dem kleinen Hofe des Herrengeschlechtes sich die äußeren Grundlagen der Bildung anzueignen: er hat nie lesen und schreiben gekonnt. Aber er muß sich schon früh darauf verstanden haben, von der Welt und den Menschen zu lernen. Vor allem zeigt er sich wohlerfahren in den Dingen, die zum ritterlichen Wesen gehören; die Leibesübungen, Jagd und Falkenbeize sind ihm vertraut; wie es im Schein- und im Ernstkampfe der gewappneten Reiter zugeht, das hat er nicht bloß selbst erprobt, er weiß es auch theoretisch darzulegen; er kennt das Schachspiel und spricht Französisch, wenngleich nicht immer correct; aller höfischen Zucht und feinen Benehmens zeigt er sich kundig. Zu den Bruchstücken von Erziehung, die dem jungen Knappen zu Theil geworden sind, gehörte Unterricht in der Poesie, zunächst wohl im lyrischen Gesange, in der Abfassung standesgemäßer Minnelieder, verbunden mit ein wenig Musik, der Wolfram nicht allzuviel Studium widmete, dann die Fertigkeit, in kurzen Reimpaaren romantische Stoffe erzählend vorzutragen. Wolfram muß aber auch besonderen Neigungen nachgehangen haben: er gebietet über ein eigenthümliches dunkles Wissen, welches aus Theilen volksmäßiger Auffassung und Auslegung der Lehren und Ceremonien der katholischen Kirche besteht, aus allerlei Fragmenten geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit; dazu kommen mystische Naturkenntnisse und die Vertrautheit mit allen Arten mündlicher Volksüberlieferung, von den Zauberformeln des Wunden- und Schwertsegens an bis hinauf zu den Strophen von „der Nibelunge Not“. Diese Summe

mannigfacher, aber bunter und zerstreuter Weisheit, in welcher Wolfram Ersatz für einzelne Mängel seiner Bildung suchte, unterscheidet ihn von seinen dichtenden Standesgenossen. Wir vermögen auch leicht auf die Quelle hinzuweisen, der sie entfließt: das ist der Verkehr mit den Fahrenden, mit Jongleuren, Spielleuten und Sängern, einer immer beweglichen Fluth von Menschen, zwar wenig geachtet, aber gesucht und gerne belohnt, weil sie stets neue Kunde brachten und das oft einförmige Leben im fürstlichen Palast, am Bischofshof und in der abgelegenen Burg, zumal im Winter, mit Erzählung, mit Liedern und verschiedener Kurzweil schmückten. Unter ihnen gab es gelehrte und vielerfahrene Männer: manche hatten einst in Klosterschulen gesessen und waren vor der Strenge des geistlichen Amtes entlaufen; sie hatten für die Pfründen und ihre Bürden das freie Leben des Vaganten oder Goliarden eingetauscht; sie sangen ihre munteren Weisen lateinisch und ließen sich zeitweilig, wenn die Noth sie trieb, als Schreiber und Secretäre großer Herren brauchen; viele waren weit umhergezogen, hatten in Ost und West ihr Glück versucht, bei den Sarazenen im heiligen Lande indische Märchen und Fabeln aufgelesen, bei den Juden Spaniens Manches von arabischer Medicin und Astronomie oder wenigstens kräftige Heilsprüche erhorcht.

Auch Wolfram von Eschenbach ist ein Fahrender geworden, obgleich den ritterlichen Mann ein weiter Abstand von dem rastlosen Volk der landstörzenden Schelme trennt. Er hat gewiß sein Schwert im Dienste eines Herrn geschwungen und wußte aus eigenem Erlebniß über Belagerungen, Schlachten und Fehden zu erzählen, er hebt also nicht umsonst mit Stolz seinen ritterlichen Stand, das Amt und die Pflichten hervor, welche sein Wappenschild ihm auferlegte; aber er war kein Kriegsmann von Beruf, und da sein Besitz nicht zureichte, ihn zu ernähren, so mußte es die Kunst sein, auf die er sich verstand, die Dichtung, welche ihm sein Leben erwarb. Wir müssen uns also Wolfram in seinen besten Jahren denken, wie er Sommers zu Pferde über Land zieht, um an den Höfen der Fürsten, im Kreise edler Frauen seine eigenen Werke und wohl auch die anderer Sänger vorzutragen; Winters hält er stille, entweder daheim über seiner Arbeit oder in der Hut eines wohlwollenden Herren geborgen vor der Noth der Jahreszeit. In der That ist Wolfram in Süd- und Mitteldeutschland weit umhergekommen; er war auch in Oesterreich und kennt eine kleine Gruppe von Ortschaften der Steiermark, wie dies nur selbsterworbene Anschauung ermöglicht. So viel wissen wir von ihm; welche Länder er sonst durchfahren hat, dessen ist uns kein Zeugniß aufbehalten. Mag er auch noch so unstet im deutschen Reiche umhergezogen sein, einen festen Punkt hatte sich der reife Mann gewonnen: den Ansitz Wildenberg (angeblich heute Wehlenberg bei Ansbach in Mittelfranken), vielleicht nur ein steinerner Thurm mit etlichen Hufen Landes, aber doch ein Heim, wo ein liebes Weib und Kinder seiner harrten. Damit ist aber auch schon abgeschlossen, was wir von ihm über sein Leben erfahren. Wir dürfen nur vermuthen, daß er nicht lange nach 1216, etwa 1220, gestorben sein wird, also früher als sein Freund, der vielleicht um etliche Jahre jüngere Walther von der Vogelweide. Somit ist Wolfram nicht alt geworden, kaum sechzig Jahre. Der Tod hat ihn bei der Arbeit überrascht, denn sein Epos „Willehalm“ ist im neunten Buch stecken geblieben, unfertig und abgebrochen. —

Das Ritterthum, welches man im Allgemeinen als eine militärische Organisation, als ein Stadium in der Entwickelung der europäischen Wehrverfassung begreifen darf, ruht auf altgermanischer Grundlage und ist durch die Macht geschichtlicher Verhältnisse in den Ländern, wo germanisches und romanisches Wesen sich mischten und durchdrangen, in Frankreich, in England und den Niederlanden zuerst zur Entfaltung gelangt. Von den Franzosen, welche in allen wesentlichen Stücken der Cultur bis weit in die Neuzeit herauf ihren östlichen Nachbarn mindestens um ein Menschenalter voraus waren, ist auch die Chevalerie nach Deutschland gekommen. Der Hauptsache nach besteht sie in der Zusammenfassung der waffenfähigen Landbesitzenden zu einem Stande: die eiserne Rüstung, welche den Leib des freien Adeligen wie des unfreien Dienstmannes umschloß, konnte nicht anders denn zu Roß in den Kampf getragen werden, und so sind aus diesen schweren Reitern die Ritter geworden. Dienstpflichtige Fußtruppen gab es überall daneben, doch die Schlacht wurde ausgefochten im Zusammenstoß der durch Eisenkleid, Helm und Schild geschützten, mit Speer und Schwert bewaffneten Reiter. Aeußerlich umfaßte dieses berittene Heer, welches unter den Voraussetzungen des Lehenswesens kriegsbereit gemacht wurde, als ein Stand für sich anerkannt, allmälig Elemente von ursprünglich großer Verschiedenheit: Adelige, Freie, Berufssoldaten, ehrgeizige Bauern und Knechte fanden sich da zu einer Einheit zusammen, deren Mitglieder unter sich gewisse Rechts- und Ehrenansprüche, Wappen, die Fähigkeit, Genugthuung im Zweikampfe zu fordern, gemeinsam besaßen. Innerhalb der ritterlichen Gesellschaft, welche sich aus diesen, durch die Kriegsverhältnisse gebotenen Erscheinungen bildete, gebrach es freilich nicht an Abstufungen, und so ward es bald nöthig, wollte man die Ordnung der zusammengehörigen Ritterschaft einigermaßen sichern, den äußeren Rahmen auch mit idealem Gehalt zu erfüllen. Die Pflichten, welche dem Knappen an dem Tage auferlegt wurden, da man ihm die Sporen anschnallte, ihn mit der Waffe umgürtete, und da der Lehensherr durch symbolische Berührung mit seinem Schwerte ihm die Ritterwürde verlieh, umschreiben die neue Lebensform der Chevalerie: christlicher Glaube, Tüchtigkeit in den Waffen, Treue und Ehrenhaftigkeit, Dienst den Frauen, Schutz den Schwachen — die Formeln dieser Gelübde bilden den Kern des Ritterthums.

Frauendienst und Männerruhm sind die Angelpunkte im Leben der ritterlichen Gesellschaft. Der Ruhm ist für den Ritter der unmittelbare Lohn seiner Leistung, es sind die Auszeichnungen, welche seine Standesgenossen ihm ob seines Heldenthums zugestehen. Es liegt also das Schwergewicht des ritterlichen Ruhmes in der Anerkennung des Lebenden durch die Gegenwart, indes der Ruhm, in welchem man mit Recht ein Kennzeichen des Zeitalters der Renaissance erblickt, vorzugsweise dem Gestorbenen durch eine dankbare Nachwelt gespendet wird, und auch für Kunst und Gelehrsamkeit zugänglich ist. Der Ritter erwirbt sich seine Ehren vornehmlich durch den Einzelkampf. Im Mittelalter bildet zwar schon das Fußvolk, aber noch nicht die Reiter eine taktische Einheit, und eine Ritterschlacht bestand in einer großen Anzahl von Kämpfen Eines wider Einen. Gewährte da die Körperstärke und die Gewandtheit in der Führung der Waffen den ersehnten Sieg, so war noch manch andere Eigenschaft erforderlich, um das

Lob der Frauen zu gewinnen. Noch ist der Ursprung des Frauendienstes nicht völlig klar, jedenfalls entwickelt er sich aus der Verknüpfung sehr verschiedener Richtungen der Cultur mit ganz realen Zuständen des Lebens, aber er war als Gegengewicht wider die Tendenz zur Verrohung, welche den ritterlichen Bestrebungen unzweifelhaft innewohnte, durchaus unentbehrlich. Der Frauendienst, die mit den Formeln des Lehenswesens umkleidete Verehrung einer Frau, welche meistens die Gemahlin eines Anderen, selten die künftige eigene Hausfrau war, ruhte auf einer überaus schmalen Grundlage und war von dem Unsittlichen fast gar nicht durch haltbare Schranken getrennt. Aber er übte doch eine außerordentlich mäßigende, und deshalb wieder sittigende und erziehende Wirkung auf die rauhen Männergeschlechter der Zeit; er machte das Ritterwesen erst möglich und durchdrang die Barbarei des Faustrechtes mit idealer Gesinnung.

Frauengunst und Mannesruhm sind auch die beiden eng verschwisterten Quellen der Poesie des Ritterthums, Lyrik und Epik gehen von ihnen aus. Die Bedeutung der beiden Dichtungsarten war damals nicht gleich: während kein Ritter von feiner Bildung verpflichtet war, einen Roman in Versen abzufassen und vorzutragen, galt die Kunst, vermittelst deren man in lyrischen Strophen das Lob der Herrin sang, die Geschicke des Minnedienstes vorsichtig andeutend erzählte und die eigene Empfindung hineinlegte, geradezu für einen Theil der ritterlichen Erziehung; durch die musikalische Recitation seiner Lieder sollte der junge Cavalier die höfische Gesellschaft erfreuen. Darf es Wunder nehmen, wenn — ganz abgesehen von anderen ungünstigen Umständen — diese Minnelyrik so bald aufhört, echte Empfindung auszudrücken, wenn sie als conventioneller Zierrath des Lebens selbst conventionell wird und sich von der Kunst zur Künstelei verflacht?

Da ist denn für das Wesen Wolfram's von Eschenbach die Beschaffenheit seiner Liebeslieder ungemein bezeichnend. Nur sieben können wir mit Sicherheit als sein Eigenthum ansprechen, einige mögen verloren gegangen sein. Sie schildern, zum Theil in der Form von Wechselgesprächen bei Tagesanbruch, das Glück der Liebenden und die Trauer des Scheidens, dann wenden sie sich mit zornigem Scheltwort gegen die Herrin, welche durch Untreue sich wider den Dichter vergeht, der ihr endlich ganz den Dienst kündigt mit deutlichem Hinweis auf ein sicheres Glück, welches ihm aus der Ehe aufblüht. Wolfram's energischer Sinn für die Wirklichkeit spricht sich in den Beschreibungen dieser Verse ebenso aus wie sein Selbstgefühl in der beredten Anklage und Absage. Daß er aber auch die zarteren Gefühle werth hielt, daß er sie aus dem eigenen Schicksal heraus tief nachzuempfinden wußte, das bezeugen am schönsten etliche Strophen seiner Erzählung „Titurel“, die er selbst nur begonnen hat, deren Bruchstücke jedoch zu der edelsten Poesie seiner Zeit gerechnet werden müssen. Der Dichter schildert das Liebessehnen Sigunens, der eben sich öffnenden Mädchenknospe: wie sie den Jüngling, der seinen Oheim als Knappe auf Kriegsfahrten in ferne Lande geleitet, sich an ihr Herz wünscht:

Nie ward ins Meer geworfen aus stolzen Schiffes Kiele
Ein Anker so gewichtig, daß er so tief ins Wasser fiele,
Als jetzt mein Herz in Sorgen ist versunken.
Nur eine kleine Hoffnung hält es noch, schon wär' es sonst ertrunken.

Wie oft tret' ich ins Fenster, Abends auszuschauen
Weit über Weid' und Straße nach fernem Feld und grünen Auen;
Umsonst, nicht will der Theure mir erscheinen,
Und nach dem lieben Freunde muß ich Arme bitt're Thränen weinen.

So geh' ich dann vom Fenster auf die hohe Zinne
Und blicke aus nach Ost und West, ob ich wohl dessen würde inne.
Der mein Herz schon lange hat bezwungen.
Leidvolles Sehnen macht mich alt und raubt die Tage mir die jungen.

Hinaus auf wilden Wogen fahr' ich eine Weile,
Da schweift mein Blick ins Weite, wohl über dreißig Meilen,
Ob ich vernehmen möchte solche Kunde
Von meinem schönen Lieb, daß mir das kranke Herz gesunde.

Wie sind mir entschwunden munt'rer Sinn und Freude
Und meines Herzens Hochgefühl! Bezwungen hat ein Schmerz uns Beide,
Den ich gern für ihn allein erlitte;
Wohl weiß ich, daß auch er zu mir in Liebesleid lenkt seine Schritte.

Und schlaf' ich, ach, im Traume will der Traute sich mir nahen,
Und mich erweckt mit süßem Liebesschreck sein minniglich Umfahen.
Es ist ein Traum! und wieder neut sich meine Trauer,
Mein Leid allein ist wahr, so fest und hart wie auf sturmfreier Burg die Mauer.

Diese Verse sind von heißer Leidenschaft erfüllt; die weichen, klingenden Reime, die ungleich langen Zeilen drängen vorwärts, und treffend spricht sich die schmelzende, hingebende Sehnsucht darin aus; gleichwohl begreift man, daß der Dichter in dieser Strophe nicht ein ganzes Epos vorzuführen vermochte; er hat es deshalb wohl auch bei zwei Gesängen bewenden lassen.

Dürfen wir hier beobachten, wie tief Wolfram von Eschenbach die „Minne" genommen, wie er sie aus der höfischen und rittermäßigen Auffassung in eine rein menschliche rückte, dadurch erhöhte und adelte, so hat er auch die Kampftüchtigkeit der Ritter, ihr Streiten um den Preis der Tapferkeit niemals um ihrer selbst willen rühmenswerth und als würdigen Gegenstand der Dichtung angesehen, sondern nur wenn sie einem idealen Ziele sich dienstbar machten. In dem Epos, welches er uns unvollendet hinterlassen hat, dem „Willehalm", singt er die Thaten christlicher Ritter wider die heidnischen Sarazenen. Der Held ist jener Herzog Wilhelm von Aquitanien des neunten Jahrhunderts, der sich als Kämpfer gegen die Mauren Spaniens in glücklichen und unglücklichen Schlachten ruhmvoll hervorthat, sein sturmbewegtes Leben aber in einer stillen Mönchszelle beschlossen hat. Bei seiner Bearbeitung des Stoffes, welchen die altfranzösische Poesie zuerst episch gestaltete, rückt Wolfram eine Frau in den Mittelpunkt des Kampfes, Arabel, die Tochter des Heidenkönigs Terramer, die von Willehalm ihrem Vater entführt, zur Bekehrung bewogen und von ihm als Gyburg zur Gemahlin erkoren wird. Wie Hilde in der uralten deutschen Seeheldensage als echt tragische Gestalt zwischen Hetel und Hagen, zwischen Vater und Gatten steht, beladen mit dem Schmerze, welchen die Todfeindschaft beider und ihr endloser Kampf auf sie wälzt, so tritt Gyburg zwischen Willehalm und Terramer; aber sie mildert und sänftigt die Noth, welche der Krieg über das Volk bringt. Wolfram erhebt die Bedeutung des Streites der Christen wider die Heiden, in=

dem er diese, die Gegner, als begabt mit ritterlichen Tugenden und edler Gesinnung darstellt, eine Ansicht, zu welcher der Jahrhunderte währende Kampf mit den Mauren die christlichen Spanier gezwungen hatte, die aber auch durch die Kreuzzüge den deutschen Rittern aufgenöthigt wurde; zu ihr bekannte sich Walther von der Vogelweide und Kaiser Friedrich II., der Staufer, trat in Krieg und Frieden dafür ein. Wolfram schaltet frei mit dem weitläufigen, etwas ungefügem Stoff; er treibt eine Nebenfigur, den riesischen Knappen Rennewart durch seinen souveränen Humor zu einer Hauptgestalt heraus und schmückt die breiten Kampfscenen mit der ganzen Fülle seiner Bildkraft. Im „Willehalm" schildert der Dichter die großen historischen Aufgaben der ritterlichen Gesellschaft, aber noch weiter schwingt er sich über seine Genossen empor durch das Werk, in welchem als in dem Brennpunkte alle Richtungen seiner geistigen Kräfte zusammenfallen, in seiner und seiner Zeit gewaltigster Schöpfung, in dem hohen Liede des Ritterthums, dem Epos „Parzival".

Das Gedicht ist in sechzehn Bücher eingetheilt, die wieder in mehr als achthundert Abschnitte von je dreißig Zeilen zerfallen: diese zur Kontrole der Schreiber, jene als Maß für seine poetische Arbeit und für seine Thätigkeit als Recitator. In den beiden ersten Büchern wird durch eine raschen Schritts zusammenfassende Erzählung der Schicksale von Parzival's Vater der Grund für die Geschichte des Helden gelegt; diese Partie verhält sich zu dem Hauptstück wie eine Ouvertüre zur Oper, wie Grillparzer's „Gastfreund" zu den „Argonauten" und „Medea", die mit einander die Tragödie „vom goldenen Vließ" ausmachen. — Gahmuret, der jüngere Sohn des Königs von Anjou, läßt seinem Bruder das Erbe ungetheilt und zieht nach dem fernen Osten, um sich ein Königreich zu erwerben, wie die nordfranzösischen und flandrischen Grafen des ersten Kreuzzuges, wie die späteren lateinischen Kreuzfahrer, welche Griechenland in Fürstenthümer unter sich auftheilten. Im Dienste des Kalifen von Bagdad erwirbt er Reichthümer und Ruhm und gelangt auf seinen weiteren Zügen zu einer Burg am Meer, in welcher die Mohrenkönigin Belakane von zwei Heeren belagert wird. Er willfahrt den Bitten der dunkelfarbigen Herrin, besiegt die vornehmsten Führer der feindlichen Scharen in Einzelkämpfen, vermählt sich mit der befreiten Belakane und gewinnt dabei zugleich die Königsgewalt. Abenteuersucht und der Wunsch, sich auch in christlichen Landen als Held zu zeigen, treiben Gahmuret zur heimlichen Flucht, nur ein Brieflein läßt er der trostlosen Maurin zurück, und gibt darin Auskunft über die Familie, zu welcher das Kind, das Belakane erwartet, gehören soll. Ein Knabe wird geboren, er heißt Feirefiz, der bunte Sohn, der in dem Namen wie in den schwarzen Flecken seiner weißen Haut die Merkmale seiner Abstammung an sich trägt. Gahmuret aber ist nach Spanien gezogen und erfährt alsbald von einer neuen Gelegenheit, im Würfelspiel des Turniers einen großen Treffer zu erzielen: wer im ritterlichen Kampf vor ihrer Stadt Kanvoleiz den Preis erringt, dem verspricht die Königin Herzeloyde von Valois sich selbst und ihr Land zu eigen. Gahmuret siegt und wird abermals König, ja sogar noch in einem dritten Reiche, denn sein Bruder ist erbelos gestorben. All' sein Glück kann ihn aber nicht daheim halten, als er von einer neuen Bedrängniß des Kalifen, seines früheren Kriegsherrn, erfährt; er eilt ihm zu Hülfe und wird im

Orient durch tückischen Verrath getödtet. Herzeloyde gebiert nach unheilkündenden Träumen einen Sohn, Parzival. Die summarischen Berichte dieser beiden ersten Bücher haben in ihrem ganz parallelen Laufe nur den Zweck, Gahmuret's Söhne in die Welt zu stellen, auf die Bedeutung des Helden durch die Steigerung hinzuweisen und die endliche Verschlingung der Schicksale von Feirefiz und Parzival mit Vorbedacht zu begründen.

In tiefster Betrübniß über den Tod des Gemahls zieht sich Herzeloyde mit ihrem Knäblein in die Einsamkeit eines weiten Forstes zurück; nur wenige Diener folgen ihr, und etliche Bauern arbeiten für ihren Unterhalt. Die Königin hat beschlossen, ihren Sohn völlig abgewandt von der Welt zu erziehen, damit nicht der Glanz des Ritterthums ihn auf die Bahnen seines Vaters verlocke. Die stille Waldwüste, wo sich die Tage hinziehen wie im Traum und nur die Bäume wirklich zu leben scheinen, ist die Scene von Parzival's Jugend, ein liebliches Idyll. Da wächst der Knabe auf: des Morgens badet er im klaren Bach; er schnitzt sich selbst einen Bogen und kleine Bolzen und schießt nach den Vögeln; hat er aber einen der Sänger getroffen, so weint er, weil er mit ihm das Lied getödtet hat. Ihm bewegen die Vogelstimmen tief das Herz und schwellen die kindliche Brust mit Sehnsucht, — wie dem jungen Reiter im Volkslied — Herzeloyde sucht ihn vergebens zu beruhigen. Sie lehrt ihn Gott kennen, aber erzählt ihm nichts von den Menschen und dem Leben, damit er ihren Versuchungen entgehe. Stärker geworden, lernt Parzival den Wurfspeer schwingen und jagt Hirsche. So ist er eines Tages auf Waidwerk im Walde, als drei Ritter angesprengt kommen; hell schimmert ihre Rüstung, in bunter Pracht erglänzt ihr Gewand, goldene Schellen klingen an ihren Füßen; Parzival fällt vor ihnen nieder, denn er hält sie für göttliche Wesen. Von ihnen erfährt er, was Ritterschaft ist, über König Artus und seine Tafelrunde auserlesener Helden. Sofort eilt der Jüngling heim und erklärt der Mutter seine Absicht, bei König Artus um die Ritterwürde zu werben. Herzeloyde erschrickt tödtlich, unabwendbar scheint ihr das böse Schicksal ihres Sohnes. Noch will sie ihn behüten, so viel sie kann, und sie meint am besten zu thun, wenn sie den Knaben der Welt in einem Aufzuge sende, daß erlittener Spott und Hohn ihn bald wieder nach Haus treiben. So gibt sie ihm ein schlechtes Pferdlein, schneidet ihm aus Sackleinwand ein Narrenkleid zurecht und ertheilt ihm Rathschläge, deren Befolgung ebenfalls seine Rückkehr erzwingen soll, die aber ganz andere Ereignisse nach sich ziehen. In der That sind es die Räthe Herzeloydens, welche Parzival's Geschick einleiten und bestimmen. So scheidet sich der Jüngling von seiner Mutter, die vor Herzeleid stirbt, ohne daß der Sohn es weiß.

Bei den ersten Abenteuern, welche Parzival besteht, verhält er sich ganz als „der reine Thor," wie Herzeloyde es gewünscht hatte, aber seine Stärke und Tapferkeit lassen ihn doch ungefährdet daraus hervorgehen. Er begegnet zum ersten Male seiner Base Sigune, welche den todten Geliebten betrauert, und erhält von ihr genauere Kunde über seine Abkunft. Am Artushofe mit guten Vorzeichen aufgenommen, erschlägt er im Zweikampf den berühmten König Ither und nimmt wider alle gute Sitte des Todten Rüstung an sich, mit der gewappnet er jetzt als „rother Ritter" auszieht. So gelangt er auch zu dem weisen Gurne-

manz, der unter der ungebärdigen Hülle rasch den edlen Kern erkennt und Parzival in allen ritterlichen Künsten unterweist. Auch er faßt vor dem Abschiede seine guten Wünsche für Parzival in einer Anzahl von Lehren zusammen, welche der Held alle buchstäblich im Verlaufe der Erzählung befolgt. Strenge wird ihm verboten, unnöthig zu fragen; die ritterliche Zucht erheischt überhaupt, daß man nicht allzuviel spreche. Als er von seinem Meister sich trennt, ist Parzival ein vollendeter höfischer Ritter, der zunächst kein anderes Ziel hat, als durch ruhmvolle Thaten sich der Aufnahme in die Tafelrunde würdig zu machen. Schnell vollzieht sich sein Geschick. Wie sein Vater die Mohrenfürstin, so findet Parzival die junge Königin Konduiramur belagert und zwar durch einen abgewiesenen Freier. Die Verlassene erbittet sich seine Hülfe aus der Noth, denn schon bedrängt der Hunger die Stadt; der Held sagt zu, erringt in zwei Kämpfen den Sieg und wird der Gemahl Konduiramurs, damit der Herr ihres Reiches. Wie Gahmuret von Belakane, so scheidet Parzival von der innig geliebten Frau und seinem kurzen Eheglück, um durch neue Abenteuer berühmt zu werden. So reitet er wieder aus und kommt Abends an einen See, wo in einem Kahne ein trauriger Mann dem Fischfange zusieht. Parzival erkundigt sich um Herberge und wird von dem Fischer zu einer nahen Burg gewiesen. Er findet auf abgelegenem Waldberg einen stolzen vielthürmigen Bau, wird dort mit großen Ehren empfangen und alsbald in einen herrlichen Saal geführt, wo zahlreiche Ritter ihn erwarten. Wunderbares ereignet sich. Parzival sitzt neben dem reichen Herrn der Burg, da bringt ein Knappe eine blutige Lanze, worauf die Ritter weinen und klagen; dann treten paarweise vierundzwanzig schöne Jungfrauen, prachtvoll gekleidet, ein, jede ein kostbares Stück tragend: goldene Leuchter, ein Tischgestell, eine Platte aus röthlichblauem Edelstein, weiße Tücher, scharfe silberne Messer, und endlich zuletzt erscheint die königliche Jungfrau Repanse de schoye, welche ein leuchtendes Juwel trägt, den heiligen Gral, den sie auf das zubereitete Gerüst setzt. Nun beginnt das Mahl. Kleine Wagen mit Goldgefäßen werden in dem Saal umhergerollt und vor Jeden Speise und Trank gestellt, wie er sie begehrt. Parzival staunt Alles an, aber er hütet sich zu fragen, damit er nichts Ungebührliches thue. Er fragt auch nicht, als sein schwerkranker Wirth ihm ein kostbares Schwert als Gastgeschenk reicht; er läßt Alles wieder verschwinden, sich zu seinem Lager führen und entschläft unter schlimmen Träumen. Des Morgens erwacht er, die Burg ist leer, vergebens ruft er, selbst muß er sich wappnen und sein Roß suchen; als er über die Zugbrücke reitet, wird ein Knappe sichtbar, der sie schnell aufzieht und dem Helden scheltend nachruft, daß er zu fragen verabsäumt und dadurch sein Glück verloren habe. Wieder trifft Parzival Sigune, die über das Erfahrene ihn aufklärt und ihm tiefes Leid erweckt. Er kommt in die Nähe von König Artus' Hoflager, das an einem Flusse aufgeschlagen ist. Drei Blutstropfen auf dem Schnee — ein uraltes Märchenmotiv — erinnern ihn an das Roth und Weiß in den Wangen Konduiramurs, die er verlassen hat. Sehnsucht und Liebe nehmen seine Sinne gefangen; in der Betäubung muß er zweimal kämpfen, siegt zwar, doch verfällt er wieder in Träume. Erst als sein Freund, der edle Gawan, der tüchtigste unter den Genossen der Tafelrunde, ein Tuch über Blut und Schnee wirft, kehrt Parzival die

Besinnung zurück; er wird nun mit Freuden empfangen und ob seines schon weithin gedrungenen Ruhmes in den erlauchten Kreis der Tafelrunde aufgenommen. Eben lagert man sich, der Held in dem stolzen Gefühl, den höchsten Preis des Ritterthumes erlangt zu haben, da reitet ein Weib von wunderbarer Häßlichkeit heran, Kundrie la Sorzière, die Botin des Gral; sie ruft dem König Artus zu, sein Ruhm sei vernichtet, die Ehre der Tafelrunde geschändet, weil Parzival in sie aufgenommen wurde. Diesem selbst flucht sie nun, denn durch die Unterlassung der Frage habe er dem wunden Gralkönig Amfortas die Genesung aus seinen furchtbaren Schmerzen entzogen und sich selbst aller Ehre beraubt, über sein edles Geschlecht, seinen herrlichen Bruder Feirefiz Schmach gebracht. Sie verläßt den Helden, der vom Gipfel des Glückes so plötzlich in Schande und Verachtung gestürzt ist, und wendet sich zu den Rittern, die sie auffordert, jene Königinnen und Jungfrauen, welche durch den Zauberer Klinschor auf Schastel marveil gefangen sind, zu befreien, die Abenteuer des Wunderschlosses zu bestehen, den unendlichen Reichthum, welchen es birgt, mit der Herrschaft über das Land zu erstreiten.

Parzival reitet vom Artushofe, verzweifelnd an Gott, der ihn, den schuldlosen, der nur des Lehrers Warnung gehorsam war, so tief hat sinken lassen; er versagt sich dem Troste Gawan's, der mit einem Kusse von ihm scheidet. Auch Gawan verläßt die Tafelrunde; ein fremder Ritter hat ihn ob eines Mordes, den er begangen haben soll, beschimpft und zum Zweikampf über vierzig Tage ausgefordert. So reiten beide weg, Parzival sucht im Hader mit Gott den Gral, Gawan begibt sich zu dem Duell, will aber auch seine Kraft an den Wundern von Schastel marveil erproben. Im siebenten und achten Buche werden nun zuvörderst die Erlebnisse Gawan's beschrieben, Parzival bleibt stets im Gesichtskreise des Lesers; zwar kämpft er im Hintergrunde, aber mit solcher Auszeichnung, daß er in alle wichtigen Vorgänge verflochten ist. Gawan hilft zuerst eine feste Stadt vertheidigen, weil die Tochter des belagerten Burggrafen ihn zu ihrem Ritter wählt. So ficht er im Dienste der Obilot, die uns als eine köstliche Mädchenblüthe, bezaubernd durch ihre Naivetät und den keuschen Reiz ihres Wesens, geschildert wird. Nachdem er seinen Freunden zum Siege verholfen, gelangt er auf die Burg eines feindseligen Königs, dessen Schwester Antikonie ihn freundlich empfängt. Sie ist ein Gegenbild zu Obilot, eine hohe reife Erscheinung, in der Fülle des Lebens, leidenschaftlich, aber klug und energisch. Als die Mannen des Königs Streit anheben und den Fremdling erschlagen wollen, rettet Antikonie sich und den Freund in einen Thurm; Gawan kämpft mit einer Eisenstange und gebraucht ein Schachbrett als Schild, indes Antikonie die schweren Schachfiguren auf die Bedränger schleudert. Der Kampf wird abgebrochen, eine Versöhnung geschlossen, Gawan zieht weiter nach der Zauberburg.

Das neunte Buch ist Parzival gewidmet. Es bezeichnet den Höhepunkt des Werkes, wie es auch in dessen Mitte steht; es bildet die Peripetie des Helden. Mit Gott und der Welt im Zwist, irrt Parzival umher, immer kämpfend und siegend, aber vergebens forscht er nach dem Gral. Schon sind fünf Jahre verflossen, da findet er abermals Sigune; in der Wildniß haust sie, über dem Grabmal des Geliebten ist ihr eine Klause erbaut. Sie sucht Parzival zu trösten

und ihm die Zukunft aufzuhellen. Der Forst, den der Held durchreitet, gehört zum Gebiete des Gral, er weiß es nicht. Ein Zug begegnet ihm, es ist ein alter Ritter mit Frau und Töchtern, Alle im Bußgewande; von ihnen hört der Erstaunte, daß heute Charfreitag sei: ihm war Tag und Weile in seiner Noth entschwunden, er kennt die Zeit nicht mehr. Auf den Rath des Pilgers reitet er zu dem wilden Quell, wo in einer Höhle des Felsgesteins ein heiliger Mann lebt, Trevrezent; einst ein mächtiger Ritter im Minnedienst, des Gralkönigs Amfortas Bruder, jetzt durch Leid gebeugt, ist er Einsiedler und Priester geworden in der Weltferne des Waldes. Da Herzeloyde, Parzivals Mutter, eine Schwester von Amfortas und Trevrezent ist, so findet der Held in dem Klausner seinen Oheim. Durch eine Unterredung, die mit aller Kunst aufgebaut ist, vollzieht sich der heilbringende Wandel im Gemüthe Parzivals. Ihm wird seine eigene Sündhaftigkeit klar und Gottes allerbarmende Güte; nun erkennt er, wie viel Schuld er auf sich geladen hat; es belastet ihn der Tod seiner Mutter, der Fall König Ither's, die Fortdauer von Amfortas Siechthum. Er merkt, wie wenig wahrer Werth dem Weltruhm innehaftet, nach dem allein er mit starker Faust gerungen hat. Demuth kehrt ein in sein Herz und dami Reue und Läuterung So ist er jetzt bereit, vom Gral zu hören, was Trevrezent ihm erzählt: der Gral ist ein Edelstein, der vom Himmel gefallen ist, Wunderkraft ist ihm eigen. Wer ihn sieht, stirbt nicht; die seiner hüten, denen spendet er unerschöpfliche Reichthümer und allen Bedarf des Lebens. Seine Stärke erneut sich jährlich am Charfreitag, wo eine Taube, die sich vom Himmel herab geschwungen hat, eine weiße Oblate auf den Stein legt. Die Burg Monsalvätsche ist sein Heim, die ritterliche Gesellschaft seiner Pfleger, der Templeisen, wird durch den Gral selbst berufen, an dem eine leuchtende Inschrift die Namen nennt. Der Gral fordert von seinen Hütern Keuschheit und frommes Gemüth, nur der König darf in reiner Ehe leben; seine Würde ist die Krone alles geistlichen Ritterthums, also des irdischen Glückes. Parzival wird seiner Sünden von dem Ohm ledig gesprochen und verläßt ihn, von der Verzweiflung gelöst und bereit, sein Leben in frommer Hingebung höheren Zwecken zu weihen.

Wieder tritt Gawan vor; in den nächstfolgenden vier Büchern werden die Abenteuer erzählt, welche er bestehen muß, um das Schloß, auf dem der Zauberer Klinschor so viele Frauen und Mädchen gefangen hält, siegend zu gewinnen. In Orgeilluse — der Name bezeichnet ihr Wesen — findet er ein Weib von dämonischer Schönheit und Geisteskraft; sie verhöhnt ihn zuerst, wird aber allgemach durch seinen Muth und seine tadellos ehrenhafte Gesinnung überwunden. Als der letzte Kampf gefochten ist, gibt sie sich Gawan zu eigen. — Noch stehen Parzival die härtesten Prüfungen bevor. Unerkannt trifft er mit Gawan zusammen und überwindet ihn, auch dadurch muß er seinen Anspruch auf den höchsten Preis des Ritterthums bekunden. Endlich aber stößt er auf seinen Bruder Feirefiz, den tapfersten der Heidenkönige, der siegreich die Welt durchfährt, um Parzival zu suchen. Fast unterliegt der Held im Kampfe mit dem Bruder, der edelmüthige Heide begibt sich aber seines Vortheiles; sie erkennen sich als Brüder und ziehen mit einander, durch innige Liebe verbunden. Die Gralbotin Kundrie erscheint und meldet, die Flammenschrift am Gral habe Parzival zum König

bestimmt. Indes Gawan, mit Orgeilluse vermählt, seine Königsherrschaft zu Schastel marveil angetreten hat, reiten die Brüder nach dem Gral. Sie begegnen Konduiramur, die mit ihren Söhnen den verlorenen Gemahl sucht: in herzlicher Freude begrüßen sich die Gatten. Noch einmal trifft der Held auf Sigune, aber todt liegt sie in der Klause, erst mit dem Leben endete ihre Treue. Parzival thut auf der Gralburg die gebotene Frage, welche Amfortas heilt, und nimmt mit Konduiramur Besitz von dem Königthum. Sein Sohn Lohengrin, der Schwanritter, wird sein Nachfolger werden; Feirefiz zieht als Christ nach dem Orient, verbunden mit Repanse de schoye, der Graljungfrau; ihr Sohn ist der Priester Johannes, der mythische Herrscher des Ostens. So verliert sich am Schlusse des Werkes der Ausblick in die dämmernde Ferne der Sagenwelt. —

Der „Parzival" Wolfram's von Eschenbach ist keine bloße Anhäufung von Abenteuern, er ist ein Lebensroman, der sich zum Weltbilde seiner Zeit erweitert, wie vierhundert Jahre später der „Simplicissimus" und wie Goethe's „Wilhelm Meister", die großen Stufen deutscher Erzählungspoesie. Die ungeheure Masse des Stoffes, verschiedenen Quellen entlehnt, hauptsächlich einem Buche des Nordfranzosen Crestien de Troies, ist von dem Dichter, der sie mit dem Gedächtniß aufnehmen mußte, vollständig durchgearbeitet, von ihm beherrscht und frei waltend geordnet. Die einleitenden Verse enthalten das Programm der Dichtung, und ihm entspricht die Durchführung. Parzival tritt als der „reine Thor", aber unschuldig und edlen Gemüthes auf die Bühne der Welt; die Lehren der Mutter, welche er treulich befolgt, bringen ihn in Zwiespalt mit den Satzungen der menschlichen Gesellschaft. Den gleichen die Rathschläge von Gurnemanz aus, aber auf Kosten der ursprünglichen Einfachheit und Seelenreinheit fügt sich der Held jetzt in die ritterliche Ordnung. Er gewinnt die reichsten irdischen Preise, doch, indem er über den höfischen Formen die höhere Pflicht menschlichen Gefühles mit der Frage an den todtwunden Amfortas verabsäumt, verliert er den Gral, den Inbegriff des Glückes: er hat die conventionelle Sittlichkeit jener lauteren, die als Gottes Geschenk in der Brust der Menschen wohnt, zu seinem Schaden vorangestellt. Erst als Parzival von Verzweiflung und Gotteslästerung zur Einkehr in sich selbst, zur Buße und Demüthigung gebracht wird und die Prüfungen bestanden hat, darf er den Gral wiedersehen; nun wird er von diesem herbeigerufen, die verhängnißvolle Frage ist jetzt zur bloßen Formel geworden, das Königthum des Gral fällt ihm von selbst zu.

Gawan ist Parzival's Gegenbild, ein edler und vornehm gesinnter Mensch; er verkörpert das Ideal der ritterlichen Gesellschaft, aber es gebricht seiner Seele an dem höheren Schwunge, der über das Irdische hinausstrebt; die Gesichtsweite des Ritterthums umschreibt seine Pflichten. Auch Gawan erlangt sein Erdenglück nicht ungeprüft; auch er wird kämpfend durch Stufen der Läuterung geführt, bis er die schöne Orgeilluse und das Wunderschloß, das Gegenstück der Gralburg, sich gewinnt. Gawan gehört zu dem Weltbilde des Ritterthums ebenso wie Parzival selbst; sie beide ergänzen sich, Parzival aber wird durch den Sieg über Gawan symbolisch die Obmacht zuerkannt. Die Schicksale der Helden sind in einem gewissen Parallelismus behandelt, die glanzvollen Ausgänge Beider stehen dicht neben einander. Am stärksten unterscheiden sie sich in ihrem Verhältniß zu

den Frauen, dem Prüfsteine mittelalterlicher Sittlichkeit. Parzival geräth um seiner Schönheit willen in manche Versuchung, er entzieht sich ihr aber aus dem klaren Bewußtsein der Pflicht; Gawan wird davon nur durch den Zufall des Streites bei Antikonien befreit, aber auch ihm ist dann die Liebe zu Orgeillusen ein Schild. Sein Ehebund mit der dämonischen Königin vergleicht sich von selbst mit Parzival und Konduiramur: wie viel höher steht die fleckenlose Reinheit dieses Paares als die trübe Leidenschaft des anderen! Im bewußten Gegensatze zu seiner Zeit, zum ganzen Minnewesen, das auf einer Lockerung der festesten sittlichen Bande sich aufbaut, preist Wolfram allerorts das Glück der Ehe. Aber nicht als ein Furchtsamer, der die Reize der Sünde scheut, auch nicht aus Mißgunst und Heuchelei, die den Anderen Kuchen und Wein beneidet, weil ihre Tugendhaftigkeit nur Wasser erlaubt, sondern mit dem vollen, scharf ausgesprochenen Bewußtsein, daß die Heilighaltung der Ehe die Grundlage des geordneten Menschendaseins bildet. Es sind also wirklich die höchsten Aufgaben, durch welche Wolfram seine Helden geleitet, Aufgaben, wie sie während des Mittelalters nur noch der Dichter der „Divina Commedia“ zu stellen wußte; Aufgaben, die das größte Gedicht der neuen Zeit zu behandeln unternimmt. Und der Schluß, zu welchem Wolfram gelangt, unterscheidet sich nur im Wortlaut, nicht im Sinne von den Versen in Faust's Apotheose: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“

Die Composition des ungeheueren und in der Ueberlieferung so wirren Stoffes konnte Niemandem als einem Dichter ersten Ranges gelingen, und erklärt sich für uns nur daraus, daß Wolfram die ganze Masse in sein Gedächtniß aufnahm, dann geistig durchdrang und frei gestaltend verarbeitete. „Parzival“ ist seinem ganzen Baue nach ein geschlossenes Kunstwerk; die gesammte Entwickelung stand in ihren großen Zügen vor der Seele des Poeten, als er seine Arbeit begann, ebenso wie die kleinen Episoden in ihren Details. Mehr als vierundzwanzigtausend Verse, ein Dichter, der nicht lesen noch schreiben kann, und kein Widerspruch, kein Verstoß bei den zahllosen Personen und Vorgängen! Mit spielender Leichtigkeit bewältigt Wolfram das Schwerste; er beherrscht den riesigen Stoff so, daß er mit voller Souveränität Licht und Schatten vertheilt, Einzelnem Bedeutung beilegt, Anderem nimmt, die Masse von einem Gesichtspunkte aus zu einem ungeheueren Relief ordnet, das, von wenigen Mittelfiguren ausgehend, immer mehr in der reichsten Ausführung sich verbreitet und an den Rändern abflacht. Die Geisteskraft dieses Erzählers ist einzig in ihrer Art. Wolfram gebietet über eine Summe von Fähigkeiten und ein Gestaltungsvermögen, die uns Modernen kolossal scheinen. Und noch muß unsere Bewunderung steigen, wenn wir des Genaueren uns überzeugen, mit welch' liebevoller Sorgfalt der Dichter die kleinsten Nebenrollen, irgend einen unbedeutenden Knappen, einen gleichgültigen Ritter, eine platzfüllende Statistin behandelt, wie er sie Alle plastisch herausarbeitet, Alle mit individuellen Zügen ausstattet, ihnen Leben leiht von seinem Leben. Und dies alles in der richtigen Abstufung, ohne daß die wichtigeren oder gar die Hauptgestalten auch nur ein Strichelchen einbüßten, das ihrer Bedeutung zukommt. Welche Reihe von Frauencharakteren — um nur Eins zu nennen —: Herzeloyde und Konduiramur, die niedliche Obilot und ihre leiden-

schaftliche Schwester Obie, Antikonie und Orgeilluse, dazu die ganze Schar kleiner Begleitfiguren, z. B. die alte Königin Arnive, mütterlich, klug, vielerfahren, aber auch schwatzhaft und neugierig, die sorgsame gute Bene, der Typus eines braven Mädchens mittleren Schlages. Aber wir müssen es uns versagen, so lockend es sich anläßt, die Gestalten einzeln zu betrachten, welche Wolfram in sein Weltbild zusammengefügt hat.

Wenn man dichterische Arbeit nach der darin verwertheten Bildkraft beurtheilt, nach der Fähigkeit, anschaulich darzustellen, dann kann man Wolfram nicht hoch genug einschätzen. Abstracte Gedanken gibt es für ihn nicht, jede Seelenbewegung übersetzt sich ihm in ein Bild, jede Allegorie schreitet lebendig und thätig vor, das Nebeneinander löst sich ihm stets in ein Nacheinander auf. Seine intuitive Kraft ist außerordentlich. Dichter von starker dramatischer Veranlagung sehen ihre Figuren auf der Bühne vor sich, Rechts und Links, Farbe und Gebärde; Wolfram muß ähnlich die sinnenfällige Erscheinung seiner Gestalten immer vor dem geistigen Auge gehabt haben; er könnte nicht sonst so schlagende Vergleiche an Einzelnheiten ihres körperlichen Wesens knüpfen. Seine Bildkraft ist so mächtig, daß sie sich zuweilen selbst schädigt. Er wird niemals eigentlich schwulstig, aber manchmal unklar, da wir nicht immer sofort den springenden Punkt des Vergleiches wahrnehmen — zum Theil liegt das wohl auch an unserer Unkenntniß — und weil Wolfram die Nebenumstände, nachdem er die Hauptsache ausgehoben hat, oft nur skizzirt. Dies und die Schwierigkeit seines Satzbaues, welcher der Kontrole des Auges entbehren mußte, und daher häufig sich verwickelt, machen Wolfram's Ausdrucksweise mitunter dunkel. Er ist der reichste, aber auch der schwerste altdeutsche Schriftsteller. Ueber die Sprache gebietet er als Herr und behandelt sie gelegentlich auch herrisch. Alle Mittel der Rede stehen seiner Kunst unbedingt zur Verfügung. Wie er kleine Dialoge entwirft, größere und ganze Scenen aufbaut, ist eine Lust, ihm nachzuverstehen. Alle Accente, alle Steigerungen hat er frei in seiner Gewalt; seine Diction wird zuweilen ganz raffinirt, wenn er z. B. auf eine langsam emporklimmende Rede mit dem größten Effect drei bis vier inhaltsschwere Silben als Antwort setzt. Und dabei mußte er mit einem Verse von nur vier Hebungen arbeiten, also mit Zeilen, die bei Weitem nicht so geräumig sind wie die fünffüßigen Jamben unserer Tragödien, und fast um die Hälfte kleiner als der epische Hexameter. Deshalb sind seine Schilderungen Muster von Knappheit, und die Abschlüsse einzelner Bücher, die rasch viele Thatsachen vorbringen, in ihrer Kürze unübertrefflich.

Wolfram's Stil ist ganz persönlich, seine Eigenart schlägt überall durch. Kein Epiker des Mittelalters redet so oft von sich selbst als er, bei keinem tritt die Ich-Rede so stark hervor. Darum ist er auch so unabhängig von literarischen Voraussetzungen. Er hat einen epischen Vers bereits vorgefunden und umfangreiche, gut gearbeitete Erzählungen darin; er kennt diese Dichtungen auch, und zwar weit genauer als Andere, die durch Lesen sich sie angeeignet haben. Aber das hat gar wenig auf ihn gewirkt: weder der „Tristrant" Eilhart's von Oberge, noch Heinrich's von Veldeke „Eneide" haben ihn beeinflußt, am ehesten hat er noch von dem feinen Künstler Hartmann von Aue gelernt, obzwar er der Lebensauffassung in dessen Erzählungen mit Nachdruck mehrmals die seine entgegenhält.

Die sprachliche Technik der Volksdichtung ist es, an welcher Wolfram sich erzogen hat, seine Darstellungsweise ist den Nibelungen verwandter als den höfischen Epikern. Zu Gottfried von Straßburg befindet er sich in einem scharfen, beiderseits energisch betonten Gegensatz. Das wird Niemand wundern, der diese Männer kennt; nicht nur ihre Werke, sie selbst stehen in Contrast. Gottfried's Sprache ist geschmückt und zierlich, von schönster Klarheit; er ist weltmännisch, gebildet, höflich, elegant, von feinem Empfinden; die unwiderstehliche Gewalt menschlicher Leidenschaft, über die er eine bändigende Macht nicht anerkennt, stellt er mit hoher Dichtergabe dar; er hat Töne für sie gefunden, welche erst die moderne Poesie wieder zu gebrauchen weiß. Punkt für Punkt steht ihm Wolfram gegenüber: ernst, schwerflüssig, dunkel; seine stürmische Begeisterung schafft sich nicht immer den klarsten Ausdruck, seine Kraft zerbricht die Hindernisse eher, als daß er sie umgeht; in der Religion und in dem Ethos der christlichen Weltordnung wurzelt seine Poesie; er achtet die Leidenschaft, aber sie muß in den Dienst einer höheren Sittlichkeit gezwungen werden. So liegt es offen, daß diese beiden Dichter sich befehden mußten. Auch von seinem Freunde Walther von der Vogelweide hebt sich Wolfram deutlich ab. Jener ist ein Oesterreicher in jedem Athemzuge, leicht beweglich, sanguinisch, reizbar, rasch aufgeregt und rasch beruhigt, von den edelsten Impulsen, aber es wird ihm schwer, sich selbst zu bezwingen; Wolfram ist ein Choleriker — wenn man die alten, unwissenschaftlichen, zur Zeit jedoch durch nichts Besseres ersetzten Ausdrücke verwenden darf — er ist tief, bedächtig, von festen, erst durch Erkenntniß und Selbstprüfung gewonnenen Grundsätzen. In dem schönen Verständniß für alles Menschliche, in der Milde des Urtheiles, in der lauteren Humanität lag das Verbindende für diese beiden herrlichen Männer. Werden wir schnell mit Walther befreundet, und lieben ihn, den Liebenswürdigen, so nahen wir uns Wolfram nicht ohne Scheu; haben wir ihn einmal erkannt, dann entläßt er uns nicht wieder aus seiner Treue; die Kraft seines unvergleichlichen Genius hält uns fest für das Leben.

Daß in den Werken Wolfram's von Eschenbach das höchste künstlerische Vermögen schöpfend auftrete, haben seine Zeitgenossen wohl gewußt. Keiner der höfischen Epiker hat solche Schule gemacht wie er, keiner so unmittelbar gewirkt: als Wint von Grafenberg, ein kluger Mann, seine ritterliche Erzählung „Wigalois“ dichtet, bildet er zunächst Hartmann von Aue nach, sobald er jedoch den eben erschienenen „Parzival“ kennen lernt, gibt er sich rückhaltslos dem Einflusse des Meisters hin, von dem er selbst bewundernd sagt: „Nie hat eines Laien Mund schöner gesprochen.“ Das spätere Mittelalter vermag Wolfram nur noch zu rühmen, nicht zu verstehen. Man hatte damals das dunkle Gefühl, daß seinen Werken der erste Rang gebühre, aber man konnte sie nicht mehr in sich aufnehmen. Als dann die Theilnahme der neuen Zeit sich dem Mittelalter wieder zuwendet, die alten Schätze aufgegraben werden, als die Wissenschaft der deutschen Philologie entsteht, da ist Wolfram von Eschenbach der Erste, um den sie sich bemüht: die früheste Streitfrage der neuen Disciplin bewegt sich um seine Dichtungen.

Darum war es einer der glücklichsten unter den vielen genialen Griffen, welche Richard Wagner bei der Stoffwahl für seine Poesien gelangen, daß er es unternahm, Wolfram's „Parzival“ in seinem Weihefestspiel zu verwerthen. Mit starken Schnitten, wie es für die kurze Entwicklung des Inhaltes beim Musikdrama nothwendig ist, hat Wagner von der Erzählung ausgeschieden, was er nicht brauchen konnte. Es sind nur einige Gestalten übrig geblieben. Den durch Wolfram schon klargelegten Gegensatz zwischen der Gralburg und Klinschor's Zauberschloß hat Wagner seinem Gedichte zur Grundlage genommen. Aus Parzival's Lebensgang wählt er nur ein paar Hauptpunkte: die Thorenfahrt und die Verabsäumung der Frage beim Gral; die Prüfung wird ersetzt durch die Versuchung auf dem Schlosse Klinschor's, also ein Motiv aus dem Leben Gawan's, das ganz weggefallen ist; Selbsterkenntniß und Reue des Helden führen die Erwerbung des Gral herbei. Nur Gurnemanz und Amfortas treten sonst bedeutend hervor, insbesondere aber Kundrie, deren Herkunft von Klinschor und Dienst als Gralbotin, wie Wolfram sie berichtet, zu der Verschmelzung von Widersprüchen in dieser dämonischen Gestalt Anlaß gegeben haben. Wagner's Poem ist ohne das Epos Wolfram's kaum ganz zu verstehen. Der tiefgreifende Unterschied zwischen beiden Werken liegt in der Auffassung: das Weihefestspiel ist ein mystisches Drama; Parzival weist auf Christus, die Gralspeisung vergleicht sich dem Liebesmahl der Apostel; in einer Atmosphäre gesteigerter Empfindung, der Verzückung, der Vision bewegt sich Alles; die Menschen sind über das menschliche Maß hinausgetrieben, beinahe haben sie die Körperlichkeit eingebüßt und existiren nur noch als beständig vibrirende Nervenbündel. Wagner faßt die Grundidee seiner Dichtung katholisch auf — trotz des Glockengeläutes am Charfreitag —; Wolfram ist zwar der katholischeste Dichter des Mittelalters, den man nie zu einem evangelischen Vorläufer der Reformation hätte machen sollen, aber die Naivetät seines Glaubens ist weit entfernt von der überreizten Inbrunst, um welche der moderne Meister das berückende Gewebe seiner Musik gesponnen hat.

Gewiß ist Eines, daß man Wolfram nicht zu begreifen und richtig zu schätzen vermag, wenn man sich nicht mit seiner Zeit selbst verständigt und mit der Religion, welche den Athem des mittelalterlichen Lebens ausmacht. Vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß dieser Dichter noch nicht in seinem vollen Werth erkannt ist. Irre ich nicht, so sind wir heute auf dem Wege zu ihm. Jetzt, wo die gebildete Welt aufgehört hat, die Fähigkeit religiösen Empfindens an sich schon für ein Merkzeichen geistiger Beschränktheit zu halten, ist den Deutschen auch das gerechte und geschichtliche Verständniß ihrer eigenen Vergangenheit erschlossen, mag der Forscher unparteiisch die Jugend seines Volkes richtig erfassen und sich ihrer freuen. Nun wird uns auch die Größe des Dichters im hellsten Lichte erstrahlen, in dessen schöpferischer Kraft die altdeutsche Poesie ihr Bestes hervorgebracht hat, der allein aus den Volksgenossen seines Zeitalters hinübertritt zu dem Hochsitz, auf welchem wir die Heroen der Weltliteratur thronen sehen, des Meisters, den seine Grabschrift den „strengen“ nannte, Herrn Wolfram's von Eschenbach.

---

# Kraftmaschinen für das Kleingewerbe.

Von

**Heinrich Albrecht.**

Es gilt heute fast allgemein als eine feststehende Thatsache, daß das Kleingewerbe und die handwerksmäßige Production einem raschen Verfalle und einer unvermeidlichen Aufsaugung durch die fabrikmäßige Großindustrie entgegengehe. Seit Jahren hat dieser Rückgang der Kleingewerbe die Nationalökonomen beschäftigt. Roscher[1]) war der Erste, der den Gegensatz zwischen der Industrie im Großen und im Kleinen eingehend erörterte. Später hat Schmoller[2]) den Kleingewerben ein ganzes Buch gewidmet und die Ursachen ins Einzelne verfolgt, aus denen die allmälige Umgestaltung herzuleiten ist. Weiterhin ist derselbe Gegenstand von den verschiedensten Autoren jeweilig unter den neuen Gesichtspunkten bearbeitet worden, welche neue Erhebungen, wie die Gewerbezählungen von 1875 und 1882 gebracht haben.

Seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts beginnt, wie Schmoller ausgeführt hat, die totale Umwälzung, welche das Handwerk in Deutschland auf so vielen Gebieten in Verfall gebracht hat, zumeist in einer Periode des Aufschwungs sich kennzeichnend. Der Zollverein fängt an, seine Segnungen fühlbar zu machen; der deutsche Exporthandel nimmt zu, neue Gewerbszweige entstehen. Daneben freilich ist der Einfluß des Auslandes noch gering; die ersten Eisenbahnen sind in England eben erst vollendet, noch haben wir kaum einen heimischen Maschinenbau. Der Fortschritt mußte sich also in den hergebrachten Formen halten, d. h. sich hauptsächlich in einem Aufschwung der Kleingewerbe zeigen. Auch für wichtige Industriezweige, welche auf den Absatz im Großen angewiesen sind, bleibt die Form der Hausindustrie noch unangetastet. Erst in den vierziger Jahren zeigt sich der Einfluß der siegenden Concurrenz einer vollendeteren Technik. Die Fortschritte der technischen Bildung in Deutschland gehen Hand in Hand mit dem Bau der Eisenbahnen; die internationalen Be-

---

[1]) Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt. Dritte Auflage. Leipzig und Heidelberg. 1878.

[2]) Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im neunzehnten Jahrhundert. Halle. 1870.

ziehungen vervielfältigen sich; der Export nach Amerika, nach den Colonien nimmt nie dagewesene Dimensionen an. Die großen Unternehmungen, vor Allem die, welche die Vortheile einer vollendeten Technik, eines großen Kapitals, einer weitsichtigen kaufmännischen Leitung in sich vereinigen, erlangen auch bei uns eine Stellung, wie sie solche in England schon lange inne hatten. Auf vielen Gebieten erliegt das Handwerk, die Kleinindustrie ohne Weiteres der drückenden Concurrenz.

Die Dampfmaschine arbeitet billiger als jede thierische und menschliche Arbeitskraft. Sie arbeitet um so billiger, je größer sie ist. Eine Maschine von hundert Pferdekräften erfordert nicht die gleichen Anschaffungskosten, wie zwei Maschinen von je fünfzig Pferdekräften. Ebenso werden die Betriebskosten bei der größeren Maschine sich relativ verringern. Wichtiger vielleicht noch als die relativ höhere Leistungsfähigkeit der großen Motoren sind die Fortschritte in den Arbeitsmaschinen, den Spinn- und Webstühlen, den Walzwerken und Dampfhämmern, den Maschinen aller Art. Sie sparen an Arbeit und Stoff, sie vollenden in Sekunden, zu was man früher Stunden und Tage brauchte; sie ermöglichen Kraftleistungen, die früher unmöglich waren, und führen ihre Verrichtungen besser und exacter aus, als der geschickteste Arbeiter dazu jemals im Stande war. Mit ihnen kam in die technische Seite der Produktion jene wunderbare Ausnutzung aller Naturkräfte, jene scharfsinnige Ueberlegtheit, welche — die großen Fortschritte der Wissenschaft benutzend — die Natur- und Menschenkraft zu complicirten Gesammtleistungen auf die sinnreichste, kostensparendste Art verbindet. Dazu fallen für den Großbetrieb die größere Kreditfähigkeit ihrer Unternehmer ins Gewicht, die günstigere Lage gegenüber den Conjuncturen beim Einkauf der Rohstoffe und beim Absatz der Waaren; gewisse allgemeine Kosten der Leitung und Beaufsichtigung werden relativ geringer mit der Vergrößerung des Betriebes. Endlich verfügt der Großbetrieb auch über die intelligenteren Unternehmer.

Da, wo alle diese Factoren voll und direkt zur Geltung kamen, ist der Aufsaugungsproceß des Kleinbetriebes durch die Großindustrie rasch von Statten gegangen, am radicalsten auf dem Gebiete der Textilindustrie. Zunächst bemächtigte sich die Dampfmaschine der einfachen Webstühle. Die geniale Erfindung Jacquard's überlieferte auch die Stühle für die reicher gemusterten Gewebe demselben Bann. Noch ist zwar der Proceß der gänzlichen Vernichtung hier nicht erfolgt, aber da, wo die Handweberei noch als Hausindustrie existirt, ist es in einer Form, die den Einsichtigen wünschen lassen muß, daß sie ihr Scheinleben bald aufgeben möchte. Auf dem Gebiete der Spinnerei hat die Maschine bis auf verschwindende Reste die Alleinherrschaft bereits erlangt. Eine Reihe anderer Industrien hat sie sich allmälig gleichfalls unterworfen.

Aber auch da, wo das Handwerk nicht direkt in den Concurrenzkampf mit der Großindustrie hineingezogen wurde, ist ein Rückgang desselben infolge der durch das Maschinenzeitalter bedingten grundsätzlichen Umgestaltung aller Verkehrsverhältnisse herbeigeführt. Die frühere Zeit, der die Verkehrsmittel fehlten, mußte alle gewerbliche Thätigkeit lokalisiren. Production im eigenen Hause, im eigenen Dorfe, in der eigenen Stadt, war die Gesellschaftsform, unter der das

Handwerk in Blüthe stand. Der Handwerker war der technische Arbeiter, thätig für eine Anzahl ihm persönlich nahestehender Familien. Heute ist das alles anders geworden. Man kauft fertige Hemden, fertige Kleider und Schuhe, fertige Möbel, auf Flaschen abgezogenen Wein; Brod und Fleisch werden ins Haus gebracht. Der Handwerker muß selbst die Stoffe einkaufen, Lager halten, mit Vorräthen speculiren. Dazu gehört Kapital, kaufmännische Bildung. Eine viel kleinere Zahl größerer Geschäfte wird übernehmen, was früher eine größere Zahl kleiner Meister besorgte. Kurz, unaufhaltsam drängt Alles dem einen Endziel zu: Vergrößerung der Einzelbetriebe, Centralisation der Productionsweise, Alleinherrschaft der großen Dampfmaschine und der durch sie repräsentirten vollendeten Technik.

Es hat dieses „Zeitalter des Dampfes", als es heranzog und der staunenden Welt nach und nach alle seine Wunder enthüllte, viele unbedingte Lobredner gefunden. Die unendliche Verbilligung aller Production, die Möglichkeit, auf dem Weltmarkte mit uns in der Technik vorausgeeilten Nationen zu concurriren, ja in gewissem Grade auch eine wohl verzeihliche Eitelkeit, der es schmeichelte, daß der Mensch in so vollkommener Weise durch seinen Scharfsinn den Sieg über die rohe Naturkraft davongetragen, ließen im Augenblick darüber hinwegsehen, daß die Neugestaltung der Dinge auch eine Kehrseite habe. Diese Erkenntniß ist bald genug gefolgt. Für die logisch Denkenden war es vorauszusehen, daß die Dinge diese Gestaltung nehmen mußten, und hat es wirklich auch nicht an Stimmen Derer gefehlt, die vor Decennien schon mahnend darauf hingewiesen haben, daß die immer größere Ausdehnung der Alleinherrschaft der Maschine zu Klassengegensatz und Klassenhaß und allen ihren traurigen Folgen führen müsse. Freilich sind diese Stimmen ungehört verhallt. Das Gros der Menschen, auch derer, welche die Geschicke der Völker leiten, fürchteten zwar das „sociale Gespenst", aber in ihrer Vogelstraußfurcht steckten sie den Kopf in den Sand, keiner wagte es beim rechten Namen zu nennen, geschweige denn, es bei den Zähnen zu packen, bis es auf einmal unverhüllt dastand, und jeder erkennen konnte, wie groß es geworden war.

Denn was ist es Anderes, das riesenhaft angewachsene Arbeiterproletariat unserer Großstädte, das im bittersten Klassenhaß den staatserhaltenden Schichten der Gesellschaft gegenübersteht, als das logische Folgeergebniß der immer höher entwickelten Maschinofactur. An die Stelle des mittelalterlichen Handwerkers, dessen persönliche Handfertigkeit, dessen Geschmack wesentlich war für das Endergebniß des Productionsprocesses, ist der Fabrikarbeiter der Neuzeit getreten, der nicht viel mehr ist, als der bloße Wärter der Maschine, an der er Jahraus, Jahr ein in tödtlichem Einerlei denselben Handgriff verrichtet, bis er selbst auf die Stufe der Maschine herabgesunken ist. Der gelernte Berufsarbeiter hat immer mehr dem technisch wenig oder gar nicht vorgebildeten Handarbeiter den Platz geräumt, kurz, der Charakter des Arbeiterstandes ist ein immer mehr proletarischer geworden. Eine zweite Folge der Eigenthümlichkeit der Maschine, zu ihrer Wartung und Bedienung nur ein geringes Maß menschlicher Geschicklichkeit und Kraft zu erfordern, ist die gewesen, daß Frauen- und Kinderarbeit vielfach die Arbeit des Mannes verdrängen konnte, und damit ist einer der unheilvollsten

Krebsschäden unseres Gesellschaftslebens immer tiefer eingewurzelt. Durch die Mitarbeit von Weib und Kind wird die Minimalhöhe des Lohnes auf die niedrigste Stufe gedrückt, und Hand in Hand damit geht jene vollständige Auflösung alles Familienlebens, deren traurige Folgen Trunksucht, Unsittlichkeit und Verkommenheit schlimmster Art sind. Dieser durch den Großbetrieb herangezogenen proletarischen Bevölkerung steht im unvermittelten Contrast eine Classe von Besitzenden gegenüber, deren Luxus dem Arbeiter das Gefühl des Abstandes von seiner eigenen Dürftigkeit um so mehr aufzwingt, je mehr sich der anwachsende Großbetrieb in den großen Gewerbecentren zusammendrängt. Zugleich aber gibt dieses dichte Zusammenwohnen den Unzufriedenen Gelegenheit, sich von der Größe ihrer Zahl zu überzeugen; jeder Einzelne entflammt sich noch mehr an den Uebrigen, und immer mehr spitzen sich die Gegensätze zu zwischen den besitzenden Klassen der Unternehmer und den besitzlosen Massen der Arbeiter.

Die Gesetzgebung des verflossenen Jahrzehnts hat Vieles von dem wieder gut gemacht, was in früheren Zeitläuften vernachlässigt worden, und wir befinden uns noch mitten in einer Periode, welche die Signatur der positiven socialen Reformbestrebungen an der Stirne trägt. Wir verkennen die Segnungen nicht, welche die Durchführung dieses socialreformatorischen Programmes für die Zukunft verheißt, aber wir sind uns ebenso wohl bewußt, daß damit nur ein Theil der Aufgabe gelöst ist — sogar nur der kleinere Theil, denn es handelt sich bei unserer ganzen, im größten Rahmen angelegten Arbeiterschutzgesetzgebung doch nur darum, gewisse Folgezustände unserer heutigen Productionsweise für den im Daseinskampfe schwächeren Theil weniger fühlbar zu machen. Diese Productionsweise selbst bleibt dadurch ungeändert, und wir haben soeben gesehen, daß gerade sie es ist, der alle jene schweren Uebelstände unserer heutigen Gesellschaftsordnung zur Last fallen. So bedeutungsvoll es daher für die Arbeiterbevölkerung ist, wenn ihr für Zeiten wirthschaftlich besonders ungünstiger Verhältnisse, d. h. für den Fall der Krankheit, der Invalidität, des hohen Alters, ein Rückhalt geboten wird, so sind dies alles doch nur Palliativmittel, die dem eigentlichen Grundübel nicht beikommen.

Wir stoßen nun aber in dem Wechsel der Gestaltungen, die unser wirthschaftliches Leben durchzumachen hat, hier wieder einmal auf eine jener wunderbaren Erscheinungen, die uns so oft in der Geschichte der Völker begegnen. Aus ihrem eigenen Schoß heraus hat die ins Ungemessene anwachsende Großindustrie das Mittel hervorgebracht, welches das Handwerk in den Stand setzt, einen Theil des ihm entrissenen Gebietes zurückzuerobern, und für die Zeugen dieses Entwicklungsganges gestaltet sich das Schauspiel um so interessanter, wenn wir dabei gewahr werden, daß alle die einzelnen Momente, welche der Großindustrie einst zum Siege über das Kleingewerbe verholfen haben, nunmehr in umgekehrter Tendenz ins Gewicht fallen, um in dem entbrannten Kampfe dem ins Innerste getroffenen Handwerk die Concurrenzfähigkeit mit dem Großbetriebe wieder zu erringen. Wir laden den Leser ein, uns für eine Weile auf diesen interessanten Kampfplatz zu folgen.

I.

Wenn wir an der Hand der Gewerbestatistik Umschau halten, wie weit in den einzelnen Gewerbszweigen der Aufsaugungsproceß des Kleinbetriebes durch die Großindustrie sich vollzogen hat, so müssen wir zunächst zu unserer Freude constatiren, daß derselbe noch lange nicht auf allen Gebieten gleich weit vorgeschritten ist; vielmehr hat, wenigstens bei uns in Deutschland, der Kleinbetrieb nicht nur ein breites Feld behauptet, sondern in ihm liegt in manchen Industriezweigen sogar immer noch der Schwerpunkt des deutschen Gewerbefleißes. Forschen wir nach den Ursachen, weshalb in dem einen Gewerbe der Großbetrieb so unumschränkt zur Herrschaft gelangt ist, während es auf anderen Gebieten dem Handwerker möglich gewesen ist, das Terrain wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu behaupten, so sind die Ursachen mannigfacher Art. Sie liegen in rein örtlichen und Verkehrsverhältnissen, sie liegen auf der anderen Seite in der Natur der einzelnen Gewerbe selbst. Daß z. B. in den Gewerbegruppen der Bäcker und Fleischer über neunzig Procent aller beschäftigten Individuen Kleinbetrieben angehören, wird Niemanden Wunder nehmen. Die ganze Art dieser Gewerbe, die dem täglichen Verbrauch schnell vergängliche Nahrungsmittel liefern, macht sie ganz hervorragend für den Betrieb im Kleinen geeignet. In diesen Gewerbegruppen hat, wie genugsam bekannt ist, das Handwerk noch immer einen goldenen Boden. Aber wie kommt es, daß auch in der Gruppe der Getreidemüllerei noch immer erheblich über achtzig Procent der Beschäftigten Kleingewerbtreibende sind? Hier haben wir doch eine jener Industrien, in denen der Großbetrieb ganz direkt in den Concurrenzkampf mit dem Kleingewerbe eingetreten ist. Und doch haben die großen Mühlen mit Dampfbetrieb, deren in den Jahren der aufsteigenden Conjunctur ungezählte entstanden sind, den kleinen Müller nicht zu verdrängen vermocht. Hier muß der Grund ein anderer sein, und wir brauchen die Leser nicht erst darauf zu bringen; wie Jeder ohne Weiteres weiß, ist diese zahlenmäßig zu erweisende Thatsache darauf zurückzuführen, daß dem kleinen Getreidemüller von Alters her ein Motor zur Verfügung steht, mit dem auch der technisch und wirthschaftlich vollkommenste Großbetrieb nicht zu concurriren vermag, der Wind, der frei und ungehindert seine Bahn zieht und dem keine Steuer auferlegt, der einen winzigen Bruchtheil der ihm innewohnenden Kraft in Arbeit umsetzt. Die dreißigtausend Windmühlen, die in Deutschland umlaufen, haben einem lebenskräftigen Gewerbebetrieb seinen handwerksmäßigen Charakter gewahrt und in seinem Bereich eine proletarische Arbeiterkategorie, wie in anderen Industrien, nicht aufkommen lassen.

Das Beispiel, das uns, solange eine Handwerkerfrage überhaupt besteht, alltäglich in so vielfacher Multiplication vor Augen gestanden hat, hätte wohl schon eher zum Nachdenken anregen können, so schlagend ist es. Thatsache aber ist, daß die ersten Versuche, Kleinmotoren auch für andere Gewerbsarten bereitzustellen, nicht dem zielbewußt auf dieses Problem gerichteten Erfindungsgeist entstammen. Mehr der Zufall hat dahin geführt. Denn der Wind als Motor, so gute Dienste er von je dem Müller geleistet hat, ist ein unzuverlässiger Arbeiter und im Dienste der eigentlichen industriellen Betriebe, wo es darauf ankommt, eine Kraftquelle zu besitzen, die Tag aus Tag ein ohne Unterbrechung functionirt,

nicht zu gebrauchen. Nicht das Bedürfniß nach einem verwendbaren Kleingewerbemotor also war es, das den Impuls zu der Erfindung der ersten derartigen Maschine gab, sondern das Bestreben, den theuren Dampf überhaupt durch eine billigere motorische Kraft zu ersetzen. Denn bei der bestconstruirten Dampfmaschine wird nur ein kleiner Procentsatz von der Heizkraft des zur Verbrennung gelangten Heizmaterials wirklich in Arbeit umgesetzt, der Rest geht ungenutzt verloren, und davon entfällt ein nicht unerheblicher Theil auf den Wärmeverlust, der dadurch herbeigeführt wird, daß das Wasser erst in einen anderen Aggregatzustand, den Dampf, verwandelt werden muß. Der Schwede Eriksson, derselbe, der 1843 das erste Schraubendampfschiff erbaut hat, kam Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts auf den Gedanken, daß man diesen Verlust vermeiden könne, wenn man, statt des Dampfes, die Ausdehnung und Zusammenziehung atmosphärischer Luft durch einfaches Erwärmen und Abkühlen zum Treiben des Maschinenkolbens benutzte, und damit war das Princip der Heißluft- oder kalorischen Maschine gegeben, die zwar die Erwartungen ihres Erfinders in der angedeuteten Richtung aus mannigfachen Gründen nicht erfüllte und im Großbetrieb dem Dampfmotor niemals ernstlich Concurrenz gemacht hat, die aber, nachdem sie im Laufe von Jahrzehnten mannigfache Wandlungen erfahren hat, als brauchbare Kraftquelle für das Kleingewerbe vielfach verwandt ist.

Die Heißluftmaschine hat, ebenso wie der Dampfmotor, den unverkennbaren Vorzug, daß man sie überall da verwenden kann, wo man das nöthige Heizmaterial herbeischaffen kann, d. h. ihre Verwendbarkeit ist gänzlich unabhängig von den örtlichen Verhältnissen, und das ist wohl der Grund, weshalb sie noch heute eine nicht unerhebliche Verbreitung aufweist, obwohl sie in vieler anderer Hinsicht den Forderungen nicht entspricht, die an einen Motor für das Kleingewerbe gestellt werden müssen. Darin theilt sie das Geschick der kleinen Dampfmaschine. Es lag in der That, nachdem einmal das Bedürfniß nach solchen kleinen Kraftmaschinen zum Bewußtsein gekommen war, am allernächsten, Dampfmaschinen von ganz kleinen Abmessungen zu bauen, bei denen die Kraftlieferung ungefähr den Anforderungen entsprach, die das Kleingewerbe an eine verwendbare Kraftmaschine stellt, und solche Dampfmaschinen kleinsten Kalibers sind auch vielfach gebaut, und man ist noch heute eifrig bestrebt, ihre Constructionsprincipien zu vervollkommnen. Wir werden aber sofort erkennen, daß sie für die hier in Betracht kommenden Verhältnisse nicht geeignet sind, wenn wir kurz die Anforderungen formuliren, die an einen Motor für die Kleinindustrie gestellt werden müssen.

Der in Frage kommende Motor muß bei einer Leistungsfähigkeit innerhalb weniger Pferdestärken möglichst ebenso billig arbeiten, wie die große Dampfmaschine für den Großbetrieb. Er darf, mit Rücksicht auf den dem Kleinindustriellen zur Verfügung stehenden geringen Arbeitsraum, nicht viel Platz fortnehmen, muß, ohne besondere theuere Anlagen, wie Fundamente u. s. w., zu erfordern, leicht aufgestellt werden können und darf, da die Werkstatt sich meistens in der Nähe bewohnter Räume befindet, die Umgebung möglichst wenig durch Geräusch, Geruch oder durch Schmutz belästigen. Die Aufstellung und der

Betrieb muß möglichst von polizeilicher Erlaubniß und Controlle unabhängig sein. Ferner ist möglichste Einfachheit der Construction, ein Betrieb, der keine erheblichen Ansprüche in Betreff eines geschulten Wartepersonals stellt, zu fordern. Wichtig ist endlich, daß der Motor jeden Augenblick in Betrieb gesetzt und wieder zum Stillstand gebracht werden kann, ohne daß diese fortwährende Betriebsbereitschaft Kosten verursacht. Eine Reihe von diesen Bedingungen, und zwar die wesentlichsten, erfüllt die kleine Dampfmaschine nicht. Die Wartung des Feuers und der Maschine verursacht Unbequemlichkeiten und Kosten, die verhältnißmäßig wachsen, je kleiner die Maschine ist. Dieselbe setzt, soll der Betrieb ein rationeller bleiben, Stetigkeit der Leistung voraus, denn wenn die Arbeitsmaschine für eine Zeitlang ruht, kann man das Feuer nicht ausgehen lassen, weil das Anheizen für die neue Leistung eine gewisse Zeit erfordern würde. Endlich ist es vor Allem der Dampfkessel, der für den Besitzer stets ein Sorgenkind bleiben wird. Die Anlage desselben ist von einer besonderen Concession abhängig; es bedarf einer beständigen behördlichen Ueberwachung des Kessels: die Explosionsgefahr ist keine geringe — alles Eigenschaften, welche dem kleinen Dampfmotor von vornherein die Aussicht auf eine erfolgreiche Concurrenz mit anderen kleinen Kraftmaschinen abschneiden mußten. Wenn dennoch das Problem, einen für die Kleinindustrie geeigneten Dampfmotor zu construiren, zahlreiche Erfinder beschäftigt hat, und manche Systeme eine immerhin nennenswerthe Verbreitung gefunden haben, so ist der Grund dafür wohl darin zu suchen, daß es lange an anderen besseren Kleinmotoren gefehlt hat, und daß dem Kleinindustriellen die Wirkungsweise des Dampfes als Kraftvermittler aus eigener Anschauung vom Großbetriebe her bekannt war, während ihm die angepriesenen Vorzüge des explodirenden Gasgemisches, das diese altbewährte Kraftquelle ersetzen sollte, zunächst etwas problematisch vorkommen mochten.

Bezeichnen wir als Kraftquelle alle diejenigen Naturproducte, welche im Stande sind, motorische Kraft zu liefern, so tritt neben bewegter Luft und Wärme, mit denen wir es bis jetzt zu thun gehabt haben, nunmehr noch ein drittes mächtiges Agens mit in den Wettkampf, die chemische Verwandtschaft, d. h. das Bestreben gewisser Körper, unter Kraftentwickelung chemische Verbindungen einzugehen. Auf diesem Princip beruht die Wirkungsweise der Gasmotoren, die für weite Gebiete der Industrie und namentlich für die Kleinindustrie innerhalb der letzten dreißig Jahre eine immer steigende Bedeutung gewonnen haben. Der Erfindungsgedanke, um den es sich hierbei handelt, ist alt, hat aber, ehe er zur praktischen Verwirklichung kam, viele Wandlungen erlebt. Es ist bekannt, daß schon Ende des vorigen Jahrhunderts John Barber in England ein Patent nahm, dem zufolge er in einer Retorte mit äußerer Feuerung Holz, Kohle, Oel oder andere Brennstoffe vergasen, das Product in einem zweiten Gefäß mit Luft mischen und das Gemisch beim Ausströmen aus letzterem entzünden wollte; durch den austretenden Feuerstrahl sollte alsdann ein Schaufelrad getrieben werden. Somit war das Princip gegeben, dessen weitere Ausgestaltung durch zahlreiche Abänderungen späterer Erfinder wir nicht weiter verfolgen wollen, um gleich bei derjenigen Vervollkommnung desselben zu verweilen, die es zur praktischen Verwerthung geeignet machte; es ist das der Gasmotor, der dem Franzosen

Richard Lenoir im Jahre 1860 patentirt und von dem Pariser Fabrikanten Marinoni und später von einer für diesen Zweck gegründeten Gesellschaft gebaut wurde. Das Princip desselben bestand darin, daß ein in einem geschlossenen Cylinder gehender Kolben während eines Theiles seines Hubes Leuchtgas, reichlich und innig mit atmosphärischer Luft gemischt, ansaugt, welches Gemenge im richtigen Augenblick durch einen elektrischen Funken entzündet wird, explodirt und durch die also bewirkte Expansion des Gasgemisches dem Kolben Kraft und Bewegung verleiht. Zu Ende des Hubes wird durch das Oeffnen eines Austrittscanals, durch welchen die Verbrennungsproducte entweichen, der Kolben entlastet; das gleiche Spiel wiederholt sich auf der anderen Cylinderseite. Diese ältere Construction wurde später durch den auf der Pariser Weltausstellung von 1867 zuerst bekannt gewordenen Motor von Otto & Langen in Deutz verdrängt, deren ältere Erfindung eine sogenannte atmosphärische Gasmaschine war, d. h. der Kolben, der in einem aufrechtstehenden, oben offenen Cylinder spielt, wird durch das explosible Gasgemenge nur in die Höhe getrieben; ist derselbe oben angekommen, so haben die Verbrennungsproducte ihre Wärme verloren und ziehen sich wieder zusammen, und dadurch entsteht unter dem Kolben eine an Luftleere grenzende niedrige Spannung, in Folge deren die Atmosphäre den Kolben wieder herunterdrückt. Dieser Motor gewann rasch eine große Verbreitung, bis derselbe in den siebziger Jahren durch eine verbesserte Construction derselben Firma wieder verdrängt wurde, die noch heute siegreich mit allen anderen Erfindungen concurrirt, zu denen die großartigen Erfolge, welche die Deutzer Gasmotorenfabrik mit dem neuen Motor erzielte, den Anreiz gaben. Es sind in Deutschland schätzungsweise jetzt weit über 30000 solcher Maschinen, von denen mindestens zwei Drittel auf die Kleinindustrie entfallen, im Betriebe.

Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst, welche Vortheile der Gasmotor der Kleinindustrie im Vergleich zur Dampfmaschine gewährt, so ist der erste zu seinen Gunsten schwer ins Gewicht fallende Vorzug der des relativ gefahrlosen Betriebes, der ihn von polizeilicher Concessionirung und Controlle unabhängig macht. Es liegt für den Kleinmeister ein schwerwiegender Hinderungsgrund für die Anschaffung eines Dampfmotors darin, daß er bei jeder Verlegung seines Betriebes vor der Frage steht, ob er seinen Dampfmotor an der Arbeitsstätte überhaupt wieder aufstellen kann. Ist ihm die Erlaubniß nach manchen Zeitverlusten ertheilt, so hat er dauernd dafür Sorge zu tragen, daß während des Betriebes die bei Genehmigung der Anlage oder allgemein durch das Gesetz vorgeschriebenen Sicherheitsvorrichtungen bestimmungsmäßig benutzt werden, und der Kessel sich dauernd in gefahrlosem Betriebe befindet, widrigenfalls er in die angedrohten nicht unerheblichen Kosten verfällt. Ueberdies hat er sich die vorgeschriebenen Untersuchungen gefallen zu lassen und die Kosten derselben zu tragen. Alle diese lästigen Beigaben entfallen bei der Aufstellung und beim Betriebe eines Gasmotors, zu dessen Bedienung ferner die Anstellung eines besonderen Maschinenwärters oder Heizers unnöthig ist. Der Gasmotor macht wenig oder gar keinen Schmutz, und sein Gang ist derart geräuschlos und frei von Erschütterungen, daß er selbst inmitten oder oberhalb bewohnter Räume Aufstellung finden kann.

Es kann als ein Mangel der Gasmotoren bezeichnet werden, daß sie an das Vorhandensein einer Gasleitung gebunden sind und ihre Anwendung daher gewisse Einschränkungen erleidet; doch fällt dieser Umstand weniger ins Gewicht, da die Kleinindustrie heute ihren Sitz wesentlich vom platten Lande in Orte verlegt hat, welche jene unerläßliche Vorbedingung für die Aufstellung eines Gasmotors erfüllen. Andererseits aber hat die fortschreitende Industrie auch diesem Umstande Rechnung getragen, indem sie Gasmotoren construirt hat, welche das zu ihrem Betriebe erforderliche Gas selbst erzeugen. Die dem Leuchtgas ihren chemischen Bestandtheilen nach nahe verwandten Mineralöle, wie die Steinkohle, Producte der Zersetzung vorweltlicher Pflanzenvegetationen, und unter ihnen namentlich das Petroleum haben dazu das Mittel geliefert. Man braucht nur das Petroleum zu verdampfen, um ein Gas zu erhalten, das, mit atmosphärischer Luft gemischt, bei seiner Entzündung dieselben Wirkungen entfaltet, wie das im Kolben der eigentlichen Gaskraftmaschine explodirende Leuchtgas. Im Uebrigen theilt der Petroleummotor im Wesentlichen alle Vorzüge des Gasmotors.

Wenn nun aber ein Kleinmotor, welchem System er immer angehören mag, dem Kleinindustriellen wirklich die Aussicht auf erfolgreiches Concurriren mit dem Großbetrieb eröffnen soll, so tritt unter allen an denselben zu stellenden Anforderungen immer die eine in erste Linie: liefert er die Arbeitskraft zu einem Preise, der mit den Kosten des Betriebes einer großen Dampfmaschine in Parallele gestellt werden kann? Wenn man durch genaue Rechnungen[1]) festzustellen sucht, zu welchem Preise jede der beiden Kraftquellen die Pferdekraft für die Stunde der Arbeitsleistung liefert, und dabei nicht nur den Verbrauch an Heizmaterial, bezw. den Gasverbrauch, sondern auch die Anschaffungs-, Installations- und Amortisationskosten der Maschine in Rücksicht zieht, so fallen allerdings die gewonnenen absoluten Zahlen erheblich zu Ungunsten auch der am vortheilhaftesten arbeitenden Kleinmotoren aus. Zwar würde ein einpferdiger Petroleummotor — um ein positives Beispiel heranzuziehen — bei den heutigen Petroleumpreisen über zwölfmal, ein zweipferdiger über sechzehnmal so billig arbeiten, als wenn man dieselbe Arbeitsleistung durch Menschenhände verrichten lassen wollte. Das Plus an Arbeitsleistung beim Betriebe einer großen Dampfmaschine ist aber ein noch viel erheblicheres, läßt sich bei Ausnutzung aller Vortheile des Großbetriebes bei gleichen Kosten unter Umständen auf das dreißig- bis vierzigfache der Menschenleistung steigern. Aber diesen absoluten Zahlen gegenüber ist auf ein Anderes hinzuweisen: die große Dampfmaschine wird erfahrungsgemäß nur eine kurze Zeit des Tages auf ihre volle Leistung beansprucht, während sie doch die hierfür erforderliche Größe und Kesselstärke haben muß. Sie arbeitet deshalb im Mittel viel ungünstiger als bei Zugrundelegung der vollen Leistungsfähigkeit, d. h. mit viel zu großem Brennstoffverbrauch. Der Kleinmotor, der, wie z. B. der Gasmotor, jeden Augenblick abgestellt und ohne Weiteres wieder in Betrieb gesetzt werden kann, verbraucht nicht mehr Gas, als zu der jeweiligen Kraftleistung der

[1]) Die neuesten und zuverlässigsten Rechnungen der Art enthält eine Arbeit von Regierungsbaumeister Claussen im vorigen und im laufenden Jahrgange von Glaser's Annalen für Gewerbe und Bauwesen.

Maschine erforderlich ist. Am Gasmesser wird das verbrauchte Gas gemessen, und nur dieses bezahlt. Braucht der Gewerbtreibende jeweilig keine Kraft, so wird einfach das Gas abgestellt und damit jeder Kraftverlust vermieden. Dieser Umstand, zusammengehalten mit den im vorstehenden im Einzelnen angeführten besonderen Eigenschaften, macht es erklärlich, daß der Gasmotor sich verhältnißmäßig rasch in der Industrie Eingang verschafft hat. Ist doch seine Verwendung nicht auf die Kleinindustrie allein beschränkt geblieben, vielmehr sind die Vorzüge des Systems in vieler Hinsicht so augenfällige, daß dasselbe eine große Zahl der mittleren und hier und da auch größere Betriebe für sich erobert hat. Liegt auch der Schwerpunkt des Verwendungsgebietes der Gasmotoren innerhalb der Grenzen von 1/2 bis 4 Pferdestärken, so werden doch solche von 6—12 Pferdestärken gar nicht selten, und in einzelnen Fällen sogar solche von 20—50 Pferdestärken betrieben.

Findet in den dargelegten Erwägungen nun aber auch die auf den ersten Blick auffällige Thatsache, daß der Gasmotor mit Erfolg mit der großen Dampfmaschine in den Concurrenzkampf eintreten konnte, anscheinend bereits ihre ausreichende Erklärung, so kommt noch ein weiterer Umstand hinzu, der dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann. Der Gasmotor ist recht eigentlich ein Kind der mit allen Mitteln des Großcapitals und mit der denkbarsten Vervollkommnung des technischen Apparates arbeitenden Großindustrie. Diese seine Stellung in der Volkswirthschaft hat den Ausschlag gegeben, um ihm so rasch den siegreichen Einzug in die Industrie zu ermöglichen. Das Capital ist, wie Reuleaux sagt, hier nicht mehr der vielgescholtene Gegner, sondern der Freund des kleinen Gewerbsmannes. Centralisirung der Krafterzeugung ist der eigentliche neue Gedanke in den erwähnten Betrieben; er ist es, der die unerhörte Popularität des Motors begründet hat. Wir dürfen den Gasmotor nicht mehr losgelöst von seinen Beziehungen zu dem Mittelpunkte betrachten, an welchem die Großindustrie mit Hülfe der ganzen ihr innewohnenden wirthschaftlichen Ueberlegenheit zu billigstem Preise das Gas aus der Kohle erzeugt; wir gewinnen vielmehr erst die richtige Vorstellung von seiner Bedeutung, wenn wir in ihm in erster Linie eben den Abkömmling jener Macht erblicken, von der wir vorhin gesehen haben, daß sie es war, die vermöge ihrer eigenartigen Vorzüge das Kleingewerbe zu vernichten drohte.

Dieser Gedanke der Centralisirung der Krafterzeugung zum Zwecke der Decentralisation ist einsichtigen Technikern und Nationalökonomen schon lange vertraut gewesen. Engel deutet bereits in seiner berühmten Schrift „Das Zeitalter des Dampfes“, in richtiger Erkenntniß der hier für die Technik gestellten Aufgaben die Möglichkeit an, der Dampfkraft Eingang in die kleinen Werkstätten zu verschaffen, um, wenigstens in gewissen Gewerbezweigen, eine rückläufige Bewegung im Sinne der Decentralisation herbeizuführen, ohne daß dabei die Vortheile der gesteigerten Production verloren gingen. Allerdings hatte er dabei die Ausführung von Dampfmaschinen kleinsten Kalibers im Auge, und wir haben bereits gesehen, daß man auf diesem Wege kaum zum Ziele gelangen wird. Schon vor Engel hat dasselbe Problem Schmoller beschäftigt, der in seiner Eingangs citirten Schrift als eine wichtige Maßnahme, um den Kleinbetrieb im

Wettbewerb mit der Großindustrie zu unterstützen, die Gründung von Etablissements bezeichnet, in welchen Dampf- oder Wasserkraft an die einzelnen kleinen Meister vermiethet wird. Er berichtet über ein derartiges auf Actien gegründetes Unternehmen in Dresden, das an Drechsler und Reifendreher gegen jährliche Miethe Arbeitsstellen mit Dampfkraft abgab. Noch heute, zu einer Zeit, wo der Gasmotor zu einem erheblich geringeren Preise Arbeitskraft zu beziehen gestattet, finden wir dieses ältere, unvortheilhaftere System in den Werkstätten des industriereichen Südens und Südostens von Berlin vielfach vertreten. Dasselbe liefert dem Kleingewerbtreibenden immerhin noch erheblich wohlfeilere Arbeitskraft, als wenn er dieselben Verrichtungen mit Menschenkraft bewältigen wollte, und die Anschaffung eines Gasmotors, so billig er ist, stellt doch gewisse Anforderungen an die Kapitalkraft des Kleinmeisters, denen er in vielen Fällen nicht gewachsen ist. Hier dagegen trägt ein kapitalkräftigerer Unternehmer, der Hausbesitzer, die Kosten der Anschaffung der Dampfmaschine, die durch Transmissionen die Arbeitskraft in die zahlreichen kleinen Werkstätten hinüberleitet, die in den verschiedenen Etagen der Hinterhäuser des Grundstückes gelegen sind. Der Kleinmeister zahlt neben der Miethe für seine Werkstatt einen Aufschlag für die gelieferte Arbeitskraft, der sich jeweilig nach dem Bedarfe an letzterer richtet. Bei der Schwerregulirbarkeit des Maßes der wirklich gelieferten Stundenpferdekräfte ist es allerdings erklärlich, daß der Vermiether bei der Preisnormirung von vornherein höhere Sätze greift, als sie bei zweckmäßigeren Systemen der Kraftübertragung in Frage kommen.

Auch hier also können wir wieder die Beobachtung machen, daß, nachdem das Princip gefunden war, welches wirthschaftlich den angestrebten Zweck zu verwirklichen geeignet erschien, die praktische Ausführung an die unmittelbare Ausnutzung der Dampfkraft anknüpfte. So tief war der Glaube an die Allmacht dieses gewaltigen Kraftspenders eingewurzelt, dem die ganze moderne Technik ihren ungeahnten Aufschwung verdankte. Erst allmälig vermochte man sich von diesem Banne freizumachen, und der Erfindungsgeist begann sich mit dem Problem zu beschäftigen, auch die vielen anderen in der Natur schlummernden Kraftquellen zu erschließen. In rascher Folge reihte sich jetzt Erfindung an Erfindung. Wasser, bewegte Luft, Elektricität wurden in den Kreis der Bestrebungen einbezogen, die Macht des centralisirten Großbetriebes dem Kleingewerbe nutzbar zu machen. Diese neueste und interessanteste Phase der Entwicklung soll uns nunmehr noch für einen Augenblick beschäftigen.

## II.

Die Benutzung des Gefälles fließenden Wassers, um damit mechanische Arbeit zu verrichten, ist überhaupt das älteste Beispiel der Verwerthung in der Natur vorhandener Arbeitskräfte an Stelle der Thier- und Menschenkräfte. Nach Strabo existirte zur Zeit Mithridates des Großen (137—64 v. Chr.) in der Nähe der Residenz dieses Königs von Pontus eine von einem Wasserrade getriebene Mühle, was mindestens bestätigt, daß solche damals in Asien bereits bekannt waren [1]). Wir brauchen die vielgestaltige Geschichte des Wasserrades

[1]) Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. I, S. 317. Braunschweig. 1875.

hier nicht durch ihre verschiedenen Phasen vom einfachen verticalen unterschlägigen Rade bis zur Turbine in ihrer vollendeten Gestalt zu verfolgen. Für das Kleingewerbe hat das Wasserrad mit wenigen Ausnahmen nur in demselben einseitigen Sinne Bedeutung erlangt, wie die Windmühle. Der Grund hierfür ergibt sich ohne Weiteres aus der Abhängigkeit der Anlage von den örtlichen Verhältnissen und aus dem Umstande, daß das Wassergefäll ein nahezu ebenso unzuverlässiger Verbündeter des Menschen ist, wie der Wind. Im Sommer versiegen die Bäche und Gerinne infolge der Verdunstung durch die Hitze, im Winter werden sie durch die Kälte in eisige Bande geschlagen, und von einem ununterbrochenen, regelmäßigen Betrieb eines Wasserrades kann nicht die Rede sein.

Bedeutungsvoller für das Kleingewerbe sind die Wassersäulenmaschinen geworden, die wir als eine deutsche Erfindung in Anspruch nehmen können. Die erste für die Praxis verwerthbare Constructionsform derselben verdanken wir dem 1826 gestorbenen bayerischen Salinenrath v. Reichenbach, der die berühmte Röhrenfahrt baute, vermittels deren die Reichenhaller Soole auf eine Entfernung von 12½ deutschen Meilen und auf eine Gesammthöhe von 3266 Fuß nach Berchtesgaden gefördert wird. Sir William Armstrong, berühmter als durch dieses friedliche Werk durch Erfindung der nach ihm benannten Geschützform, hat später der Wassersäulenmaschine eine ganz neue Verwendung gegeben, indem er sie zuerst unter direkter Benutzung natürlicher Wassergefälle zur Grubenförderung, zum Pochwerkbetriebe, zur Erzeugung rotirender Bewegungen, zu Göpelbetrieben und in Newcastle sogar zum Betriebe einer Druckmaschine benutzte. Er war es auch, der zuerst sogenannte Accumulatoren erfand, bestimmt, künstliche Druckwassersäulen zu erzeugen; dieselben bestehen aus einem großen Cylinder, in welchen ein mit mächtigen Gewichten belasteter Kolben, dichtschließend wie bei einer Pumpe, taucht und auf das Wasser drückt. Zum Füllen dieses Kraftmagazins benutzt man in der Regel Dampfmaschinen, welche Druckwasser in den Cylinder des Accumulators pumpen und dessen Kolben mit den angehängten Gewichten in die Höhe heben. Damit ist einmal die Kraftabgabe von dem örtlichen Vorhandensein natürlicher Wassergefälle unabhängig gemacht und ein stetiger Betrieb gesichert, zweitens aber der Uebergang zum centralisirten Großbetrieb gefunden. Das periphere Endglied der Anlage besteht alsdann in einem kleinen Motor, dem das unter dem Druck des natürlichen Gefälles oder des Kolbens im Accumulator stehende Wasser vermittels einer geeigneten Leitung zugeführt wird, und dessen Construction darin gipfelt, daß, analog einer gewöhnlichen Dampfmaschine, in einem beiderseits geschlossenen Cylinder ein gut schließender Kolben durch den Druck des abwechselnd von der einen und der anderen Seite eintretenden Wassers hin- und herbewegt wird. Die gebräuchlichste derartige Maschine ist der Schmidt'sche Motor, dessen Hauptconstructionsgedanke, der oscillirende Cylinder, dem Princip der Schiffsmaschine entlehnt ist. Daneben gibt es eine ganze Reihe anderer Systeme, nach denen z. Th. Kraftmaschinen von so kleinen Abmessungen gebaut werden, wie sie etwa für den Betrieb einer Nähmaschine in Betracht kommen würden; um diese in Gang zu setzen, genügt der einfache Anschluß an eine städtische Wasserleitung.

Das Centralisirungsprincip ist mehrfach mit Erfolg auf das System der Wassersäulenmaschinen angewandt worden, wenn auch im allgemeinen das Wasser kein günstiger Kraftträger ist. Eine der umfangreichsten Anlagen dieser Art ist die der Stadt Genf, wo durch Turbinen das Wasser aus der Rhone gepumpt und mit fünfzehn Atmosphären Druck einer ganzen Reihe von Motoren zugeführt wird. Wenn die örtlichen Verhältnisse, wie hier, besonders günstige sind, kann das Kleingewerbe aus solchen Anlagen Vortheile ziehen. Unter gewöhnlichen Bedingungen sind die Schwierigkeiten der Wasserzuleitung und der Ableitung des verbrauchten Wassers, sowie die Leitungswiderstände zu große, um derartige Anlagen besonders vortheilhaft erscheinen zu lassen. Dies um so mehr, als die Ausnutzung der in der Natur gegebenen Wasserkräfte nicht nothwendig an die gleichzeitige Uebertragung der Kraftleistung durch das Wasser gebunden ist. Durch einen genialen Erfindungsgedanken, auf dessen Urheber wiederum wir Deutschen als auf unseren Landsmann Grund haben, stolz zu sein, ist es gelungen, an die Stelle der immerhin starren Wasserleitung den biegsamen Kupferdraht zu setzen, den der elektrische Strom als Träger der Kraft durcheilt, um in der ferngelegenen Werkstatt des Kleinmeisters die ihm übertragene Energie wiederum in Arbeit umzusetzen.

Die Verwendung der Elektricität als Kraftquelle nimmt ihren Ausgang von der Entdeckung des sogenannten „dynamoelektrischen Princips“ durch Werner Siemens, die derselbe im Jahre 1867 in einer Mittheilung an die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin der Oeffentlichkeit übergab. Wir wollen versuchen, eine kurze schematische Darstellung der Vorgänge zu geben, um die es sich hier handelt. Ein Stück Eisen, von einem Magneten angezogen, wird selbst magnetisch; dabei braucht dasselbe den Magneten nicht zu berühren, schon wenn es demselben genähert wird, erhält es Magnetismus. Umgibt man ein Stück Eisen mit einer Spirale von Kupferdraht und macht das Eisen alsdann magnetisch, so entsteht in dem Kupferdraht ein elektrischer Strom. Umgekehrt wird, wenn man durch die das Eisen umgebende Kupferspirale einen elektrischen Strom leitet, das Eisen magnetisch. Ein so magnetisirtes Eisen nennt man einen Elektromagneten. Nähern wir nun unser Stück Eisen mit der umgebenden Kupferspirale — magnetoelektrischer Inductor genannt — einem Magneten, so wird das Eisen magnetisch, und in dem Draht entsteht infolge dessen ein elektrischer Strom. Das Alles sind Sätze, die dem mit den Elementen der Physik Vertrauten geläufig sind. Um nun aber größere Strommengen zu erhalten, wie sie für technische Zwecke erforderlich sein würden, muß man das Stück Eisen in kurzen Zwischenräumen häufig dem Magneten nähern. Dies geschieht, indem man es vor den Polen des Magneten, bezw. Elektromagneten, rotiren läßt. Die für die Technik so bedeutungsvoll gewordene Entdeckung von Werner Siemens besteht nun in Folgendem: man denke sich einen Elektromagneten, welcher in der oben angedeuteten Weise in einem zugehörigen rotirenden magnetelektrischen Inductor einen elektrischen Strom inducirt. Leitet man diesen Inductionsstrom um den Elektromagneten zurück, so steigert sich die Stärke des letzteren, und mithin auch wieder die Intensität des Inductionsstromes in dem rotirenden Inductor. Diese gegenseitige Vergrößerung der Kraft des Elektromagneten und

des Inductionsstromes geht soweit, bis die höchste erreichbare Grenze der Magnetisirung im Elektromagneten erreicht ist. Sobald dies der Fall ist, theilt sich die Arbeit des Inductionsstromes in zwei Theile, von denen der eine zur Magnetisirung des Elektromagneten dient, während der andere den elektrischen Strom liefert, der für irgend eine elektrische Arbeitsleistung verwendbar ist. Nach dem Aufhören der Rotation, also auch des elektrischen Stromes, bleibt stets in dem Eisenkern des Elektromagneten eine Spur von Magnetismus zurück, welcher der „zurückbleibende" oder „remanente" Magnetismus heißt. Wenn man dann später den Inductor wieder in Umdrehung versetzt, so entsteht in demselben infolge der Wirkung des remanenten Magnetismus ein schwacher Strom. Dieser verstärkt den Elektromagneten, wodurch wieder, wie vorher beschrieben, die Kraft des Stromes vergrößert wird, der, um den Elektromagneten zurückfließend, wieder die Intensität des Magneten steigert u. s. w., wie es oben ausgeführt wurde. Es ist also nur nöthig, daß überhaupt einmal durch eine schwache Batterie der Elektromagnet inducirt wird, späterhin genügt der remanente Magnetismus, um die Maschine zur höchsten elektrischen Leistung zu bringen, sobald der Inductor in schnelle Rotation versetzt wird. Auf diesem Princip beruhen die sämmtlichen zahlreichen Maschinen verschiedenartigster Construction, die heute zur Umwandlung von Arbeit in elektrischen Strom verwandt werden. Denn, wie aus der vorausgehenden Beschreibung hervorgeht, um eine solche Umwandlung handelt es sich. Das dynamoelektrische Princip setzt diejenige Arbeitsleistung voraus, welche erforderlich ist, den Inductor in Rotation zu versetzen. Ob diese Arbeit durch eine Dampfmaschine, einen Gasmotor oder eine beliebige andere Kraftquelle geleistet wird, ist gleichgültig. Wenn es daher gelingt, durch den elektrischen Strom die an einem Orte erzeugte Arbeitsleistung nach einem davon entfernten anderen Orte fortzuleiten, so ist die Elektricität nicht Kraftquelle, sondern Kraftvermittler, und als solche haben wir sie in unseren weiteren Betrachtungen aufzufassen.

Es gelingt nun aber in der That, die einer Dampfmaschine, einem Wassergefäll entnommene und in elektrischen Strom umgewandelte Kraft an einem entfernten Orte wieder nutzbar zu machen. Man braucht nur an dem Ende der Leitung abermals eine dynamoelektrische Maschine aufzustellen, welche in genau rückläufigem Gange den Strom, den sie von der Leitung empfängt, wieder in rotirende Bewegung umsetzt. Sir William Siemens, einer von denen, die neben dem Entdecker am meisten um den Ausbau des Princips der elektrischen Kraftübertragung verdient sind, hat, wie sein Biograph uns mittheilt, die große Bedeutung dieses Gedankens mit elementarer Gewalt empfunden, als er im Jahre 1876 am Fuße der Niagarafälle stand[1]). Das großartige Schauspiel der sich überstürzenden Wassermassen erfüllte ihn mit Ehrfurcht und Bewunderung, wie es wohl bei Jedem der Fall ist, der in Hörweite des dadurch erzeugten donnerartigen Getöses kommt. Sir William erblickte darin mehr, als der großen Menge erkenntlich war; seinem wissenschaftlichen Auge konnte bei diesem Anblick die unaussprechlich großartige Aeußerung mechanischer Energie nicht entgehen, die

---

[1]) W. Pole, William Siemens. Berlin. 1890.

hier in jedem Augenblick verloren ging. Sofort warf sich ihm die Frage auf, ob es denn absolut nothwendig sei, daß diese herrliche Kraftmenge, welche sich vor ihm offenbarte, von dem unersättlichen Abgrund nutzlos verschlungen werde? ob denn kein Mittel ausfindig gemacht werden könne, um wenigstens einen Theil dieser Kraft zum Wohle der Menschheit nutzbar zu machen?

Die Dynamomaschine war gerade damals auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Warum sollte diese ungeheure Kraft nicht eine ungeheure Reihe von Dynamomaschinen zu betreiben im Stande sein, deren Leitungsdrähte dann wiederum diese Kraft auf meilenweit entfernte Orte übertragen könnten?

Die Wassermasse, welche stündlich über die Niagarafälle hinwegstürzt, ist auf hundert Millionen Tonnen geschätzt worden, und die senkrechte Tiefe kann man auf 150 Fuß veranschlagen, die Stromschnellen noch nicht gerechnet, die einen ferneren Höhenabfall von 150 Fuß repräsentiren, was einen Gesammtabfall von 300 Fuß von See zu See ausmacht. Bloß die Kraft, welche der Hauptfall allein darstellt, beträgt 16 800 000 Pferdekräfte, eine Kraftmenge, die, wenn sie durch Dampf erzeugt werden sollte, den Verbrauch von nicht weniger als jährlich 266 000 000 Tonnen Kohlen erfordern würde, wenn man den Kohlenverbrauch auf stündlich vier Pfund pro Pferdekraft berechnet. Mit anderen Worten, die gesammte Kohlenmenge, welche auf der ganzen Welt zu Tage gefördert wird, würde kaum genügen zur Erzeugung der Kraftmenge, welche bei diesem einen großen Wasserfall beständig nutzlos verloren geht.

Es würde in der That nicht schwierig sein, so deducirte damals William Siemens, einen großen Theil der auf diese Weise verloren gehenden Kraft mit Hülfe von Turbinen und Wasserrädern nutzbar zu machen, welche an den Ufern des Flusses unterhalb der Fälle errichtet und durch Gräben längs der Uferränder gespeist würden[1]). Dagegen würde es unmöglich sein, die Kraft an Ort und Stelle auszunützen, da der Bezirk keinen Reichthum an Mineralien oder anderen Naturproducten besitzt, welche die Errichtung von Fabriken vortheilhaft erscheinen ließen. Um die hier, sowie an Hunderten von anderen, ähnlich gelegenen Plätzen vorhandene Kraft des abstürzenden Wassers nutzbar zu machen, kam es darauf an, ein praktisches Mittel ausfindig zu machen, um die Kraft zu übertragen. Sir William Armstrong hatte, wie wir oben gesehen haben, bereits den Weg angegeben, wie man Wasser auf eine gewisse Entfernung fortleiten und nutzbar machen kann, indem man dasselbe durch Leitungen, die einen hohen Druck aushalten, fortführt. In Schaffhausen, sowie an anderen Orten des Continents

[1]) Dieses Problem ist heute bereits gelöst. Man hat einen unterirdischen Canal gebaut, welcher oberhalb der Fälle seinen Anfang nimmt und unterhalb derselben wieder in den Fluß mündet. Doch erzielt man mit dem Wasser, welches den Canal durchströmt, nur eine beschränkte Kraft, mit der einige Fabriken der Umgegend betrieben werden. Neuerdings hat sich dann eine Gesellschaft gebildet, welche das Unternehmen in größerem Maßstabe betreiben will. Das aus dem Fluß abgeleitete Wasser soll in dreißig Meter tiefe Schächte abfallen, in welchen die Kraft erzeugenden Turbinen angeordnet sind. Nach dem Sturz sammelt sich das Wasser in einem unterirdischen Canal und gelangt durch diesen unterhalb der Fälle in den Fluß zurück. Die 120 000 Pferdekräfte, die man so zu gewinnen denkt, bilden einen so kleinen Bruchtheil der Gesammtkraft, daß durch ihre Entziehung der Großartigkeit der Fälle kaum ein Abbruch geschehen würde.

wurde schon damals diese Kraft mittels eines stählernen Seiles, welches über große Rollen geführt ist, fortgeleitet. Auf diese Weise kann dieselbe aber nur auf eine Entfernung von zwei bis drei Kilometer ohne Schwierigkeit übertragen werden.

Als William Siemens im Jahre 1877 den Gedanken aussprach, daß es in Zukunft möglich sein werde, statt dieser geringen Entfernungen, auf elektrischem Wege große Kräfte auf fünfzig und mehr Kilometer fortzuleiten, begegnete seine Behauptung einem allgemeinen Lächeln des Unglaubens unter den Fachleuten. Wenige Jahre später, auf der Pariser Ausstellung des Jahres 1881, konnte Marcel Deprez der Welt bereits die praktische Lösung der Aufgabe vor Augen führen, den von einer Dynamomaschine erzeugten Strom durch eine längere Kabelleitung an eine Reihe räumlich getrennter Empfangsapparate zu übertragen und letztere unabhängig von einander im Betriebe zu erhalten. 1882 verband derselbe Ingenieur eine in Miesbach, 57 Kilometer von München entfernt aufgestellte Dynamomaschine durch eine einfache Telegraphenleitung mit einer zweiten Maschine, die sich im Gebäude der elektrischen Ausstellung in München befand, und erzielte dabei einen Nutzeffect von 22 Procent der in Miesbach erzeugten Kraft, d. h. die übrigen 78 Procent an mechanischer Arbeit waren durch die Uebertragung und Fernleitung des Stromes verloren gegangen. Aber dieser Kraftverlust ist durch die vervollkommnete Technik und weitere Erfindungen der Neuzeit immer geringer geworden. Das was William Siemens vor etwas mehr als einem Jahrzehnt seinen ungläubig lächelnden Fachgenossen als Zukunftsbild ausmalte, ist längst über die Stadien des Experimentes hinausgelangt. In England und Amerika findet sich die Verwendung elektrischer Arbeitsübertragung von Centralstellen aus längst in zahlreichen Beispielen, und ihre Vortheile werden in Werkstätten mit kleineren Arbeitsmaschinen hoch geschätzt. Man ist dabei zu der interessanten Beobachtung gekommen, daß die Verluste, welche bei den gewöhnlichen Transmissionsarten auftreten, meist viel größer sind, als man bisher angenommen hatte, und daß sich die Wahl elektrischer Kraftübertragung häufig viel ökonomischer gestaltete, als man erwartete.

Aber auch bei uns, wo man in allen solchen Fragen länger wägt, um dann dafür auch gleich gründlicher zu Werke zu gehen, hat es sich zu regen begonnen. Wir, und zweifellos mit uns viele, denen diese Dinge am Herzen liegen, haben es mit Freuden begrüßt, als vor ein paar Jahren die Berliner Elektricitätswerke einen Tarif veröffentlichten, laut welchem dem Kleingewerbe elektrischer Strom zu Arbeitszwecken zur Verfügung gestellt wurde. Die Hauptleitungen dieser Gesellschaft durchziehen bereits manchen Kilometer des Straßennetzes von Berlin, und wenn dieselben auch in die Viertel, in denen der Kleinmeister so recht eigentlich zu Hause ist, noch nicht eingedrungen sind, weil hier die großen Waarenlager und Bierpaläste fehlen, die zu den Hauptabnehmern des Stromes für Beleuchtungszwecke gehören, so ist der weitere Ausbau der Leitungen doch nur noch eine Frage der Zeit, für einen Theil der in Betracht kommenden Gegenden sogar schon in Angriff genommen. Der nächste Effect der Bekanntmachung jenes Tarifes war der, daß die Gasgesellschaften, die bis dahin so gut wie ohne Concurrenten waren, den Gaspreis für motorische Zwecke um ein

Erhebliches herabgesetzt haben. Dieser gesunde Concurrenzkampf zwischen den Erzeugern der beiden Kraftquellen kann dem Kleingewerbe nur zu Gute kommen, ist ihm bereits zu Gute gekommen, denn der Kleingewerbtreibende ist nun an vielen Orten bereits in der Lage, sich motorische Kraft für einen Preis zu beschaffen, der ihn in die Lage versetzt, auf manchen Gebieten, die ihm bereits entrissen zu werden drohten, wieder erfolgreich seinen Platz neben der Großindustrie zu behaupten.

Die kleinen elektrischen Kraftmaschinen, wie sie berufen sind, in der Werkstätte des kleinen Handwerkers Aufstellung zu finden, vereinigen eine ganze Reihe der Eigenschaften in sich, wie wir sie für einen Motor für das Kleingewerbe gefordert haben. Sie arbeiten geräuschlos, sind in der Bedienung einfach, bedürfen nicht der Heizvorrichtungen oder der umständlichen Gas- oder Wasserzuführung und der noch umständlicheren Abführung von Verbrennungsproducten bezw. von gebrauchtem Wasser. Die allein erforderlichen Leitungsdrähte lassen sich wegen ihrer beliebigen Biegsamkeit leicht in die entlegensten Winkel der Wohnräume führen. Die Motoren verursachen weder Wärme noch Geruch, sind explosionssicher und unterliegen keiner polizeilichen Controlle. Die Arbeitsentnahme kann an den einzelnen Arbeitsstellen dem Bedarf auf das leichteste und sicherste angepaßt werden und ist vollkommen regulirbar, so daß keine Verluste durch eine ungleichmäßige Benutzung oder zeitweilige Unterbrechungen der Arbeit entstehen. Bei richtiger Vereinigung einer elektrischen Kraftübertragungsanlage mit einer solchen für Beleuchtungszwecke kann die Kraft zu einem mäßigen Preise geliefert werden, der mit dem der vortheilhaftest arbeitenden Kleinmotoren in eine Linie gestellt werden kann. Insbesondere wird dieser Preis eine weitere Verminderung da erfahren, wo bei Verwendung vorhandener Naturkräfte Centralanlagen betrieben werden können, die groß genug sind, um aller Vortheile eines Großbetriebes theilhaftig zu werden.

In die Reihe der Kraftversorgungsquellen für den Kleinbetrieb ist endlich noch in den jüngsten Tagen ein neuer Concurrent eingetreten, der ebenfalls seine Feuerprobe bereits bestanden hat und für die Zukunft Bedeutendes verspricht. Es handelt sich um die Verwendung comprimirter Luft zur Erzeugung von Kraft, ein sehr alter Erfindungsgedanke, den schon vor zweihundert Jahren Denis Papin gedacht hat, der aber ebenso wie dieses hervorragenden Physikers zweite geniale Erfindung — das Dampfschiff — vorerst wieder in Vergessenheit gerieth. Nur sein Kochtopf hat allezeit siegreich das Feld behauptet; ein Zeichen wie grob sinnlicher Natur die Menschen sind. Doch dies nur nebenbei. Später hat man die zum Bohren beim Tunnelbau verwandten Maschinen mit comprimirter Luft getrieben. Um dann endlich von einer Centralstelle aus Arbeitsmaschinen durch comprimirte Luft zu treiben, hat man ziemlich gleichzeitig in Frankreich und England umfassende Anlagen ins Leben gerufen. Eine der bemerkenswerthesten Druckluftanlagen, die Pariser, ist aus sehr kleinen Anfängen entstanden. Es wurde von Victor Popp in der Rue St. Anne in dem Keller eines Hauses eine Luftcompressionsmaschine zum Betriebe pneumatischer Uhren aufgestellt. Dieselben fanden ausgedehnte Anwendung, da ihre Anschaffung billig war und die Eigenthümer in die angenehme Lage versetzte, gegen Zahlung einer

geringen Abgabe in den Besitz einer richtigen Normalzeit zu gelangen. Gegenwärtig werden über achttausend solche Luftdruckuhren in Paris betrieben. Nebenbei wurde auch Druckluft für motorische Zwecke abgegeben, und letztere Verwendungsart nahm so zu, daß die kleine Anlage in der Rue St. Anne bald durch eine große Centralstation ersetzt werden mußte.

Wir müssen hier wieder eine ganz kurze Beschreibung des Princips einschalten, auf welchem die Kraftübertragung durch Druckluft beruht. In der Centralstation wird durch Dampfkraft in besonders für diesen Zweck hergerichteten Maschinen, Compressoren genannt, Luft auf sechs bis sieben Atmosphären zusammengepreßt. Die comprimirte Luft sammelt sich in großen eisernen Behältern, Windkesseln, und gelangt von diesen aus, durch eine Rohrleitung, an die Verbrauchsstelle, wobei durch Leitungswiderstände, Undichtheiten der Rohre u. s. w. ein Druckverlust verursacht wird, der mit der Entfernung von der Centralstelle wächst. Am Ende der Rohrleitung befindet sich die Luftmaschine, der eigentliche Motor, welcher dem Elektromotor der elektrischen Kraftübertragungsanlage entspricht. Man kann als Luftmaschine ganz gewöhnliche Maschinen anwenden, die sich in der That in ihrer Construction und Verwendungsweise von den Dampfmotoren nicht unterscheiden. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Kolben der Maschine nicht durch Dampf, sondern durch die durch die Rohrleitung zugeführte comprimirte Luft getrieben wird. In Paris sind in sehr vielen Betrieben überhaupt keine neuen eigentlichen Luftmaschinen aufgestellt worden, sondern alte vorhandene Dampfmaschinen, die früher von Dampfkesseln gespeist wurden, werden jetzt mit Druckluft betrieben. Für kleinere Leistungen, bis zu zwei Pferdekräften, construirt man besondere Luftmaschinen. In die Hausleitung, ganz wie unsere Wasserleitungsanlagen, aus Bleiröhren hergestellt, die vermöge ihrer Biegsamkeit leicht in alle Räume geführt werden können, ist ein Luftmesser eingeschaltet, der die verbrauchte Luft in Kubikmetern anzeigt, und nach dessen Angaben die Bezahlung erfolgt. Die kleinen Maschinen sind außerordentlich bequem und in den beschränktesten Räumlichkeiten unterzubringen, in denen man eine Dampfmaschine oder eine Gasmaschine niemals aufstellen könnte. Ihre Inbetriebsetzung geschieht durch das einfache Aufdrehen des Lufthahnes, ohne daß es einer besonders sachverständigen Bedienung bedürfte. Wir sehen also, daß es sich um einen Motor handelt, der sich für den Betrieb in den Werkstätten des Kleingewerbes vorzüglich eignet.

Von den Verwendungsarten dieser Druckluftmotoren kommt für unsere Erörterungen die für Beleuchtungszwecke nicht in Betracht. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die Druckluftmaschine ebensogut wie die Dampfmaschine oder Gasmaschine zum Antreiben von Dynamomaschinen für die elektrische Beleuchtung verwandt werden kann. Auch manche größeren Betriebe haben es für vortheilhafter gehalten, sich der Druckluft als motorischer Kraft zu bedienen, als eine eigene Dampfmaschine aufzustellen. Die Druckereien des „Figaro" und des „Petit Journal" arbeiten mit solchen Motoren von fünfzig bis hundert Pferdekräften. Das recht eigentliche Verwendungsgebiet für dieselben bietet jedoch die kleine Werkstätte, die speciell in Paris, in ähnlicher Weise aber auch in den übrigen Großstädten, auf die allerbeschränktesten Räumlichkeiten angewiesen ist.

in welchen Dampfmaschinen mit den zugehörigen Kesseln, oder selbst Gasmaschinen gar nicht aufgestellt werden könnten.

Es mögen hier einige Beispiele Platz finden, welche Vortheile der Betrieb dieser kleinen und kleinsten Motoren dem Kleinmeister bringt. Ein Bürstenmacher hat z. B. fünf Arbeiter an ebensoviel Bohrbänkchen zum Bohren der hölzernen Bürstenrücken in Beschäftigung; dieselben Leute lieferten, als er den Betrieb der Bänkchen mittels eines kleinen Motors eingerichtet hatte, dessen Betrieb drei Franks für den Tag kostete, für acht Mann Arbeit, d. h. die Maschine hat für drei Franks Auslage die Mehrarbeit von drei Gesellen, die mit fünf Franks jeder zu bezahlen gewesen wären, ermöglicht. Ein Kammarbeiter ließ früher seine Hülfsmaschine zum Sägen des Schildkrotts, zum Ausschneiden, Bohren, Schleifen und Poliren der Kämme durch einen Arbeitsmann am Drehrade treiben; derselbe erhielt fünfzig Centimes für die Stunde, oder fünf Franks für den Tag. Die Maschine, welche an die Stelle des Raddrehers gesetzt wurde, kostet 1,27 bis 1,75 Franks den Tag, d. i. rund ein Drittel des früheren Betriebspreises.

Diese ihm gebotenen Vortheile hat der kleine Pariser Meister längst erkannt und schätzen gelernt, und wir sehen daher die Druckluft in Paris bereits in den mannigfachsten Werkstättenbetrieben eingebürgert, ähnlich wie bei uns die kleine Gasmaschine, nur geht bei der ersteren Art der Kraftvertheilung die Sache noch viel mehr ins Kleine und Kleinste. Eisenhandlungen, welche in ihren Kellern verschiedene Werkzeuge betreiben, mit welchen den Kunden Blech und sonstige Eisenwaaren beschnitten, Band und Kleineisen zugerichtet werden u. s. w., und hierfür früher besondere Arbeiter anstellten, haben sich eine kleine Luftmaschine angeschafft und lassen die Ladendiener diese kleinen Verrichtungen besorgen. Weit verbreitet ist ferner der Luftbetrieb von Nähmaschinen, und zwar von einzelnen ebensowohl wie für Großbetrieb, derart, daß eine größere Zahl von Nähmaschinen gemeinsam durch eine Transmission angetrieben wird. Bei dem Einzelbetrieb bleibt die Nähmaschine vollständig unverändert, es wird nur die Triebstange des Fußtritts ausgekuppelt, an den Ständer der Maschine eine Luftmaschine in Form einer kleinen Dose angeschraubt und von dieser aus durch eine Riemenschnur die Maschine wie gewöhnlich, aber mit erhöhter Geschwindigkeit angetrieben. An den Fußtritt schließt sich eine Stellvorrichtung an, welche den Luftzutritt regulirt, so daß durch Hochhalten oder Senken des Fußtrittes die Geschwindigkeit der Nähmaschine nach Belieben geändert wird, und die Hände für die eigentliche Arbeit ganz frei bleiben. Die Leistungsfähigkeit der Arbeiterin oder des Arbeiters wird dadurch außerordentlich vergrößert.

Die Pariser Anlage, mit der wir uns hier etwas eingehender beschäftigt haben, ist nicht die einzige, die sich der Druckluft als Kraftvermittlers bedient. Eine Reihe von englischen Städten: Birmingham, Leeds, Belfast, sind mit ähnlichen, zum Theil sehr umfangreichen Druckluftanlagen ausgerüstet, die mit gutem Erfolge arbeiten. In Deutschland ist die Kraftversorgung der Städte durch Druckluft noch nicht über das Stadium des Projectes hinausgekommen, doch wird auf das Eifrigste agitirt, um der wirklichen Einführung die Wege zu ebnen, und wir werden kaum lange zu warten brauchen, so wird auch bei uns dieser

Concurrent in die Reihe der anderen mit eintreten. Soweit die praktischen Ergebnisse der ersten Versuche in Paris und an anderen Orten dies beurtheilen lassen, handelt es sich um eine durchaus lebensfähige Idee.

## III.

So sehen wir allmälig den Motor die mannigfachsten Verrichtungen im Kleingewerbe übernehmen, die früher um das Vielfache des Arbeitslohnes durch Handarbeit geleistet werden mußten. Der Tischler, dem man für eine Kreissäge, eine Bandsäge, eine Holzhobelmaschine die Betriebskraft billig liefert, kann mit diesen Maschinen in der eigenen Werkstatt ebensogut arbeiten, als er es jetzt in der Möbelfabrik thut, die ihn an sich gezogen hat. Der Schuster arbeitet bereits mit einer Reihe der zahlreichen Maschinen zur Herstellung des Schuhwerkes, die dem Großbetrieb auf diesem Gebiete so viele Erfolge eingetragen haben. Man liefere ihm billige und bequeme Betriebskraft, und er wird bald auch für weitere Verrichtungen in der Lage sein, sich die dem Großbetrieb bereits zur Verfügung stehenden Arbeitsmaschinen nutzbar zu machen. Die Klempnerei ist mit einer ganzen Anzahl vorzüglicher Hülfsmaschinen ausgerüstet, von denen sich der Handwerksmeister freilich nur die einfachsten anschaffen konnte, so lange er auf den Handbetrieb angewiesen war. Der Bäcker würde viel allgemeiner und mit Vortheil die Knetmaschine verwenden, wenn er über Maschinenkraft verfügte, und der Fleischer benutzt bereits vielfach die Fleischhackmaschinen, die aber bei einigermaßen erheblicher Größe nur schwer mit der Hand, leicht mittels eines kleinen Motors zu betreiben sind. Und wie die hier aufgezählten, so gibt es für die Metallindustrie Schmiedehammer und Gebläse, Drehbänke, Metallhobel- und Fraisemaschinen, Bohr- und Lochmaschinen, Schrauben- und Gewindeschneidemaschinen, Schleifsteine und Schmirgelscheiben, Bohr- und Reifenbiegmaschinen, Blechdruckmaschinen und Stanzen; für die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe Band- und Kreissägen, Kehl-, Hobel- und Fugmaschinen, Fraise- und Holzschlitzmaschinen, Nuth- und Spundmaschinen, Stemmmaschinen, Zapfenschneidemaschinen, Feil- und Schränkmaschinen, Drehbänke, Sägeschärf- und Messerschleifmaschinen; für die Textilindustrie und die Industrie der Bekleidung und Reinigung Webstühle, Stickmaschinen, Strickmaschinen, Haarzupfmaschinen, Tambourirmaschinen, Zuschneidemaschinen, Nähmaschinen, Waschmaschinen; für die Papier- und Lederindustrie und polygraphischen Gewerbe Druckpressen aller Art, Falzmaschinen, Satinirwalzen, Papierschneidemaschinen, Perforir- und Ritzmaschinen, Buchheftmaschinen, Glätt- und Packpressen; für die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel Mahlgänge, Teigtheil- und Teigknetmaschinen, Kälteerzeugungsmaschinen, Eistrommeln, Schlagsahnemaschinen, Centrifugen, Buttermaschinen, Fleischhack- und Wurstfüllmaschinen, Kaffeebrenner, Kaffeemühlen, Gemüseschneidemaschinen, Obst- und Kartoffelschälmaschinen u. s. w. — alles Maschinen, und wir konnten hier nur einen Bruchtheil der überhaupt existirenden aufzählen, die für den Betrieb durch einen Kleinmotor durchaus geeignet sind.

Wir haben im Vorstehenden einen Ueberblick zu geben versucht, zu welchem Ziele die Bestrebungen der Technik bis jetzt gelangt sind, dem Bedürfniß des Kleinmeisters nach Kraftmaschinen gerecht zu werden. Sie können im Wesent-

lichen als erfolgreich angesehen werden. Eine ganze Reihe von Systemen sind es, die ihre Lebensfähigkeit und die Möglichkeit, mit der großen Dampfmaschine innerhalb gewisser Grenzen in Concurrenz zu treten, erwiesen haben: voran die Gasmaschine, die einstweilen noch als der eigentliche Typus des Kleinmotors gelten muß, dann die erst seit Kurzem mit ihr in den Wettkampf eingetretenen Systeme der centralisirten Krafterzeugung mit Fernleitung durch Wasserdruck, Elektricität, Luftdruck, die alle drei ihr Können endgültig noch zu erweisen haben werden. Jedes dieser Systeme hat seine eigenartigen Vorzüge; eins derselben als das absolut beste hinzustellen, kann uns heute nicht beikommen, denn bei noch so genauer Berechnung des Nutzeffectes stehen außerdem noch Vorzüge des einen Princips Nachtheilen des anderen gegenüber, die sich nicht in Zahlen ausdrücken lassen und die von örtlichen Verhältnissen aller Art abhängig sind. Der Streit der Meinungen wird daher in diesem Punkte noch lange hin und her wogen. Uns berührt derselbe nicht; uns genügt es zu wissen, daß eine ganze Reihe von technisch durchführbaren Möglichkeiten vorhanden ist, dem Handwerker die Waffe in die Hand zu geben, deren er bedarf, um den Kampf gegen den Großbetrieb mit Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen.

Handelt es sich nun um die Frage, wieweit schon heute diese Möglichkeiten wirklich ausgenutzt werden, so läßt sich darauf schwer eine Antwort geben. Die officielle Statistik läßt uns dabei vollkommen im Stich. Die letzte Gewerbestatistik, welche nach der Zahl der im Kleingewerbe verwandten Motoren gefragt hat, ist die Aufnahme von 1875, fällt also in eine Zeit, wo diese Frage erst anfing in Fluß zu gerathen. Wir selbst haben vor einigen Jahren versucht, auf dem Wege der Privatenquête[1]), so weit es auf diesem Wege eben möglich ist, Aufschluß über diese Verhältnisse zu erhalten, und gefunden, daß bereits eine namhafte Zahl von Kleinbetrieben sich des Motors — damals kam bei uns in Deutschland noch fast ausschließlich der Gasmotor in Betracht — bediente. Dafür sprach namentlich die zahlenmäßig belegte Thatsache, daß der Bau von Motoren für das Kleingewerbe sich schon damals zu einem sehr bedeutsamen Zweige der Maschinenindustrie heraufgearbeitet hatte. Darin ist auch heute kaum ein Rückgang eingetreten. Die Ausführung von Druckluftanlagen und von Anlagen für Wasser unter Druck ist bei uns in Deutschland über das Project noch nicht hinausgekommen. Welche Erfolge die Elektricitätsgesellschaften mit der Einführung ihrer Dynamomaschinen gehabt haben, davon erfährt man aus Gründen, die durch die Concurrenz mit anderen Systemen bedingt werden, wenig oder nichts. Im Allgemeinen wird aber Jeder, dem auf diesem Gebiet persönliche Erfahrung zur Seite steht, sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß es auf der ganzen Linie nur in langsamem Tempo vorwärts geht. Woher kommt das? Der Grund ist ein doppelter. Weiten Kreisen unseres Handwerkerstandes und unserer Kleinindustrie fehlt einmal das wirthschaftliche Verständniß und zweitens die Capitalkraft, um sich so augenscheinliche Vortheile zu Nutzen machen zu können, wie sie ihnen das Arbeiten mit Maschinenbetriebskraft gewähren würde.

---

[1]) Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, Bd. XIII, 2. Heft. 1889.

Wie oft machen wir die Erfahrung, daß der fleißige, technisch tüchtige Gewerbtreibende wenige Jahre, nachdem er sich selbständig gemacht hat, dem verhängnißvollen Fehler, nicht rechnen zu können, zum Opfer fällt. Wir sehen bei Submissionen die Leute Arbeiten zu Preisen übernehmen, die geradezu unmöglich sind, so daß die Fälle nicht selten vorkommen, daß ein wohlsituirter Handwerker durch eine einzige derartige „Ersteigerung", über die er anfangs jubelte, zum armen Manne wird. Er hat übersehen, daß seine Selbstkosten nicht nur in dem Erstehungspreis des verwendeten Materials plus dem Arbeitslohn bestehen, sondern, daß dazu ein wesentlicher Procentsatz an Generalkosten kommt, der um so höher, je geringer der Umsatz im Jahre, je kleiner der Betrieb ist. Derselbe Handwerker aber — und ihrer sind Hunderte —, der nicht im Stande ist, eine richtige Berechnung seiner Geschäftsunkosten aufzustellen, wird auch nicht im Stande sein, diejenigen Factoren zu überblicken und richtig in die allgemeine Rechnung einzufügen, die geeignet sind, seine Betriebskosten zu verringern. Ihm fehlt jeder Ueberblick darüber, was es für ihn, auf das Jahr berechnet, ausmacht, wenn er die Arbeit, für die er drei Leute lohnt, um den halben Tagelohn eines einzigen Arbeiters durch einen Motor verrichten lassen kann. Er ist nicht im Stande, sich klar zu machen, was der Motor ihn stündlich oder täglich an Zinsen, Amortisationskosten und Betriebsmitteln kostet, ihm steht nur die verhältnißmäßig große Summe vor Augen, die er auf einmal aufwenden soll, um sich in den Besitz einer solchen Maschine zu setzen.

Damit sind wir aber sofort bei der zweiten wichtigen Frage angelangt: wie steht es im Allgemeinen um die Capitalkraft unserer kleinen Handwerker? Außerordentlich schlecht. Ein großer Theil von ihnen hat kaum den Credit, um sich für einigermaßen erhebliche Aufträge die erforderlichen Rohstoffe zu beschaffen, geschweige denn für die Anschaffung eines Motors auf einmal eine immerhin beträchtliche Summe flüssig zu machen. Unsere Creditverhältnisse sind heute so, daß sie ganz wesentlich den großen Unternehmern zu gute kommen, dem kleinen Handwerker hingegen vielfach der Credit entweder ganz verschlossen oder nur in einer Form zugänglich ist, die ihn der Ausbeutung durch eine wenig ehrenwerthe Classe der Creditvermittler überliefert. Es handelt sich hier um eine Erscheinung in unserem modernen Wirthschaftsleben, die ganz erheblich zu dem raschen Unterliegen des Kleingewerbes im Kampfe mit dem ihm technisch ohnehin überlegenen Großbetrieb beigetragen hat. Hand in Hand mit der Gleichstellung hinsichtlich der technischen Leistungsfähigkeit, wie sie der Kleinmotor dem Handwerker und dem Kleinindustriellen zu bringen berufen scheint, muß daher auch ihre wirthschaftliche Erziehung zur richtigen Anwendung der modernen Creditformen und ihre Gleichstellung mit dem Großunternehmen hinsichtlich der Creditbeschaffung gehen. Es würde uns zu weit ab von unserem eigentlichen Thema führen, wollten wir auf diese Seite der Frage noch näher eingehen. Schulze-Delitzsch hat mit der Begründung seiner Creditgenossenschaften den richtigen Weg gewiesen, wie dieses Ziel zu erreichen ist. Sie haben „das Monopol der höheren Classen in der Creditbenutzung gebrochen, Tausende von kleinen Meistern und Geschäftsleuten geschäftlich und creditmäßig erzogen, und wenn es zunächst auch nur eine Elite des Handwerkerstandes ist, welche in erster Linie die Wohlthaten der neuen Credit-

organisation genießt, so wird dieselbe doch in ihrer weiteren Entwicklung dazu beitragen, die Auflösung unserer Gesellschaft in Proletarier einerseits, Capitalisten und Großunternehmer andererseits zu hemmen, den Mittelstand zu erhalten[1])."

Wir möchten aber noch auf eine Reihe anderer Momente aufmerksam machen, welche uns geeignet scheinen, der für das Kleingewerbe so bedeutungsvollen Verbreitung der Kleinmotoren Vorschub zu leisten, und hier handelt es sich wieder um Fragen, die sich in ihrer Beziehung zu unserem Gegenstande enger umgrenzen lassen. Ist es nicht möglich, die Betriebskosten für die Kleinmotoren noch weiter herabzusetzen? Wir haben oben bereits angedeutet, daß in der letzten Zeit mehrfach genaue Berechnungen angestellt sind, die feststellen sollen, mit welchen Kosten die Motoren der verschiedenen Systeme arbeiten. Zum Theil gehen dieselben von Interessenten aus, und sind deshalb vielleicht nicht ganz einwandsfrei; zum Theil sind es Autoren von zweifelloser Unparteilichkeit, die sich mit diesen Fragen beschäftigt haben. Wenn wir diese Berechnungen ein wenig zergliedern und dieselben auf einige Jahre zurückverfolgen, so erhalten wir durch dieselben ganz interessante Aufschlüsse. Es ist noch nicht lange her, da fungirte das Gas in allen diesen Rechnungen mit einem Preise von 16 Pfennigen für den Cubikmeter, d. i. der Preis, zu dem die Gasgesellschaften bei uns durchweg das Gas für Beleuchtungszwecke abgaben. Unter dem Druck der allmälig dem Gasmotor durch andere Kleinkraftmaschinen erwachsenden Concurrenz sind die Gasgesellschaften, wo es sich um gewerbliche Zwecke handelt, heute schon um 3—4 Pfennige für den Cubikmeter heruntergegangen. Sie könnten noch ganz erheblich weiter gehen, ohne daß das Geschäft aufhören würde, ertragsfähig zu sein. In einzelnen französischen Städten kostet das Gas für gewerbliche Zwecke nur 5 Centimes für den Cubikmeter. Man wird in Deutschland bei centralisirtem Großbetrieb eben so weit heruntergehen können, namentlich wenn man die Kraftlieferung als eine Aufgabe des Genossenschaftsbetriebes oder auch der Gemeinwirthschaft auffaßt, und den Gewerbtreibenden das Gas für den Kleinbetrieb zu einem Preise liefert, der nur die Herstellungskosten aufbringt. Die dadurch bewirkte ganz erhebliche Herabsetzung des Preises für den Betrieb eines Gasmotors würde unzweifelhaft die Frage der Einführung motorischen Betriebes in den Kleingewerben ihrer Lösung rasch näher bringen.

In analoger Weise würde die Herabsetzung der Kosten für die Elektricität als Kraftvermittler anzustreben sein. In dem Princip der elektrischen Kraftübertragung liegt es begründet, daß von der an der Centralstelle ursprünglich erzeugten Kraft nur ein Bruchtheil als wirkliche Arbeitskraft an der Dynamomaschine zur Abgabe gelangt. Der andere Theil geht durch die zweimalige Umsetzung von Arbeit in Strom und umgekehrt von Strom in Arbeit, wie namentlich zur Ueberwindung des Leitungswiderstandes verloren. Es leuchtet daher ein, daß ein rationeller Betrieb auf diesem Wege nur durch ein Zusammenwirken besonders günstiger Bedingungen erreicht werden kann. Diese können, abgesehen von dem centralisirtesten Großbetrieb, der auch hier wieder Grundbedingung ist, nur darin gefunden werden, daß die Motorenanlage zweckmäßig mit einer An-

[1]) Schmoller, Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Leipzig. 1890.

lage für elektrische Beleuchtung verbunden wird. Das wird bis zu einem gewissen Grade überall der Fall sein. Da die elektrische Beleuchtung hauptsächlich des Abends functionirt, werden die betreffenden Maschinen den Rest des Tages über nicht auf ihre volle Leistungsfähigkeit beansprucht und sind für Zwecke der Kraftabgabe zur Verfügung. Der Vortheil, der darin für letztere Verwendungsweise liegt, spricht sich in den Tarifen der Berliner Elektricitätswerke dadurch aus, daß eine erhebliche Preisermäßigung für den Consumenten eintritt, wenn sich derselbe bereit erklärt, auf die Lieferung des elektrischen Stromes während der Wintermonate von $4^1/_2$ bis $7^1/_2$ Uhr Abends zu verzichten, im Falle die Beanspruchung der Centralstation für die elektrische Beleuchtung dies erfordern sollte.

Was es für eine Bedeutung haben würde, wenn es gelänge, die zahllos vorhandenen gewaltigen Wasserkräfte für die Zwecke der elektrischen Kraftübertragung auszunutzen, haben wir oben bereits angedeutet. Es fehlt heute schon nicht mehr an erfolgreichen Versuchen, diesen Gedanken zu verwirklichen. Gerade jetzt wird die ältere Drahtseiltransmissionsanlage am Rheinfall bei Schaffhausen in eine elektrische Kraftübertragungsanlage umgewandelt, die den Wirkungskreis der Rheinfallanlage auf den ganzen Canton Schaffhausen ausdehnen soll. Eine zweite großartige Anlage, die ebenfalls die bedeutende Strömung des Rheins in seinem Oberlauf nutzbar machen soll, ist das im Entstehen begriffene Elektricitätswerk in Rheinfelden bei Basel. Mittels einer Turbinenanlage gedenkt man so viel Kraft zu erzeugen, daß die Stadt Basel nebst Umgebung, sowie die angrenzenden Theile des Elsasses und Badens mit Licht und Kraft versorgt werden können. Der Blick richtet sich bei dieser Betrachtung unwillkürlich auf die vielen in Deutschland mühsam gegen die Großindustrie ringenden industriellen Gebirgsdörfer, in welchen die Benutzung der Wasserkraft dem unbemittelten Manne wegen der Kostspieligkeit der Anlage, oder weil nicht er, sondern der besser situirte Nachbar an dem Wasserlauf sein Besitzthum hat, nicht zugänglich ist, und wo die Handarbeit in dem ungleichen Kampfe mit der Maschinenarbeit sich bis zum Erliegen und bis zur Verarmung abmüht. Die Möglichkeit auf dem Wege der elektrischen Kraftübertragung Arbeitskraft auf weitere Entfernungen überzuleiten, könnte hier manche Wandlungen herbeiführen.

Um der mangelnden Capitalkraft des Kleinmeisters aufzuhelfen, liefern die Berliner Elektricitätswerke demselben den Elektromotor leihweise zu einem mäßigen Preise, welcher der Abnutzung, den Kosten für Reparaturen ꝛc. ungefähr entspricht. Wir haben gesehen, daß der Handwerker es vorzieht, die für seinen Betrieb erforderliche motorische Kraft mit der Werkstatt zu miethen, selbst wenn er dabei etwas ungünstiger arbeitet, als selbst die Kosten für die Anschaffung eines Motors zu tragen. Wenn dem hierdurch gekennzeichneten Bedürfniß in erweitertem Umfange Rechnung getragen würde, könnte auch dadurch der Einführung der rationelleren Systeme der Kraftübertragung in die kleinen Werkstätten Vorschub geleistet werden.

Auch die Gesetzgebung ist unter Umständen in der Lage, fördernd in diese Verhältnisse einzugreifen. So würde u. a. bei Fortfall der Steuer, welcher die Einfuhr des Petroleums bei uns unterliegt, eine nicht unbeträchtliche Kostenreduction bei dem Betriebe von Petroleummotoren eintreten, und es wäre zu

erwägen, ob nicht, ebenso wie man Seitens der Regierung bestrebt ist, eine Herabminderung der Gaspreise zu Gunsten des Betriebes von kleinen Motoren herbeizuführen, auch durch eine Rückvergütung der Steuer für das zu gewerblichen Zwecken verwandte Petroleum den gleichen Bestrebungen Vorschub geleistet würde.

Diese wenigen Andeutungen genügen schon, um darzuthun, um wie verwickelte Verhältnisse es sich hier handelt. Durch die Technik allein kann die Frage nicht gelöst werden, wenn nicht gleichzeitig die wirthschaftlichen Vorbedingungen geschaffen werden, um den Fortschritten der Technik den Boden zu bereiten. Aber die Zeit ist danach angethan, auch nach dieser Richtung unsere Erwartungen zu erfüllen. Mit dem richtigen Verständniß für die Forderungen der Zeit, pflegen auch die Mittel sich einzustellen, die als richtig erkannten Maßnahmen durchzuführen. Freuen wir uns daher rückhaltlos der großartigen Erfindungen, die uns die Neuzeit geschenkt hat und die zu der Hoffnung berechtigen, daß die gewaltig vorgeschrittene und immer weiter vorschreitende Technik selbst dazu beitragen wird, die Wunden zu heilen, die sie unserem socialen Organismus geschlagen hat. „Geben wir dem Kleinmeister Elementarkraft zu ebenso billigem Preise, wie dem Capital die große mächtige Dampfmaschine zu Gebote steht, und wir erhalten diese wichtige Gesellschaftsclasse, wir stärken sie, wo sie glücklicherweise noch besteht, wir bringen sie wieder auf, wo sie bereits im Verschwinden ist." Ein großer Theil von dem, was Reuleaux einst, die Entwicklung der Dinge vorahnend, in diesen Worten gefordert hat, ist heute erfüllt. Möge auch die Schlußfolgerung, die er daraus gezogen hat, ihrer Verwirklichung entgegengehen!

---

# Das Verkehrswesen und die Kunst[1]).

Von

**P. D. Fischer.**

In Alt-Aegyptens heiliger Königsstadt Theben erheben sich gegenüber dem Riesentempel von Karnak die mächtigen Ruinen des Terrassentempels von Der-el-bâheri. Eine seiner Pfeilerhallen trägt auf ihrer Felsenrückwand in Bild und Schrift den Bericht über eine Handelsexpedition, welche seine Erbauerin, die glanz- und machtvoll regierende Königin Hatsepsu, im siebzehnten Jahrhundert vor dem Beginn unserer Zeitrechnung durch ihre Flotte über das Rothe Meer nach dem Weihrauchlande Arabien hat ausführen lassen. Fünf wohlausgerüstete und wohlbemannte Schiffe sehen wir vor uns, die vorderen, im Begriffe zu landen, schon mit eingezogenen Segeln, ihre Ruderer haben die Ruder bereits aus den Pflöcken gehoben. Auf den drei letzten Schiffen wird die Einziehung der Segel vorbereitet, die Ruderer pariren soeben den Ruderschlag. Weiterhin werden die Aegypterschiffe mit allen Schätzen Arabiens beladen; die Hieroglypheninschrift zur Seite des Bildwerks nennt uns als Hauptbestandtheile der kostbaren Fracht: allerlei köstliche Hölzer, Weihrauchharz und grünende Weihrauchbäume, Ebenholz und reines Elfenbein, Gold und Silber aus dem Lande der Amu, Kassiarinde und Mestemschminke, Anauaffen, Kophaffen und Tesemthiere, Felle von Leoparden des Südens, Frauen und ihre Kinder. Auf breiten Brettern, die vom Ufer zum Schiffsborde gelegt sind, trägt die Mannschaft in Säcken und Körben das Frachtgut heran. Die grünenden Weihrauchbäume sind sorgfältig in Kübel verpackt; bereits ist der geräumige Leib der Schiffe mit Waaren aller Art angefüllt, gravitätisch ergehen sich bärtige Affen auf den Waarenballen und dem Tauwerk. Und wieder weiter sehen wir die reichbeladenen Schiffe auf froher Heimfahrt begriffen; günstiger Wind schwellt die breitentfalteten Segel, die von den auf den Querhölzern reitenden Matrosen an Stricken regiert werden. Alles das mit jener scharfen Beobachtung des Wirklichen, die eines der Merkmale alt-ägyptischer Kunst ist, und mit solcher Naturtreue, daß die unter den Schiffen im Wasser als Ornament dargestellten Fische nach jenen über 3500 Jahre alten Abbildungen

---

[1]) Auf Grund eines Vortrages, gehalten am 20. Februar 1891 zu Berlin.

zum großen Theile als noch heute im Rothen Meere vorkommende Arten sich zoologisch haben bestimmen lassen.

In den noch älteren farbigen Gemälden, mit denen die aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. herstammenden Grabkammern der Pyramiden von Sakkara und Giseh geschmückt sind, sieht man unter den mannigfaltigen Darstellungen des ganzen wirthschaftlichen Lebens der Nilumwohner in überraschender Treue auch die großen Barken abgebildet, die auf der blauen Fluth des heiligen Stromes dahingleiten, theils unter dem Druck der weißen Segel, theils durch emsige Arbeit zahlreicher Ruderer fortbewegt.

Lassen sich diese künstlerischen Darstellungen aus dem Verkehrswesen der Aegypter trotz ihres hohen Alters noch geschichtlich feststellen, so reichen die Abbildungen von Wagen und Pferden, welche sich auf den Graburnen aus westpreußischen Gräbern sowohl in der Sammlung des Provinzialmuseums zu Danzig als in den Schränken unseres Museums für Völkerkunde vorfinden, bis in vorgeschichtliche Zeiten hinauf. Das Berliner Postmuseum besitzt durch die freundliche Vermittelung des trefflichen Leiters der Danziger Sammlung, Herrn Dr. Conwentz, eine Reihe von wohlgelungenen Abbildungen solcher westpreußischen Graburnen. An die ungemein primitive, dabei aber unverkennbar treue Darstellung der auf ihnen abgebildeten uralten Fuhrwerke erinnert auf das Lebhafteste die von dem verdienstvollen Straßburger Bibliothekar Professor Euting an den Felswänden des Berges Umm-esselmân mitten in der Wüste von Central-Arabien wahrgenommene und in seinem Buche „Nabatäische Inschriften aus Arabien" (Berlin, G. Reimer 1885) abgebildete Darstellung eines von zwei Pferden gezogenen zweiräderigen Wagens. Namentlich stimmt die kindliche Weise, mit der sowohl die Verfertiger der preußischen Graburnen als der Urheber des arabischen Felsenbildes den Schwierigkeiten der Perspective auszuweichen bemüht gewesen sind, in auffallendem Maße überein.

Diese Beispiele, die leicht gehäuft werden könnten, werden für den Nachweis ausreichen, daß das Verkehrswesen von den ältesten Zeiten an eine willkommene Aufgabe für die Darstellungen der Kunst gewesen ist. Dieser Nachweis enthebt mich zugleich der Versuchung, die erfahrungsmäßig feststehende Verbindung zwischen dem Verkehrswesen und der Kunst aus ihrem beiderseitigen Wesen begrifflich abzuleiten. Ich verzichte auf einen Excurs in philosophisch-ästhetische Gebiete um so lieber, als der mir zugemessene Raum mich ohnedies nöthigt, aus der Fülle des Stoffes nur einige der am meisten charakteristischen Erscheinungen herauszugreifen.

So möge es denn, was Griechenland betrifft, genügen, daran zu erinnern, daß die Homerischen Gedichte, wie sie uns ein unvergleichlich lebensvolles, jugendfrisches Bild der gesammten alt-hellenischen Cultur widerspiegeln, namentlich auch den Schiffs-, Handels- und Reiseverkehr des griechischen Alterthums in ebenso treuen als poetisch verklärten Darstellungen überliefert haben. Ganz besonders wahrnehmbar ist dies an der Odyssee, in welcher jede Zeile den unverkennbaren Salzgeruch echtesten Schifferlebens ausathmet. Schiffbau, Schiffahrt und Schiffbruch, Ausreise und Anlanden, Meeresstille und glückliche Fahrt und andererseits muthiger Kampf mit wilden Wogen und furchtloses Scheitern: wem

träte nicht dies alles, wenn er der Schicksale des göttlichen Dulders gedenkt, in plastisch greifbaren Bildern vor die Augen? Und der Held selbst, der Vielgewandte, Erfindungsreiche, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat, — was ist er anders als Inbegriff und Urbild der griechischen Volksseele, jenes phantasievollen, aber schlau berechnenden, im Ueberlisten wie im Fabuliren unermüdlichen und unübertrefflichen Handels- und Schiffervolks, das von den Steilküsten seines armen Heimathslandes aus alle Gestade des weiten Mittelmeeres und des Pontus mit frischem Leben zu erfüllen wußte! Vorzugsweise nach der Odyssee haben unsere Kartenzeichner die homerische Geographie kartographisch darzustellen versucht, und in der That umschreibt das Gedicht den Umkreis der damals bekannten Welt bis weit hinein in die nebelhaften Grenzen des Fabelreichs. Alles, was an Schiffersagen und Schifferlügen ältester Zeit vorhanden war, ist von dem Mäoniden zu Gestalten verdichtet, die jedem von uns von Kind auf vertraut sind, und welche bis ins tiefste Mittelalter hinein das eiserne Inventar jener mehr oder minder abenteuerlichen Reisewerke gebildet haben, mit denen der Venetianer Marco Polo, der englische Ritter Sir John Mandeville und so mancher Andere Jahrhunderte hindurch die Gemüther von Hörern und Lesern entzückt haben.

Während Griechenland politisch kaum über den Begriff des Städtewesens hinaus gekommen und daher zu staatlich geordneten Verkehrseinrichtungen nicht gelangt ist, hat das Staatsgenie der Römer frühzeitig die Ausbildung eines fest geordneten Straßennetzes und die Handhabung eines geregelten Verkehrswesens als wirksame Mittel zur Befestigung und Erhaltung der Weltherrschaft erkannt. Dementsprechend sind die auf uns gekommenen Denkmäler römischer Kunst besonders reich an Darstellungen aus dem Verkehrswesen. Vor allen Dingen waren die römischen Landstraßen, die von der Hauptstadt, vom goldenen Meilenstein auf dem Forum entspringend, bis an die fernsten Grenzen des nebelreichen Britaniens wie des sonnenglühenden Mauretaniens, von den Säulen des Herkules bis zum Kaukasus sich erstreckten, sowohl in ihrer Anlage wie in ihrer Ausführung und Ausstattung wirklichen Kunstwerken gleich zu erachten. Für den Adlerblick, mit dem Rom sein Ziel erkannte, und für die Energie, mit der es dasselbe zu verfolgen wußte, gab es keine Terrainschwierigkeiten; die Römerstraße durchschneidet den Fels und überbrückt die Thalschlucht, um ebenen Fußes über beide hinwegzukommen. Auf vier Bogen, deren Pfeilerhöhe und Spannweite noch heute das Erstaunen moderner Architekten und Ingenieure erregt, überschreitet die von Kaiser Augustus errichtete Brücke bei Narni das tiefe Nerathal, und der gewaltige, an seiner Spitze mit einer Wasserleitung verbundene Brückenbau, welcher in der Nähe von Nismes sich in schwindelnder Höhe über das weite Flußbett des Vado wölbt, der Pont du Gard, hat neben vielen anderen Besuchern noch in seiner jetzigen trümmerhaften Gestalt keinem Geringeren als Otto von Bismarck imponirt.

In unmittelbare Beziehung zum Verkehrswesen Roms trat die bildende Kunst durch den schönen Brauch, zur Seite der Heerstraßen Grabdenkmäler zu errichten. Die Trümmer der herrlichen Monumente, mit denen die Königin der Straßen, die Via Appia, bei ihrem Austritt aus der Welthauptstadt geschmückt

war, bilden noch heute mit Recht einen unerläßlichen Bestandtheil in dem Programm jedes Romfahrers. Unser Afrikaforscher Heinrich Barth schildert lebhaft den Eindruck, als er bei Beginn seiner berühmten Entdeckungsreise südlich von Murzuk tief in der Sahara unvermuthet auf wohlerhaltene mehrstöckige römische Grabdenkmale stieß. Wir selbst besitzen bekanntlich in der Igelsäule nahe bei Trier eines der vollendetsten und besterhaltenen dieser Römerwerke, das für unser Thema um so wichtiger ist, als von den mannigfaltigen Darstellungen, die seinen schönen Aufbau schmücken, die meisten aus dem Verkehrsleben entnommen sind. „Transport," sagt Goethe in einer denkwürdigen Stelle seines Tagesbuchs aus dem Feldzuge von 1792, „sieht man am vielfachsten und öftersten dargestellt, wie denn ja auch das Beischaffen aller Bedürfnisse das Hauptgeschäft der Kriegscommissarien ist und bleibt.

Wassertransport scheint die Stufen des Sockels sämmtlich eingenommen zu haben, die Schiffe werden gezogen, welches auf Flußtransport einzig deutet.

Seitenbild in der Vase: ein schwer beladener Wagen mit drei Maulthieren bespannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hinlenkend.

Seitenbild in der Attika: ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf seinem Schoße sitzt, den Wagen führen; beide nackt. Ein allerliebstes Bild, hindeutend, daß diese Geschäfte erblich in der Familie gewesen, und daß man die Jüngsten gleich in dem Metier unterrichtet, welches für sie das Wichtigste blieb.

Bergtransport, gar artige, halbsymbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebäude, zwischen denselben ein Hügel. Von unserer Linken steigt ein beladenes Maulthier mit seinem Führer die Höhe hinan, während ein anderes Lastthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabsteigt. Oben auf dem Gipfel, in der Mitte, ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend."

Einzeldarstellungen des Land- und Wassertransports, den Goethe's Schilderung an der Igelsäule so anmuthig nachweist, fehlen wohl in keiner Sammlung römischer Alterthümer. Insbesondere nimmt die Zuführung des Weins, der freilich nordwärts der Alpen erst seit der Mitte der römischen Kaiserzeit angepflanzt worden ist, einen nicht geringen Platz unter diesen Verkehrsbildern ein. Das zu Neumagen (dem römischen Noviomagus) aufgefundene, im Museum zu Trier aufbewahrte Relief, welches die Fahrt eines mit Weinfässern schwer beladenen Moselkahnes darstellt, möge als ansprechender Repräsentant dieser Gattung dienen. Und das Reiseleben, das sich auf Roms Heerstraßen, nicht selten unter mißbräuchlicher Verwendung der Staatsposteinrichtung, entwickelte, ist sinnbildlich erhalten in einem in der Samniterstadt Aesernia aufgefundenen Relief, welches den Wirth und seinen in der Abreise begriffenen Gast in dem augenscheinlich für den letzteren peinlichen Momente der Abrechnung vorführt und uns durch die beigegebene Inschrift gestattet, die Ansätze für Nachtlager, Beköstigung für Mann und Pferd, einschließlich weiblicher Bedienung, nachzurechnen.

Mit Roms Weltreich zerfielen auch die römischen Verkehrseinrichtungen; die herrlichen Heerstraßen verödeten unter den Stürmen der Völkerwanderung und der Unsicherheit der aus ihr hervorgegangenen germanischen Volkskönigreiche. Zwar wäre es unrichtig, sich das Mittelalter als eine verkehrslose Zeit vorzu-

stellen. Ein Blick auf die weit verzweigte, stets im regsten Zusammenhange stehende Organisation der römischen Kirche würde genügen, um eine solche Vorstellung als Irrthum erkennen zu lassen. Vollends seit den Kreuzzügen hat auch für weltliche, namentlich Handelszwecke ein breiter Strom des Verkehrs sich von Westen nach Osten, von Norden nach Süden bewegt. Aber es fehlte an Straßen und nicht minder an geordneten Verkehrseinrichtungen. Die mittelalterliche Kunst beschränkt sich daher, soweit sie sich ihres vorwiegend kirchlichen Charakters zu Gunsten von Darstellungen aus dem täglichen Leben gelegentlich entschlägt, vorzugsweise auf Wiedergabe der mannigfachen Botengestalten, die zu Fuß und zu Pferde die Verbindungen des Briefverkehrs aufrecht erhalten hatten. Die aus dem elften Jahrhundert stammende Tapete von Bayeux zeigt uns die Boten, die Wilhelm dem Eroberer die Kunde vom Tode König Eduards des Bekenners überbringen; sie zeigt auch die Schiffe seiner Heerfahrt ganz ähnlich jenem vor einigen Jahren in Norwegen ausgegrabenen großen Vikingerschiff, dessen anschauliches Modell durch die Güte der norwegischen Postverwaltung einen Schmuck unseres Postmuseums bildet.

Erzbischof Balduin von Trier, der Bruder des nachherigen ersten deutschen Kaisers aus dem Hause der Luxemburger, hat die von ihm zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ausgeführte Romfahrt in einer Handschrift beschreiben lassen, welche durch die Kunst des Verfertigers mit zahlreichen, dem Verkehrsleben entlehnten Abbildungen geziert worden ist. Dieser Codex Balduinus, welcher durch die Sorgfalt des Directors unserer Archivverwaltung, Heinrich v. Sybel, vor einigen Jahren in würdiger Gestalt veröffentlicht worden ist, bildet eine nicht zu unterschätzende Quelle für unsere Kenntniß des mittelalterlichen Reiseverkehrs, wenngleich freilich die ungefügen Transportmittel, deren sich der Erzbischof zur Fortführung seines Heerraths über die Alpen bediente, noch in der bildlichen Darstellung hinreichen, um einen modernen Menschen mit gelindem Schauder zu erfüllen. Aehnliche Gefühle erweckt der Wagen, den die im Kloster zu Einsiedeln vorhandene, mit farbigen Holzschnittdrucken aus dem fünfzehnten Jahrhundert geschmückte Lebensbeschreibung des heiligen Mainrad uns vor Augen führt. Angesichts des geradezu fürchterlichen Marterkastens, in welchem ein zu Nürnberg gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erschienenes Druckwerk über das Costnitzer Concil den auf der Fahrt über den Arlberg umgestürzten und in den Schnee gefallenen Papst Johann XXII. darstellt, wird man den Ausruf des Kirchenfürsten: „Hier lieg ich in Teufels Namen!" zwar für einen Papst recht kräftig, aber immerhin verzeihlich finden.

Der kostbare Erwerb an Handschriften, welcher der königlichen Bibliothek zu Berlin aus der Sammlung des Herzogs von Hamilton vor einigen Jahren zugeflossen ist, hat für die künstlerische Darstellung des Verkehrslebens aus allen Jahrhunderten des Mittelalters eine reiche Ausbeute geliefert, die sich indessen dem Inhalte der Handschriften entsprechend vorzugsweise auf Abbildungen des Briefverkehrs zwischen weltlichen und geistlichen Fürsten, Rittern und sonstigen Würdenträgern beschränkt.

Mit dem Emporkommen der Städte bildeten sich bekanntlich eigene Stadtbotenanstalten aus, die unter Obhut und Leitung des Raths den Anfang ge-

regelter Verkehrseinrichtungen darstellen und für das Verkehrswesen des späteren Mittelalters eine rasch wachsende Bedeutung erlangten. Das Aufkommen und die Ausbreitung dieser städtischen Boten ist in den zeitgenössischen Kunstdenkmälern leicht zu verfolgen. In dem Läuferbrunnen zu Bern und am Rathhause zu Basel haben mittelalterliche Bildhauer uns die in die Farben ihrer Stadt gekleideten, mit dem Botenspieß bewehrten Gestalten zweier biderber schweizerischer Stadtboten aufbewahrt. Mit den Wappenzeichen verschiedener niederdeutscher Städte geschmückt sind die mannigfachen Briefboten, die Nicolaus Glockendon in der ums Jahr 1524 von ihm gemalten Bibel (im Besitze der Bibliothek zu Wolfenbüttel) offenbar nach zeitgenössischen Originalen dargestellt hat. Ebenfalls mit dem Abzeichen von Basel an Hut und Gewand versehen ist der Bote, welcher in einem Holzschnitt zu Sebastian Brant's Narrenschiff die närrische Botschaft in Gestalt eines versiegelten Briefes überbringt. Noch während der Ueberreichung des Schreibens nimmt dieser Bote durch herzhaften Trunk aus einer geräumigen Bauchflasche eine ganz erkleckliche Erquickung zu sich; er bekennt überdies durch die Ueberschrift des Bildchens, daß er kein Temperenzler ist, denn sie lautet:

Ich bin gelauffen vern und wytt
Nye lär das fleschlin was allzyt
Biß ich diß Brieff den narren biit.

Als ebenbürtiger Berufsgenosse dieses durstigen Mannes erweist sich die behagliche Gestalt des „Neuen allamodischen Postboten" von Nürnberg, der sich auf einem im Besitze des Berliner Kupferstichkabinets befindlichen Flugblatt aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts mit folgenden feuchtfröhlichen Reimen einführt:

Ich bin die Post zu Fuß: Ich trage diß und das:
Denck an den kühlen Wein, so bald ich werde naß.
Geh ich durch einen Thal, und höre Vögel singen,
So denck ich zu dem Tisch, da die Schalmeyen klingen.
Ich gehe durch den Wald und manchen Dörner-Strauß,
Und traure, daß noch weit ist zu deß Wirthes Haus.

Geh ich auf einen Weg, da fleußt ein Wässerlein,
So denck ich Morgens gleich an den gebränden wein.
Sobald ich angelangt, will jeder Zeitung fragen;
Da kann ich unverschnaufft, 12 Dutzent Lügen sagen.
Frau wirthin traget auf, und setzt das beste zu:
Es zahlen diese Zech, deß Botten neue Schuh.

Mit der erstarkenden Staatsgewalt traten um die Wende des Mittelalters feste Verkehrsanstalten auf, die zunächst für den Bedarf fürstlicher Nachrichtenvermittelung errichtet, bald aber auch für die Beförderung von Privatbriefen, Gütern und Personen benutzt wurden. In Deutschland ist die Errichtung der Posten für immer verbunden mit dem Namen des welschen Geschlechts der Freiherren, bald Grafen und Fürsten von Thurn und Taxis, die Jahrhunderte hindurch in dem mehr und mehr zerfallenden heiligen römischen Reich eine einheitliche Kaiserliche Post zu erhalten sich bemüht haben, bis die Stunde für die Erfüllung der deutschen Einheitsträume im Jahre 1866 geschlagen hatte.

Freilich haben wir uns unter den ältesten Posten, mögen sie nun das Reichswappen, den kurbrandenburgischen Adler oder das Abzeichen eines der

anderen deutschen Landesherren getragen haben, zunächst keineswegs jene bequemen, auf elastischen Federn ruhenden und auf glatten Straßen dahinrollenden Fahrzeuge zu denken, an die uns Aelteren die angenehmsten Reiseerinnerungen unserer Jugend zurückdenken lassen. Die Anlage von Kunststraßen, welche bei uns in Preußen noch Friedrich der Große aus strategischen wie aus handelspolitischen Rücksichten grundsätzlich vermied, ist auch sonst neueren Datums. Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein hat sich der Reiseverkehr aller irgend Wohlhabenderen zu Pferde vollzogen: in Deutschland, wie in England und Frankreich fuhr man nicht mit der Post, sondern man ritt sie, indem man, einen Courier, Postreuter oder Postillon zur Seite, die vorher bestellten Postpferde als Relais benutzte. Ein solcher Courier ist der reisige Bote, den ein bekanntes Blatt Albrecht Dürer's in schnellster Gangart seines Rosses, peitschenknallend dahinsprengen läßt, oder jene Reitergruppe, die uns ein Kupferstich von Ozanne nach einem Gemälde von Wouwermann vorführt; ferner auch die kraftvollen Reitergestalten von Georg Philipp Rugendas, namentlich jenes schöne Blatt mit der charakteristischen Unterschrift:

> Sehr großen Vortheil bringt das schnelle Gallopiren,
> Da daurt man auf der Post fein aus die scharfe Ritt:
> Wenn wichtige Befehl bei Fürsten auszuführen,
> So theilet ein Courrier sie gleichsam fliegend mit.

Wer den Aufwand einer solchen Reiseart nicht bestreiten konnte, reiste noch im vorigen Jahrhundert mit dem eigenen Pferd wie Daniel Chodowiecki, den wir auf der im Jahre 1773 unternommenen Reise von Berlin nach Danzig, dank der von ihm unterwegs rasch festgehaltenen, neuerdings publicirten reizvollen Skizzen, verfolgen können von dem Augenblicke an, wo er in Roquelaure und Sporenstiefeln, den Degen an der Seite, von der Gattin und den weinenden Kindern im Hausflur Abschied nimmt, um den vom Pferdehändler oder -Vermiether am Zügel gehaltenen Gaul zu besteigen, und den wir dann auf besagtem Gaul, das lederne Felleisen hinter sich, durch die weiten Ebenen der Mark und Pommerns mit mancherlei Fährlichkeiten seinem Ziele zustreben sehen. Für Aermere dienten als Reisegelegenheit Fuhrwerke, die sich vom Ende des Mittelalters unter mancherlei Bezeichnungen: Landkutschen, Stellwagen, Hauderer, Blamagen u. s. w. mit unverwüstlicher Lebenskraft bis in unsere Tage erhalten haben. Wohl zu den schlimmsten Exemplaren dieser früher allgemein verbreiteten, jetzt auf das platteste Land und in die tiefsten Gebirgswinkel verwiesenen Verkehrsträger mag die von Hogarth's satirischem Griffel verewigte Flying coach of Salisbury gehört haben. Wer dagegen das Glück gehabt hat, auf dem Verdeck einer jener wirklich fliegenden englischen mail oder stage-coaches von sechs raschen, oft gewechselten Pferden im sausenden Galopp zwanzig deutsche Meilen in zwölf Stunden dahingetragen zu werden, der wird die Bewunderung theilen, mit welcher Lord Byron im Don Juan von dieser wundervollen Beförderungsart spricht, und die Sehnsucht begreifen, mit der neuere englische Schriftsteller auf die auch in England unwiderruflich dahingeschwundenen Tage des Wagenreisens zurückblicken. Den würdigen Rosselenkern aber, die mit unerschütterlicher Ruhe auf dem erhabenen Sitz englischer Landkutschen zu thronen gewohnt waren, hat Dickens

in den unsterblichen Figuren von Samuel Weller dem Aelteren und dem Jüngeren in seinen Pickwickiern ein humorvolles Denkmal errichtet.

Die Post selbst hat, seitdem sie etwa von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab in steigendem Maße zum Personenreiseverkehr benutzt wurde, sich anfangs manche üble Nachrede gefallen lassen müssen. Ich erinnere nur an die argen Uebertreibungen, die sich unser Göttinger Lichtenberg, und gar an die offenkundigen Verleumdungen, welche sich Börne in seiner Monographie der deutschen Postschnecke auf ihre Kosten haben zu Schulden kommen lassen. Allein was vermögen jene Verkleinerer gegen den vielstimmigen Chor von Lobrednern und Lobsängern, der uns in immer steigendem Vollklange aus der Literatur und der Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts zu Ehren der Post entgegentönt! Frau von Sevigné, zu Folge ihres regen Briefwechsels gewiß eine zuständige Beurtheilerin der Postleistungen, spricht ihre unverhohlene Bewunderung für die honnêteté de messieurs les postillons aus und schließt ihre Apostrophe mit dem in das Stammbuch der Post eingetragenen ehrenvollen Ruf: Ah, c'est une belle invention que la Poste! Voltaire, der Spötter, nennt sie die Trösterin des Lebens, und unser Friedrich Rückert hat ihr in schönen Versen nicht nur das Zeugniß ausgestellt, daß die Post noch nichts verloren hat, sondern er fragt:

Ist zu einem Trost der Ferne
Uns erfunden nicht die Post?
O, wie hätte solchen Trost
Man einst gehabt so gerne,
Wo man schwergeschlungne Knoten,
Deren Sinn man schwer verstand,
Sendet' über Meer und Land
Durch schwer gedungene Boten.

Und wenn hier in Prosa und Versen die Post in ihren Verkehrsleistungen rühmend anerkannt wird, so haben ihre Werkzeuge, die immer rascher dahinrollenden Wagen und deren muntere Führer, in noch viel weiteren Kreisen Beifall gefunden und zu künstlerischer Wiedergabe angeregt. Namentlich ist die schneidig behagliche Gestalt des Postillons fast ein Jahrhundert hindurch eine Lieblingsfigur für Maler, Dichter und Musiker geblieben. Die von unserem General-Postmeister unter dem bezeichnenden Titel des Poststammbuches veranstaltete „Sammlung alles Trefflichen und der Erhaltung Würdigen, was über die Post gesagt und gesungen ist", bietet neben ihrem reichen sonstigen Inhalte auch eine ungemein anziehende Blumenlese alles dessen, was die Dichtung der verschiedenen Völker, vornehmlich aber deutscher Sänger, zu Ehren der Posten und der Postillone hervorgebracht hat. Die mit Abbildungen von Ludwig Burger's Meisterhand versehene illustrirte Ausgabe des Poststammbuchs hat ihren Bilderschmuck zum nicht geringen Theil den Darstellungen entnehmen können, durch welche die Kunst aller Zeiten ihren Antheil an der Entwickelung des Verkehrs bethätigt hat. Das erste Exemplar des illustrirten Poststammbuchs durfte dem Erneuerer des Deutschen Reichs und der Reichspost zu seinem 80. Geburtstage überreicht werden, und in dem gnädigen Handschreiben, welches dem General-Postmeister hierauf zuging, erklärte Kaiser Wilhelm, er erkenne in der Ausführung des Unternehmens „mit Vergnügen den poetischen Glanz wieder, welchen sich die Post

bei allen Wandlungen, denen sie im Fortschritte der Jahrhunderte unterworfen gewesen ist, zu bewahren gewußt hat". Indem ich auf das schöne Werk, das in mehreren Auflagen im Verlage von R. v. Decker erschienen ist und in der Verkehrsliteratur mehrfache Nachahmungen, z. B. ein Eisenbahnstammbuch hervorgerufen hat, verweisen darf, erinnere ich nur kurz an die erlauchten Namen, welche zu diesem Ruhmeskranze der Post Beiträge gespendet haben, an Friedrich von Spee's schöne „Himmelspost" und den ihm verwandten „Schwager Frühling" Hoffmann's von Fallersleben; an Goethe's dahinrasselnden Schwager Kronos, dessen Horn in Franz Schubert's herrlicher Composition so voll ertönt; an Eichendorff's waldfrische Posthornlieder, an Lenau's liebliche Maiennacht, an die drei Roße vor dem Wagen des russischen jungen Postillons, an Wilhelm Müller's gemüthvolles „Von der Straße her ein Posthorn klingt", an Heinrich Heine's lustige Postfahrt mit Amor, dem blinden Passagier.

Das Poststammbuch hat neuerdings in dem von einem sangeskundigen Jünger der Post, Herrn C. A. Schmitt herausgegebenen, mit Melodien versehenen Postliederbuch eine willkommene Ergänzung erhalten, die den vollgültigen Beweis liefert, in wie hohem Maße auch die empfindungsreiche Kunst der Musik in fruchtbare Wechselbeziehungen mit dem modernen Verkehrswesen getreten ist. Schubert, schon vorhin als Componist von Goethe's Schwager Kronos genannt, hat auch zu Müller's „Von der Straße her ein Posthorn klingt" eine liebliche Weise gefunden; anderen Postliedern ist durch Taubert, Methfessel, Marschner, Kücken, Conradi zu fröhlichem Klange verholfen worden. Charles Adam's Postillon von Lonjumeau läßt seit mehr als einem halben Jahrhundert in allen Opernhäusern der Welt seine heiteren Melodien und seinen durch Th. Wachtel so berühmt gewordenen Peitschenknall ertönen. Dem Posthorn aber ist von Johann Sebastian Bach dem Großen vor mehr als 200 Jahren in seiner prächtigen Aria del postiglione ein unvergängliches Denkmal errichtet worden.

Vor zwei Menschenaltern erscholl statt des melodischen Hörnerklangs auf einer mit Eisenschienen belegten Straße in England zum ersten Male der schrille Pfiff, mit welchem der von George Stephenson erfundene Dampfwagen seine Reise begann. Seitdem hat sich der Erdenball mit Eisenbahnen bedeckt; ein täglich anwachsendes, aber für die ungestümen Forderungen des Weltverkehrs immer noch ungenügendes Heer von Dampfrossen keucht und schnaubt und stampft und saust rings durch das Land. In einem 1788 erschienenen Gedichte von Erasmus Darwin hatte dieser Zeitgenosse und Freund von Boulton und Watt den Erfindern der Dampfmaschine zugerufen:

> Bald wird des Dampfes Kraft den flücht'gen Wagen
> Die Straß' entlang,
> Die träge Barke durch die Wellen tragen
> In sichrem Gang,
> Ja, auf des Windes leichtbewegten Schwingen
> Durchs luft'ge Reich
> Ein neu Gefährt zum fernsten Ziele bringen,
> Dem Adler gleich.

Diese Prophezeiung ist, was den Verkehr zu Wasser und zu Lande anlangt, vollauf in Erfüllung gegangen; das Zeitalter des Dampfes, dem sich die Elek-

tricität als ebenbürtige Gefährtin und vielleicht künftige Nachfolgerin bereits angereiht hat, schwingt unwiderstehlich sein Scepter über dem Verkehrsleben der Gegenwart und erstreckt die gewaltige Kraft seiner umgestaltenden Wirkungen über alle Gebiete menschlicher Lebensthätigkeit. Vor der Wucht seiner Erscheinung sind die eng begrenzten traulichen Gestalten des früheren Verkehrslebens in den Hintergrund gedrängt worden; manches Sinnige, überdies in der Erinnerung Verschönte, hat den Lärm der Locomotive, das Schnauben der Dampfschornsteine nicht ertragen: die Kunst des Reisens droht sich in der athemlosen Hast der modernen Völkerwanderungen und dem schablonenhaften Treiben ihres Massenverkehrs immer mehr zu passivem Dulden zu verflüchtigen. Ein treuer Freund der Post, die ihm manch frisches Lied verdankt, der zu früh verstorbene Völkerrechtslehrer Franz von Holtzendorff hat, einer weit verbreiteten Stimmung treffenden Ausdruck gegeben, als er die Klage anstimmte:

Schöner war's, da Hörnerklang
Durch die Gassen hallte;
Da der muntre Postillon
Mit der Peitsche knallte.

Heute, wie ein Vogelflug,
Wie ein Schwarm von Bienen
Eilt's dahin. Am Eisenzug
Rasseln die Maschinen.

Düstre Tunnel, Berggeröll,
Flücht'ge Elemente —
Seh' nicht Baum, nicht Wiesenquell,
Den ich grüßen könnte.

Aber ist der Wehruf, der von anderen Seiten oft erhoben worden ist, begründet, daß mit den Eisenbahnen das Zeitalter ungemüthlichster Prosa, die Herrschaft des nackten Utilitarismus angebrochen, daß die Poesie aus dem Leben der Gegenwart verschwunden sei? Ich denke nicht. Gewiß haben Schienenstränge und die sie unzertrennlich begleitenden Drahtlinienblätter des Telegraphen wenig Künstlerisches an sich; im offnen Wagen oder gar zu Fuß aus dem Thal des schäumenden Wildbachs zur Jochhöhe hinaufzuklimmen, ist unzweifelhaft genußreicher, als sich im matterleuchteten Eisenbahncoupé durch das schwarze Loch eines jener Riesentunnels hindurchstoßen zu lassen, mit denen die fortschreitende Technik des Eisenbahnbaues sich durch das Massiv des Hochgebirgs den Weg gebahnt hat. Aber abgesehen davon, daß es undankbar wäre, Verkehrsmittel zu schmähen, durch die es Tausenden und Abertausenden überhaupt erst möglich geworden ist, bis an die Alpen und darüber hinaus zu kommen, verdient die Frage, ob die Beziehungen des Verkehrswesens zur Kunst im Zeitalter des Dampfes sich weniger innig und fruchtbar gestalten als früher, eine ruhige Erwägung.

Was die Dampfschiffe anlangt, so wird, wer Andreas Achenbach's Seestücke, namentlich sein so oft und immer mit neuem Reize wiederholtes Motiv des Hafens von Ostende mit dem anlangenden oder abreisenden Dampfer vor Augen hat, gern zugeben, daß sich diese Darstellungen modernsten Verkehrslebens mit den Segelschiffen eines Ludolf Bakhuysen und anderer holländischer und französischer Marinemaler ohne Nachtheil vergleichen lassen. Dem schönen Bilde von

Lieve Verschuier: Die Flotte des großen Kurfürsten, von welchem neuerdings in der Reichsdruckerei eine vorzügliche heliographische Nachbildung hergestellt worden ist, mögen die Darstellungen moderner Flottenparaden in Kiel, Wilhelmshaven, Spithead u. s. w. sich auch an malerischem Reiz getrost an die Seite stellen. Ebenso stehen die Hafenbilder eines Petersen, Eschke u. A. hinter den ansprechenden Abbildungen, welche uns Joseph Vernet von dem Leben und Treiben der alten französischen Hafenplätze hinterlassen hat, nicht zurück. Der furchtbare Kampf mit dem Wirbelsturm des Taifun in den wildempörten Wogen des Stillen Oceans hätte von Carl Saltzmann in seinem bekannten großen Bilde schwerlich mit so packender Wahrheit wiedergegeben werden können, wenn er ihn nicht als Begleiter des Prinzen Heinrich von Preußen auf unserer Fregatte „Adalbert" mitzuerleben Gelegenheit gehabt hätte. Gewiß, die Segelschiffe mit ihren reichgeschmückten Gallionen, an denen urältester Sitte gemäß der Name des Schiffes durch bildhauerische Darstellung versinnlicht war, boten dem Griffel des Zeichners wie der Phantasie des Dichters einen willkommenen Vorwurf. Aber entbehren die Riesenleiber unserer modernen Schnellfahrtdampfer, die in immer wachsender Geschwindigkeit und mit immer größerer Sicherheit und Bequemlichkeit für die Reisenden auf den Hochstraßen des Oceans dahinfliegen, denn wirklich ganz des künstlerischen Reizes? Wer die herrlichen Modelle der „Elbe" oder der „Auguste Victoria" in unserem Postmuseum betrachtet, wer den Bilderschmuck gesehen hat, den unsere Königliche Porzellanmanufactur nach Entwürfen von Ernst Ewald und von Max Koch für die Salons deutscher Seedampfer beigesteuert hat, der wird schwerlich geneigt sein, diese Frage zu bejahen.

Um Steigungen oder Senkungen möglichst zu vermeiden, ist der Eisenbahnbau genöthigt, Schwierigkeiten, denen unsere alten Landstraßen klüglich auszuweichen trachteten, direct auf den Leib zu gehen; gleich den Heerstraßen der Römer durchbricht der moderne Schienenweg die Bergwände, statt an ihnen emporzuklimmen; er überwölbt weite Flußthäler und Abgründe, um auf gleicher Ebene über sie dahinzuführen. Wenn bei diesen Aufgaben insgemein der Berechnung des Ingenieurs ein größerer Antheil zufällt als der freien schöpferischen Thätigkeit des Architekten, so berühren sich doch beide vielfach, und auch wo die erstere überwiegt, nehmen ihre Werke nicht selten Verhältnisse an, die an das Erhabene heranreichen und damit an und für sich zum Bereiche der Kunst gehören. Der steinerne Viaduct über das Gölschthal und die Ueberbrückung des Elsterthals im sächsischen Voigtlande erinnern in ihrer Großartigkeit an jene römischen Brücken und Viaducte, von denen wir im Pont du Gard vorhin eines der vollendetsten Werke classischer Baukunst gedachten. Und Männer wie Stephenson, der Erbauer der Britanniabrücke über den Menai, unser Landsmann Lentze mit seiner Dirschauer Gitterbrücke, Röbling, der Ueberbrücker des Niagara und des East River zwischen New-York und Brooklyn, haben sich schon allein durch diese Werke einen Ehrenplatz in der Geschichte der Baukunst erworben.

Leicht wie der Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Dies schöne Distichon aus Schiller's Spaziergang kann jetzt auf Brücken angewendet werden, deren eiserne Bogen sich über Meeresarme in Spannweiten

von 500 und 600 Meter und in einer Höhe hinüberwölben, die den größten Segelschiffen bei jeglichem Fluthstande ungehinderte Durchfahrt gewährt. Einem solchen Meisterwerke des Eisenbahnbrückenbaues, der Taybrücke in Schottland, welche den Meerbusen der Taymündung auf 24 Bogen überbrückte, ward bekanntlich am 28. December 1879 durch den Grimm des Orkans sammt dem darüber hinfahrenden Eisenbahnzuge ein furchtbarer Untergang bereitet, ein Ereigniß, dem Theodor Fontane in seiner an die Schicksalsschwestern im Macbeth anknüpfenden Ballade einen wundervollen dichterischen Widerhall gegeben hat. Inzwischen ist die Taybrücke nicht nur von Neuem aufgebaut, sondern sie ist bei Errichtung der vor Kurzem vollendeten Brücke über die Bucht des Forth bei Edinburgh durch ein noch riesenhafteres und vollkommeneres Bauwerk übertroffen worden.

Wie durch seine Viaducte, Tunnels, Galerien, so hat der Eisenbahnbau auch in seinen Bahnhofsanlagen die ausführenden Baumeister vielfach vor neue Aufgaben von früher nicht gekannter Größe gestellt, namentlich seitdem die oft ärmlichen und düsteren Stationsgebäude der älteren Zeit den umfassenden Hallenbauten der großen Centralbahnhöfe zu weichen beginnen. Ueberdachungen in Glas und Eisen, wie sie Schwechten's Riesenhalle des Anhaltischen Bahnhofs hier in Berlin uns vor die Augen gestellt hat, der gigantische Bau des Centralbahnhofs in Frankfurt a. M. haben sich bei ihrer ungeheuren Größe doch einfach harmonische Verhältnisse zu bewahren gewußt und das absprechende Urtheil glänzend widerlegt, das einst in den Berathungen des preußischen Abgeordnetenhauses gerade aus Anlaß der Bahnhofsbauten über das preußische Staatsbauwesen gefällt worden war. Dabei mag freilich die Frage offen bleiben, ob die luxuriöse Ausstattung der Vorhallen und der Wartesäle der großen Bahnhöfe in Deutschland immer im richtigen Verhältniß mit dem Zweck dieser Bauwerke steht, und ob die Vortheile, die sich aus der Errichtung dieser gewaltigen Centralanlagen zweifellos nach manchen Richtungen ergeben, nicht auch vielfache Nachtheile im Gefolge führen, z. B. die langen und finsteren Tunnelverbindungen, in welche der Zwischenverkehr und nicht selten die Zugänge dieser mächtigen lichten Hallen verwiesen werden, und die außerordentlich starke Resonanz, mit welcher ihre Wölbungen, gleich einer Riesenpauke, das mit dem Ankommen und Abgehen der Züge bei uns noch immer für unerläßlich gehaltene Pfeifenconcert nicht selten zu einem unleidlichen Fortissimo steigern.

Das reizende Empfangsgebäude des Bahnhofs in Neuß führt die Inschrift:

**Wer will bauen an Straßen und Gassen,**
**Die Herren der Stadt muß reden lassen;**
**Wer an die Eisenbahn Häuser stellt,**
**Muß reden lassen die ganze Welt.**

Eingedenk dieser Mahnung enthalte ich mich eines weiteren Eingehens auf die Bauthätigkeit der Eisenbahn, um mich zu einem kurzen Ueberblick der Postbauten zu wenden. Weit entfernt, durch das Emporkommen und die rasch fortschreitende Ausdehnung des Eisenbahnwesens an Bedeutung verloren zu haben, hat sich die Post auch im Zeitalter des Dampfes durch Vertiefung und Vervielfältigung ihres Wirkungskreises eine hervorragende Stellung unter den Cultur-

trägern der Gegenwart bewahrt. Was ihr an äußerer Romantik des Reise-, Courier- und Extrapostverkehrs verloren gegangen ist, das hat sie durch die Vervollkommnung des Brief-, Zeitungs-, Geld- und Güterverkehrs mehr als ersetzt; sie hat in der Ausbildung des Postbankwesens sich und dem Verkehr neue Reiche erschlossen und nimmt namentlich in der engen Verbindung, in welche sie nach Deutschlands Vorgang jetzt nahezu überall mit ihrer jüngeren Schwester, der Telegraphie und deren neuestem Sprößling, dem Fernsprechwesen, getreten ist, auf dem Gebiete des Nachrichtenverkehrs eine geradezu beherrschende Stellung ein.

Die deutsche Post ist hinter der Aufgabe, für ihren wachsenden Verkehr angemessene Räume zu schaffen, nicht zurückgeblieben; vielmehr gehört es zu den unvergänglichen Verdiensten ihres ruhmvollen Leiters, diese Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung für das Verkehrsleben wie für die Pflege der nationalen Kunst erfaßt und mit vollem Verständniß für beide thatkräftig und nachhaltig gelöst zu haben. Angesichts der mir gezogenen Grenzen muß ich darauf verzichten, den engen Zusammenhang, der durch unsere deutschen Postbauten zwischen dem Verkehrswesen und der Kunst in täglich fortschreitender Bauarbeit geschaffen wird, an dieser Stelle des Näheren darzulegen. Statt die Gesichtspunkte zu entwickeln, welche für die Entwerfung und die Ausführung der deutschen Reichspostbauten von Anfang an maßgebend gewesen sind, muß ich mich begnügen, die hauptsächlichsten nur kurz hervorzuheben: die Construction der Gebäude aus ihrem Zweckbegriff und der durch ihre Bestimmung gebotenen Raumeintheilung; die kräftige, in Sockel, Hauptgesims und Risaliten markig in die Erscheinung tretende Gliederung der Fassaden; die von spielender Willkür wie von armseliger Schablonenhaftigkeit gleich freie Wahl des Baustils im Anschluß und oft in Erneuerung der besten historischen Bauweise eines jeden Orts; endlich die durchgängige Verwendung echten Materials unter grundsätzlicher Vermeidung jenes öden Scheingepräges, mit welchem der fabrikmäßige Baubetrieb unserer Großstädte seine Erzeugnisse durch Stuckornamente und ähnliche Surrogate zu überladen pflegt. Der belebende Einfluß, welchen die Postbauten an vielen Orten auf die Kunst und das Kunstgewerbe ausgeübt, und die heilsame Nachahmung, zu welcher sie die Privatthätigkeit angeregt haben, sind von Kunsthistorikern wie Wilhelm Lübke und Kunstrichtern wie Julius Lessing und K. E. O. Fritsch beifällig begrüßt worden.

Statt eines ziffernmäßigen Nachweises über die seit 1870 im deutschen Reichspostgebiet aufgeführten Bauwerke, lade ich den geneigten Leser dazu ein, seinen nächsten Ausflug in die Sommerfrische nach Thüringen oder an den Rhein einmal zu einer Musterung der auf dem Wege sich darbietenden Postbauten zu benutzen.

Nehmen wir an, wir fahren am Anhalter Bahnhof ab; erste Station Jüterbog: Neues Miethspostgebäude in Ziegeln und Sandstein, in ansprechenden Formen deutscher Renaissance. In Wittenberg bemerken wir die Anfänge eines der alten Lutherstadt würdigen gothischen Posthauses von monumentalem Charakter. Für Halle wird ein umfassender Gruppenbau für die Ober-Postdirection, das Post- und das Telegraphenamt in der imponirenden Formsprache des romanischen Stils geplant. Das Postgebäude in Merseburg trägt, im Anschluß an den berühmten

Kaiserdom des alten Bischofssitzes, gleichfalls die ernsten Züge der romanischen Bauweise. Dagegen begrüßen uns Naumburg und Weißenfels, dem anmuthig heiteren Charakter ihrer Stadtbilder entsprechend, mit freundlichen Bauwerken deutscher Renaissance. Wer nicht gewillt ist, die Fahrt so oft zu unterbrechen, dem möchte ich doch rathen, dies in Weimar zu thun, wo vor Kurzem eine der schönsten deutschen Postbauten, in Form und in Farbe ein wahres Gedicht, vollendet worden ist.

In gleicher Weise könnte die Reise hingehen, wohin sie wolle, nach Westen oder Osten, nach Nord und Süd. Vom Bodensee, an dessen Ufer in Constanz soeben ein hervorragend schöner Postbau seinem Abschluß entgegensieht, bis an die Flensburger Föhrde, wo eins der ersten Posthäuser altdeutschen Baustils steht; von Memel, für das der Reichstag soeben die Mittel zu dem von unserem Kaiser beifällig aufgenommenen Bauplan bewilligt hat, bis nach Mülhausen, an des Reiches Westgrenze: überall treten die Ergebnisse eines reichen unermüdeten Schaffens auf dem Gebiete des Postbauwesens zu Tage. Von der Architektur ist gesagt worden, daß sich in der Bauweise der Völker das Bild des Kosmos, wie er ihnen erscheint, ausdrücke; wir dürfen mit Stolz behaupten, daß die deutschen Reichs-Postbauten in ihrer Gesammtheit der Bedeutung entsprechen, welche dem Reichspostwesen im nationalen und internationalen Leben der Gegenwart zukommt.

Wenn es zu den schönsten Aufgaben echter Kunst gehört, das Nothwendige des Alltagsbedarfs durch zweckentsprechende Formgebung zu adeln und in das Bereich des Schönen zu erheben: so ist diese Aufgabe in hervorragendem Maße gelöst worden, als es gelang, die entstellenden galgenähnlichen Gerüste, mit welchen der wachsende Fernsprechverkehr die Dächer unserer Postbauten belastet hatte, unter origineller Anwendung der verschiedenartigsten Formen des Kuppelbaues an die Gesammtanlage der Gebäude organisch anzuschließen, ja, sie zu einem charakteristischen Schmucke derselben auszugestalten. Am hiesigen Paketpostamt haben wir in Berlin ein wohlgelungenes Beispiel einer solchen Fernsprechkuppel vor Augen.

Gleich ihrer hohen Schwester, der Baukunst, haben sich die Malerei und die Sculptur willig um den künstlerischen Schmuck der Postbauten verdient gemacht. Ich erinnere an die phantasievollen Darstellungen aus dem Verkehrsleben, mit denen Arthur Fitger die Schalterhalle in Hannover, Heinrich Duycke diejenige des herrlichen Postpalastes am Stephansplatz zu Hamburg geziert haben, an die mannigfaltigen Sinnbilder des Verkehrs, welche wir dem Meißel von Herter, Walger, Moritz Schultz, Zur Straßen, sowie dem der Kunst so früh entrissenen Joseph Kaffsack verdanken, und die bei vielen unserer Postgebäude den monumentalen Eindruck verstärken. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Kräfte, denen die Einrichtungen des modernen Verkehrswesens vorzugsweise ihre Entstehung verdanken, ungemein jugendlichen Ursprungs sind. Die Dampfkraft ist erst seit zwei, die Elektricität seit wenig mehr als einem Menschenalter für Verkehrszwecke thätig; der Fernsprecher, dessen Drahtnetze unseren Großstädten einen ganz neuen Anblick verleihen, war noch vor fünfzehn Jahren völlig unbekannt. Es mag dahingestellt bleiben, ob Zeiträume von so geringer Dauer genügen können, um den Gestaltungen des neuesten Verkehrslebens das Bürgerrecht im Reiche der Kunst zu erwerben. Ferne sind uns die Tage, in denen der

kindlich-heiteren Auffassung des menschlichen Geistes das Walten der Naturkräfte sich gleichsam von selbst in menschlich-göttlichen Gestalten kundgab. An die Stelle der naiven Phantasie, welche die Quellen und die Meere, die Haine, ja die Luft der antiken Welt mit Naturgottheiten in Menschengestalt bevölkerte, ist eine kühle, verstandesmäßige Erfassung des Gegenstandes getreten, die sich nur selten zu schöpferischer Gestaltungskraft erwärmt. Trotzdem können sich auch die jüngsten Verkehrsanstalten mancher wohlgelungenen künstlerischen Verkörperung rühmen. Am Mittelbau des Postgebäudes zu Leipzig hat Professor Zur Straßen, in geistvoller Anlehnung an Michelangelo's Darstellung der Erschaffung des Menschen, die beiden Pole der Elektricität als Ursprung ihrer Kraft in einem Relief zur Erscheinung gebracht, dessen beide Gestalten den elektrischen Funken von Hand zu Hand fortleiten. Als Sinnbild des Fernsprechwesens würde sich auch plastisch der Knabe verwenden lassen, den der Münchener Caspar Ritter in seinem Bilde „Die Idylle" vorführte, wie er am einsamen Meeresstrande, eine schön gestaltete Muschel am Ohr, dem leisen Widerklingen der in ihren Windungen sich bewegenden Tonwellen mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht.

Ebenso sei nur kurz daran erinnert, daß auch die Geräthe, welche der Postverkehr tagtäglich gebraucht, in gar mancher Beziehung zur Kunst stehen. Wenn mit der Verbreitung fertiger Briefumschläge die schöne Kleinkunst des Siegelschneidens mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist, so hat sich in dem weiten Reiche der Postmarken ein, wie die steigende Sammellust beweist, allgemein beliebter Ersatz dafür gefunden, welcher dem Medailleur und dem Stempelschneider mannigfache, durch die Kleinheit des Markenbildes keineswegs erleichterte Aufgaben für Composition und Ausführung stellt. Nicht ohne künstlerischen Beirath sind die Briefkasten entstanden, welche, sei es in Säulenform oder im Anschluß an feste Bautheile und unter Anwendung architektonischer Formen sich im täglichen Gebrauche befinden. Unser Postmuseum besitzt den reichen Entwurf, den Bonaventura Genelli's classischer Griffel für die Decoration eines Briefkastens geschaffen hat.

Und die freieste der Künste, die Dichtung? Wie wollte ich es unternehmen, die unendliche Mannigfaltigkeit der Beziehungen, Einflüsse und Anregungen auch nur annähernd zu schildern, welche namentlich das moderne Epos, der Roman, dem Verkehrsleben der Gegenwart verdankt? Ich muß mich darauf beschränken, hier nur an die unvergleichliche Kunst zu erinnern, mit welcher Dickens in seinem Dombey und Sohn die elementare Gewalt und die todbringende lähmende Wucht des heranbrausenden Feuerwagens wiedergegeben hat. Seinem Vorgange sind Zola in der „bête humaine" und Tolstoi in seiner „Anna Karenina" neuerdings gefolgt, ohne ihn zu erreichen. Dem begabten M. M. von Weber, der bei seiner ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens auch manches Einzelne novellistisch zu verwerthen gewußt hat, ist es nicht vergönnt gewesen, seine reichen Erlebnisse und Erfahrungen zu einem größeren dichterischen Werke zusammenzufassen. — Die Wechselfälle der Oceanfahrt eines jener riesigen Dampfer, welche neben einzelnen Passagieren der ersten Cajüte allwöchentlich viele Hunderte von italienischen Auswanderern als Zwischendecksreisende nach den Gestaden von Südamerika befördern, hat uns ganz neuerdings Edmondo de Amicis in seinem Roman Sull' Oceano anschaulich vorgeführt.

Lady Brassey's Reisen mit dem Sunbeam, die schönen Bilderwerke des Erzherzogs Ludwig Salvator über seine Fahrten im Mittelmeer mögen als Beispiele besonders wohl gelungener Verbindungen von Reiselust und Kunstliebe dienen. Ihnen reiht sich die vor Kurzem erschienene Nordlandsreise unseres Kaisers an, welche in Paul Güßfeldt einen durch frühere Weltreisen wohl vorbereiteten und bewährten Dolmetsch, in dem Marinemaler Karl Saltzmann den ebenbürtigen künstlerischen Darsteller gefunden hat.

An freier dichterischer Benutzung des außerordentlich reichen Stoffes, welchen das moderne Verkehrsleben der Poesie darbietet, bleibt, soweit meine Wahrnehmungen reichen, unser Zeitalter hinter früheren zurück. Ich wüßte nichts aus der modernen Literatur, was an die Schilderungen heranreichte, mit denen sich die märchenhaften Wanderbilder aus Tausend und einer Nacht, die bei aller Phantasie lebenswahren Reisefabeln Ariost's dem Gemüthe des Lesers einprägen. Jules Verne's erfindungsreiche Darstellungen, an die man hier in erster Linie denken könnte, tragen zu sehr den Stempel der literarischen Industrie, als daß sie bei einem Ueberblick wirklicher Poesieerzeugnisse ernstlich in Betracht kommen könnten. Zu diesen können auch die vor zehn und zwanzig Jahren so gern gelesenen Wanderbücher unseres unermüdlichen Friedr. Gerstäcker und seiner zahlreichen Nachfolger nicht gezählt werden. Der Engländer William Black hat in mehreren seiner beliebten Romane sich eingehend mit dem Verkehrswesen beschäftigt, jedoch mehr besonders geartete Einzelheiten als das Wesen der Sache erfaßt. Die auch in deutscher Uebersetzung bekannten Schilderungen des amerikanischen Humoristen Mark Twain (z. B. „Die Harmlosen auf Reisen") gehören mehr in das große Gebiet der Reiseliteratur als zur Poesie des Verkehrswesens. Den größten Eindruck in dichterischer Verwendung aller modernen Verkehrsmittel haben mir stets die Novellen des deutschen Diplomaten Rudolph Lindau in ihrer scharfen Beobachtung, weltmännischen Erfahrung und knapp umrissenen Zeichnung gemacht, obgleich auch sie das Höchste nicht erreichen. Vielleicht wird dies geschehen, wenn sich unsere Dichtung entschließt, den greisenhaften Zug von Weltmüdigkeit abzustreifen, mit welchem sie zu ihrem und zu unserem Schaden am Schlusse unseres Jahrhunderts vielfach coquettirt.

„Die Welt am Schlusse des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs; er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an."

Die Reichspost darf sich bewußt sein, dies schöne Kaiserwort an ihrem Theile zur Wahrheit gemacht und als Glied des Weltpostvereins getreu dem Ausspruch ihres Leiters: „Si vis pacem, para concordiam", zur Befestigung des Friedensgedankens erfolgreich beigetragen zu haben. Möge den völkerverbindenden Beziehungen, welche sie und ihre jüngeren Geschwister, die Eisenbahn und die Telegraphie, in unablässigem Wettstreit der Kräfte anknüpfen, die friedenstiftende Wirkung beiwohnen, welche an des vorigen Jahrhunderts Neige dem künstlerischen Schaffen in einem von Schiller's gedankenreichsten Gedichten nachgerühmt worden ist.

---

# Die Flora von Helgoland.

Von
**J. Reinke.**

## I.

Lange bevor ein freundliches Geschick Helgolands wunderbaren Fels den politischen Grenzen des neuerstandenen Deutschen Reiches einfügte, ward seine submarine Flora derjenigen Deutschlands zugezählt, und zwar nicht nur von annexionslustigen deutschen Botanikern, sondern gerade und ganz besonders von den Engländern. Hierbei kam für die Letzteren wohl kaum in Betracht, daß des Eilandes kernige Bevölkerung aus friesischem Stamme, ihrer niederdeutschen Mundart getreu, sich sehr wenig englisch fühlte und gebärdete, sondern der praktische Sinn des englischen Naturforschers übersah auf den ersten Blick, daß ein floristisches Zusammenziehen von Helgoland mit Großbritannien ein Unding sei, daß die mitten in der deutschen Bucht der Nordsee gelegene Insel unbedingt dem deutschen Florengebiete überlassen werden müsse. So rechnet der berühmte Verfasser der „Phycologia Britannica“, einer Naturgeschichte der britischen Meeresalgen, William Henry Harvey, die Gestade Helgolands so gut wie diejenigen der Ostsee und der Normandie zum Auslande, wie auch die deutschen Botaniker, welche eine Aufzählung und Beschreibung der an Deutschlands Küsten wachsenden Meeresalgen zu geben versuchten, wie Kützing, Rabenhorst, Hauck, Helgoland stets in den Rahmen ihres Gebietes einbezogen haben. Schüchterner verhielten sich diejenigen vaterländischen Floristen Helgoland gegenüber, welche sich mit Feststellung der Landflora Deutschlands beschäftigten, indem sie Helgoland meistens vollständig ignorirten, so daß die Landpflanzen Helgolands im Ganzen herrenloses Gut blieben, da auch die Engländer von ihnen nichts wissen mochten. Es hängt dies zusammen mit der unbefriedigenden Thatsache, daß Deutschland als pflanzengeographischer Begriff durch seine politischen Umrisse so schlecht abgegrenzt wird, wie es nur möglich ist, daß aber trotzdem die deutschen Floristen an dieser Abgrenzung entweder hartnäckig festhielten, oder, was noch unnatürlicher ist, in Anlehnung an eine alte Tradition die zum ehemaligen deutschen Bundesgebiete gehörigen österreichischen Kronländer in diese Grenzen einbezogen und so

der deutschen Flora sogar ein Fragment der ganz heterogenen Flora des Mittelmeerbeckens einverleibten, während Helgoland unberücksichtigt blieb.

Und doch lehrt der flüchtigste Blick auf die Karte Helgolands geographische und damit auch pflanzengeographische Zugehörigkeit zu Deutschland. Wenn man mit dem Dampfer an einem klaren Tage von Cuxhaven nach der grün-weiß-rothen Insel hinüberfährt, so erblickt ein scharfes Auge in dämmernder Ferne bereits den Felsen, bevor die letzte Baake des festen Landes unter den Horizont gesunken ist; während man auf Helgoland selbst allerdings sich im Mittelpunkte eines kreisrunden Horizontes befindet, dessen scharfe, durch das Zusammenstoßen des Himmelsgewölbes mit der Wasserfläche gebildete Contourlinie nirgends von Land unterbrochen wird.

So überzeugend sich die geographische Zugehörigkeit Helgolands zu Deutschland aus der Karte ergibt, so auffallend ist der geologische Contrast zwischen seinem Gestein und den Formationen der deutschen Nordseeküste in ihrer gesammten Ausdehnung. Allerdings gehört zu Helgoland auch eine Sanddüne, während Dünen, die nur hier und da mit Thonbänken abwechseln, die dem Meere exponirte Seite der nord- und ostfriesischen Inselreihe einnehmen. Allein die Felsbildung Helgolands kehrt an keinem Punkte der deutschen Nordseeküste wieder, und erst tief im Binnenlande treffen wir auf Gestein, welches demjenigen Helgolands verwandt ist.

Wenn wir zunächst von der Düne absehen, so besteht die Hauptinsel nebst den sie umgebenden ausgedehnten und der Schiffahrt bei stürmischem Wetter so gefahrdrohenden Riffen aus zweierlei Fels, aus einem thonigen rothen, von bläulichen Adern durchsetzten Sandsteine und aus weißer Kreide. Beide Gesteinstypen gehören zwei verschiedenen geologischen Formationen an, der Trias und der Kreide, so daß sich auf dem kleinen Areale Helgolands, wenn wir die diluviale Bildung der Düne hinzurechnen und berücksichtigen, daß ein untergetaucht der Kreide an ein paar Stellen angelagertes Gestein, der Tök, zum Jura gerechnet wird, Reste von vier Weltperioden beisammen finden, während die ganze große norddeutsche Tiefebene, mit verschwindend kleinen Durchbrüchen älterer Formationen, aus recenter Erdmasse, d. h. aus Diluvium und Alluvium besteht. Die Formation des Diluviums können wir nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft aber definiren als ausgedehnte Ablagerungen von Gletscherschutt und Gletscherschlamm, welche auf die ungeheuren zusammenhängenden Eismassen zurückzuführen sind, die während der Glacialzeit den ganzen Norden Europas bis zu den großbritannischen Küsten hin bedeckten.

Der aus dem Wasser emportauchende Theil von Helgoland ist also ein weit vorgeschobener Triasfelsen. Die nächsten ausgedehnt anstehenden Triasgebirge finden sich im südlichen Theile der Provinz Hannover, wie denn die Triasformation den größeren Theil des Grund und Bodens in Mitteldeutschland bildet. Ihren Namen hat die Trias daher, daß sich durchgehends drei Altersstufen in ihren Ablagerungen wiederholen, deren oberste und jüngste Keuper, deren mittlere Muschelkalk, deren unterste und älteste bunter Sandstein genannt wird. Zum Keuper, also den jüngsten, zuletzt auf neptunischem Wege abgelagerten Schichten der Trias, rechnet man das Helgoländer Gestein; und bereits zu der

Zeit, als noch keine Kreideformation bestand, als die Kreide noch in Gestalt feinster Kalktheilchen im Meerwasser gelöst oder mechanisch suspendirt schwebte, dürfte der Helgoländer Fels schon existirt, schon als röthliche Insel aus dem weiten Kreidemeere emporgeragt haben.

Als dann die Kreide abgelagert wurde, überzog sie den Helgoländer Felsen, so weit derselbe von der Meerfluth bedeckt war, und wir finden jetzt die Kreide überall anstehend dicht unter dem mittleren Niveau des Wassers. Bei tieferer Ebbe sehen wir die Kreidefelsen an verschiedenen Stellen emportauchen, so in den Seehundsklippen und jenen ausgedehnten Klippenzügen, die sich von der Düne aus nach Nordwesten erstrecken und Oldehoven-Brunnen, Krid-Brunnen, Witteklif-Brunnen, Selle-Brunnen, Peck-Brunnen u. s. w. genannt werden. Brunnen heißen in der Mundart der Inselbewohner alle jene kammförmigen Riffe, welche das Eiland umlagern und in früheren Zeiten gewiß eine Schutzwehr für dasselbe gebildet haben, an der manches feindliche Fahrzeug zerschellt sein mag: ein urdeutsches Wort, das selbstverständlich mit unserem hochdeutschen „Brunnen" nichts zu schaffen hat, vielleicht aber dem Worte „Brünne" entsprechen dürfte. Aber auch im tieferen Wasser bleibt das schwere eiserne Gestell des Schleppnetzes, mit dem der Botaniker und Zoologe die Schätze des Meeresgrundes zu fördern bemüht sind, an den spitzen Zacken der Kreidefelsen hängen, von denen das Netz häufig Bruchstücke mit emporbringt, die, wenn sie von größeren Klippen abgerissen wurden, um so werthvoller sind, als sie sich dann mit denjenigen Pflanzenformen bewachsen ausweisen, die auf jenen sich angesiedelt haben. Somit gewinnen wir die Vorstellung, daß die Unterlage von Helgoland aus Keuperfels besteht, der in seinem mittleren Theile als abgestutzte Pyramide sich über den Wasserspiegel erhebt; daß diesem Keuperfundamente sich eine Kreideauflagerung zugesellt, die in einem viel größeren Umfange als derjenige des sichtbaren Eilandes ist, eine submarine, aus zerklüftetem zackigen Fels gebildete Insel darstellt, welche ringförmig den aus ihrer Mitte hervorragenden Keuperfels umgibt.

Damit ist aber das geologische Bild Helgolands noch nicht abgeschlossen. In der Glacialzeit ward das ganze Nordseebecken von der ungeheuren Eismasse eingenommen, die, von den skandinavischen Hochgebirgen ausgehend, auch über die Ostsee und den cimbrischen Chersonesus hinweg sich weit nach Südwesten hin erstreckte. Die Nordsee ist auch zur Jetztzeit ein sehr flaches Meer. H. A. Meyer hat in der ihm eigenen Anschaulichkeit der Schilderung hervorgehoben, daß, wenn man aus einem Bogen Schreibpapier den Umriß der Nordsee herausschneidet, die Nordsee an ihren tieferen Stellen noch erheblich flacher ist als der Dicke des Papierbogens entsprechen würde. Daß die von den Geologen auf tausend Meter Dicke veranschlagte Eisschicht damals die Nordseemulde vollständig ausgefüllt habe, ist nicht wohl zu bezweifeln, für flüssiges Wasser kann unter dem Eise kein Platz gewesen sein; ob der Fels von Helgoland mit seiner Spitze über das Eis emporgeragt habe, wie man es jetzt noch bei vielen über das Inlandeis von Grönland sich erhebenden einzelnen Felseninseln findet, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls müßte Helgoland damals sehr viel höher gewesen sein als es jetzt ist; es müßte nicht nur der weitaus größere Theil des centralen Keuperpfeilers durch die Atmosphärilien, sondern auch der umgebenden Kreidemassen durch die

Fluthen abgebröckelt und abgewaschen sein, wenn wir das annehmen wollten. Wie dem auch sein mag, während der auf die Keuperbildung an der Erdoberfläche folgenden Lias- und Kreidezeit herrschte eine andere Vegetation, als wir sie jetzt kennen, an der Oberfläche unseres Planeten, und erst während der nächsten geologischen Epoche, dem Tertiär, entstanden nach und nach diejenigen Pflanzentypen, denen wir heute im Kleide des Erdballs begegnen. Für diejenigen Zonen jedoch, welche in der Folgezeit der vom Nordpole ausgehenden Vereisung unterlagen, ward die Tertiärflora zerstört, wenn nicht auf einzelnen aus dem Eise emporragenden Inseln sich spärliche Reste erhalten haben, wie das ähnlich in dem Innern von Grönland geschieht, das mit Ausnahme vereinzelter Berggipfel gänzlich vergletschert ist. In der Eiszeit wurden über Nordeuropa ja ungeheure Massen von Schutt abgelagert, welche, den fernen Gebirgen Skandinaviens entstammend, von denen der gewaltige Gletscher herabgestiegen war, bald als große Steinblöcke, bald als Kies und Sand, bald als fein zerriebener Thon sich anhäuften und jene als Diluvium bezeichneten Massen bildeten, von denen man ehemals annahm, daß sie, wie die Triasgebilde, die Kreide, das Tertiär aus dem Meere abgelagert seien. Diese Thone und Sande, mit Bänken gröberen Gerölls durchsetzt, welche in gewaltiger Ausdehnung und Mächtigkeit die nordeuropäische Tiefebene wie den Boden der Nordsee bedecken, werden jetzt aufgefaßt als die Grundmoräne und die Endmoränen des ungeheuren Gletschers der Eiszeit, den man besser als Inlandeis bezeichnet, weil die Gletscher unserer Hochgebirge im Vergleich zu demselben allzu individualisirt und zwergig erscheinen.

Ob auf dem Gipfel des Helgoländer Felsens durch die Eiszeit hindurch sich prädiluviale Pflanzen erhalten haben oder nicht, läßt sich nicht mehr entscheiden; große Wahrscheinlichkeit scheint mir aber kaum dafür zu sprechen; immerhin werden wir auf diese Frage zurückkommen. So viel unterliegt aber keinem Zweifel, daß die submarine Vegetation der Nordsee, die in der spätesten Tertiärzeit zweifellos bestand und sicher auch die untergetauchten Klippen Helgolands bedeckt haben wird, durch die Eiszeit vollständig ausgelöscht sein muß. Denn die das Meer bevölkernden Algen können nur im Wasser sich lebend erhalten, und eine Jahrtausende währende Ausfüllung des flachen Nordseebeckens mit Eis konnten sie nicht überdauern.

Daher kann die jetzt von uns wahrgenommene Besiedlung der Helgoländer Klippen mit Meeresalgen erst nach dem Wegschmelzen des diluvialen Eises Platz gegriffen haben, und es sind deswegen die soeben skizzirten geologischen Verhältnisse so wichtig, ja unerläßlich, um uns eine Vorstellung über das Alter dieser Flora zu bilden.

In der Diluvialzeit ist der Boden des Nordseebeckens in weiter Ausdehnung mit feineren und gröberen Sanden erfüllt worden, theilweise auch mit Thon; ebenso findet man jetzt in ganzen Abschnitten dieses Meeres den an organischen Resten reichen grauen oder schwärzlichen Schlick. Stellenweise kommen Bänke mit größeren Geröllen am Meeresboden vor, und auch auf der Südwestseite der Helgoländer Felseninsel findet man vereinzelte große Granitblöcke, welche zur Eiszeit dahin transportirt sein müssen. Den in der Diluvialzeit thätigen bodenbildenden Processen verdankt auch die „Düne" ihre Entstehung. Sie stellt den

südöstlichen Theil einer vielfach zerklüfteten, in ihrer größeren Ausdehnung nur bei Ebbe aus den Fluthen emportauchenden Kreideinsel dar, auf deren einem Theile eine starke Ablagerung von diluvialem Moränensande stattgefunden hat, durch welchen eben die Düne gebildet wird; daß bei Dünen wegen der Leichtbeweglichkeit des Materials schon der Wind fortwährend Aenderungen der Configuration hervorzubringen vermag, ist überdies bekannt genug und bedarf kaum der Hervorhebung.

Aber die geologischen Veränderungen gelangen niemals zum Stillstande, auch in der Gegenwart dauern sie fort, nur durch ihre Langsamkeit der directen Wahrnehmung gewöhnlich entzogen. Man hat die in ununterbrochener Veränderung des Verhältnisses zwischen Meer und Festland thätige Periode der Gegenwart das Alluvium genannt, und es ist erforderlich, diesen Begriff noch in Kürze der Betrachtung zu unterwerfen.

Ein fortwährender Proceß der Verwitterung zielt dahin, die Höhen an der Erdoberfläche abzuschleifen und die Tiefen mit ihrem Schutte auszufüllen. Der Regen spült die feinen Erdtheilchen, welche durch den von den Atmosphärilien bewirkten Zerfall der Felsen an ihrer Oberfläche entstehen, in die Rinnen der Bäche und Flüsse, und diese schwemmen sie ins Meer; aus letzterem, wie auch aus den Flüssen in ihrem unteren Laufe, setzen diese Theilchen als Schlamm sich ab, der später zu jenen ausgedehnten Alluvialbildungen wird, die man gewöhnlich Marschen nennt. Solche alluviale Marschen bilden den größten Theil der Küstenländer, welche die deutsche Bucht der Nordsee umsäumen.

Das Meer selbst wirkt aber durch Strömungen und Wogenschlag auf seine Ufer ein; es kann ganze Landstriche in stürmischer Erregung fortreißen, und selbst Felsen, wie die von Helgoland, werden durch die nagende Arbeit der Wellen unausgesetzt und unaufhaltsam verkleinert, wenn nicht die Hand des Menschen schützend eingreift. Noch in historischer Zeit hing Helgolands Düne mit der Felseninsel zusammen, eine Sturmfluth hat den verbindenden Damm hinweggespült. Insbesondere wird aber an unseren Nordseeküsten der Dünensand schon durch die Gezeitenwellen in fortwährender Bewegung erhalten, und eine stabile Configuration der Küstenlinien läßt sich nur erzielen, wenn man in gleichmäßigen Abständen zahlreiche kurze, womöglich aus festgefügten Felsen gebildete Dämme, die sogenannten Buhnen, in das Meer hinausschiebt.

So eng also Helgoland geographisch mit den deutschen Küstenländern verbunden ist, so schroff ist der geologische Gegensatz zwischen diesem, wie ein Denkmal aus Urzeiten emporragenden Felsblock und den ausgedehnten Alluvial- und Diluvialflächen der norddeutschen Tiefebene.

## II.

Nachdem wir uns über die Beschaffenheit des Bodens orientirt haben, welcher der Flora von Helgoland als Unterlage dient, wollen wir uns nunmehr der Vegetation dieser Insel selbst zuwenden. Ein schärferer Contrast, als er zwischen der Pflanzenwelt des festen Landes und derjenigen des Meeres besteht, ist nicht wohl denkbar; es sind ganz andere Typen, welche das Salzwasser bevölkern, während die Pflanzen süßer Gewässer zum großen Theile, d. h. sofern

sie nicht auch aus Algen bestehen, zur Festlandsflora gehören. Die Landflora Helgolands soll uns hier aber nur in Kürze beschäftigen, so weit die Kenntniß ihrer Entstehungs- und Lebensbedingungen von Wichtigkeit ist für das Verständniß der ungleich interessanteren, submarinen Algenflora.

Für die Landflora oceanischer Inseln, welche sich im Bereiche, d. h. in nicht allzu großer Entfernung von einem Continente befinden, gilt im Allgemeinen in pflanzengeographischer Hinsicht das Gesetz, daß die Inselflora ein an Artenzahl ärmerer Ableger der zugehörigen Continentalflora ist, und gewöhnlich nimmt man an, daß diese Inseln von dem benachbarten Continente aus mit Pflanzen bevölkert seien, wenn nicht eine früher bestandene Landbrücke erst später durch das Meer fortgerissen wurde, in welchem Falle die Inselflora nur ein durch Naturgewalt abgeschnittenes Stück der Festlandsflora sein würde. Daß solche Besiedlung einer ursprünglich vegetationslosen Insel von benachbarten pflanzenbewachsenen Arealen aus erfolgen kann, lehrt das Beispiel der Insel Krakatoa, deren gesammte Vegetation vor einigen Jahren durch die bekannte vulkanische Eruption bis auf die letzte Spur vernichtet wurde und deren kahle Flächen jetzt wieder anfangen zu ergrünen und sich mit einem Teppich von Farrenkräutern zu bedecken, indem Pflanzenkeime von den benachbarten Inseln zu ihnen hinübergetragen wurden. Für die große Mehrzahl der in wärmeren Zonen gelegenen Inseln läßt sich aber die Zeit der Pflanzenbesiedlung so wenig feststellen, daß unsere Vorstellungen von der Entstehungsweise ihrer Flora immer sehr unvollkommen bleiben müssen; ist diese Flora aber eine alte, so finden wir in ihr gewöhnlich auch sogenannte endemische Arten, d. h. solche, die nur auf der Insel, nicht aber auf dem benachbarten Festlande vorkommen, und von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie auf der Insel entstanden sind. Ihre Entstehungszeit kann eine spätere sein, nach der Zeit fallen, in welcher die Insel vom Festlande her mit Pflanzen bevölkert wurde; es können aber auch die endemischen Formen Reste einer autochthonen Vegetation sein, welche später durch Einwanderungen vom Festlande her unterdrückt wurde. Der Zusammenhang läßt sich hier schwer feststellen. So sind unter den auf Madeira einheimischen siebenhundert Gefäßpflanzen fünfzehn Procent für diese Zahl endemisch, acht Procent ihr und zugleich den benachbarten Inseln eigenthümlich, die übrigen siebenundsiebzig Procent kommen auch in den Mittelmeerländern vor[1]).

Was Helgoland anlangt, so kommt bei einem Vergleiche seiner Pflanzendecke mit derjenigen der benachbarten Küstenstriche zunächst in Betracht, daß der Helgoländer Fels weit älter ist als diese letzteren. Wenn wir für die Sanddünen von Norderney, Sylt u. s. w. auch den Ursprung in die Diluvialzeit verlegen müssen, so haben sie doch seither die mannigfachsten Verschiebungen und Veränderungen ihrer Configuration erlitten. Daneben ist das Alter der Marschen schwer festzustellen. Allein für die Gesammtvegetation im Norden Europas bildet die Glacialzeit einen wichtigen Abschluß: erst nach Abschmelzen des Inlandeises kann die Pflanzendecke derselben von Süden her eingewandert sein, und da werden wir annehmen dürfen, daß auch Helgoland hierbei vom Festlande aus

[1]) Nach Grisebach, Die Vegetation der Erde, Bd. II, S. 509.

bevölkert worden ist, da dessen Tertiärflora, durch die Eiszeit vernichtet sein muß. Denn es liegen keine Anhaltspunkte vor, die es könnten glaubwürdig erscheinen lassen, daß der Helgoländer Fels über das Inlandeis emporgeragt, und daß auf seinem Gipfel dauernd eine präglaciale Flora sich erhalten habe; wäre das der Fall, so würde vom Felsen aus eine Einwanderung von Pflanzen in die benachbarten Tiefländer haben stattfinden können[1]).

Wenn wir uns für die erstere Annahme als für die wahrscheinlichere entscheiden, daß nämlich erst nach dem Wegthauen des Eises auf Helgolands Felsen und Düne eine Ansiedelung von Pflanzen stattfand, deren Keime von dem südwestlich der Insel gelegenen Festlande durch die Meerfluth, durch Vögel und Wind zugetragen wurden, so erhebt sich gegen diese Vorstellung keinerlei Widerspruch aus der Zusammensetzung der gegenwärtig auf Helgoland zu beobachtenden Landflora. Dieselbe ist in der That ein kümmerlicher Ableger der Flora der benachbarten Festlandsküsten.

Bei einem Vergleiche der Helgoländer mit der norddeutschen Flora haben wir von vornherein alle diejenigen Pflanzen auszuschließen, welche an Localitäten gebunden sind, die der Insel fehlen. Helgoland besitzt keine Wälder, keine Torfmoore und Haiden, keine Süßwasserteiche; daher können die von solchen Standorten abhängigen Pflanzen spontan auf der Insel nicht wachsen. Helgoland besitzt nur eine magere, mit kurzem Rasen bedeckte Fläche thoniger Erde auf dem Oberlande, einige Felsabhänge, das Strandgerölle des Unterlandes und vor Allem den dürren, salzigen Kiesboden der Sandinsel. Nur Pflanzen, die solche Standorte lieben, können ohne Zuthun des Menschen sich auf Helgoland angesiedelt haben, nur sie können bei einer vergleichenden Statistik seiner Flora in Betracht kommen.

Man wird also zunächst diejenigen Pflanzen zu erwarten haben, welche man am Strande der Nordsee als Bewohner der Sanddünen kennt, und deren Lebensbedingungen der freien Seeluft wie dem Salzgehalt des Bodens angepaßt sind. Diese Erwartung bewahrheitet sich, denn man findet eine solche Dünenvegetation, wenn auch keineswegs sehr reichlich, auf der Sandinsel nicht nur, sondern auch an einzelnen Stellen des Unterlandes der Felseninsel. Andere Arten als solche, die an ähnlichen Standorten der Festlandsküste ganz allgemein verbreitet vorkommen, sind aber — mit einer sogleich zu besprechenden Ausnahme — als autonome Bürger Helgolands nicht vorhanden; die Insel macht in dieser Hinsicht den Eindruck, als habe man ein Stück Landes von der Größe eines halben Quadratkilometers an einer beliebigen Stelle der deutschen Meeresküste, wo die Vegetation besonders dürftig war, herausgeschnitten. So findet man namentlich auf der Sandinsel die gewöhnlichen Dünengräser (Ammophila arenaria und Elymus arenarius), deren Wurzelstöcke so werthvoll sind zur Befestigung des Flugsandes; ferner einige Arten der Gattung Atriplex, den Meersenf (Kakile

[1]) Dafür, daß Helgoland einst ganz vom Eise bedeckt war, spricht auch der Umstand, daß vor Jahren wenigstens auf dem Oberlande einige große erratische Blöcke lagen, welche nur durch das Eis dahin transportirt sein können. Ob einige dieser Blöcke noch jetzt vorhanden sind, ist mir augenblicklich nicht erinnerlich.

maritima), das Salzkraut (Salsola Kali), die Strandmiere (Halianthus peploides); während von den salzliebenden Pflanzen der Felseninsel besonders zu nennen sind zwei Wegericharten (Plantago maritima und Coronopus), die Grasnelke (Statice Armeria), der Erdbeerklee (Trifolium fragiferum). Außerdem trägt die grüne Flur des Oberlandes die gewöhnlichsten Gräser und Kräuter, wie Kleearten, Löwenzahn, Gänseblümchen, Schafgarbe u. s. w., die man überall bei uns auf berasten Triften und an Wegerändern findet. Endlich kommen die Pflanzen in Betracht, welche sich durch freiwilliges und unfreiwilliges Zuthun des Menschen auf Helgoland angesiedelt haben. Unter den Culturpflanzen ist die Kartoffel die vorwiegendste, aber auch alle Holzgewächse der Insel sind sicher künstlich eingeführt; unter ihnen nimmt der Stranddorn (Hippophae rhamnoides) auf der Düne die wichtigste Stelle ein, weil derselbe sehr zur Befestigung des beweglichen Erdreiches beiträgt. Die unzertrennlichen Begleiter der Culturpflanzen, die Ackerunkräuter, fehlen natürlich nicht; sie alle aufzuzählen, dürfte überflüssig sein, bemerkenswerth erscheint nur, daß auf den Kartoffelfeldern des Oberlandes sich in Menge als Unkraut der schwarze Senf (Brassica nigra) vorfindet, der eigentlich doch selbst eine Culturpflanze ist. Solche Einschleppungen fremder Pflanzen kommen in neuerer Zeit durch den gesteigerten Menschen- und Waarenverkehr immer häufiger vor und führen theils zu vorübergehender, theils aber auch zu dauernder Einbürgerung neuer Floraelemente.

So dürftig und wenig interessant aber die Landflora Helgolands im Allgemeinen auch ist, so beherbergt das Inselchen doch eine Pflanze von großem floristischen Interesse, es ist das der wilde Kohl, welchen man in mächtigen Stöcken an dem steilen Abhange, besonders der Ostseite des Oberlandes, antrifft. Die Kohlpflanze (Brassica oleracea) gedeiht hier so vortrefflich und so typisch, wie eine Pflanze nur in ihrer ursprünglichen Heimath gedeihen kann, und es liegt kein einziges Moment vor, welches dagegen spräche, daß nicht der Kohl bereits mit der ersten postglacialen Pflanzenwanderung nach Helgoland eingedrungen ist, lange bevor der Fuß eines Menschen dort Posto gefaßt hat. Außer auf Helgoland findet man nämlich wildwachsenden Kohl unter ganz ähnlichen Verhältnissen an Felsabhängen des südlichen Englands und der Normandie, ferner an der ligurischen Küste: an diesen Standorten hält sich die Pflanze dauernd, während, wenn sie im Binnenlande irgendwo als Gartenflüchtling verwildert, sie stets nach kurzer Zeit wieder zu Grunde geht.

Es geht mit dem Kohl wie mit der Mehrzahl unserer verbreitetsten Culturpflanzen, daß nämlich die Botaniker über ihre ursprüngliche Heimath getheilter Meinung sind; es fehlt zu sehr an Anhaltspunkten, um in der Jetztzeit eine sichere Entscheidung treffen zu können. Ein wichtiges Moment für die Beurtheilung solcher Fragen nach der Heimath der Culturgewächse ist durch Hehn's linguistische Methode in die Forschung eingeführt worden, wenn auch die einseitige Anwendung dieser Methode auf falsche Bahnen führen kann. Speciell für den Kohl nimmt sowohl Hehn wie Decandolle an, daß derselbe ursprünglich in Europa einheimisch, hier seit uralten Zeiten durch gärtnerische Züchtung in zahlreiche Spielarten umgebildet sei. Sind doch botanisch der Wirsingkohl, der Kopfkohl, der Rosenkohl, Braunkohl, Blumenkohl sämmtlich nur Culturrassen

einer einzigen Species, deren Samenpflanzen bei vernachlässigten Culturbedingungen in jene wilde Stammform zurückschlagen, welche wir an Helgolands Felsenhängen finden. Dieser letztere Umstand schließt natürlich die Möglichkeit ein, daß der dortige wilde Kohl auch ursprünglich ein Gartenflüchtling sei. Allein das wunderbar üppige Gedeihen der Pflanze, ihre Unvertilgbarkeit, ihr ausschließliches Vorkommen auf Felsen an anderen Punkten der europäischen Meeresküste macht es mir wahrscheinlich, daß wir es hier mit einem Ureinwohner der Insel zu thun haben, dessen Samen nach dem Abschmelzen des Eises vermuthlich durch Vögel von den Gestaden Großbritanniens auf diesen Felsen verschleppt wurden. Haben wir doch den ähnlichen Fall, daß eine andere, derselben Pflanzenfamilie angehörige Gemüseart, der Meerkohl (Crambe maritima), den man im Binnenlande nur als Gartenpflanze kennt, unzweifelhaft wild wächst an den Küsten unserer Nordsee und Ostsee.

## III.

Wenn wir somit sehen, daß die Landflora Helgolands im Allgemeinen sich verhält wie diejenige anderer, in der Nähe von Continenten gelegener Inseln, daß sie aber besonders armselig erscheint wegen der Kleinheit des Ländchens und der geringen Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse, wollen wir uns jetzt mit der ungleich reichhaltigeren submarinen Flora der Insel beschäftigen.

Die Pflanzen, welche die Flora des Meeres zusammensetzen, gehören durchweg ganz anderen Typen an als diejenigen des trocknen Landes. Die letzteren sind auf Helgoland fast alle Phanerogamen, während im Meere nur eine Phanerogame wächst, das Seegras (Zostera marina), die zudem bei Helgoland keineswegs häufig auftritt; alle übrigen Formen der Helgoländer marinen Flora gehören zu der großen Classe der Algen. Es dürfte zur Orientirung des Lesers nicht unwillkommen sein, über diese ebenso schöne und mannigfaltige als botanisch interessante Pflanzengruppe einige allgemeinere Bemerkungen einzuschieben. Ich verweise hierbei auch auf eine früher von mir in der „Deutschen Rundschau“ [1]) gegebene kurze Darstellung, der ich Nachstehendes, unter specieller Rücksichtnahme auf die Helgoländer Verhältnisse, ergänzend hinzufüge.

Unter den vielerlei Raritäten, welche in den Läden des Unterlandes die Aufmerksamkeit der Fremden zu erregen bestimmt sind, figuriren auch über weißes Papier ausgebreitete, getrocknete Algen. Obwohl dieselben meist nur mit geringer Sorgfalt präparirt sind, häufig aus sehr unvollständigen Bruchstücken bestehen oder gar Pflanzen entnommen wurden, die als Auswürflinge des Meeres durch längeres Liegen am Strande ausgeblichen sind und ihre Farbe mehr oder weniger verloren haben, so verfehlen doch diese in der Regel recht mangelhaften Exemplare von Algen selten ihren Zweck, neben den Muscheln, Seesternen u. s. w. den Binnenländer zu interessiren und zu erfreuen. Wie außerordentlich schön durch Zierlichkeit der Form und Zartheit der Farbe ein Theil dieser Meerespflanzen aber ist, das zeigen gut präparirte Exemplare selbst noch im getrockneten

---

[1]) 1890, Bd. LXV, S. 64 ff.: „Die preußische Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere“. Vergl. daselbst S. 73 ff.

Zustande sehr wohl, und als Musterstücke vorzüglicher Behandlung sind die Algen in der Sammlung des Herrn Regierungssecretärs Gädtke auf Helgoland anzusehen, die, nach Zeitungsnachrichten, der Insel dauernd erhalten werden soll.

Wer aber ein irgend lebendigeres Interesse für die eigenartige Pflanzenwelt des Meeres empfindet, die auf Helgoland in üppiger Fülle entwickelt ist, der sollte nicht versäumen, diese Pflanzen an ihren Standorten zu betrachten und dort einzusammeln. Auch ohne Kenner zu sein, gelangt man nach kurzer Zeit dahin, die wichtigeren Formen mit sicherem Blicke zu unterscheiden. Am zweckmäßigsten verfährt man, wenn man die vorher durch Abspülung von anhaftendem Sande und Schlamm gereinigten Algen in ein Glas mit klarem Meerwasser thut, wo sie ihre Körperform entfalten können, und wo die wunderbar feinen Farbentöne dann voll zur Geltung kommen. Will man eine Alge auf Papier eintrocknen lassen, um sie als Erinnerung an Helgoland heim zu bringen, so genügt auch dafür ein ziemlich einfaches Verfahren. Man breitet in einer flachen Porcellanschüssel, welche für die derberen Arten mit Süßwasser, für die mehr gallertartig weichen aber besser mit Meerwasser gefüllt wird, oberhalb eines untergetauchten Stückes von starkem weißem Schreibpapier die Alge sorgfältig aus, so daß möglichst wenig Aeste über einander fallen, wobei ein dünnes Holzstäbchen gute Dienste leistet. Dann faßt man mit der Hand von unten her unter die Mitte des Papiers, hebt dieses sammt der darauf liegenden Alge aus dem Wasser, so daß letzteres möglichst nach allen Seiten vom Papier ablaufen kann, und legt das Papier auf eine horizontale oder noch besser etwas schräg geneigte Fläche, um das nachträgliche Ablaufen des Wassers zu erleichtern. Bevor dann Papier und Alge ganz trocken geworden sind, ist es erforderlich, dieselben zu pressen. Man bedarf hierzu eines Ballens recht weichen Löschpapiers, der mittelst eines Brettes und aufgelegter Steine nach Belieben schwächer und stärker zusammengedrückt werden kann. Wenn man eine botanisch brauchbare Sammlung erstrebt, so ist ein möglichst geringer Druck anzuwenden; präparirt man die Algen aber vorwiegend aus ästhetischem Interesse, wie das z. B. in der schönen Sammlung des Herrn H. Gädtke geschehen ist, so empfiehlt es sich, stärker zu pressen. Eine derart improvisirte Pflanzenpresse wird dann in der Weise beschickt, daß man auf fünf bis zehn Bogen Löschpapier eine Schicht Papierstücke mit Algen legt und dann wieder eine ähnlich starke Lage Löschpapier folgen läßt, was sich in einem Ballen beliebig oft wiederholen kann. Man thut aber gut, bis zur völligen Austrocknung der Präparate ein- oder zweimal das feuchte Löschpapier durch trockenes zu ersetzen, außerdem empfiehlt es sich, die noch feuchten Algen zunächst mit Stücken reiner Leinwand zu bedecken, weil sie sonst leicht an dem aufliegenden Löschpapier ankleben. Sind die Algen vollständig trocken geworden, so haften sie meistens von selbst ganz fest am Papier, nur wenige Arten zeigen sich schwieriger, und wenn diese sich ablösen, ist es zweckmäßig, sie durch Ueberkleben dünner Papierstreifen zu befestigen.

Eine kleine Collection auf diese Weise präparirter Algen gewährt einen ungemein zierlichen Eindruck; die zarteren Formen erscheinen wie ein mit den leichtesten Aquarellfarben auf das Papier gehauchtes Bild. Vielleicht werden

daher diese kurzen Winke über Algenpräparation manchem Besucher der reizvollen Insel nicht unwillkommen sein.

Die Algen werden von den Botanikern zunächst nach ihrer Farbe in vier große Gruppen eingetheilt, in die blau-grünen, grünen, braunen und rothen Algen. Die blau-grünen Algen sind auf Helgoland nicht sehr zahlreich und fallen namentlich dem Laien wenig in das Auge; sie und die grünen wachsen auch im Süßwasser und bilden nicht so rein marine Typen wie die braunen und rothen Formen, mit denen allein wir uns etwas eingehender beschäftigen wollen.

Von den braunen Algen oder Brauntangen kommen bei Helgoland hauptsächlich drei Typen vor, die Phäosporeen, die Fucaceen, die Dictyotaceen; im Ganzen zähle ich fünfundfünfzig Arten.

Die Phäosporeen sind eine ungemein mannigfaltig gestaltete Gruppe nach Form und Größe. Manche ihrer Arten sind so winzig, daß man sie überhaupt nur mit dem Mikroskope deutlich zu unterscheiden vermag, während andere, wie die Makrocystis des großen Oceans, zu den Riesen des Gewächsreiches gehören. Bei Helgoland fallen dem Besucher am meisten in das Auge die beiden Arten des Seeleders oder Blättertangs (Laminaria saccharina und digitata), deren erstere ein einfaches, deren zweite ein großes, handförmig gespaltenes Blatt auf einem gänsekiel- bis fingerdicken Stiele trägt, während der Stiel selbst mit einer fingerförmig verzweigten Wurzel an den Felsen haftet. Diese Pflanzen können mehrere Meter lang werden; sie bedecken einen großen Theil der Klippen, sowohl der aus Sandstein wie der aus Kreide bestehenden, und können bei tiefstem Wasserstande ganz emportauchen, so daß man im Stande ist, sie als Fußgänger zu sammeln; sonst erkennt man sie aber deutlich, wenn man bei ruhiger See über die von ihnen gebildeten submarinen Wiesen im Boote dahinfährt; von den Stürmen werden ihre Stämme zahlreich ans Ufer geworfen. Das Meer producirt in der Laminaria eine ungeheure Menge organischer Substanz, und man sollte denken, daß es der Chemie ohne große Schwierigkeit gelingen müßte, aus derselben ein für Menschen und Thiere als Speise brauchbares Präparat herzustellen. Jetzt werden nur die dicken Stengel gesammelt und getrocknet, um in der Chirurgie als Schwellkörper Verwendung zu finden, da die getrocknete, gelatinöse Substanz im Wasser stark aufquillt.

Eine zweite Art, die durch ihre Häufigkeit und Größe auffällt, führt den Namen Desmarestia aculeata einem französischen Botaniker zu Ehren. Sie besteht aus verzweigten, grasartig schmalen Blättern mit dornenartig zugespitzten Sägezähnen am Rande; auf der Spitze eines jeden dieser Zähne findet man im Frühjahr einen kleinen Haarbüschel, welcher später abfällt. Die Pflanze wird auf Helgoland vielfach zum Verpacken der Hummern und anderer lebender Seethiere benutzt. Dann möge noch erwähnt sein der ebenfalls sehr häufige Peitschentang (Chordaria flagelliformis), mit fingerlangen, drehrunden, bindfadendicken Aesten, die Meersaite (Chorda Filum), welche, ganz unverzweigt, einen cylindrischen, zwei bis drei Millimeter dicken Strang von einem bis vier Meter Länge bildet, sowie die zahlreichen, aus reich verästelten Büscheln bestehenden Arten der Gattung Ectocarpus, die aus Fäden von größter Feinheit gebildet werden. Eine weitere Aufzählung würde ermüden.

Botanisch sind die Phäosporeen dadurch charakterisirt, daß sie birnenförmig gestaltete Fortpflanzungszellen produciren, die sich äußerst lebhaft im Meerwasser wie Infusionsthierchen bewegen. Die Bewegung dieser mikroskopisch kleinen Keimzellen, der sogenannten Schwärmsporen, wird durch zwei feine, aus Protoplasma gebildete, in der Nähe des spitzeren Vorderendes der Schwärmspore befestigte Fäden unterhalten, die offenbar als Ruderorgane dienen. Diese Fäden sind von ungleicher Länge, der längere Faden ist nach vorn ausgestreckt, der kürzere steuerruderartig nach rückwärts gekehrt; beide führen außerordentlich rasche Schwingungen aus, die bei dem kürzeren Faden schwierig zu erkennen sind, bei dem längeren Faden aber darin bestehen, daß derselbe eine trichterförmige Drehung um seinen Anhaftungspunkt beschreibt und zugleich in rhythmischem Wechsel sich korkzieherartig zusammenzieht und wieder gerade streckt. Hierdurch wird die Spore im Wasser vorwärts getrieben, doch ist die Mechanik der Bewegung noch keineswegs aufgeklärt. Nach einer Periode der Bewegung setzt die Spore sich an einen festen Gegenstand an und die beiden Plasmafäden, welche bei der Entstehung der Spore von der Zellsubstanz ausgestreckt wurden, werden nunmehr wieder eingezogen, wie die Fühlhörner einer Schnecke. Dann erst umgibt sich die Spore, welche vorher nur aus einem nackten Protoplasmaklumpen bestand, mit einer festen Zellhaut und wächst allmälig zu einer neuen Alge heran, welche zunächst analoge Entwicklungsstufen durchläuft, wie der aus dem Ei entstehende Embryo eines Thieres. Bei der großen Mehrzahl der Phäosporeen sind diese Keimzellen geschlechtslos; nur bei einigen Arten hat man die Beobachtung gemacht, daß vor der Keimung eine geschlechtliche Einwirkung zweier Schwärmsporen aufeinander vorkommen kann.

Geographisch bevorzugen die Phäosporeen die hohen und mittleren Breiten; sie zeigen eine auffallende Abnahme an Zahl der Formen wie auch an Größe unter den Tropen. Besonders reich entwickelt ist diese Algengruppe in beiden Polarmeeren. An den Ufern Spitzbergens erreichen die dort vorkommenden Laminaria-Arten sehr große Dimensionen und gedeihen auf das Ueppigste in einem Wasser, dessen Temperatur auch im Hochsommer noch unter dem Nullpunkte bleibt, bei welchem bekanntlich das Wasser des Oceans noch nicht gefriert.

Der zweite Typus brauner Algen, die Fucaceen, ist wohl an Zahl der Arten, kaum aber an Individuen, schwächer bei Helgoland vertreten als die Phäosporeen. Denn in größter Menge treten der Blasentang und der Sägetang (Fucus vesiculosus und F. serratus) an den Klippen des flacheren Wassers auf, oft Alles so dicht bedeckend, daß kaum andere Algen noch Platz zu finden vermögen. Sehr häufig ist auch eine dritte Art, die Meereiche (Halidrys siliquosa), welche in etwas tieferes Wasser hinabgeht, während eine fünfte, der breitfrüchtige Tang (Fucus platycarpus) die obere Fluthzone, sowohl des Felsens wie auch der Landungsbrücke bewohnt und bei jeder Ebbe trocken liegt. Eine sechste, die schönste und stattlichste von Allen, das Schlauchblatt (Ascophyllum nodosum), scheint merkwürdiger Weise nicht an Kreide und Sandstein zu haften; man findet sie nur auf den vereinzelt an der Südwestseite der Felseninsel vorkommenden und zur Ebbezeit von Wasser entblößten erratischen Granitblöcken. Auch sonst ist diese Form in der Nordsee häufig; sie scheint aber immer sich ein sehr festes Gestein als Unterlage zu wählen.

Die Fucaceen, durchweg stattliche Gewächse, sind über die Meere der ganzen Erdoberfläche verbreitet, doch findet man im Norden und im Süden wie in den Tropen ganz verschiedene Gattungen. In den Tropen und subtropischen Zonen gedeiht hauptsächlich in zahllosen Species der Beerentang (Sargassum), der nur in wenigen Arten bis in die nördliche gemäßigte Zone hineinragt, so besonders in dem schwimmenden Sargassum bacciferum des atlantischen Oceans zwischen Europa und Nordamerika, welches sogar zu dem Namen eines Sargassomeeres Anlaß gegeben hat. Am reichsten entwickelt in zahlreichen Gattungen sind die Fucaceen in den Gewässern Australiens, während im hohen Norden die Gattung Fucus mit ihren verschiedenen Arten vorherrscht.

Interessant und ganz abweichend von derjenigen der Phäosporeen ist die Fortpflanzung der Fucaceen; während erstere sich durchweg durch ungeschlechtliche Keimzellen vermehren, besitzen die Fucaceen lediglich geschlechtlich differenzirte Fortpflanzungsorgane: diese befinden sich bei unseren einheimischen Arten an etwas angeschwollenen, heller gefärbten Zweigspitzen, die man Blüthen nennen kann. Es sind weibliche und männliche Blüthen zu unterscheiden. In den weiblichen Blüthen entwickeln sich kugelrunde, ziemlich große Zellen, die man Eier nennt, und welche, sobald sie reif geworden, von der Pflanze in das Meerwasser ausgestoßen werden, wo sie sich, wie Fischeier, nur passiv treibend halten und bewegen können, da sie der Ruderorgane entbehren. In den männlichen Blüthen dagegen werden sehr zahlreiche, äußerst kleine Befruchtungskörper gebildet, welche, mit zwei Flimmerhärchen ausgerüstet, sich sehr lebhaft activ im Wasser umhertummeln, in welches sie seitens der männlichen Pflanzen massenhaft entleert werden. Treffen diese Befruchtungskörper auf ein Ei, so hängen sie sich meist in großer Zahl an die schleimige Oberfläche desselben an, doch nur einer dringt ein, um im Innern mit dem Kern des Eies zu verschmelzen. Hierdurch ist das Ei befruchtet worden; es vermag sich jetzt zu einer neuen Fucuspflanze zu entwickeln, während die unbefruchteten Eier ebenso wie diejenigen Befruchtungskörper, welche nicht mit einem Eie copuliren konnten, bald zu Grunde gehen.

Der dritte Haupttypus brauner Algen, die Dictyotaceen, sind bei Helgoland nur durch eine Art, den an den Klippen der Südwestseite der Felseninsel häufigen gabeltheiligen Netztang (Dictyota dichotoma), eine höchst zierliche Pflanze, vertreten. Diese Pflanzengruppe ist vorwiegend in den wärmeren Gegenden der Erde verbreitet, wo sie in zahlreichen Formen auftritt, während mit Dictyota diese Pflanzen bei Helgoland nahezu ihre Nordgrenze erreichen. Die Dictyotaceen unterscheiden sich durch ihre Fortpflanzungsorgane ganz wesentlich von den Phäosporeen und Fucaceen, da sie bewegungslose Eier, bewegungslose, d. h. nur passiv durch die Bewegung des Meerwassers fortgetriebene Befruchtungskörper und außerdem unbewegliche geschlechtslose Keimzellen, sogenannte Tetrasporen, besitzen, welche, stets zu vieren beisammen, durch Theilung einer Mutterzelle entstehen.

Neben den Brauntangen sind es dann besonders die Rothtange, auch Blüthentange oder Florideen genannt, welche durch ihre vom Colorit der Landpflanzen so auffallend verschiedenen Farben die Aufmerksamkeit des Sammlers erregen. Von Helgoland sind mir fünfundsechzig Arten bekannt. Der rothe Farbstoff der Florideen, das Rhodophyll, vertritt in jeder Hinsicht, auch in Bezug

auf die Function der Kohlensäure-Assimilation, das Chlorophyll der Gräser, Bäume u. s. w. Es ist aber dieser Farbstoff der Florideen durch Beimengungen verschiedener Art bei verschiedenen Species so abgestuft, daß man alle Nüancen findet vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Purpur, ja bis zum bräunlichen und schwärzlichen Violett. Daß aber stets derselbe oder wenigstens eine Gruppe sehr ähnlicher Farbstoffe vorliegt, erkennt man, wenn man Florideenstücke in süßem Wasser zerreibt, wobei der Farbstoff mit einer im Ganzen übereinstimmenden Farbe in Lösung geht.

Diese Florideen entzücken das Auge nicht nur durch den Schmelz ihrer Farbentöne, sondern auch durch die ungemeine Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Körperform. Die letztere ist noch größer, als diejenige der Phäosporeen, doch kommen keine so riesigen Dimensionen vor wie bei letzteren. Im Ganzen nimmt die Anzahl der Florideenformen nach den Polen hin ab; ihr Maximum haben sie wohl in den beiden warmen gemäßigten Zonen, besonders reich entwickelt sind sie an den Küsten Australiens, dem Eldorado der Algensammler, und im mittelländischen Meere. Keine der Hauptabtheilungen der Algen tritt aber auch nur entfernt mit einem solchen Reichthume von Gattungen und Arten an der Erdoberfläche auf wie die Florideen.

Es würde hier viel zu weit führen, eine auch nur flüchtige Uebersicht der bei Helgoland wachsenden Florideentypen zu geben; ich beschränke mich auf ein paar Andeutungen, aus denen hervorgehen mag, in welchen Richtungen ihre Körperformen sich abwandeln.

Wenn man mit dem Schleppnetze aus mittleren Tiefen, z. B. im Nordhafen, Steine heraufzieht, so finden sich auf denselben nicht selten hellere oder dunklere blutrothe Flecke. Es sind das Krustenalgen aus den Gattungen Hildenbrandtia, Peyssonelia, Cruoria[1]); sie sind mit der ganzen Unterseite ihres Körpers einem Steine oder einer Muschelschale aufgewachsen, welche sie mitunter in dünner Schicht vollständig überziehen. Neben diesen weichen und zum Theil gallertartigen Formen kommen rosarothe steinharte Krusten vor von glatter oder warziger Oberfläche, den Gattungen Lithophyllum und Lithothamnion zugehörig. Bei diesen letztgenannten Formen sind die Wände des Zellengewebes derartig mit kohlensaurem Kalk inkrustirt, daß der ganze Pflanzenkörper die Consistenz einer Koralle erhält. Hieran schließen sich noch zwei andere Gattungen sogenannter Kalkalgen, welche ebenfalls bei Helgoland gefunden werden, Corallina und Jania. Dieselben sind aber keine formlosen Krusten, sondern reich verzweigte kleine Sträucher von der Höhe einiger Centimeter, deren Gewebe jedoch gleichfalls eine korallenartige Festigkeit besitzt.

Einem völlig anderen Typus rother Algen begegnet man in der Nähe der mittleren Fluthmarke, so daß sie bei Ebbe stets trocken liegen, z. B. an der Landungsbrücke, besonders häufig aber an Steinblöcken der Nordostküste. Es sind dies dünne, schwarzrothe Häute von Handgröße und darüber, mit mehr oder

[1]) Ich empfinde es bei der Darstellung als einen entschiedenen Uebelstand, daß für die große Mehrzahl der Algen keine deutschen, sondern nur lateinische Namen existiren; versucht man die letzteren künstlich in das Deutsche zu übertragen, so kommt selten ein geschmackvoll klingendes Wort zu Tage.

weniger unregelmäßigem Contour, einer Art der Gattung Porphyra angehörig; der unvollkommenste Typus der ganzen Klasse. An manchen Stellen, besonders an den Kreideklippen nordwestlich der Düne, findet man fußlange, verzweigte Algen mit drehrunden, gallertartig weichen Aesten, welche im Wasser dunkelgefärbten Regenwürmern nicht unähnlich sehen; sie gehören zu den Gattungen Nemalion und Helminthocladia.

Weit zierlicher und meist auch schöner gefärbt sind die Arten von Callithamnion, Ceramium, Ptilota und Polysiphonia. Es sind reich verzweigte kleine Strauchformen von zwei bis zwanzig Centimeter Länge, welche mit ihrer Basis meist an größeren Tangen festgewachsen sind. Die Zweige sind größer, theils von borstenartiger Feinheit, oft auf das Niedlichste federartig verästelt, so daß sie, frei im Wasserglase ausgebreitet oder auf Papier gezogen, einen reizenden Anblick gewähren. Uebertroffen werden diese haarfeinen Gebilde an Schönheit nur noch durch die blattartigen Gestalten der Gattungen Plocamium und Delesseria, von denen die erstere reichverzweigte, die letztere z. Th. ungetheilte, lanzettliche, von einer Mittelrippe durchzogene Blätterformen von nicht unbeträchtlicher Größe und unendlicher Zartheit des Colorits darstellen. Endlich kommen auch viel derbere, z. Th. sehr dunkel gefärbte Formen vor, bald mit strauchförmigem, stielrundem (Fastigiaria), bald mit blattartig verbreitertem Körper (Chondrus, Phyllophora).

Doch alle diese, in fast endloser Mannigfaltigkeit der Gestalt sich abwandelnden Florideen stimmen überein außer in der Farbe des assimilirenden Farbstoffs auch in der ganz eigenthümlichen Ausprägung der Fortpflanzungsorgane.

Die Arten umfassen geschlechtliche und ungeschlechtliche Individuen. Die letzteren entsprechen denen der oben erwähnten Dictyotaceen: die Keimzellen oder Tetrasporen entstehen zu vieren aus einer Mutterzelle und sind ganz unbeweglich. Die Geschlechtspflanzen produciren zunächst männliche Befruchtungszellen, welche ebenfalls unbewegliche, kleine farblose Kügelchen vorstellen, die nur passiv durch die Bewegung des Wassers den weiblichen Sexualapparaten zugeführt werden können. Letztere bestehen gewöhnlich aus einem kurzen Zweige, welcher in ein dünnes farbloses Haar überläuft. Mit dem Zelleninhalt dieses Haares verschmilzt das Protoplasma der befruchtenden Körperchen, und als Folge davon entwickelt sich aus dem unteren Theile des weiblichen Sexualastes eine Frucht, deren Inneres von Sporen erfüllt ist, die ihre Entstehung also einem Sexualakte verdanken. Durch Keimung können sowohl die Tetrasporen wie auch die sexuell erzeugten Sporen zu neuen Florideenpflänzchen sich entwickeln.

## IV.

Die pflanzengeographische Stellung der Algenflora Helgolands verhält sich ähnlich wie diejenige seiner Landflora: auch sie trägt deutlich einen insularen Charakter. Es rührt dies her von den eigenartigen Vegetationsverhältnissen im Nordseebecken.

Auch in der Nordsee besteht der Meeresboden theils aus Sand, der mit feineren oder gröberen Geröllen untermischt ist, theils aus Schlick. Daß letzterer unter allen Umständen pflanzenlos sein würde, ließ sich nach den Erfahrungen,

welche über den Pflanzenwuchs in der Ostsee vorliegen, von vornherein erwarten und wird auch durch die directe Wahrnehmung bestätigt; denn der weiche Schlick ist viel zu leicht beweglich, um den Algen eine Basis für ihre Entwicklung zu bieten.

Allein der anscheinend feste Sand- und Kiesboden in der Nordsee, von dem man vorauszusetzen geneigt ist, daß er ebenso reich mit Algen bewachsen sein werde, wie in der westlichen Ostsee, ist pflanzenlos wie der Schlickboden: das ganze weite Becken der Nordsee, speciell die deutsche Bucht derselben, ist eine zusammenhängende, pflanzenlose Wüste; die Vegetationsverhältnisse liegen hier also völlig anders als in der Ostsee!

Diese Abweichung im Verhalten beider Meere, von denen das eine, sofern nur Sandboden vorhanden ist, quadratmeilengroße submarine Wiesen birgt, das andere gleichförmig steril erscheint, mag Schlick oder Kiesboden vorliegen, ist bemerkenswerth genug, um einige Erörterungen zu rechtfertigen.

Es kann diese Verschiedenheit nicht dadurch bedingt sein, daß es im Laufe der Jahrtausende an Algenkeimen gefehlt hätte, welche, in die Nordsee eindringend, den Grund derselben mit einer Pflanzendecke hätten überziehen können. Denn mitten in dieser vegetationslosen Wüste, welche der Meeresgrund der Nordsee darstellt, erhebt sich auf Helgolands untergetauchten Klippen eine Oase, ein äußerst üppiger Algenwuchs. Wir werden daher noch Differenzen im physischen Verhalten zwischen der Ostsee und der Nordsee zu suchen haben, und daß diese Differenzen nicht in der chemischen Beschaffenheit des Meerwassers, nicht im Salzgehalt desselben beruhen können, wird wiederum durch Helgoland bewiesen, an dessen Küsten der Salzgehalt der gleiche ist, wie in der übrigen Nordsee. In der That ist die einzige Differenz, welche hier in Betracht kommen kann, darin zu erkennen, daß die Nordsee Gezeiten, daß sie Ebbe und Fluth besitzt, die Ostsee aber nicht.

Bei der geringen Tiefe der Nordsee und der Größe der Gezeitenwellen wird durch Ebbe und Fluth nicht allein in der Brandungsregion der Küste das Wasser in unausgesetzter Bewegung erhalten, sondern diese Bewegung macht sich auch in den von der Küste entfernten Theilen des Meeres geltend und dringt hier bis auf den Grund desselben hinab: durch diese Gezeitenbewegung des Wassers werden die oberen Bodenschichten auch in einer Tiefe von zwanzig bis vierzig Metern noch fortwährend in Bewegung versetzt, mögen sie aus feinerem Sand oder aus gröberem Kies gebildet sein. Machen wir doch auch an den Ostseeküsten Pommerns, Mecklenburgs, Schleswig-Holsteins die Wahrnehmung, daß in der eigentlichen Brandungszone sowohl Sandboden als gröbere Gerölle (z. B. am Heiligen Damme) pflanzenlos sind und erst in beträchtlicher Tiefe, wo die Wirkung der durch den Wind erzeugten Brandung verschwindet, sich mit Algen bedecken. Wie hier in der Brandungszone, so wird durch das ganze flache Nordseebecken hindurch der Sandboden von den Gezeitenwellen in Bewegung erhalten und dadurch zur Wüste. Denn wenn sich die Sandkörner fortwährend gegen einander verschieben und an einander reiben, können auf ihnen die Keime der Algen ebenso wenig einen festen Anhalt finden, wie im Schlick, und daß diese Reibung continuirlich vor sich geht, beweisen die vielen, in der oberen Bodenschicht befindlichen

und durch das Schleppnetz zu Tage geförderten abgeschliffenen und gerundeten Schalen recenter Conchylien.

Ihren archimedischen Punkt vermögen daher die Algen nur dort zu finden, wo fester Felsboden sich ihnen darbietet, und das geschieht, außer an den natürlichen Felsen Helgolands, längs den deutschen Nordseeküsten nur noch an den künstlichen Felsendämmen der Inseln, denen das Pfahlwerk der Häfen an den Flußmündungen gleich zu setzen ist. Lediglich an diesen Punkten, wozu noch einige mit gröberem Geröll belegte Buchten und Bänke der nordfriesischen Inseln kommen, ist daher Algenwuchs überhaupt möglich, und da die übrigen Localitäten verschwindend klein oder von geringfügiger Bedeutung sind, so kommen sie neben Helgoland kaum in Betracht.

Ebenso wie die Klippen Helgolands sind die felsigen Gestade des südlichen Norwegens und Schottlands mit einem reichen Algenwuchse bedeckt. Auch die stärkste Wasserbewegung an sich, auch die heftigste Brandung ist kein Hinderniß für das Gedeihen der Algen, sofern ihnen nur ein fester, unverschiebbarer Felsboden zur Verfügung steht, um daran zu haften; es gibt sogar eine Anzahl von Arten, welche ausschließlich die oberste Zone der stärksten Brandung bewohnen.

Die botanische Bedeutung Helgolands für das gesammte deutsche Nordseegebiet tritt hierdurch in das schärfste Licht: Helgoland ist nahezu der einzige Fleck Erde in diesem Gebiete, dessen floristische Erforschung überhaupt ein größeres Interesse gewährt; dieses Interesse ist aber auch ein erhebliches. Denn das kleine Eiland bildet nicht etwa einen isolirten Berg, der sich aus einer pflanzenbewachsenen Prärie erhebt, wie der Meeresgrund sie sein könnte, sondern auch seine submarine Flora ist insular wie seine Landflora, denn die nächsten reich mit Algen bewachsenen Areale finden sich an den Küsten Großbritanniens und Norwegens. Es bildet also die Algenvegetation Helgolands, wie bereits hervorgehoben wurde, eine Oase inmitten einer Wüste, und es ist nunmehr zu untersuchen, ob und inwiefern auch die Algenflora Helgolands den allgemeinen Regeln folgt, welche für den pflanzengeographischen Charakter von Inseln und Oasen bekannt sind.

Schon bei Besprechung von Helgolands Landpflanzen wurde hervorgehoben, daß Inselfloren im Allgemeinen als artenärmere Ableger der Floren benachbarter Continente erscheinen, wenn auch einzelne selbständige Typen, sogenannte endemische Arten, auf denselben gefunden werden können. Dies trifft in jeder Hinsicht für Helgolands Algenflora zu, wenn wir sie vergleichen mit der Algenflora des südwestlichen Scandinaviens und der großbritannischen Küsten.

Die Anzahl der Individuen ist auf den untergetauchten Felsen Helgolands sicher nicht geringer als an irgend einer Stelle gleicher Flächenausdehnung der genannten Küsten, allein letztere beherbergen zahlreiche Arten sowohl rother als brauner Algen, die bei Helgoland nicht gefunden werden. Es sind aber auch von Helgolands Klippen einige wenige Arten bekannt, die man anderswo noch nicht gefunden hat. Allerdings wäre es verfrüht, diese letzteren als endemische Formen schon jetzt mit Bestimmtheit zu bezeichnen, denn sie sind ziemlich klein und unscheinbar und können z. B. an den englischen Küsten bis jetzt möglicher Weise doch nur übersehen worden sein.

Immerhin müssen wir der Vorstellung uns hingeben, wie auch bereits eingangs hervorgehoben wurde, daß während der Eiszeit die Algenflora Helgolands vollständig zu Grunde gegangen war, und daß erst nach dem Aufthauen des Nordseebeckens die ersten Keime von Algen, welche vermuthlich der englischen Küste entstammten, auf Helgoland wieder festen Fuß zu fassen vermochten. Die Einwanderung konnte nicht schrittweise vor sich gehen, da, wie wir wissen, der Boden der Nordsee keinen Algenwuchs zu tragen vermag; die Algen konnten nur sprungweise von England oder von Bergens Küste nach Helgoland gelangen, sie oder ihre Keime mußten die ganze Entfernung schwimmend zurücklegen. Hierfür eignen sich zwar einige größere Algen, wie der Blasentang, die Meereiche, das Schlauchblatt, die Meersaite, vorzüglich, weil sie Luftbehälter in ihrem Laube besitzen, welche dasselbe an der Oberfläche des Wassers treibend erhalten. Allein bei den meisten Arten sind keine solche Schwimmblasen vorhanden, ihr Körper ist specifisch schwerer als Meerwasser, sie sinken darin unter; dennoch ist es wahrscheinlich, daß von diesen Algen manche Exemplare im Laufe der Jahrtausende die Nordsee durchschwommen haben, wenn sie auch durch die Meeresströmungen der Tiefe fortgewälzt werden mußten. Viele Algen haben auch losgerissen im Meerwasser eine große Lebensfähigkeit. Es lassen sich abgetrennte Theile mancher Arten jahrelang in Gläsern am Leben erhalten, wenn man für niedrige Temperatur und von Zeit zu Zeit für frisches Meerwasser Sorge trägt. Ferner werden kleinere Formen, an den obengenannten, Luftbehälter führenden Arten haftend, durch sie mit über das Meer getragen worden sein. Endlich kommen die Fortpflanzungszellen der Algen, die Sporen, in Betracht.

Diese letzteren sind, wie oben ausgeführt wurde, bei den Phäosporeen beweglich, bei den Fucaceen, Diktyotaceen, Florideen aber unbeweglich. Die Ruderorgane der Sporen der ersten Gruppe kommen aber für die Durchmessung einer Meeresbreite schwerlich zur Geltung, so daß wir bei der Frage nach der Besiedlung der Helgoländer Felsen von den englischen u. s. w. Küsten her zwischen beiden Typen keinen Unterschied zu machen brauchen. Für den Transport der Algenkeime auf so weite Entfernung kann nur die passive Fortschwemmung durch Meeresströmungen in Betracht kommen. Daß hierbei nur unter besonders günstigen Umständen Algensporen von England nach Helgoland hinüber gelangen konnten, ist wahrscheinlich, so daß die Besiedlung der Klippen nur langsam vor sich gegangen sein wird. Und wenn wir manche, an Englands und Norwegens Küsten und selbst in der westlichen Ostsee häufige Arten bei Helgoland ganz vermissen, so dürfte das seinen Grund darin haben, daß ihre Keime ungeeignet sind, eine so weite Reise im Meerwasser zurückzulegen, daß sie frühzeitig absterben, wenn es ihnen nicht gelingt, einen Haftpunkt zu finden, von dem aus ihre Weiterentwicklung von Statten gehen kann.

Zum Schlusse möge noch ein kurzer Ausblick gestattet sein auf das größere Florengebiet, von welchem Helgolands Algen einen Bruchtheil ausmachen. Es ist dies das Gebiet des nördlichen atlantischen Oceans, welches sowohl die europäischen wie auch die nordamerikanischen Küsten desselben umfaßt. Die an diesen Küsten gefundenen Algen bilden eine Flora von einheitlichem Charakter und engem Zusammenhang, während z. B. die Flora des nördlichen großen Oceans

davon vollständig abweicht. Es ist in hohem Grade bemerkenswerth, daß die an Nordamerikas Küsten wachsenden Algen bis auf ganz wenige Ausnahmen in den Arten identisch sind mit den Bewohnern der europäischen Küsten, ein Umstand, der nur verständlich erscheint, wenn wir annehmen, daß in einer früheren Erdepoche, etwa in der Tertiärzeit, eine Landbrücke, vielleicht in der Gestalt einer Inselreihe, von welcher Island und die Farör ein Rest sind, die Südspitze Grönlands mit Europa verbunden hat. Denn daß bei der jetzigen Breite des atlantischen Oceans ein Austausch von Algenkeimen zwischen Europas und Amerikas Küsten stattgefunden habe, muß als völlig unwahrscheinlich angesehen werden. Daß aber unabhängig von einander an den Ufern beider Continente Hunderte von identischen Algenspecies entstanden sein sollten, ist noch viel unwahrscheinlicher. Wir gelangen daher zu dem Schlusse, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo das Hinüber- und Herüberwandern von Algen im Vergleich zur Jetztzeit sehr erleichtert gewesen ist, und dies bringt uns zu der angedeuteten Vorstellung einer Landbrücke, die übrigens auch durch andere Umstände rein geologischer Art nahe gelegt wird.

Die Flora des nordatlantischen Beckens trägt aber weiter den Charakter einer Mischflora. Neben Arten, die nur im nördlichen atlantischen Ocean wachsen, kommen andere vor, welche demselben gemeinsam sind mit der arktischen Flora des nördlichen Eismeers und noch andere Elemente, welche vorwiegend in Meeren von südlicherem Charakter, wohin schon das Mittelmeer gehört, zu Hause sind. Auch in solchen Mischungen der Florenelemente gelangen geologische Processe zum Ausdruck. Wir haben Grund zu der Annahme, daß, während in der Eiszeit die Vergletscherung sowohl der europäischen wie der nordamerikanischen Küste vor sich ging, arktische Algen in Masse in den atlantischen Ocean eindrangen, und daß diejenigen dieser Polarformen, welche nach dem Zurückweichen des Eises das wärmere Wasser zu ertragen vermochten, dauernd in demselben wohnhaft blieben. Langsamer wird die Einwanderung von Süden her gewesen und hier auch nur in dem Maße vor sich gegangen sein, wie sich das Wasser nach Ablauf der Eiszeit mehr und mehr erwärmte.

Auch auf Helgolands Felsen findet man also neben den specifisch atlantischen Algen nordische und südliche Arten. Jedenfalls ist aber die Flora der Insel reich genug, um auch bei der in Aussicht genommenen Errichtung einer biologischen Station auf Helgoland eine botanische Abtheilung derselben auf viele Jahre hinaus mit Material für wissenschaftliche Untersuchungen zu versorgen, und ein derartiges Institut ist um so wünschenswerther, als Helgoland den einzigen nunmehr deutschen Fleck Erde an der Nordsee darstellt, wo Algen reichlich und üppig gedeihen.

---

# Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie.

## Ein Versuch.

Von

**Herman Grimm.**

I.

Das öffentliche Gespräch über die Umgestaltung der Schulen begann mit der Ueberbürdungsfrage. Daneben lief der Rangwettstreit zwischen Gymnasien und anders organisirten Schulen. Von den Schülern aber kam man auf die Lehrer und damit zu den Universitäten.

Und ferner: früher war meist von dem Unterrichte in den classischen Sprachen die Rede, man ist allmälig auf den Geschichtsunterricht aufmerksamer geworden. Es scheint nicht, daß wir so bald zu Resultaten gelangen werden, bei denen man sich beruhigen dürfte.

Die, welche heute über die Umgestaltung öffentlicher Schuleinrichtungen sich zu vereinigen haben, sind der Majorität nach in öffentlichen Verhältnissen aufgewachsen, denen die heutigen nicht gleichen. Es wird heute in den Gymnasien anders sowohl gelehrt als gelernt als früher. Die Examina haben andere Bedeutung und Schärfe. Die Lehrer werden anders vorgebildet als früher, und die Familien der Kinder sind zum größten Theil anders geartet als vor Zeiten. Die Natur der Kinder hat sich unter dem Einflusse freierer politischer Zustände geändert und was von der Schule für das Leben verlangt wird, entspricht nicht mehr den früheren Anforderungen. Die Anzahl der Kinder, welche beim heutigen höheren Schulwesen in Betracht kommt, ist eine so umfangreiche, daß daraus Folgen fließen. Diese entschiedene Umgestaltung der Verhältnisse wird zuweilen zu wenig beachtet, und es ist natürlich, daß widerstrebende Ideen sich gegenüberstehen.

Ich suche mir klar zu werden, aus welchen Gründen der Schulunterricht in der Geschichte heute etwas Anderes sein müsse, als in den Zeiten, wo ich ihn selbst noch empfing.

In meiner Jugend wurde die Vergangenheit anders angesehen als sie heute im Lichte des neuesten Tages erscheint. Man schritt mit rückwärts gewandten

Blicken damals vorwärts. Ein Schimmer von Heiligkeit umgab den Bereich des Alterthums. An eine verlorene Jugend der Menschheit wurde geglaubt, die die Last des Lebens damals weniger beschwerte. Eine Epoche der frisch vollendeten Schöpfung umschwebte uns in reinen Bildern. Wie Dante Eva als die Mutter des Menschengeschlechtes schilderte, wie Michelangelo sie malte, gewaltig und schön, so sahen wir sie vor uns. Auf der letzten Ausstellung hat ein dänischer Künstler Adam und Eva gemalt, als lebten sie heute. Er, auf dem Boden des Waldes hingestreckt, wird durch den Gang von Schritten aufgestört. Da geht Eva vorüber. Mit einem Seitenblicke nach ihm, der fast etwas Wildes hat. Sie scheint zu stocken. Ihre Gedanken berühren sich. Der Maler hat sich mit seiner Zeit abgefunden. Diese beiden Leute könnten auch heute so sich in der Wildniß finden. Dieselbe Luft umgibt sie, die uns umgibt. Es ist nicht mehr das von Gott gestaltete erste Menschenpaar, das eine geheimnißvolle Mischung von Schuld und Unschuld erfüllt. Und so, wenn heute homerische Scenen gemalt werden, sucht der Künstler die Helden nach den Resultaten der neuesten Ausgrabungen zu bewaffnen, es sind keine Götter mehr, die ihnen Rüstungen geschmiedet haben. Und nicht anders bei der römischen Geschichte. Man versteht die Auffassung nicht, die uns vor fünfzig Jahren noch begeisterte. Alma Tadema's seltsame Augenblicksbilder dieser Zeiten sind uns genehmer.

Es gab vor fünfzig Jahren noch eine märchenhafte Chronologie mit unbestimmten Zahlenwerthen. Eine Rechnung, welche die ersten beiden einsamen Menschen mit dem Beginn von erstgeborenen Völkern in absehbarer Verbindung hielt. Große namenlose Massen entsprangen Adam's und Eva's Kindern, über denen, wie über Familien, Patriarchen standen. Die Jahre waren damals länger, die Jahreszeiten milder, die Lebenszeiten umfaßten Hunderte von Jahren. In den jüdischen Himmel ragte der griechische Olymp mit seinen goldenen Götterpalästen hinein. Ein goldenes, ein silbernes, ein ehernes, ein eisernes Zeitalter folgten auf der Erde sich. Diese Dinge wurden den Kindern in die Phantasie gepflanzt, und eine beruhigende Stimmung erfüllte uns, eine Resignation, daß all das verloren sei. In diesen Gedanken hatte Schiller gedichtet: „Da ihr noch die schöne Welt regieret." An diese lichten Tage menschlichen Daseins schlossen die sich an, die als Geschichte galten. Aegyptische, jüdische, griechische, römische Abenteuer. Ein erster großer Abschluß dieser Welt mit dem Beginn des römischen Kaiserthums. Ein noch schärferer mit der Völkerwanderung. Ein letzter mit der Entdeckung von Amerika und der Reformation. Von da ab die nebeneinanderlaufenden Geschichten der einzelnen Staaten. Unser eigenes Jahrhundert dann aber wiederum verschieden von allem Vorhergehenden. Es ruhte ein gewisses Geheimniß auf der Gegenwart. Millionen Menschen, die in unklaren Erlebnissen hin und her sich drängen. Es fiel nur ein unsicheres Licht in ihre Bewegung. Niemand kannte ihr Ziel. Wer in Deutschland seine Stimme lauter erhob, wagte nur anzudeuten, was er über die eigenen Zeiten denke.

Wie stehen unsere jungen Leute diesen Bildern gegenüber?

Selbst die heute regierende ältere Generation sieht sie anders an, als sie in ihrer Jugend gethan, aber sie blickt mit Ehrfurcht zu ihnen zurück. Sie möchte sie nicht zerstört wissen. Sie glaubt, es lasse sich aus ihnen, oder doch wenigstens

nicht ohne sie ein Präparat herstellen, das man den Kindern von heute als Kost noch vorsetzen dürfe. Geschichte sollen die Jungen in der Schule doch lernen: welche andere dann aber als diese? Wovor sollen sie Respect haben, wenn nicht zuerst vor den griechischen und römischen Staatsmännern und Feldherren?

Hierzu aber bedarf es nicht bloß, daß den Jungen diese Dinge so vorgetragen werden, sondern auch, daß sie daran glauben.

Die Umwandlung des deutschen Lebens und unseres öffentlichen Bewußtseins innerhalb der letzten dreißig Jahre erscheint mir als eine so vollständige, daß ich den baldigen Umsturz des historischen Gebäudes, das zum Gebrauche der lernenden Jugend so fest gezimmert war, erwarte. Eine Umschichtung wird von Grund aus vorgenommen werden, wie etwa bei der Einführung einer neuen Schießwaffe und bei der Umgestaltung der Uebungen für die Kriegsbereitschaft. Wer im Leben drinsteht, weiß, daß in unserem Schulwesen die Dinge nicht mehr so weiter gehen können. Es ist unabweisliche Forderung heute, daß beim Erwachen der historischen Neugier dem Kinde für sein ihm bevorstehendes Leben gewisse politische Urbegriffe eingepflanzt werden müssen, die der Geschichte der Völker, welche vor zweitausend Jahren die griechische und die italienische Halbinsel bewohnten, nicht zu entnehmen sind. Gutes und Böses ereignet sich heute in anderer Gestalt. Wir sind viel moderner als wir wissen. Wir von heute haben nicht mehr wie ich als Kind einstmals die Freiheitskriege gegen den ersten Napoleon als letzte große nationale Erfahrung hinter uns, sondern die Freiheitskriege der sechziger und siebziger Jahre gegen Oesterreich und Frankreich. Wir sind einmal ein Volk gewesen, in dessen Schoße dem Kinde einzuprägen war, es werde sich nie freiwillig zugreifend an den Schicksalen des Landes betheiligen dürfen. Heute wird der Deutsche dazu gezwungen. Vor fünfzig Jahren wäre es ein unerhörtes Beginnen gewesen, die Erziehung so einzurichten, daß man dem Kinde klar machte, es werde einmal der Bürger eines einigen großen deutschen Kaiserreiches sein, und unter seinen Pflichten gegen Gott, Kaiser und Vaterland werde auch die einmal an es herantreten, aus eigener Beurtheilung der Bedürfnisse seines Vaterlandes einen Vertreter seiner Meinungen in ein deutsches Parlament zu wählen. Dergleichen nur zu äußern, würde wie Hochverrath geklungen und dem, der es ausgesprochen hätte, vielleicht Lebensruin eingetragen haben. Heute dagegen beruht unsere Zukunft darauf, daß die kommende Generation diesen Gedanken fasse und seine Consequenzen kennen lerne. Im gleichen Sinne lernt heute der junge Italiener, Franzose, Schweizer, Engländer und Amerikaner als das Erste alles Wissenswürdigen seine Stellung als zukünftiger Staatsbürger und Träger von Rechten und Pflichten kennen. Wir würden, versäumten wir, der Jugend diese Gedanken in richtiger Fassung nahe zu bringen, die geistige Vertheidigung des Vaterlandes vernachlässigen. Als Bürger des deutschen kaiserlichen Reiches haben wir nicht nur die Stellung, die uns die Siege von 1870 gegeben haben, zu behaupten, sondern vorwärts zu gehen. Die politische Lage verlangt, daß wir unseren Nachwuchs nicht allein für die Vertheidigung des Errungenen, sondern auch dafür erziehen, das deutsche Kaiserreich geistig zu vertreten. Niemand leugnet dies heute. Die Stellung einer Nation von Privatgelehrten — „die Deutschen sind die Hauslehrer der Welt“ wurde in den vierziger Jahren einmal gesagt —

haben wir nicht mehr inne. Einem äußeren und einem inneren Feinde stehen wir gegenüber: was an physischem und geistigem Vermögen dem deutschen Volke zu Gebote steht, muß ausgebildet und ausgebeutet werden.

Es handelt sich beim Schüler also nicht mehr um die Erwerbung der idealen Anschauungen, die vor Zeiten uns das Gefühl politischer Thatlosigkeit erleichterten, sondern um die Bestätigung des historischen Nationalgefühls, das dem Volke inneren Rückhalt verleiht[1]). Als Grundlage dieses Erwerbes stellt sich dar, daß das Kind bereits sich als aktiven Theil des Volkes empfinde. Ein Knabe muß wissen, daß auf ihn gerechnet werde. Dem Gewinn der hierfür nöthigen Kenntnisse gegenüber hat die Geschichte der Griechen und Römer zurückzustehen.

## II. Der Sextaner und die Geschichte.

Was ich hier vorbringe, sind keine neuen Gedanken, die ein Einzelner hegt, sondern ich suche nur zu Dingen, die alle Welt bewegen, Stellung zu nehmen. Ueber den Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie habe ich seit langen Jahren nachgedacht und erlebe jetzt, daß von vielen Seiten für ihn eingetreten werde. Es gibt verschiedene Wege, rückwärts schreitend die Thatsachen, welche die Geschichte unseres Vaterlandes ausmachen, in Verbindung zu bringen. Meine Absicht ist nicht, in diesem Aufsatze hierüber erschöpfende Betrachtungen aufzustellen. Meine Bemerkungen betreffen nur die heutige Lage der Dinge. Kein Programm für alle Zukunft also gebe ich, an dessen Durchführung ich mich betheiligen möchte. Ich ziehe den Schulunterricht nur insoweit in Frage, als er die Vorstufe zur Erlangung der welthistorischen Geschichtsanschauung bildet, die der Student und, nach den Universitätsjahren, der fertige Mann heute besitzen sollte. —

Wenn ich von Sextanern, Quintanern und schließlich Primanern spreche, so habe ich dabei weder eine bestimmte Art von Schulen noch eine bestimmte Classeneintheilung im Sinne. Ich könnte auch sagen: Knaben von neun, elf, dreizehn ꝛc. Jahren, hätte ebenso gut aber auch sagen können: ein Kind, das mit dem höheren Schulbesuche beginnt, ein Junge, der diese ersten Anfänge bereits hinter sich hat, und weiter, statt Primaner, ein junger Mensch, der in den letzten Jahren vor dem Abgange zur Universität steht. Der Eintheilung in sechs ideale Altersstufen eines Schülers entspricht meine Eintheilung des Stoffes.

Ich würde damit anfangen, in einer Verbindung von Erdkunde und Geschichte den Jungen mit dem Boden bekannt zu machen, auf dem er steht. Ich würde als Hülfsmittel dafür einen colossalen Globus aufstellen lassen und die Atlanten möglichst verbannen, welche die Erdoberfläche zerreißen, statt sie als ein Ganzes betrachten zu lehren. Gegenstand des ersten Unterrichts wären die Macht und Größe des Vaterlandes, des Volkes, des kaiserlichen Hauses. Einzuprägen wären dem Kinde unsere Lage zwischen anderen Völkern, die uns anzugreifen bereit sind, und unsere Mittel, uns zu vertheidigen. Der Unterschied zwischen Land- und Seegrenzen; die Stärke der Armeen und Flotten; die Formation des Vaterlandes ꝛc. Ohne der weiter zurückliegenden Vergangenheit zu

[1]) Herder's Standpunkt.

Digitized by Google

erwähnen, wird dem Sextaner als „Geschichte" mitgetheilt, daß im Jahre 1870 ein großer Kampf des deutschen Volkes gegen Frankreich stattfand, und daß von den deutschen Fürsten 1871 in Versailles das deutsche Kaiserthum proclamirt ward. Wie es vorher in Deutschland unter Kaiser Wilhelm I. aussah, geht den Schüler einstweilen nichts an. Er lernt vom Ueberschreiten der französischen Grenze ab die Schlachten, die Bewegungen der Armeen und alle Folgen der Siege und des Friedensschlusses kennen. In diesen Dingen muß er zu Hause sein. Die heutige politische Gestaltung Deutschlands lernt er kennen, als habe vorher das Chaos geherrscht. Er weiß nur von der Gegenwart. Die Erfahrung wird sehr bald dem Lehrer zeigen, wie die zwischen 1870 und heute liegenden Dinge so zu erzählen seien, daß dem Schüler nicht einfällt, nach dem zu fragen, was vorher da war. Der Knabe wird die Verhältnisse, von denen er so Kunde erhält, als stets dagewesene, als nothwendige und unabänderliche ansehen. Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich werden in der Phantasie des Kindes erhabene Gestalt annehmen, als habe vor ihnen Niemand geherrscht. Die Kriege werden in ihrem sieghaften Gange ihm als im Rathe Gottes beschlossen erscheinen, die Personen, welche unsere Siege herbeiführen geholfen haben, stehen als Werkzeuge der Vorsehung über aller Kritik und empfangen heldenmäßigen Schimmer. Dieser Eintritt der Begebenheiten ins Mythische braucht nicht besonders befördert zu werden, er vollzieht sich von selbst in der Seele des Kindes. —

Die Welt der Märchen und der Heroenzeiten des eigenen wie aller übrigen Völker jedoch wird dem Schüler damit nicht verschlossen. Unsere Literatur ist voll von märchenhaften Stoffen, welche in die Phantasie des Volkes, der Alten wie der Jungen, eindringen. (In welchem Maße nicht haben die Wagner'schen Opern sagenhafte Ereignisse und Personen neu in die Welt hineingeworfen: Anschauungen, an denen die Kinder bereits lebendig betheiligt sind.) Mit der „Geschichte" aber haben diese Bilder nichts zu thun. Das Publicum, und die Kinder mit, verlegen, weil diese Gestalten und ihr Thun ihnen ohne Zahlen entgegentreten, sie in dieselbe zahlenlose Epoche, in die wir die Umgestaltungen der Erdrinde verlegen. In ursächlicher Verknüpfung lernt der Knabe nur das begreifen, was er um sich her vor Augen hat. Der Junge hat zu wissen, daß er innerhalb eines großen Organismus stehe, ohne den er Alles einbüßen würde, was für das Leben von Werth ist.

## III. Der Quintaner.

Der Name Quintaner setzt einen Schüler voraus, der bereits an den Begriff Geschichte gewöhnt und der um zwei Jahre älter ist als der Sextaner. Das eben Besprochene ist ihm ins Blut übergegangen, und er kann darüber Auskunft geben. Ihm wird nun eröffnet, es sei vor den Zeiten unseres jetzigen deutschen Kaiserreiches eine Zeit von fast zwei Jahrhunderten gewesen, in welcher es in Deutschland anders aussah als heute.

Diese Epoche ist die des preußischen Königreiches innerhalb des übrigen, der preußischen Herrschaft nicht nur nicht unterworfenen, sondern Preußen an Umfang weit überragenden alten Deutschen Reiches. Einhundertundsiebzig Jahre lang hat es Könige von Preußen gegeben, die nicht Kaiser von Deutschland waren.

Diese fast zweihundert Jahre müssen eingetheilt werden. Der Quintaner lernt den Begriff der historischen Succession in anderem Sinne kennen als bisher, da Wilhelm I., Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm II. heute ein ungetrenntes ideales Ganzes zu bilden scheinen. Wieder wird mit der Krönung Friedrich's I. begonnen als einer ausgangbildenden Thatsache, vor welcher einstweilen wiederum nun das historisch Unbekannte liegt. Alles Vorhergehende bleibt unerörtert, Fünf auf einander folgende Könige mit langen Regierungen schließen sich an den ersten König an (der letzte nicht mitgezählt, weil er Kaiser ward, so wie König Friedrich I. anfangs Kurfürst war). Diese sechs Könige werden vom ersten Könige vorschreitend bis zum letzten dargestellt, denn jeder folgende würde ohne den vorhergehenden nicht voll verständlich sein. Die Hauptsache für den Lehrer ist, Sorge zu tragen, daß dem Schüler alle sechs Herrscher zusammen diejenige Epoche repräsentiren, die zunächst vor unserer Gegenwart liegt. Auch hier aber handelt es sich nur um die äußere Gestalt der Ereignisse, deren feinerer innerer Zusammenhang erst späteren Jahren sich erschließt. So einfach es erscheint, die Reihe der Könige als Mustertypen von Herrschergestalten in der Folge ihrer Regierungen hinzustellen, so schwierig wird dies, wenn wir bedenken, daß hier Kinder zu unterrichten sind, die vom Einflusse der Charaktere auf die Ereignisse noch keinen Begriff haben. Ein Kind versteht kaum, daß einmal Geschehenes auch anders hätte geschehen können. Wollte man dem Quintaner gegenüber hervorheben oder beschönigen, worin einer dieser Herrscher heutigem Urtheile nach etwa gefehlt haben könnte, so würde man ihrer Gestalt etwas von ihrer Erhabenheit nehmen. Würde dagegen, was sie geleistet haben, in zu helles Licht gesetzt, so würde man dem ehemaligen Schüler, wenn er später auf den als Kind empfangenen Unterricht zurückblickt, das schädliche Gefühl erwecken, als sei zu Gunsten falschverstandenen patriotischen Interesses an der Wahrheit herumgemodelt worden. Die Entwicklung Preußens unter diesen Königen ist eine so großartige, daß es dessen nicht bedarf. Mir scheint am einfachsten, bei der Erzählung ihrer Thaten den materiellen Zustand des Landes immer an die erste Stelle zu bringen und die Beurtheilung der Persönlichkeit dem späteren Studium anheimzugeben. Statistische Daten müssen die vornehmste Grundlage der Anschauung bilden.

Der erste König von Preußen ist dem Quintaner als der Herr einer Macht darzustellen, die in Bevölkerungs- und Productionszahlen einzuprägen ist. Von den Bemühungen des Großen Kurfürsten, diese Macht erst zu bilden, ist hier noch nicht die Rede. Der erste König hat sowohl auf dem Gebiete der geistigen Arbeit als des sichtbaren Glanzes sein Haus den anderen königlichen Häusern gleich bringen wollen. Er hat Berlin durch großartige Bauten, welche noch heute die Mitte der Stadt bilden, zur Hauptstadt seines neuen Königreiches erhoben. Diese Bauten sind zu besprechen: Schloß, Zeughaus, Schloßbrücke und Statuen. Für den Berliner Schüler müssen diese Denkmale des beginnenden Königreiches volles Leben empfangen. Die Gründung der Akademie der Wissenschaften ist zu erwähnen. Hinzuweisen auf die immer noch waltende Zusammenhangslosigkeit der zuwachsenden Theile des Königreiches und auf das Streben, durch Beamte und Heer die ideale Einheit zu befestigen.

Es folgt der Vater Friedrich's des Großen. Seine Herrschaft war die der Vorbereitung dessen, was sein Sohn ausführte. Von den Eigenheiten dieses Fürsten, die so umfangreichen Stoff im Sinne der Anekdote gewähren, wird dem Schüler weniger gesagt als von der unter dem Könige eintretenden Aenderung des realen Machtverhältnisses. Hier liegt der Gesichtspunkt, von dem aus der Schüler Friedrich Wilhelm I. kennen lernt. Die Zerwürfnisse mit dem Kronprinzen werden vielleicht sogar ausgelassen. Der Schüler hat das zumeist von Friedrich's Vater zu erfahren, was als Frucht seiner Energie uns heute angeht[1]). Ebenso sorgfältig muß das ausgewählt werden, was von Friedrich dem Großen erzählt wird. Die Kriege, deren Nothwendigkeit darzulegen ist, und die Wiederherstellung des ausgesogenen Landes bilden die Mitte des Berichtes. Das Wachsthum Preußens in seiner europäischen Stellung ist auf der Karte deutlich zu machen. Die geniale Ueberlegenheit Friedrich's. Die Vorliebe des Königs für französische Literatur, die Abneigung gegen die aufstrebende deutsche Dichtung sind überflüssige Capitel. Voltaire wird nicht genannt. Er gehört so wenig hierher, als er an das Piedestal der Bildsäule gehörte, wo er mit Recht fehlt. Die Kunst des Lehrers muß darin bestehen, den König mit seinen Generälen und Ministern in einfache Beleuchtung zu bringen. Je eindrucksvoller dies geschieht, um so größere Frucht wird die Darstellung tragen. Den König von Anfang an als den „Alten Fritz" zu behandeln und in diesem Sinne allerlei Geschichten von ihm einzuflechten, wäre nicht richtig. Friedrich muß jünger erscheinen, als Rauch's Statue ihn zeigt. Der Glanzpunkt seiner Regierung waren die ersten fünfzehn Jahre, als er noch jung und aufstrebend war. Der siebenjährige Krieg rückte ihn schon in die Defensive; den Rest seines Lebens kennzeichnet oft genug Härte. Man hat bei der Erinnerung an ihn und auch bei seiner bildlichen Darstellung heute viel zu sehr diese zweite Hälfte im Auge.

Die Regierung seines Nachfolgers hat für den Fortschritt bei uns wenig geleistet. Dagegen ist die Zeit der Herrschaft Friedrich Wilhelm's II. erfüllt von der französischen Revolution, und es muß dieses ungeheuerste Ereigniß der menschlichen Geschichte in die Phantasie der Kinder so verständlich und zugleich wahrhaft eingetragen werden, daß der spätere Mann zurückdenkend die Richtigkeit dieser Umrisse anzuerkennen sich genöthigt sieht.

In der Zurückführung der französischen Revolution auf ganz einfache Daten liegt die Aufgabe.

Was Frankreich sei, weiß das Kind bereits: der mächtige und gefährliche Nachbar Deutschlands nach Westen hin. Nun erfährt es, wie wenig die Könige der Franzosen die Wohlfahrt ihres Landes zur Richtschnur ihrer Handlungen machten, und daß, nachdem dies Generationen hindurch gedauert, eine Verwirrung ausbrach, in deren Folge das Volk in ungeheurer Umwandlung sich durch

[1]) Wie schwer es sei, die richtige monumentale Gestaltung eines Fürsten zu finden, zeigt das Modell zur Statue dieses Königs, das in dem Saale des Ausstellungsgebäudes steht, welches die Porträts des Kaisers und der Kaiserin beherbergt. Mit zornigem Antlitz steht Friedrich Wilhelm I. da und scheint, in heftiger Aufregung, einen harten Befehl zu ertheilen. Er kann solche Momente gehabt haben, aber sie durften nicht in einem colossalen Standbilde verewigt werden.

und durch veränderte. Die Gründe der französischen Revolution werden so allgemein als möglich gefaßt: Hauptsache ist, die Reihe der aufeinander folgenden Thatsachen episch und anschaulich vorzutragen. Darzustellen ist, wie das französische Volk unfähig, sich selbst zu regieren, zu furchtbaren Verbrechen hingerissen wird, und wie aus seiner Mitte der jugendliche Napoleon anfangs als Retter aufsteigt. Seine Kriege, seine Siege, seine Mittel, sich die Herrschaft zu verschaffen, sein Erfolg. Die Umwandlung der Republik in ein Kaiserthum. Der Angriff gegen Preußen.

Jetzt ist zu erzählen, wie das Preußen jener Zeit als Macht neben den anderen europäischen Mächten beschaffen war. Die Zeiten Friedrich's des Großen sind völlig abgethan. Nach der Regierung seines Nachfolgers ist ein junger, ideal gesinnter König Herr des Landes geworden. Der Knabe muß den furchtbaren Niedergang des Königreiches erfahren, wie er 1806 im Lande empfunden wurde. Am schönsten im monumentalen Sinne hat (für den Lehrer natürlicherweise) Ranke diese Verhältnisse in der Einleitung zum Hardenberg dargestellt, während die französische Revolution in Carlyle ihren größten und verständlichsten Biographen gefunden hat.

Von den Freiheitskriegen ab, die leicht zu erzählen sind, beginnen nun aber Schwierigkeiten für die Formulirung der Ereignisse, die zumal am Abschlusse der Epoche kaum überwindlich erscheinen. Das Jahr 1848 so zu fassen, daß es von Kindern verstanden werden könne, ist schon nicht leicht; den Krieg gegen Oesterreich und seine Verbündeten aber in eine verständlich einfache Reihenfolge von Thatsachen zu bringen, erscheint, obgleich das Jahr 1866 ja schon um ein Vierteljahrhundert zurückliegt, fast unmöglich. Damals standen Deutsche gegen Deutsche unter den Waffen! Das Deutsche Reich, das der Sextaner als etwas Ewiges kennen gelernt hat, war gespalten und der Krieg von 1870 erst bewirkte die Versöhnung. Das deutsche Volk ist heute noch vollgesogen von Erinnerungen an jene Zeit. Sollen die Gemüther der Kinder unaufhörlich wieder von dem alten begrabenen Streite erfüllt werden? Und ferner: unsere Schüler erhalten den Geschichtsunterricht als preußische Kinder: Deutschland aber hat viele Schulen, auf denen zwar deutsche, aber nicht preußische Schüler den ersten historischen Unterricht empfangen. Alle werden einmal Bürger des sie gemeinsam umfangenden Kaiserreiches sein. Es kann nicht ausbleiben, daß wenn wir bei uns den Geschichtsunterricht reorganisiren, man auch in Bayern, Sachsen und den anderen Ländern die erste Unterweisung in der deutschen Geschichte mit den Schicksalen des angestammten Vaterlandes verbinden werde. Es darf aber nicht dahin kommen, daß hier Widersprüche den Kindern in die Seele gepflanzt werden, die später für das Reich böse Früchte tragen würden. Es wird deshalb, ehe die deutsche Geschichte in neuer Form zur Grundlage des Schulunterrichts gemacht wird, einer allgemeinen Verständigung bedürfen.

Dann erst wird sich zeigen, wie weit man im Stande sein werde, diesen Ereignissen die halbmythische Gestaltung zu verleihen, deren es für den noch so kindlichen Schüler bedarf. Denn es hört der Knabe von ihnen, wenn er das zwölfte Jahr noch nicht erreicht hat. Er urtheilt noch nicht, er nimmt nur auf, was ihm gesagt wird. Aber die heutige Zeit ist rücksichtslos. Sie befördert

eine Frühreife, was die Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten anlangt, bei den Kindern. Die Gestaltung des heutigen Daseins zwingt uns dazu, kaum vergangenen Ereignissen schon historische Umrisse zu geben, wir mögen wollen oder nicht. Spricht man dem Knaben nicht in der Schule von diesen Dingen zum ersten Male und zur rechten Zeit, so holt er sich anderweitig seine Wissenschaft. Alle die Dinge, die ein Kind hört und sich zurechtzulegen beginnt, muß die Schule im Auge halten und diese Gedankenwelt zu organisiren suchen. Das beste Mittel, hier ein Gleichgewicht herzustellen, wird immer sein, dem Kinde Kenntniß von den materiellen Hülfsmitteln des Vaterlandes zu geben. Alles ist vortheilhaft zu wissen, was das Gefühl nährt, es müsse Energie aufgewandt werden. (Dies Wissen im engsten Kreise verleiht den Kindern von Geschäftsleuten und Landbewohnern eine so gute Schule außerhalb der Schule: sie haben von früh auf die sichtbare Arbeit des Hauses vor Augen, ohne die es nicht vorwärts geht. Dies muß die höhere Schule auf das höhere geistige Gebiet übertragen.) —

Ein wie förderndes Bewußtsein für einen Knaben, einem Staatswesen anzugehören, das seit zweihundert Jahren in ununterbrochenem Emporkommen begriffen ist. Auch die Kinder der Socialdemokraten nehmen das aus der Schule mit nach Hause. Man ist in den Familien mehr als früher heute aufmerksam auf das, was den Kindern von den Lehrern gesagt wird. Unser Parteileben bildet sich immer schärfer aus. Das Wesen der Partei ist, Andersgesinnten zu mißtrauen. Es muß das Gefühl im Volke herrschen, daß, was die Kinder in der Schule von vaterländischer Geschichte hören, von einer über den Parteien sich haltenden reinen Anschauung der Dinge ausgehe.

## IV. Der Quartaner.

Dem Quartaner wird, was er in Quinta und Sexta gehört hat, wiederholt und ihm sodann eröffnet, er werde nun eine Epoche kennen lernen, welche der Gründung des preußischen Königreiches vorausging. Ihr Inhalt ist das erste Erscheinen der Hohenzollern auf märkischem Boden und das Wachsthum ihrer Macht bis zum Großen Kurfürsten, der den Grund legte, auf dem unter seinem Sohne das Königreich Preußen sich erhob. Die Dinge werden so berichtet, daß sie auf den Großen Kurfürsten zustreben. Begonnen wird mit den statistischen Daten der Zeit, wo der erste Hohenzoller das Land übernahm. In herabsteigender Linie geht es von da zum Schöpfer der preußischen Macht.

Hatte die Schwierigkeit bei der zweiten Epoche in der Darstellung der französischen Revolution gelegen, als eines weltumwandelnden Ereignisses, das alle Völker angeht, so macht uns diesmal die Geschichte der Reformation Sorge. Die Classe ist von protestantischen, katholischen und jüdischen Schülern erfüllt, und der Quartaner verhält sich in anwachsendem Maße activ dem gegenüber, was er in der Schule hört. Die Gegensätze, um die es sich bei der Reformation handelt, bestehen heute fort. Er verlangt Auskunft. Ich müßte als Lehrer einer Quarta selbst thätig gewesen sein, um angeben zu können, auf welchem Wege die Geschichte Deutschlands hier so zu erzählen sei, daß die religiöse Bewegung zu altersgemäßer

Darstellung gelange. Geringere Mühe als die Behandlung Luther's macht der dreißigjährige Krieg und die Regierung der Großen Kurfürsten. Das siebzehnte Jahrhundert eignet sich vortrefflich zu ergreifender und eindringender Erzählung. Bis zum Großen Kurfürsten treten die sich in der Regierung folgenden Hohenzollern in manchen Persönlichkeiten zu wenig hervor, als daß die allgemeinen Schicksale Deutschlands mit den ihrigen ohne Zwang in Verbindung zu bringen wären. Die Hauptschwierigkeit für den Unterrichtenden aber liegt darin, daß die Geschichte der Reformation überhaupt noch zu wenig einwurfsfrei gestaltet ist, um der Erzählung einfache Straßen zu gewähren. Wie man sich hier zu fassen habe, weiß ich nicht. Ohne persönliche Erfahrung im eminentesten Sinne ist Entscheidendes nicht auszusprechen. Die Altersstufe des Schülers kommt hier im höchsten Grade in Betracht. Er hat noch nicht das Recht, zu urtheilen. Mir scheint, daß seine Unerfahrenheit in geistigen Dingen ihm bei diesem Capitel mehr zum Vortheil als Nachtheil gereiche. Und doch ist er zugleich wiederum alt genug, um im Leben des Tages längst auf die tieferen Unterschiede der religiösen Bekenntnisse aufmerksam geworden zu sein, die ihm nun zu erklären sind. Denn die Reformation ist als Gegenstand öffentlicher Unterweisung gegeben. Ihr Beginn und der Verlauf der sie erfüllenden Thatsachen muß angegriffen werden. Vielleicht kommt man in den meisten Schulen mit rein pragmatischer Auseinandersetzung des Geschehenden so weit durch, daß das, worin die Confessionen einander gegenüberstehen, beinahe unberührt bleibt, und der Familie und dem Religionsunterrichte hier privatim einzugreifen erlaubt werden kann. Was sich hiergegen sagen läßt, fühle ich sehr wohl; wie die Schwierigkeit aber ohne Unfrieden sonst zu überwinden wäre, weiß ich ebensowenig. Denn innerhalb der protestantischen Kirche selbst werden die Personen, von denen die Reformation ausging, verschieden beurtheilt und der Anblick dieser Entwicklungen verliert immer mehr an Beständigkeit. Dem Gefährlichen, das in diesem Zwiespalte liegt, kann jedoch das nationale Interesse gegenüber- und Luther, über die confessionelle Trennung hinaus, als der Mann hingestellt werden, zu dem das gesammte Volk mit Verehrung emporblickt. Bei der bevorstehenden Errichtung seines Standbildes in Berlin wird sich zeigen, wie weit wir in der Fähigkeit, ihn historisch zu fassen, vorgeschritten sind. Mit dem Wachsen der religiösen Gegensätze steigt auch die Nöthigung, uns politisch durch sie nicht auseinanderreißen zu lassen. Für mich ist der Protestantismus im weitesten Sinne die deutsche Art, die Lehre Christi zu fassen. Ich bin manchem eifrigen Katholiken begegnet, der, ohne den Namen zu nennen, bis zu größerer oder geringerer Weite sich der protestantischen Auffassung näherte. Daß in Rom alle Deutschen, auch die am meisten römisch gesinnten, in der Stille als protestantisch gesinnt gelten, wissen unsere Katholiken selber am besten. Wenn ich auf die Zeiten zurückblicke, in denen ich jung war, so meine ich, der Unterschied der Confessionen sei da kaum bemerkt worden. Sollte in Zukunft nicht, wo die Leidenschaften der Völker stiller zu werden beginnen, die alte Ruhe hier wiederkehren können, und wird die Schule nicht dazu beitragen, sie herbeizuführen? Je mehr die Lehre Christi als allgemeine Culturmacht die christlichen Völker Völkern gegenüberstellt, von denen diese Lehre erst empfangen und anerkannt werden muß, um so mehr schwindet die

Digitized by Google

Gewalt, welche innerhalb des Bereiches, wo sie gilt, die Menschen trennen sollte. Es muß dem Gefühl des Lehrers überlassen bleiben, dem confessionellen Bestande seiner Schüler gemäß hier das richtige Wort zu finden. Officiell vorgeschriebene Formeln gewähren keine Hülfe. Es muß lebendiges Bewußtsein der Lehre zu Grunde liegen. Und so läuft Alles darauf hinaus, daß die Universität dem zukünftigen Lehrer gewähre, wessen er hier bedürftig ist, und daß er seine Universitätszeit in dieser Richtung zu benutzen wisse.

## V. Der Tertianer.

Der Eintritt in die Tertia erfolgt im Durchschnitt mit dem dreizehnten Jahre. Jetzt ist die Entscheidung zu treffen, welche historischen neuen Eindrücke dem Knaben zu gewähren seien in einer Zeit, wo sein Verstand sich in großen Schritten entwickelt. Die antiken Sprachen treten als das Maßgebende für die gesammte Bildung nun voller ein. Sollte an dieser Stelle nicht Halt gemacht werden mit dem Lernen dessen, was nur Deutschland angeht? Griechische und römische Geschichte könnten jetzt vorgetragen werden. Der Primaner dann erst würde später hören, was diese Entwicklungen mit unserer früheren vaterländischen Geschichte in Verbindung bringt.

Der Tertianer also hätte von der Gegenwart ab bis zum Betrage von fünfhundert Jahren rückwärtsschreitend die Entwicklung seines Vaterlandes kennen gelernt, um plötzlich nun in andre Gedanken hineingerissen zu werden. An sich genügt es in der That, um die Gegenwart zu verstehen, bis zur Reformation hinter sich zu blicken. Lassen wir deshalb, was vor dem Jahre 1400 an deutscher Geschichte liegt, einstweilen noch auf sich beruhen? Mögen Hansestädte, Hohenstaufen, Salier und Ottonen im Nebel sich um- und nacheinander bewegen. Das näher kennen zu lernen, bleibe später sich darbietender Gelegenheit vorbehalten.

Ich könnte mir denken, daß dies Verfahren Vielen zusagte. Ich persönlich habe Abneigung dagegen. Die Aufgabe des Geschichtsunterrichtes ist, in dem Knaben ein Gefühl zu entwickeln, welcher Nation er angehöre, und wie diese bis zu ihrer heutigen Stellung von den ersten Anfängen an sich emporbrachte. Von den ältesten Zeiten Deutschlands muß er erfahren. Der Trieb danach, diese kennen zu lernen, muß in ihm erweckt werden. Hätte ich zu bestimmen, so würde ich den Tertianer den gewaltigen Inhalt der sechshundert Jahre jetzt kennen lehren, die für das, was er bis dahin gelernt hat, ein unentbehrliches, vorausgehendes Schauspiel abgeben. Warum soll ihm vorenthalten bleiben, mit jugendlicher Phantasie die herrlichen Bilder zu empfangen, die diese Jahrhunderte bieten?

Zu entbehren sind die Zeilen der alten Kaiserherrlichkeit nicht, an die die unsere anknüpft.

Bis hierher hielten wir uns im eigenen Hause. Die Epochen der Hohenzollernherrschaft waren das Maßgebende. Ohne sie hatte der Schüler die Geschichte bis dahin nicht zu denken. Für die Zeiten, die weiter zurückliegen, tritt jetzt jedoch der Begriff Deutschland in einem andern Sinne ein als früher. Es haben vor den Hohenzollern Askanier in der Mark geherrscht. Lange Strecken deutscher Mühe

und Arbeit hat es gegeben, in denen von dem, was den heutigen Zustand bedingt, so gut wie nichts vorhanden war, den Charakter des Volkes ausgenommen!

Dem Schüler ist zu eröffnen, daß, je weiter wir in den Jahrhunderten uns von heute entfernen, die Spuren der heutigen Cultur geringer werden. Weder die heutigen Länder noch Städte, noch Straßen existirten. Die Sprache des Volkes war in mannigfache Dialekte getheilt, und nur ein höfisches Deutsch bestand, das den höher Gebildeten geläufig war. Einem Theile der Gebildeten ermöglichte das Latein die Verständigung. Keine Gemeinsamkeit der Interessen Aller bestand. Eindringlich muß gesagt werden, daß die politischen Verhältnisse jener Tage keine Aehnlichkeit hatten mit den unsrigen. Daß diese Verhältnisse über einen Raum von fünf Jahrhunderten maßgebend waren und mit dem Zeitpunkte beginnen, wo Deutschland überhaupt zum ersten Male anfängt, für sich zu bestehen: nach dem Untergange des Reiches Karl des Großen. Denn die Karolinger sind nicht in der Art, wie gemeinhin angenommen wird, nationale Fürsten gewesen. Ihre Herrschaft schließt Zustände ab, welche mehr mit den letzten Zeiten des römischen Imperiums, als mit den Anfangszeiten des deutschen Kaiserthums zu thun haben. Karl's und seiner Nachfolger Regierung erblickte in unserem heutigen Deutschland nur einen Theil eines großen Weltreiches, dessen eigentliche Mitte das immer noch vielleicht mehr römische als deutsche Rheinthal war.

Ich unterscheide in der Geschichte Deutschlands, die von dem Eintreten der Cimbern und Teutonen bis auf heute gerade zwei Jahrtausende umfaßt, zwei Hälften. Die erste, bis zum Untergange der Karolinger reichend, zeigt uns die Deutschen entweder außerhalb ihrer Grenzen oder höchstens an ihren Grenzen: erst vom zweiten Jahrtausend ab tritt das in sich beruhende Wachsthum der eigentlichen deutschen Lande ein, aus denen von Stufe zu Stufe das heutige Reich entstanden ist. Diese Theilung ist wichtig. Erst vom zweiten Jahrtausend ab beginnt der Gegensatz der nördlichen, mittleren und südlichen Deutschen auf das Schicksal unseres Vaterlandes von entscheidendem Einflusse zu sein. Nun erst verharren die Bevölkerungen an den Stellen, wo sie einmal sitzen. Den Bewohnern der breiten norddeutschen Tiefebene geben die gemeinsamen Naturbedingungen gleiche Interessen. Ihre Augen sind auf Nord- und Ostsee und auf den Verkehr mit den überseeischen Nachbarn gewiesen. Die letzte Consequenz dieser Zustände ist die Hansa und das Zurückerobern der von den Slawen eingenommenen urdeutschen Striche, der alten gothischen Länder. Die Süddeutschen dagegen sehen nach Italien. Ihre Reichthümer kommen ihnen über die Alpen zu. Das Rheinthal vermittelt zwischen Frankreich und Westdeutschland. Ich finde in den Geschichtsbüchern zu viel Worte über die Kreuzzüge und Romfahrten der Kaiser, über den Streit mit der Kirche und über außerdeutsche Verhältnisse: das Maßgebende unserer Entwicklung ist der Fortschritt der wirthschaftlichen Lage von dem Beginn des sächsischen Kaiserthums bis zur Blüthe der städtischen Macht. Es sind für diesen Zeitraum die entscheidenden Anhaltspunkte zu finden, aus denen dem Schüler die Geschichte des inneren Fortschrittes hervorgeht.

Bei den Ottonen und Staufern darf den Tertianern schon von dem Einflusse der Charaktere gesprochen werden. Von dem, was den ersten und zweiten Friedrich unterschied. Der Lehrer muß die nationale Gesinnung des ersten, die internationale

des zweiten Friedrich verstehen. Er muß darzustellen im Stande sein, wie der staufische Adel unter diesen Kaisern sich erschöpfte. Wie die italienischen und deutschen Städte emporkamen. Die Thatsachen, auf denen die Herrschaft Heinrich's des Löwen und Albrecht's des Bären beruhte, können nicht ohne Weiteres vom Schüler begriffen werden, aber eine Praxis für ihre schulgemäße Behandlung wird sich bilden, da sie dem Schüler in Wahrheit eine neue Welt eröffnen. Um zu erkennen, aus welchen Elementen seit dem zwölften Jahrhundert das spätere Preußen sich bildete, wie die Mark Brandenburg und das polnische Lehen Preußen allmälig zusammenwuchsen, gehört der Einblick in allgemeine Verhältnisse. Immer zeigt sich hier schon, daß die Initiative energischer Regenten die treibende Kraft war. Der Schüler muß erfahren, wie damals die Länder zwischen Elbe und Weichsel sich zu anderer Existenz erhoben. Der Handel, die Rechtspflege, der Kriegsdienst des Volkes treten ihm entgegen. Er sieht, wie die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters bei dem Verlaufe der Dinge den Ausschlag gibt. Die hervortretenden Umschwünge beruhen auf dem innersten deutschen Wesen. Den heute immer breiter hervortretenden Ansprüchen der Slawen gegenüber muß der Schüler wissen, wie dieser Streit sich an unseren Ostgrenzen durch die Jahrhunderte hinzieht.

## VI. Secunda.

So weit war der Tertianer gelangt. Weiter zurücktretend, setzt der Schüler endlich nun den Fuß auf römisches Gebiet. Die Grenze berührend, wo deutsches und römisches Wesen sich begegnen, lernt er das gewaltige Reich kennen, auf dessen Schultern wir standen und stehen. Der Eintritt in das Alterthum ist nicht mehr eine Concession an die klassische Gelehrsamkeit, sondern ergibt sich als eine Forderung.

Der Schüler ist durch seine Sprachstudien auf diese neue Erfahrung so weit schon vorbereitet, daß er sie als eine bevorstehende längst erwartet. Drei Epochen vaterländischer Entwicklung von zweihundert, dreihundert und fünfhundert Jahren lagern in seinem Gedächtnisse. Er empfindet, daß der Weg zu den Anfängen weiter zu verfolgen sei.

Soll die Geschichte des römischen Reiches richtig verstanden werden, so ist mit dem Niedergange der Republik nicht abzubrechen, als ob beim Eintritte des Kaiserreiches alles echt Römische nun abgethan sei. An die Geschichte der Republik schließt sich die des Imperiums bis zur Theilung des Reiches eng an. Und daran als Schluß innerhalb der römischen Armee das wachsende Uebergewicht der deutschen Truppen und ihrer Anführer, bis diese die Alleinherrschaft gewinnen.

Im Fortschritte der Republik zum Kaiserthume erblickt der Secundaner der Zukunft nicht mehr bloß den Untergang des alten republikanischen Geistes, sondern dessen bewunderungswürdige Umgestaltung in neuen Verhältnissen. Aus einem nationalen Staate, dessen Schicksale die städtischen Geschlechter Roms machten, bildet sichunter den Kaisern ein internationales Gemeinwesen, das Kaiser, Beamte, und Armee regieren, und dessen Formen uns mit Staunen erfüllen. Das endliche Faulwerden dieses Organismus, seine Theilung in östliches und westliches Reich und das Anheimfallen des letzteren an die deutschen Soldatenkönige kann den

jungen Leuten durchaus deutlich gemacht werden. Hier lernen sie von römischen Gesichtspunkten aus den Inhalt des ersten Jahrtausends deutscher Geschichte verstehen. Gothen, Langobarden und Franken sehen sie im Laufe von Jahrhunderten den Versuch machen, die deutsche Uebermacht dem unverwüstlichen römischen Staatswesen zu verbinden. Karl dem Großen gelingt es. Seine Nachfolger aber büßen wieder ein, was er fest genug gegründet zu haben schien. Die Ländermassen karolingischen Besitzes brechen wieder auseinander, und Deutschland fängt innerhalb der eigenen Grenzen für sich zu leben an. Von diesen Dingen kann nun bereits mit einer gewissen Kritik gesprochen werden. Dem Sextaner wäre die Gründung Roms bis zu den Anfängen der Republik so zu erzählen gewesen, daß man die mythische Beschaffenheit dieser Berichte ihm später besonders hätte klar machen müssen: der Secundaner darf schon von der Natur der Quellen erfahren. Der wissenschaftlich unendlich fein durchgearbeitete Stoff erlaubt dem Lehrer, sich in unbefangener Darstellung zu bewegen. Die Neuheit und der innere geistige Werth der römischen Entwicklung wird ihr in den Augen des Schülers einen Reiz verleihen, den diese Dinge bei der bisherigen Behandlung längst nicht mehr zu bewahren vermochten. Die unverwüstliche Energie des römischen Charakters, der Egoismus, die Aufopferung, die kühnen Entschlüsse des Volkes, die politische Ungerechtigkeit, verbunden mit dem Streben nach juristischer Gerechtigkeit, der ungeheure Respect vor sich selber, die Ehrfurcht der anderen Völker vor der überlegenen Staatskunst dieser großartigen Weltbesieger kann dem Schüler klar gemacht werden. Der unaufhaltsame Fortschritt der römischen Macht muß ihn mit Theilnahme erfüllen. Unwillkürlich wird er vergleichen. Empfinden, woran es uns selbst wohl fehlte. Die Stimmung gegen Rom und römische Geschichte als gleichgültig inhaltslose Gedächtnißquälerei, die mir so oft ausgesprochen ward, wird dann eine unmögliche sein: bei reiferem Verständniß in das römische Wesen eingeführt, werden die jungen Leute die Kraft der bürgerlichen Organisation, die die Leidenschaften bei den Einzelnen immer wieder bändigte, erkennen lernen. (Der Gegensatz, in welchen sich die Lehre Christi zu diesen Mächten stellte, das Zeitalter Constantin's und des Augustinus gehören auf die Universität.)

Wohl aber ist den drei Gesichtspunkten bei Darstellung der römischen Geschichte nun ein Vierter noch zuzugesellen. Es blieben bei den vier Zuständen der deutschen Geschichte, welche von Sexta bis Tertia laufen, die Cultur- und Literaturgeschichte unerwähnt. Bei der letzten Repetition der deutschen Geschichte in Secunda aber (diese Repetitionen in welthistorischem Sinne dürfen niemals abbrechen) kann das nachgeholt werden. Den vier Zuständen entsprechen die Literatur unseres Jahrhunderts, die des vorigen, die der Reformationszeit und die Kreise der mittelhochdeutschen Sprachdenkmale. Hiervon konnte Sextanern, Quint-, Quart- und Tertianern nicht gesprochen werden, in der Secunda aber muß in Andeutungen davon die Rede sein. Und so auch kann dem Schüler gesagt werden, was wir unter Renaissance verstehen: das Wiederaufleben der antiken Literatur und Kunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und, damit verbunden, die Weltmission der lateinischen Sprache. Der zukünftige Philologe hat als Secundaner schon zu erfahren, worin die Wichtigkeit dessen liege, dem er sich später weihen wird,

und diejenigen Schüler, die diesem Studium sich nicht widmen, müssen trotzdem seinen Inhalt verstehen lernen. Um der Schule selbst willen, in der Latein und Griechisch mit so viel Sorgfalt betrieben werden, ist diese Kenntniß nöthig. In mehr oder weniger ausführlichen Notizen kann auch das Fortleben des römischen Rechtes dabei erwähnt und dessen Unentbehrlichkeit betont werden. Der Secundaner, indem er so die Geschichte der Stadt von ihrer Gründung ab bis zum heutigen Fortbestande der römischen Gedankenwelt empfängt, nimmt etwas in sich auf, das für sein ganzes Leben von Werth und das in seinen Daten wichtiger ist als die Kenntniß der Kriege, die die römische Republik geführt hat.

## VII. Prima.

Die griechische Welt wird als letzte Erfahrung dem jungen Manne aufgeschlossen, der sich zum Abgang von der Schule vorbereitet. Der Primaner hat bei der rückwärtsschreitenden Aneignung der Geschichte den Vortheil, das höchste historische Phänomen in den Jahren in sich aufzunehmen, in denen er am geeignetsten ist, es zu begreifen. Von Troja, Athen, Alexandrien und Byzanz ist ihm im Zusammenhange noch nicht gesprochen worden. Oft genug aber wurde er durch den Unterricht in der griechischen Sprache darauf hingewiesen. Er beherbergt eine Fülle von Anschauungen des griechischen Daseins. Nun tritt das alles in Verbindung. Die reiferen Jahre befähigen ihn, historische Dinge fast so aufzunehmen, wie sie dem Auge des Mannes sich darbieten. Die Erlebnisse des Volkes, ohne dessen geistige Arbeit unsere eigne nicht denkbar wäre, können ihm nun in definitiver Form mitgetheilt werden.

Bis zu diesem Punkte ist ihm noch nicht davon gesprochen worden, was „Weltgeschichte" besage. Damit muß die griechische Geschichte jetzt eingeleitet werden. Nun hört der junge Mensch, wie inmitten einer Bewegung unübersehbarer Menschengeschlechter sich vor drei- bis viertausend Jahren eine Anzahl von Stämmen zu gemeinsamer politischer und geistiger Arbeit zusammengefunden haben: Griechen, Römer und Germanen, zu denen die Semiten sich gesellen. Wie diese Völker, auf einander angewiesen und geistig völlig ineinander wachsend, einen die vier Jahrtausende hindurch zu beobachtenden gemeinsamen Gang vollbrachten. Wie der Abschluß dieses Ganges in unseren Tagen in der Hervorbringung einer Cultur gipfelt, der alle anderen Völker, so weit die Erde deren beherbergt, sich beugen.

An der Fortbildung und Erhaltung dieser Cultur sich zu betheiligen, ist heute die Aufgabe der nachwachsenden Generation.

Dies die Schlußüberzeugungen, die die Schule ihren Zöglingen mitzugeben hat, damit sie, von nun an sich selbst überlassen, aus eigener Kraft sich weiter unterrichten.

Ich glaube nicht, daß, wer die Dinge so zu betrachten gelernt hat, beim Abschlusse des letzten Examens seine griechischen und lateinischen Bücher mit verächtlichem Worte von sich werfen wird, fest entschlossen, sie nie wieder in die Hand zu nehmen.

Dem Primaner ist die Geschichte der Griechen so darzustellen, daß Politik, Kunst und Wissenschaft ein untrennbares Ganzes für ihn bilden. Einem Primaner darf anders von diesen Dingen gesprochen werden als einem Tertianer. Von den Charakteren der Männer in vollerem Umfange. Er beginnt zu begreifen, was complicirte Charaktere sind. Die gleichzeitige Lectüre der Dichter (ich würde Aeschylos für nicht weniger geeignet halten als Sophokles) und Plato's liefert den Hintergrund der Ereignisse. Zum ersten Male hört er hiervon im Zusammenhange. Vom Lehrer wird auf den Widerhall hingewiesen, den griechische Gedanken in allen Jahrhunderten gefunden haben. Ich glaube, die Einwirkung dieser beim Abschluß der Schule sich aufthuenden Culturwelt wird die sein, daß der heute sich immer mehr verbreitende Glaube, es sei das historische Studium den jungen Leuten, welche sich dem Jus, den Naturwissenschaften und der Mathematik zuwenden wollen, einfach zu erlassen, eine Erschütterung erleidet. Dem Einblick in die griechische Gedankenwelt gegenüber kann Niemand sich der Anmuthung erwehren, ein Bild der geistigen Gesammtentwickelung der Menschheit zu gewinnen. Für heute wird der bisher bestehenden Annahme, die Studirenden aller Facultäten wendeten die entsprechende Zeit auf, sich in diesem Sinne in der Historie freiwillig weiter zu bilden, der zahlenmäßige Beweis entgegengesetzt, es bleibe bei der Nöthigung, sich einzig und allein den Vorlesungen des Faches hingeben zu müssen, keine Zeit für die sogenannten Humaniora übrig!

Humaniora studiren bedeutet, sich den Zusammenhang des Genusses der höheren geistigen Güter mit dem Leben klar zu machen. Wessen Bildung nach dieser Seite hin eine Lücke hat, wird dadurch eine Einbuße an allgemeiner geistiger Kraftentwickelung erleiden, die sich in seiner Lebensführung als Deficit herausstellen muß. Die jüngere Generation durch Predigen von der Bedeutung dieses Verlustes überzeugen zu wollen, würde vergebliche Mühe sein. Es würde auch nicht angehen, sie durch Examina zur Aneignung von Kenntnissen zu nöthigen, die, so gewonnen, nur einen beschwerenden Ballast bildeten. Der einzige Weg, eine Aenderung hervorzurufen, ist der, den Schulunterricht so zu gestalten, daß er die natürliche Anregung gewährt, sich trotz Allem mit dem später zu beschäftigen, was durch seinen Inhalt auf der Schule schon Genuß bereitete und höhere Neugier erweckte. Der Primaner, dem klar geworden ist, daß es sich darum handelt, den Zusammenhang ältester griechischer Existenz mit ägyptischer und asiatischer aufzufinden, wird auch über die eigentlichen Ziele der Sprachwissenschaft die rechten Ansichten gewinnen. Er wird empfinden, daß hier Aufgaben vorliegen, deren Verständniß ihn selbst einmal adeln werde, und sein Haß gegen die philologische Art, der innerhalb der lernenden Jugend nun einmal waltet und sich nicht leugnen läßt, wird sich in Theilnahme verwandeln. Das heute herrschende Gefühl nicht nur des Schülers, sondern auch der Eltern und manches Lehrers, daß die bisherige Art, Reihen an sich bedeutungsloser geschichtlicher Daten auswendig zu lernen, eine unnöthige Belastung sei, wird der Freude über den Gewinn von Kenntnissen Platz machen, deren Besitz einen unzweifelhaften Zuwachs an geistiger Macht in sich schließt. Sprachwissenschaft und Volksentwicklungsgeschichte erscheinen dann als naturwissenschaftliche Disciplinen. Die Schule lehrt die jungen Leute, Alles was sie lernen mit dem in Verbindung zu sehen, was das neueste

Interesse der arbeitenden Generation ausmacht. Es wird nöthig sein, die griechische Geschichte in einer umfassenderen Ansicht künftig auszubreiten, als bisher geschah. Ihre Epochen müssen klar auseinander gehalten werden, von den homerischen Zeiten an bis zu den byzantinischen.

## VIII.

Ich glaube, daß, wer mit sich allein die geistigen Entwicklungen der Menschheit betrachtet, durch die natürliche Schwerkraft der Thatsachen dahin geführt werden wird, gewisse Massen von Ereignissen als ein Ganzes auszuscheiden, innerhalb dessen er von einem entfernteren Punkte zu einem näherliegenden fortschreitet; daß er diese Massen (oder Epochen) selbst jedoch so aufbauen wird, daß aus den Gedanken der entfernteren die der uns näher liegenden sich erklären. Um Beispiele anzuführen. Das Natürliche ist, bei der Kunstgeschichte von der Kunst der Gegenwart auszugehen, weil ihre Werke sich unseren Blicken aufdrängen. Ihr dann die Kunst, welche von Cornelius und seiner Umgebung repräsentirt ward, entgegenzustellen. Diese dann wieder aus dem zu erklären, was ihr vorher ging, und so bis zu den Anfängen zurückzugehen. Es sind immer also rückwärtsschreitend gewisse äußerste Punkte zu suchen, von denen aus man die innere Geschichte der so zu einer Masse vereinten Bethätigungen im hergebracht chronologischen Sinne, vom Entfernteren zum Näheren fortschreitend, construirt. Verfährt man bei dieser Abgrenzung der Epochen nicht richtig, so entstehen Irrthümer. Die heutige Ueberschätzung der italienischen Quattrocentisten z. B. entstand dadurch, daß man die italienische Kunst von den Hohenstaufen bis zum Jahre 1500 als eine Epoche für sich faßte, deren Abschluß und höchstes Phänomen Donatello bildete. Sobald man richtiger dagegen die zwei Jahrhunderte der italienischen Kunst von 1400 bis 1600 als Epoche für sich faßt und innerhalb ihrer chronologisch fortschreitet, so empfängt Donatello, der nun in ihrer Mitte steht, als bloßer Vorläufer der großen Meister seine richtige Würdigung. Oder ein Beispiel aus der Literaturgeschichte. Es gibt bekanntlich einen sogenannten „Jungen Goethe" und einen „Alten Goethe" (Goethe bis 1776 und Goethe von 1776 ab). Beide müssen als Abschluß und als Beginn verschiedener Epochen der Literaturgeschichte gefaßt werden. Faßt man sie zusammen, so kommt entweder die eine oder die andere Gestalt Goethe's zu Schaden. Was Goethe anlangt, so könnte hier der Vorwurf gerechtfertigt erscheinen: man lerne bei der Geschichtsbetrachtung in aufsteigender Linie früher das Alter eines Mannes kennen als dessen Jugend. Die Dinge liegen in der That so, daß der Junge Goethe als Schluß einer Epoche nur im Gegensatze zum Alten Goethe als Anfang einer uns näherliegenden Epoche, von der jedoch auszugehen ist, historisch richtig abgeschätzt werden könne.

Es kommt also auf die Abgrenzung der Epochen an. Wollte man statt dessen ohne Epochenbildung Schritt vor Schritt von dem uns Näherliegenden zum Entfernteren zurückgehen, so müßte die Geschichte, dem Schüler so vorgetragen, zu einer langen Aufzählung dessen gestaltet werden, was gestern und aber- und abermals gestern geschah. Von König zu König, von Krieg zu Krieg, von That zu That würde rückwärts gegangen. Vom Dasein eines großen Mannes würde man immer zuerst sein Fortgehen erfahren.

Diese Umwandlung des Geschehenden aus einem, wie wir es doch empfinden, ewig Neuerblühenden in ein unaufhörlich Verwesendes würde, wenn es Gewalt gewönne, in der Seele des heranwachsenden Kindes das Gefühl erzeugen, als sei nur Sterben etwas Reales. Als sei, was die Zukunft uns gewähren könne, nur ein Vergängliches. Als sei jede Mühe und Arbeit etwas Verschwindendes. Als sei, was die Welt an Glück und Kraft und Schönheit beherbergt, nur insofern wirklich, als es dem Untergange geweiht ist. Von diesem Gesichtspunkte aus darf der jugendliche deutsche Staatsbürger der Zukunft die Entwicklung der menschlichen Schicksale und derer seines Vaterlandes nicht betrachten lernen. Das Kind würde angeleitet werden, die Welt wie aus uralter Erfahrung zu betrachten. Denn für den vom Leben erschöpften Mann ist die Gegenwart nur der Abschluß einer abgethanen Vergangenheit, auf die die Zeit des Aufhörens der Arbeit gefolgt ist. Für das Kind soll die Gegenwart vielmehr der Beginn einer neuen Entwickelung sein, für die mitzuwirken es einst berufen sein wird. Es lernt diese Gegenwart zuerst kennen, weil ihr Inhalt, ihre Hülfsmittel und Ziele das Wichtigste sind, was gelernt werden kann. Dies der Grund, weshalb in der Sexta der Anfang des Kaiserreiches zuerst als etwas behandelt wird, das keine Vorgeschichte hat. Mit zunehmendem Verständnisse erst erfährt der Knabe, welche Entwickelung unter den sechs Königen stattfand. Wiederum aber so, als fange damit seine Welt an. Dann erst wird ihm der Blick geöffnet auf die in der Ferne liegenden Anfänge Deutschlands. Er lernt wiederum neue Zeiten kennen. Er hat nun tausend Jahre deutscher Entwickelung in geistigem Besitze. Jetzt erst wird die römische und endlich die griechische Welt ihm aufgeschlossen. Wer möchte dies ein Rückschreiten nennen? Es ist ein geistiges Emporklimmen, wo auf jedem Ruhepunkte die Aussicht sich erweitert.

Wie trübselig dagegen, wenn überall nur an die letzte Phase der historischen Personen angeknüpft würde, da deren Emporkommen innerhalb ihrer Epochen vielmehr zu schildern ist. Als ein ungeheures Leichenfeld würde die Welt vor dem Kinde sich ausbreiten. Jede Biographie trüge den Charakter einer Grabschrift. Alle Freude, die dem beginnenden Menschen aus der Hoffnung auf ein unbestimmtes, aber sicheres Glück zuströmt, würde sich in die resignirte Erwartung unausbleiblichen Unterganges verkehren.

Unsere Zeit unterscheidet sich darin von der Epoche, die wir hinter uns haben, daß die früher in der Vergangenheit liegenden Ideale heute in der Zukunft liegen. Wir glauben an ein Emporblühen der germanischen Gedanken. An Früchte, die sie tragen werden. An ein endliches Zusammenwirken der Völker, deren Blutsverwandtschaft täglich mehr empfunden wird. Wir würden, wollten wir der Jugend heute immer nur den unaufhaltsamen Untergang des Bestehenden in die Gedanken bringen, uns unsere schönsten Hoffnungen fortnehmen. Denn die große Lehre der Geschichte wäre, daß alles auch in Zukunft Errungene doch nur wieder zu Grunde gehe.

## IX.

Wenn ein Lehrer von einer neuen Anschauung der Dinge ausgehen soll, so muß sie vorher in ihm selbst lebendig geworden sein. Es würde nichts nützen, angehende Lehrer, die von anderen Gedanken erfüllt die Universität verlassen, durch nachträglichen Zwang zu nöthigen, in der Classe vorzutragen, was sie selbst nicht billigen. Der Studirende muß auf eine freiere, mehr dem eigenen Ermessen entspringende Ordnung des historischen Unterrichts vorbereitet werden und auf der Universität schon wissen, welche Aufgabe ihm bevorstehe. Er wird seinen Studiengang danach einzurichten haben, und auch die Prüfungen werden dies berücksichtigen.

Ich habe gefunden, daß, wenn von dem Unzureichenden der bisherigen Art unseres historischen Unterrichts die Rede ist, was über diese Dinge im vertraulichen Gespräche geäußert wird, milder und versöhnlicher klingt, als Gedrucktes sich liest. Es ist, als trüge die ältere Generation Scheu, offen anzuerkennen, wie sehr sie die Unhaltbarkeit des Bestehenden empfinde. Und es handelt sich doch vielmehr um die Form als um die Sache. Ohne Philologie und zwar classische Philologie wird nach wie vor die Ausbildung eines Lehrers unmöglich sein. Sie gewährt die Schärfe der Unterscheidung, deren es für geistige Arbeit jeder Art bedarf. Man erkennt auch bei Erörterung von Fragen, welche die neueste deutsche Literatur betreffen, sofort, ob bei diesen Urtheilen die Grundlage classischen philologischen Studiums vorhanden sei. Wo es mangelt, fehlt der rechte Muth, mitzusprechen. Aber auch dem fehlt er, der die Werke der Dichter nur von der sprachanatomischen Seite nimmt. Folgendes darf nicht verhehlt werden.

So unübertrefflich die antiken Sprachen als Mittel des Gedankenausdrucks dessen dastehen, was die alte Welt erfüllt, so wenig würden sie die heutige Gedankenwelt auszusprechen im Stande sein. Und ferner, so großartig die Leistungen derer sind, welche die verderbten Texte der antiken Autoren wiederherstellen, so wenig ist diese kritische Arbeit eine genügende Vorübung für die Herausgabe deutscher classischer Schriftsteller. Hierfür bedarf es einer Schulung, welche nur die deutsche Literatur selbst gewährt. Wer z. B. mit der Herausgabe der Goethe'schen und Herder'schen Texte vertraut ist, weiß, daß es sich hier um Entscheidungen sprachlicher Fälle handelt, welche so feine Probleme bieten, daß die Behandlung der antiken Texte für diese neueste Arbeit die Vorschule nicht abgibt. Es gehen der Gestalt des modernen Textes, wie er gedruckt zum ersten Male erscheint, sehr oft handschriftliche Zustände voraus, deren Beurtheilung und abschließende Behandlung außerordentlich mühsam ist und umfangreiche Erfahrung verlangt. Trotzdem wird die classische Philologie immer die Lehrmeisterin bleiben, weil der Inhalt der classischen Autoren ihr die vornehmere Stelle bewahrt. Die griechische und lateinische Sprache sind ein geistiges Werkzeug, dessen Feinheit kein späteres übertrifft, und unser Unterricht muß als Princip festhalten, dem geistig zuoberst Stehenden den höchsten Platz vorzubehalten. Sobald wir hier abwärts steigen, sinkt das Niveau unseres geistigen Zustandes. In dem Maße, als Latein und Griechisch aus dem Unterricht der Jugend verdrängt würden, verschwänden sie auch aus dem Gedankenleben der Lehrenden, und damit

wäre ein Niedergang begonnen, dessen traurige Folgen für Deutschland bald genug hervortreten würden. Zu spät kommende Erkenntniß und Reue vermöchten das Verlorene nicht wieder einzubringen.

Der Gang von heute rückwärts zu den Griechen führt den Schüler bergan. Ein Weg durch drei Jahrtausende zu immer lichteren Regionen, der die Erfahrung gewährt, daß ein Volk gelebt habe, welches aus eigener Kraft sich zu einer Klarheit der Weltanschauung erhob, ohne die die Lehre Christi später die Stelle nicht gefunden hätte, die sie fand.

Jede neue Etappe auf diesem Wege zu den Griechen stellt dem Heranwachsenden neue geistige Werthe in Aussicht. Erst bei der Bekanntschaft mit den Griechen aber tritt die Zusammengehörigkeit aller Erscheinungen unserer Weltgeschichte hervor. Auf dieses welthistorische Bewußtsein kommt es heute an. Unser Streben danach ist ein unwillkürliches. Ein freudiges Zugreifen von allen Seiten fand statt, als Ranke seine Weltgeschichte ankündigte. Es handelte sich nicht so sehr um den Autor: der Begriff zündete. Man verlangte nach Etwas, mit dessen Hülfe man seinen eigenen Standpunkt besser verstände. Erwachsenen Menschen muß die Entwickelung der Menschheit von Anfang an erzählt werden. Zu diesem Anfange den Schüler jedoch hinzuleiten, ist die Aufgabe seiner Lehrer. In dem Augenblicke, wo er ausgewachsen und zu weiterer Ausbildung sich selbst überlassen die Universität bezieht, hat er den Punkt gewonnen, von dem es nun auszugehen hat: den entferntesten Punkt, von dem er zur Gegenwart zurückkehrt, die er als Kind zuerst kennen gelernt hatte.

---

# Eine Berliner Straßenscene aus dem Jahre 1848.

Von

**Rudolph Schleiden**[1]).

Seit dem Eintritt des Ministeriums Auerswald und der Begründung der deutschen Centralgewalt hatte ich freilich wiederholt die Empfindung gehabt, daß der preußischen Regierung das Gefühl der Kraft — das man wohl richtiger den Trotz des Kleinmuthes nennen könnte — zur Unzeit zurückgekehrt sei, und es vielleicht nicht übel gewesen wäre, wenn das Damoklesschwert, welches alle Cabinette in den ersten Monaten nach dem Februar über sich schweben sahen, noch etwas länger gedroht hätte. Andererseits hatte ich aber aufgeathmet, als zum ersten Male wieder die eine oder die andere Behörde den erregten Massen gegenüber eine energischere Sprache wagte und durchführte, und namentlich in Berlin kräftiger gegen Pöbelexcesse eingeschritten ward, auch in der Presse einzelne conservative, damals nicht mit Unrecht als reactionär bezeichnete Stimmen laut wurden. Am 1. Juli war das erste Blatt der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" erschienen, die rasch in weiten Kreisen Eingang und Anklang fand. Der neue Minister des Innern, Herr Kühlwetter, hatte das Corps der Constabler errichtet, das zwar anfangs mehrfach durch tactloses Eingreifen Reibereien hervorrief, aber doch zur Erhaltung der Ordnung wesentliche Dienste leistete. Am 7. Juli hatte der Kriegsminister, General von Schreckenstein, unbekümmert um den Widerspruch und das Toben der Volksführer, ein paar Bataillone Infanterie in die leeren Kasernen der Stadt gezogen, und Mitte des Monats waren die Gitter vor den Thoren des Schlosses wieder angebracht. Auch das am 19. August unter dem Vorsitz des Herrn von Bülow-Cummerow in Berlin eröffnete sogenannte „Junkerparlament" verdient, obwohl es keinerlei Einfluß zu üben vermochte, als Zeichen einer sich endlich wieder hervorwagenden conservativen Zeitströmung genannt zu werden. Wenn auch der „Lindenclub" noch an jedem schönen Abend seine aufregenden Redeübungen im Freien hielt, dann und wann, und namentlich zur Zeit, als das schwarz-weiße Preußenthum mit den Reichsfarben in Streit lag, rasch beseitigte Krawalle stattfanden, so waren doch die letzten Wochen verhältnißmäßig ruhig verlaufen.

---

[1]) Mehrfach schon sind wir dem geschätzten Verfasser der „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" dankbar dafür gewesen, daß er, noch vor deren Erscheinen in Buchform, Mittheilungen daraus in dieser Zeitschrift gemacht hat. Obiger Abschnitt ist dem dritten, in Aussicht stehenden Band entnommen, welcher den beiden (1886 und 1890) vorausgegangenen Bänden in Kürze nachfolgen wird (Wiesbaden, J. F. Bergmann). Als quellenmäßiger Beitrag zur diplomatischen Geschichte des Jahres 1848, insbesondere der damaligen Erhebung Schleswig-Holsteins, und, wie man sieht, durch die höchst anschauliche Wiedergabe persönlicher Eindrücke belebt, wird gerade dieser Band, auf den seiner Zeit zurückzukommen wir uns vorbehalten, vom allgemeinsten Interesse sein. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Da fanden am 20. August entsetzliche Excesse im nahen Charlottenburg statt, wo viele Bürger die Bildung eines demokratischen Vereins zu verhindern suchten und, weil keine ausreichende Polizeimacht zur Stelle war, zahlreiche Mitglieder desselben, namentlich auch die bekannten Schriftsteller Gebrüder Bruno und Edgar Bauer, auf das fürchterlichste mißhandelten. Am folgenden Tage pflanzte sich die demokratische Bewegung nach Berlin fort. Sie erhielt, wie die eingeleitete Untersuchung ergab, dadurch einen ernsten Charakter, daß sie von langer Hand vorbereitet war, gleichzeitig auch in Wien, München und Breslau hatte ausbrechen sollen, und ihre Haupträdelsführer erst kurz vorher von auswärts eingetroffen waren. Schon am Morgen des 21. August fanden drohende Zusammenrottungen von Arbeitern, welche, statt der ihnen angebotenen Beschäftigung beim Bau der Ostpreußischen Eisenbahnen, Arbeit in der Stadt verlangten, vor der Wohnung des Arbeits- und Handelsministers Milde statt. Ein ziemlich direct zur Revolution aufforderndes Plakat vermehrte die Aufregung. Am Abend zogen große, durch aufreizende Reden vor dem Opernhause erhitzte Volksmassen — unter denen es, wie schon zu Livius' Zeiten bei allen aufrührerischen Aufständen, nicht an bloßen Neugierigen fehlte[1]) — nach der Wilhelmstraße. Dort waren an jenem Abend viele Mitglieder der Nationalversammlung, die Mehrheit des diplomatischen Corps und zahlreiche höhere Beamte im Hôtel des Ministerpräsidenten — dem jetzigen Reichsamt des Innern — zu einer Gesellschaft vereinigt, wie Herr von Auerswald und der Finanzminister Hansemann solche fast allwöchentlich zu geben pflegten. Auch ich befand mich unter den Gästen und hatte dadurch Gelegenheit, die weiteren Vorgänge aus nächster Nähe zu beobachten.

Wir sahen aus den Fenstern der oberen Säle, wie die Menge zunächst vor die Wohnung des Ministers des Innern, als sie diesen nicht traf, nach allerhand Beschädigungen des Gebäudes, vor die uns unmittelbar gegenüberliegende des Justizministers, und, da auch dieser schon zur Soirée hinübergegangen war, unter wüstem Geschrei vor das Hôtel des Ministerpräsidenten rückte. Eine Deputation begab sich hinein und hatte auf dem Hausflur eine Besprechung mit dem Justizminister Märker, in welcher sie Amnestie für alle politischen Verbrecher und, nach Zurückweisung dieses Ansinnens, den Rücktritt des gesammten Ministeriums verlangte, welches das Vertrauen des draußen stehenden Volkes verloren habe[2]). Während diese Besprechungen noch statt hatten, drang eine größere Zahl durch den Garten herbeigeeilter Constabler durch den Thorweg des Hauses auf die Straße, um die Tumultuanten zu zerstreuen. Die herbeigerufene Bürgerwehr war ausgeblieben, weil deren Officiere ihrem neuen Commandanten, Major Rimpler, ein Fest im Kroll'schen Lokal gaben. Beim ersten Erscheinen der Schutzleute stob die Menge nach allen Seiten auseinander, drängte dieselben jedoch bald wieder zurück, als diese einhieben und Einzelne zu verhaften suchten. Nun warf ein Junge mit einem Stein einen der beiden, auf der Rampe des Hôtels brennenden großen Gascandelaber entzwei, und fast gleichzeitig fielen aus dem Volkshaufen zwei, wohl mehr um zu alarmiren als um zu schaden, abgefeuerte Schüsse. Fast schien es, als ob nur auf ein solches Signal gewartet worden wäre. Rasch riß man das starke eiserne Geländer der zum Hause hinaufführenden Auffahrt, sowie die beiden Candelaber nieder, um das Wurfmaterial zu einem Steinbombardement auf die hell erleuchteten Fenster zu erlangen, welche sämmtlich zertrümmert wurden, ehe es der zahlreichen Dienerschaft gelang, die Läden zu schließen. Steine von der Größe einer doppelten Faust flogen bis in die nach hinten liegenden Zimmer, wohin sich die Mehrheit der Gäste beim ersten Angriff geflüchtet hatte. Gleichzeitig versuchte man die Hausthür zu sprengen, und bevor noch das Gerücht, daß dies gelungen, uns erreichte, forderte der Minister alle seine Gäste auf, durch eine Hinterthür und den Garten in den Thiergarten zu entweichen, was Manche schon vorher gethan hatten.

---

1) Livius II, 23: „Nullo loco deest seditionis voluntarius comes."

2) Vergl. den Bericht des Ministers des Innern in der Sitzung der Nationalversammlung vom 22. August, in den stenographischen Berichten S. 864 ff.

Herr von Auerswald, der seine volle Ruhe und Besonnenheit keinen Augenblick verlor, erklärte sich bereit zu folgen, stand aber davon ab, als seine aus ihren Gemächern hinzugekommenen Damen sich dessen weigerten. Mir und etwa zehn oder zwölf Anderen erschien es nicht ehrenvoll, unseren Gastgeber unter diesen anscheinend bedrohlichen Umständen zu verlassen. Wir blieben zurück, zogen aber, um die in Aussicht stehenden Schläge wenigstens etwas abzuschwächen, sämmtlich unsere Paletots an und erwarteten in möglichst unbefangener Unterhaltung den Ausgang. Der Ernst des Augenblicks, als plötzlich ein Constabler die Treppe mit den Worten heraufstürmte: „Die Thüre ist gesprengt," und von unten der Lärm hereindringender Menschenhaufen heraustönte, erhielt unerwartet eine heitere Seite, indem der treffliche belgische Gesandte, Baron Nothomb, sein Spazierstöckchen wie einen Degen vorstreckend, mit etwas gepreßter Stimme ausrief: „Eh bien, messieurs, mettons-nous en position." Kaum hatte er das gesagt, als ein Officier der Constabler die willkommene Nachricht brachte, daß seine im entscheidenden Moment herangerückte Mannschaft uns Ersatz gebracht habe, und wir die Menge wieder zurückströmen hörten. Nun verabschiedeten auch wir Zurückgebliebenen uns von dem Herrn des Hauses und seinen Damen. Auf der mit Steinen, Holzsplittern und zerstörtem Geräth bedeckten Hausdiele sahen wir einen schwer am Kopf verwundeten Schutzmann liegen. Um auf die Straße hinabzugelangen, ward ein Tisch und ein Stuhl hingestellt, welche uns als Treppe dienten, denn die ganze Rampe war niedergerissen und ist auch niemals wieder hergestellt worden. Es war 10½ Uhr. Ehe ich in meine nahe Wohnung zurückkehrte, machte ich noch einen kurzen Gang durch die nächsten Straßen, wo sich große Menschenmengen drängten, hier und da Gruppen zusammenstanden und lebhaft debattirten. Ich sah ein paar Verwundete vorbeitragen, nur ganz vereinzelt Bürgerwehrleute in Uniform, keine sonstige Bewaffnete, wenn man nicht die von der Einfassung der Linden losgebrochenen schweren Eisenstangen, welche ein Einzelner kaum zu handhaben vermöchte, als Waffen gelten lassen will. Versuche, an der Ecke der Behren- und der Friedrichstraße, sowie an einigen anderen Punkten Barrikaden zu errichten, waren mißglückt. Zusammenrottungen vor dem Kriegsministerium hatte Oberstlieutenant von Griesheim durch Hinweis auf die in dem Gebäude befindliche Compagnie Soldaten rasch auseinandergetrieben. Bald nach Mitternacht verstummte auch das Geschrei, das Pfeifen und das Geräusch der an meinen Fenstern vorbeimarschirenden Patrouillen. Regen, der sich schon oft als gutes Mittel gegen Straßenunfug bewährte, hatte auch jetzt wieder die Polizei übernommen.

Herr von Auerswald hatte es tief empfunden, daß die Vertreter fast aller fremden Staaten Zeugen der scandalösen Vorgänge vor seinem Hause gewesen waren. Sobald er allein war, berief er den Ministerrath, um die Ergreifung energischer Maßregeln zu veranlassen. Der Justizminister Märker, dem keine sonderliche Entschlossenheit nachgerühmt ward, versprach, bis zum nächsten Morgen ein Tumultgesetz, sowie Gesetze gegen die Clubs und das Plakat-Unwesen entwerfen zu lassen. Dieselben wurden jedoch nicht rechtzeitig fertig. Nur ein Gesetzentwurf über unerlaubte Volksversammlungen und Zusammenrottungen ward in Folge der geschilderten Vorgänge der Nationalversammlung vorgelegt, blieb jedoch demnächst, obwohl dieselbe am 24. August mit großer Majorität dessen Dringlichkeit beschloß, unerledigt in den Abtheilungen liegen.

---

# Der heutige Zustand Aegyptens unter englischer Verwaltung.

Zwölf Jahre sind seit der Besetzung Aegyptens durch britische Truppen verflossen, und die 1881 eingeführte und bis zur Stunde fortbestehende englische Verwaltung hat vollauf die Gelegenheit gehabt, die Feuerprobe ihrer Tüchtigkeit während des verflossenen Zeitraumes abzulegen. Die Aufgabe war in der That schwer, denn es handelte sich nicht allein darum, den unter Führung eines ebenso unfähigen als fanatischen arabischen Gardeobersten gegen die in Aegypten ansässigen Christen angefachten blutigen Aufstand zu dämpfen, sondern auch die zerrütteten Finanzverhältnisse zu regeln und im ganzen Lande die zerfahrene Ordnung der Dinge wieder herzustellen.

Unter der Regierung des vorigen Vicekönigs, des Chediw Ismail-Pascha, hatte im öffentlichen Leben bis zur Hofhaltung hin wie in der Verwaltung Aegyptens das französische Wesen mit allen seinen Vorzügen und Schwächen die Oberhand gewonnen. Die einflußreichsten Stellungen waren mit Franzosen besetzt worden, und die französische Sprache hatte in den Ministerien die türkische Geschäftssprache vollständig verdrängt. Wenngleich sich der damalige Vicekönig in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten seine autoritative Stellung, oder besser gesagt seinen absoluten Willen zu wahren verstanden hatte, so waren die französischen Einflüsse dennoch unverkennbar und fanden selten Widerstand, sobald die Eitelkeit des Fürsten ins Spiel kam. Der Hof Napoleon's und die französischen Einrichtungen dienten geradezu als Vorbilder im ägyptischen Reiche.

Es ist nicht abzuleugnen, daß die letzten Siege der Deutschen über die Franzosen und der Sturz des damaligen Kaisers Napoleon den Glauben der Aegypter an die Unfehlbarkeit der französischen Machtstellung arg erschütterten und zu Reformen, leider nur vorübergehend, aufforderten. Die späteren Ereignisse lieferten jedoch den Beweis, daß man bald genug wieder in das alte Fahrwasser einlenkte, und die neu gegründete französische Republik als einen festen Stützpunkt der ägyptischen Politik betrachtete. Um so tiefer fühlte man sich enttäuscht, als bei der Beschießung Alexandriens durch englische Geschütze die im Hafen von Port Sajid versammelte französische Flotte unter Dampf plötzlich nordwärts davonzog und auf Nimmerwiedersehen verschwand. Das war ein deutlicher Wink für den ägyptischen Schützling, sich mit den Engländern allein auseinander zu setzen. Die Briten waren klug genug, die ihnen gebotene günstige Gelegenheit zu benutzen und die künftige Verwaltung des Reiches am Nil ausschließlich in ihre Hände zu nehmen.

Wer heute zu Tage die Gelegenheit findet, mit eigenen Augen die Zustände Aegyptens einer unbefangenen Prüfung zu unterziehen, wird eingestehen müssen, daß das Land unter der britischen Verwaltung einen außerordentlichen Fortschritt gemacht hat. Die früheren französischen Zustände mit ihrer bestechenden und blendenden Außenseite sind so gut wie vollständig von der Tagesordnung verschwunden und haben dem englischen Wesen den Platz geräumt. Daß der ebenso unerwartete als plötzliche Wechsel den Aegyptern im höchsten Maße unbequem war, darf nicht abgeleugnet werden; allein auch in diesem Falle traf das Wort eines großen Politikers zu, daß die britische Unterjacke den Aegyptern anfangs zwar die Haut kratzte, aber zu ihrem

Wohlergehen wesentlich beitrug. Das Heer englischer Beamten, welches in die einzelnen Ministerien einzog und über das ganze Land vertheilt wurde, führte mit aller der britischen Rasse eigenen Hartnäckigkeit die geplanten Reformen durch. Die fremde Zwingherrschaft, wie sie von der französisch-arabischen Opposition bezeichnet zu werden pflegt, erreichte zunächst den Hauptzweck, den Aegyptern den bislang unbekannten Begriff vom Werthe der Zeit und das Pflichtgefühl im Dienste des Vaterlandes mit unnachsichtlicher Strenge vor Augen zu führen und die schlaffen Geister dafür empfänglich zu machen. Mit den tausendjährigen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten morgenländischen Gewohnheiten des sich Gehenlassens in den wichtigsten und ernstesten Angelegenheiten des Staates und des Lebens sollte ein- für allemal gebrochen werden. Es muß eingestanden werden, daß dieses Ziel wirklich erreicht worden ist. Sei es aus Furcht, sei es im eigenen Interesse, den früher waltenden Schlendrian haben die Eingeborenen abgelegt und mit allen jenen Vorurtheilen gebrochen, welche der schnellen Erledigung der Geschäfte bisher hindernd im Wege standen. Die Reform an Haupt und Gliedern gab für die Engländer keinen Beweggrund ab, besondere Rücksichten unbeobachtet zu lassen, sobald es sich um das Ansehen der Person und des Glaubens handelte. Die äußere Geltung des Chediwes ist unangetastet geblieben, und die ägyptischen Minister behaupten nach wie vor ihre hervorragende Stellung innerhalb der ägyptischen Verwaltung, nur mit dem Unterschiede, daß die sogenannten Musteschar oder Unterstaatssecretäre, die ihnen berathend zur Seite stehen, der englischen Nation angehören. Ueber die aufreibende Thätigkeit der Letzteren herrscht kein Zweifel, wenn auch die Opposition aus leicht begreiflichen Gründen des Tadelns nicht müde wird. Ein wahrer Feuereifer herrscht in dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten, an dessen Spitze der kenntnißreiche und geschäftskundige Sir Colin Scott Moncrieff als Musteschar seines Amtes waltet. Die Arbeiten seines Ministeriums sind nicht nur die umfangreichsten, sondern geradezu die wichtigsten in der gesammten Verwaltung, da sie die Hebung des Wohlstandes und die Vermehrung der Einkünfte betreffen und am sichtbarsten in die Augen treten. Die Vermessung des ägyptischen Culturbodens, die Verbesserung der alten und die Anlage neuer Canäle, die geplante Schöpfung eines Riesenreservoirs zur Bewässerung des Landes in den Zeiten unzureichender Ueberschwemmungen, nach dem Beispiel des alten Mörissees, die Ausführung neuer, dem allgemeinen Nutzen dienender Bauten bis zu den Hafenanlagen in den Seestädten hin, selbst die auf die Erhaltung von Denkmälern gerichteten Vorkehrungen, der Museumsdienst und eine Menge ähnlicher Leistungen lassen den ungeheuren Umschwung erkennen, welchen das Land, seine Städte und die Verkehrsmittel nach europäisch-englischem Muster unter der britischen Verwaltung erfahren hat. Es hieße ungerecht sein, wollte man den Fortschritt nach allen diesen Richtungen hin verkennen. Vor Allem hat die Residenzstadt Kairo eine Ausdehnung und Verschönerung gewonnen, die den wachsenden Zufluß der alljährlich eintreffenden Fremden erklärlich erscheinen läßt. Neue Viertel sind erstanden, palastähnliche Hôtels errichtet, und durch Zweigbahnen ist eine regelrechte Verbindung mit den in ihrer Nähe gelegenen Land- und Wüstenstädten Heliopolis und Heluan hergestellt worden. Kairo ist geradezu in einen Luftcurort verwandelt, welcher die Annehmlichkeiten der europäischen Großstädte mit den wohlthuenden Einflüssen eines milden und beständigen Klimas im Orient verbindet. Unter der geregelten und sparsamen, aber nichts weniger als geizenden Verwaltung haben sich, wie allgemein bekannt, die jährlichen Einnahmen erheblich vermehrt, und es darf nicht als unbillig angesehen werden, wenn auch die in Aegypten ansässigen Europäer zu der für die Eingeborenen bestehenden, im Uebrigen sehr mäßig taxirten Haus- und Gewerbesteuer herangezogen worden sind. Die öffentliche Ordnung der Dinge, bis zur Namengebung der Straßen und der Numerirung der Häuser in den Hauptstädten des Landes, und selbst Kleinigkeiten, wie die Numerirung der Droschken und der öffentlichen Reitesel mit eingeschlossen, hat einen mächtigen Schritt vorwärts gethan und der bisher herrschenden Willkür und Ausbeutung zu Gunsten eigener Interessen einen festen Riegel vorgeschoben.

Da die neuen Einrichtungen den alten Gewohnheiten der Einheimischen einen gründlichen Strich durch die Rechnung machen, so kann es nicht in Erstaunen setzen, wenn die Klagen gegen das britische Joch aus allen Ecken und Enden erschallen. Als unparteiischer Augenzeuge darf ich die Versicherung geben, daß Aegypten seit den letzten zwölf Jahren eine vollständige Umwandlung zu seinem Besseren erfahren hat und die häufigen Angriffe der Opposition als ungerechtfertigt bezeichnet werden müssen. Jeder Mißerfolg wird von ihr ausgebeutet. Man vergißt, daß die englische Verwaltung sich häufig noch im Stadium des Probirens befindet, besonders auf dem Gebiete des Polizeiwesens in Stadt und Land, und daß bei einem großen Theile der Bevölkerung das Gefühl des Widerstandes fortdauernd künstlich genährt wird.

Wie mächtig indeß trotz aller gegenseitigen Bestrebungen die englischen Muster auf den Geist des besonneren und gebildeteren Theiles der Bevölkerung gewirkt haben, dafür tritt die plötzliche Veränderung der arabischen Schrift- und Umgangssprache ein. Die leere Formel und die wortreiche Redeweise sind verschwunden und verschwinden immer mehr. Der klare Gedanke und die Kürze des Ausdruckes hat im schriftlichen Ausdruck bis zu den arabischen Zeitungen hin bereits die Oberhand gewonnen, und man hat angefangen, sogar das Theater als eine Bildungsschule nach dieser Richtung hin zu betrachten. Molière'sche Stücke in arabischer freier Umarbeitung werden mitten in Kairo, wenn auch vorläufig noch in einer schmucklosen Bretterbude, aufgeführt, und die arabischen Besucher lassen es an Zuspruch nicht fehlen. Man empfindet eben das Bedürfniß nach europäischer Bildung, und es ist kein geringes Zeugniß dafür, daß selbst die Schüler der größten theologischen Universität der mohammedanischen Welt, der sogenannten El-Azhar-Moschee, sich nach den geöffneten Hörsälen des staatlichen Dar-el-ulum („Haus der Wissenschaften") begeben, um die Lehren des europäischen Wissens bis zu der Darwin'schen Theorie in sich aufzunehmen und sie schätzen zu lernen. Das alles ist so bemerkenswerth und auffallend, daß nur Unverstand oder Böswilligkeit diese Erfolge zu bestreiten vermag.

Die Aegypter haben unter der englischen Verwaltung Zucht und Ordnung kennen gelernt, und an die Stelle der früheren Furcht ist gegenwärtig der freie Wille getreten. Selbst die militärische Besatzung des Landes (zur Zeit sechstausend Mann) hat ihren Einfluß auf die Bevölkerung nicht verfehlt, denn das ernste und gemessene Auftreten des englischen Soldaten lieferte ihr den Beweis, daß dem Krieger Europas ein Stolz und eine Würde inne wohnt, die im Nilthale so gut wie unbekannt waren, daß aber andererseits eine doppelte Strenge in Anwendung kommt, sobald der Träger der Waffe seine Vorschriften übertritt. Ich erinnere mich dabei aus früherer Zeit eines merkwürdigen Wortes, das einem arabischen General entschlüpfte, den ich wegen der ungemein milden Bestrafung eines Officiers wegen wiederholter Unpünktlichkeit zu interpelliren mir erlaubte. „Que voulez-vous?" sagte er mir auf Französisch, „chez vous chaque soldat est un Monsieur, chez nous un âne. On ne peut pas traiter un âne comme un Monsieur." Daß den Engländern noch viel zu thun übrig bleibt, um ihr Ziel vollständig zu erreichen, liegt auf der Hand; daß sie dasselbe mit der Zeit erreichen werden, scheint mir, nach den Anfängen zu urtheilen, ebenso sicher. Es ist leichter, von Grund aus ein neues Haus nach einem entworfenen Plane aufzuführen, als ein altes Gebäude nach demselben Plane umzuwandeln, wenn es nicht vollständig niedergerissen werden kann.

Die Aegypter selber empfinden eine heilige Scheu davor, ihr Urtheil über die britischen Absichten im Nilthale frei und offen dem Europäer gegenüber auszusprechen. Einem meiner älteren Freunde, einem nach seiner Art hochgebildeten Araber, hatte ich die Kühnheit, in unserer arabisch geführten Unterhaltung die heikle Frage vorzulegen: „Wie denkt Ihr über die Engländer in Aegypten?" Er sah mich mit großen Augen an, lächelte und erwiderte, ohne verlegen zu erscheinen: „Ihr werdet es begreifen, mein Herr, daß ich Euch darauf keine Antwort geben kann. Aber laßt mich Euch ein Märchen erzählen, das ich als Knabe aus dem Munde meiner alten Dada (Kinderfrau) gehört und niemals im späteren Leben vergessen habe.

„Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, und jeden davon liebte er mit gleicher Zuneigung. Da kam es mit ihm zum Sterben und . . . ."

„Meint Ihr die Geschichte von Nathan und den drei Ringen?" fiel ich plötzlich ein.

„Wer war Nathan und was hat es mit den drei Ringen für eine Bewandtniß? Ich weiß davon nichts," erwiderte er mir auf meine gestellte Frage.

„Gut, so fahrt in Eurer Rede fort!"

„Also, da kam es mit ihm zum Sterben, und er rief seine Kinder an sein Lager.

„Liebe Söhne, sprach er mit schwacher Stimme, ich besitze weder Gut noch Geld, noch irgend etwas auf der Welt, mit Ausnahme von drei Dingen, die ihr hier bei meinem Lager erblickt." Sie schauten hin und sahen einen schlechten verschossenen Teppich, einen alten Topf und einen unansehnlichen kurzen Holzstab. Der Anblick flößte ihnen wenig Neigung nach dem Besitz jener scheinbar werthlosen Gegenstände ein.

„Hört, fuhr der Sterbende fort, jedes von diesen Dingen besitzt einen eigenen Zauber. Setzt sich Jemand auf den Teppich und wünscht sich irgend wohin, so ist er sofort dorthin getragen. Ergreift Einer den Topf und hegt den Wunsch nach einer Speise, so ist sein Inneres augenblicklich damit angefüllt. Nimmt man den Holzstock in die rechte Hand und trägt Verlangen nach irgend einem werthvollen Schmuck, so liegt er sofort zu Füßen. Seid weise und theilt euch in Frieden in meinen einzigen Nachlaß!" Damit schloß der Alte seine Augen, und die drei Söhne standen da und beweinten den gestorbenen Vater.

„Eine Weile darauf beriethen sie über die Theilung der drei Gegenstände unter sich und kamen in harten Streit darüber. Mit lauter Stimme fingen sie an zu zanken und konnten nimmer darüber einig werden, wem dieses oder jenes Stück zufallen solle. Während ihres Wortwechsels ging ein würdiger Scheich vorüber, der nach dem Grunde ihres Streites fragte und dem sie die Sache vortrugen.

„Schämt euch!" so redete er sie darauf an, „an dem Sterbebette eures Vaters, der mein bester Freund gewesen ist, mit bösen Worten unter einander zu hadern."

„Da riefen sie ihn zum Schiedsrichter in ihrem Streite an. Er war dessen zufrieden, breitete den Teppich auf den Fußboden, legte den Topf und den Holzstab darauf nieder und sagte in aller Ruhe: Aus euren Reden habe ich vernommen, daß Keiner dem Anderen den Besitz dieses oder jenes Stückes gönnt. Jeder möchte am liebsten alle drei Gegenstände zusammen sein Eigenthum nennen."

„Sie nickten stillschweigend als Zeichen der Zustimmung mit dem Haupte, denn der Alte hatte mit seiner Rede den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Da ihr mich zum Richter in Eurer Sache erwählt habt, so urtheile ich, daß es in die Kraft und den Willen eines Jeden unter euch gestellt sein soll, sich in den Besitz aller drei Stücke zu setzen."

„Nachdem er einen Stein von der Straße aufgehoben hatte, fuhr er in seiner Rede fort: „Ich werde diesen Stein in die Weite schleudern. Ihr werdet gemeinschaftlich eure Beine rühren, um seiner habhaft zu werden. Derjenige, welcher ihn zuerst erreicht und mir zurückbringt, wird der Besitzer des gesammten väterlichen Nachlasses werden." Die drei Brüder lobten über alle Maßen die Weisheit des Alten und erklärten sich mit Vergnügen bereit, seinem Schiedsspruche gemäß zu handeln.

„Eins, zwei, drei!" rief der Alte, holte aus, und der Stein flog in die Weite. Zur selben Zeit begannen die Drei ihren Wettlauf, um in den Besitz des Steines zu gelangen. Kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, um sich durch Schnelligkeit gegenseitig zu überholen, da nahm der Scheich seinen Platz auf dem Teppich ein, faßte den Topf und den Holzstab mit den Händen und wünschte sich von seinem Platze nach einer fernen Gegend hin fort. Den drei Brüdern blieb aber das Nachsehen, und sie erkannten zu spät, welchen Schaden sie sich selber durch ihren Streit um den Besitz der drei Zauberdinge zugefügt hatten.

„Und das, mein Freund, ist meine Antwort auf Eure Frage: Wie denkt Ihr über die Engländer in Aegypten?"

Seine Erwiderung ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig, und mein Wissen war durch ein echt morgenländisches Märchen bereichert.

---

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

In der Zeit, in welcher die Parlamente der verschiedenen Länder ruhen, pflegen in Deutschland Congresse aller Art stattzufinden, auf denen die Männer der Wissenschaft im persönlichen Verkehre die Ergebnisse ihrer Forschungen auszutauschen gewohnt sind. Nicht minder hoch ist jedoch die Bedeutung dieses persönlichen Verkehrs selbst anzuschlagen, wenn Nord und Süd, West und Ost in dem Gefühle, einem Vaterlande anzugehören, bethätigen, daß die politischen Gegensätze, die in jedem entwickelten Staatswesen unvermeidlich sind, und die Freude an der nach blutigen Kämpfen wieder errungenen Einheit nicht verkümmern können. Diese freudige Genugthuung kam auch bei dem Empfange der Stuttgarter Sänger in der deutschen Reichshauptstadt zum charakteristischen Ausdruck; die Gegensätze, die gerade vor fünfundzwanzig Jahren zwischen Nord- und Süddeutschland eine Krisis unvermeidlich machten, sind für immer beseitigt, so daß Deutschland im Vertrauen auf sein gutes Recht und seine Bundesgenossen der Zukunft mit Zuversicht entgegensehen kann, mögen immerhin die Franzosen mit volltönenden Worten auf ihre Verbrüderungsbankette mit den „russischen Alliirten" hinweisen.

Die zunächst allerdings nur in der Idee vorhandene neue Tripelallianz, bestehend aus Rußland, Frankreich und dem Vatican, hat unleugbar Fortschritte gemacht, obgleich die durch den „Osservatore Romano" nach der anderen Richtung ergänzten Mittheilungen des Petersburger Correspondenten der „Times" in ihrer Formulirung keinen Glauben verdienten. Mit Rücksicht darauf, daß in diesem Bündnisse, welches gewissermaßen als Gegengewicht gegen den lediglich zu defensivem Zwecke begründeten und jüngst erneuerten Dreibund Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens dienen soll, die unversöhnlichsten Gegensätze, wie radicale Demokratie und absolute Autokratie ihren Ausgleich finden, gerade wie römischer und griechischer Katholicismus, die einander sonst aufs Heftigste befehden, versöhnt werden müßten, erschien gegenüber jenen Meldungen von Anfang an ein gewisser Skepticismus durchaus geboten. Daß der Besuch des französischen Nordgeschwaders im Hafen von Kronstadt die entente cordiale zwischen der französischen Republik und Rußland wesentlich gefördert hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Von dieser Thatsache bis zum Abschlusse eines förmlichen Bündnisses ist jedoch noch ein weiter Weg, wie denn auch bereits der überschäumende Enthusiasmus der Franzosen aus Anlaß des Eintreffens des Großfürsten Alexis auf französischem Boden gedämpft werden mußte. Der Bericht der „Times", die allerdings selbst nur von einem unfertigen Vertrage sprach, klang wie ein diplomatischer Roman. Daß eine Zeitlang Besprechungen über die Grundlage eines Bündnisses zwischen dem russischen Botschafter in Paris, Baron Mohrenheim, und dem Elysée stattgefunden, daß der Befehlshaber des französischen Nordgeschwaders, Contre-Admiral Gervais, nach Kronstadt einen Entwurf der bis dahin festgestellten Bedingungen mitgenommen habe, damit dieser Entwurf zur weiteren Ausarbeitung dem russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Kriegsminister und dem Marineminister

vorgelegt werde, war bereits unwahrscheinlich genug. Allem diplomatischen Brauche zuwider wäre jedoch der weiter von der „Times“ gemeldete modus procedendi, daß das aus den Verhandlungen zwischen dem Elysée und den russischen Ministern hervorgehende Document von den Letzteren, nicht aber von dem Zaren unterzeichnet werden sollte, und daß der Vertrag in diesem unfertigen Zustande bis zum Eintreten des „psychologischen Moments“ bleiben würde. Um seine Behauptungen zu erhärten, hob der Gewährsmann des Cityblattes hervor, daß der französische Admiral die vertraulichsten Berathungen mit Herrn von Giers, dem russischen Kriegsminister Wannowski und dem Marineminister Tschichatschew gepflogen habe, um das Document zu Stande zu bringen, dessen diplomatische Bedingungen von den drei Ministern derartig unterzeichnet werden sollten, daß gemeinschaftliches Auftreten zur See und zu Lande von den Ministern gesichert wurde. Die französische Diplomatie müßte eine eigenthümliche Auffassung von ihrer Wirksamkeit haben, wenn sie selbst für Frankreich bindende Verpflichtungen übernommen hätte, während auf der anderen Seite es lediglich von dem guten Willen des Zaren abhängen sollte, ob diesen Verpflichtungen auch nur das geringste Aequivalent gewährt würde. Alles in den „Enthüllungen“ der „Times“ mußte die Kritik herausfordern. Es gereicht dem constitutionellen Sinne des Weltblattes zum Ruhme, daß es eine von den Ministern übernommene Verpflichtung für bindend erachtet, insofern diese Minister in Betracht kommen; in Rußland entscheidet jedoch ganz ausschließlich der Wille des Zaren.

So enthält denn auch eine hochofficiöse Kundgebung des russischen „Regierungsboten“ mittelbar ein Démenti der „Enthüllungen“ der „Times“, deren Richtigkeit zugleich von französischer Seite sofort bestritten wurde. Der „Regierungsbote“ betont nämlich, daß erst die vom Zaren am 28. Juli bei dem im Palais zu Peterhof veranstalteten Diner gesprochenen Worte eine Reihe von großartigen und sehr bedeutungsvollen Ehrenbezeugungen für die französische Flotte während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes in Kronstadt zur Folge hatten. Nicht minder deutlich wird dann hervorgehoben, daß, wenn irgend Jemandem die Gelegenheit geboten war, sich von der Wirkung zu überzeugen, welche in Rußland die Worte des Staatsoberhauptes hervorrufen, die Officiere des französischen Nordgeschwaders diese Gelegenheit hatten. Eine solche Auffassung des Herrscherberufes des Zaren klingt aus der Kundgebung des amtlichen russischen Organs deutlich heraus, so daß die Frage entsteht, welche Bedeutung irgend welche von russischen Ministern übernommenen Verpflichtungen gegenüber dem ausschließlich entscheidenden Willen des Zaren beanspruchen könnten. Andererseits würde es jedem diplomatischen Brauche widersprechen, daß, während der bisherige französische Botschafter in Petersburg, de Laboulaye, noch auf seinem Posten war, ein in den diplomatischen Geschäften durchaus unerfahrener höherer Marineofficier, der Befehlshaber des französischen Nordgeschwaders, Contre-Admiral de Gervais, mit der Mission betraut gewesen sein sollte, Verhandlungen von solcher Bedeutsamkeit zum Abschlusse zu bringen.

Gerade weil die Frage im Vordergrunde steht, ob aus Anlaß der Flottenzusammenkunft in Kronstadt eine Vereinbarung zwischen Frankreich und Rußland getroffen worden ist, erscheint es geboten, das vorhandene Material kritisch zu sichten. Hierdurch soll die Wichtigkeit der jüngsten Vorgänge, die sich unter den Auspicien des Kaisers Alexander III. abgespielt haben, in keiner Weise abgeschwächt werden. Ist es doch in hohem Grade bedeutsam, daß mit dem Wissen und Willen des Zaren die Marseillaise während des Verweilens der französischen Flotte in den russischen Gewässern gewissermaßen „courfähig“ geworden ist. Diese Anerkennung des französischen Revolutionsgesanges in Verbindung mit dem Trinkspruche des Zaren „auf das Wohl des Präsidenten der französischen Republik, Carnot, und auf das Wohlergehen der französischen Flotte“ beweist jedenfalls, daß der Zar vor einem Bündnisse mit Frankreich nicht zurückschrecken würde. Hierin liegt die Bedeutung der jüngsten Vorgänge, so daß es mehr oder minder anfechtbarer Niederschriften russischer Minister und eines französischen Contre-Admirals gar nicht bedarf.

Trotzdem kann aus den französisch-russischen Verbrüderungsbanketten keineswegs der Schluß gezogen werden, daß die politische Lage aufgehört hat, eine friedliche zu sein. Selbst wenn ein russisch-französisches Bündniß bereits zum Abschlusse gelangt wäre, würde dadurch doch nur, wie von autoritativer deutscher Seite hervorgehoben wurde, die Thatsache festgestellt sein, daß Russen und Franzosen gewisse gemeinschaftliche Interessen haben, zu deren Schutze sie sich die Hände reichen. Daß Rußland ernsthaft die Absicht hegen sollte, specifisch französische Interessen aus uneigennütziger Liebe für Frankreich zu schützen, darf mit Fug als ausgeschlossen betrachtet werden. Ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich zur Vertheidigung gemeinschaftlicher Interessen hätte also für Europa nichts Bedenkliches, da im Hinblick auf den defensiven, friedlichen Charakter der Tripelallianz in keinem der Länder, die in Betracht kommen, die Absicht besteht, jene Interessen anzugreifen. Auf diese Weise würden denn auch die Aeußerungen einiger französischer und russischer Blätter zur Wahrheit werden, daß die Verbindung Rußlands mit Frankreich eine Bürgschaft des Friedens sei, da mit Bestimmtheit angenommen werden darf, daß die Franzosen sich wohl hüten würden, einen anderen Krieg als einen solchen zu führen, in dem sie des russischen Beistandes sicher wären.

Freilich darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die vermeintlichen Huldigungen, die den französischen Gästen in Rußland bereitet worden sind, die zu Uebertreibungen stets geneigten Chauvinisten in Frankreich in dem Wahne bestärken, es bedürfe jetzt nur noch einer günstigen Gelegenheit, um ihre Revanchepläne zu verwirklichen. Andererseits fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen hervorgeht, daß die französische Regierung besonnener denkt als die Sprache ihrer Admirale und Generale annehmen läßt. Erhielt doch die Ueberschwänglichkeit der Kundgebungen des Befehlshabers des französischen Nordgeschwaders einen komischen Beigeschmack, als Contre-Admiral Gervais bei dem zu Ehren der französischen Officiere veranstalteten Bankette in Moskau mit den Worten schloß: „Auf Sie und uns ist jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt gerichtet; in Frankreich sind Alle von herzlichen Gefühlen für Rußland erfüllt. Ich trinke auf das heilige Moskau, auf das erhabene russische Volk und seinen Zaren." Der Hinweis des französischen Admirals auf das „heilige Moskau" muß unwillkürlich Reminiscenzen an Napoléon I. wachrufen, dessen auf der Flucht aus Rußland im Gespräche mit dem französischen Gesandten in Warschau gethaner Ausspruch: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas" wohl wieder actuell wird, wenn Herr Gervais versichert, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf ihn und seine Bankettgenossen gerichtet sei.

Man würde übrigens bei der Annahme fehlgehen, daß die in Kronstadt zum Ausdrucke gebrachte Politik in der That die allgemeine Auffassung in Frankreich widerspiegelt. Insbesondere haben bereits die Parteigänger des orléanistischen Prätendenten, des Grafen von Paris, ihre abweichende Auffassung geltend gemacht. Allerdings darf nicht außer Betracht bleiben, daß die Orléanisten, nachdem sie in Frankreich selbst eine Position nach der anderen eingebüßt haben, regelmäßig versicherten, das von der öffentlichen Meinung heißbegehrte französisch-russische Bündniß könnte nur unter der Voraussetzung verwirklicht werden, daß das legitime Königthum wieder hergestellt sei, da dann erst Frankreich in den Augen des Zaren bündnißfähig sein würde. Diese orléanistische Legende ist nunmehr beseitigt, seitdem die Marseillaise gewissermaßen die officielle Anerkennung von Seiten des Zaren gefunden hat. Nur verdient in diesem Zusammenhange hervorgehoben zu werden, daß gerade das französische Marine-Officiercorps mit monarchistischen Elementen stark durchsetzt sein soll, so daß die Steigung für die Klänge der revolutionären französischen Nationalhymne auf beiden Seiten einen einigermaßen conventionellen Charakter hatte. Dieser Vorgang ist deshalb bezeichnend, weil die Kundgebungen in Kronstadt, in den kaiserlichen Schlössern und in Moskau viel zu ostentativ waren, als daß sie nicht Echtheit und Ursprünglichkeit hätten vermissen lassen sollen. Ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich und Rußland ohne den Lärm der Demonstrationen in den russischen Gewässern,

und andererseits in Cherbourg, wo ein russisches Kriegsschiff von französischer Seite mit Begeisterung aufgenommen wurde, wäre weit glaubhafter erschienen, während jetzt nur der Eindruck gewonnen werden konnte, daß die Franzosen durch Aeußerlichkeiten den Anschein erwecken wollten, sie hätten das Gegengewicht gegen die Tripelallianz gefunden, deren friedliche, defensive Zwecke auch die Billigung Englands erhalten haben.

Wäre Frankreich in Wirklichkeit durch seine Erfolge in Rußland völlig zufrieden gestellt, so müßte man sich wundern, weshalb die Ergebnisse der Flottenzusammenkunft in Kronstadt unverzüglich durch den Besuch eines englischen Hafens abgeschwächt worden sind, da der Antagonismus zwischen den Interessen Englands und Rußlands sicherlich doch nicht durch das Eintreffen des französischen Nordgeschwaders im Hafen von Portsmouth aus der Welt geschafft werden kann. Wie wenig geklärt aber die Anschauungen in Frankreich selbst sind, ergibt sich aus den einander widersprechenden Beurtheilungen der französischen Blätter, von denen ein Theil nach dem Vorbilde Cassagnac's in der „Autorité" den Besuch des englischen Hafens nach der Flottenzusammenkunft in Kronstadt gewissermaßen als einen Verrath am Vaterlande bezeichnet, während der Vertrauensmann des Grafen von Paris, Hervé, im „Soleil" das französisch-russische Bündniß ohne den Beistand oder doch wenigstens die Neutralität Englands für durchaus unzureichend erklärt, sobald es gilt, die Weltstellung Frankreichs zu wahren. In Frankreich empfindet man eben in den maßgebenden Kreisen sehr wohl, wie unangreifbar die Position des unlängst erneuerten Dreibundes geworden ist, seitdem die englische Regierung officiell die Interessengemeinschaft mit Italien im Mittelländischen Meere betont hat.

Wird nun aber mit Recht darauf hingewiesen, daß in Frankreich oft genug die vernünftige Ueberlegung hinter dem unbesonnenen Handeln habe zurückstehen müssen, so daß irgend ein unerwarteter Zwischenfall den friedlichen Aussichten ein jähes Ende bereiten könnte, so muß doch andererseits zugestanden werden, daß trotz allem chauvinistischen Lärm in Frankreich die Regierung selbst Besonnenheit an den Tag gelegt hat. In dieser Hinsicht braucht nur an die Ausschreitungen des Boulangismus erinnert zu werden. Vielfach wurde in dessen Blüthezeit in Deutschland angenommen, daß der General in der That sehr bald in der Lage sein würde, die Verwirklichung der französischen Revanchepläne zu versuchen, während die ernsthaften Politiker in Frankreich trotz der Demonstrationen aller unzufriedenen Elemente zu Gunsten Boulanger's daran festhielten, daß dieser sehr rasch seine ephemere Rolle ausgespielt haben würde, eine Auffassung, die auch in diesen Blättern von Anfang an consequent geltend gemacht und dann durch den Verlauf der Ereignisse in vollem Maße bestätigt wurde. Nicht minder zeigte sich aus Anlaß des Aufenthaltes der Kaiserin Friedrich in Paris, daß die Lärmmacher vom Schlage Paul Déroulède's zwar in öffentlichen Versammlungen und in der Presse die besonneneren Elemente einzuschüchtern vermögen, daß aber selbst die Leute der Patriotenliga vor dem letzten Schritte zurückschrecken. Als damals die Kaiserin Friedrich von Paris abreiste, hüteten sich die Myrmidonen Déroulède's wohl, auf dem Plane zu erscheinen und eine feindliche Kundgebung zu insceniren, weil sie die ernsten Folgen einer solchen deutlich vorhersahen. Die Lehren des deutsch-französischen Krieges sind eben in Frankreich unvergessen geblieben; alle volltönenden Worte können die öffentliche Meinung darüber nicht hinwegtäuschen. Daher betonte auch ein die Auffassung der österreichischen Regierung widerspiegelnder Artikel des Wiener „Fremdenblattes" mit Recht, daß die erhaltenden Parteien in Frankreich die Empfindung von den mannigfachen Gefahren des Krieges haben und daher vor einer bewußten Gefährdung des Friedens zurückschrecken. Wie wenig auch diese erhaltenden Parteien selbst sich der Hinweise auf eine künftige Zerstörung des gegenwärtig zu Recht Bestehenden enthalten können, wie sehr sie, wie die Erfahrung lehrt, durch ihre schwankende Haltung sich selbst den Widerstand gegen die eigentlich chauvinistischen Parteien erschweren, so hat bisher doch immer der gesunde Sinn und die Furcht vor der unberechenbaren Last einer ungeheuren Verantwortung die Oberhand behalten. Wenn andererseits Rußland thatsächlich dem Friedensbunde Deutschlands, Oesterreich-Ungarns

und Italiens mißtraut und die enge Freundschaft mit Frankreich für nothwendig erachtet, um sich gegenüber dem Dreibunde vor vermeintlichen Gefahren zu schützen und ihn von einer Störung des Friedens abzuhalten, so hätte man es in der That mit einem zweiten Friedensbunde zu thun, mit einem Einvernehmen, dessen Bestrebungen parallel gehen mit denjenigen der Tripelallianz.

Als gewiß darf gelten, daß durch das zur Schau getragene Einvernehmen zwischen Rußland und Frankreich der Dreibund, insofern er dessen überhaupt bedurfte, einen noch festeren Kitt erhalten hat. Hätte in Oesterreich-Ungarn noch der geringste Zweifel darüber bestehen können, wie sehr die Tripelallianz den Lebensinteressen dieses Reiches dient, so ist nunmehr durch die Vorgänge in Kronstadt der vollgültige Beweis erbracht, daß die Eventualität eines von russischer Seite erfolgenden Angriffes bei aller Unwahrscheinlichkeit doch ebenso in Betracht gezogen werden muß wie eine französische Action, die sich ebenso gegen Deutschland richten würde wie jene gegen Oesterreich. Was nun aber Italien betrifft, so sind die jüngsten politischen Ereignisse nicht minder charakteristisch, so daß in der Einleitung dieser Betrachtungen, wenn auch nur in der Idee, bereits von einer neuen Tripelallianz, bestehend aus Rußland, Frankreich und dem Vatican, die Rede sein konnte. An beweiskräftigen Gründen für die Annahme, daß zwischen der französischen Republik und dem Vatican die erforderliche Fühlung bereits hergestellt ist, fehlt es keineswegs. In dieser Beziehung ist bereits auf das Verhalten des Cardinals Lavigerie hingewiesen worden, der seinen Anschluß an die französische Republik in aller Form vollzogen und das Placet des Papstes erlangt hat, worauf er sich beeilte, der französischen Regierung ein sichtbares Unterpfand für seine Ergebenheit zu gewähren. Empfinden die Italiener heute noch die französische Besitzergreifung Tunesiens, woselbst sie von jeher wichtige materielle Interessen hatten, als einen ihnen zugefügten Schimpf, so durften sie doch wenigstens annehmen, daß die Franzosen so viel Achtung für die wohlerworbenen Rechte Anderer haben würden, daß sie vor den willkürlichsten Eingriffen in diese Rechte zurückschreckten. Statt dessen wurden auf Veranlassung des französischen Cardinals Lavigerie die italienischen Kapuziner, die für ihre bedürftigen Landsleute Sprache und Eigenart des Vaterlandes repräsentirten, nicht bloß aus der Regentschaft ausgetrieben, sondern auch, als sie sich in Rom einfanden, von dort durch die geistlichen Machthaber fortgewiesen, damit sie nicht gewissermaßen als ein lebendiges Zeugniß für die franzosenfreundliche Politik der römischen Curie erschienen.

Es veröffentlichte darum der frühere italienische Conseilpräsident gerade zur rechten Zeit in der „Contemporary Review“ seinen Artikel über Frankreich und den Vatican, einen höchst bemerkenswerthen Aufsatz, aus welchem erhellt, daß die Bemühungen der französischen Regierung, die römische Curie im Kampfe gegen Italien zu benutzen, um dieses als Nationalstaat zu vernichten, bereits seit geraumer Zeit währen. Wie tief auch der Haß Frankreichs gegen Deutschland sein mag, wird es doch nicht minder von verblendeter Eifersucht gegen Italien verzehrt, weil es nicht ertragen kann, daß dieses Land „gewagt“ hat, sich völlig von dem französischen Einflusse zu emancipiren. Auch kehrt in den gegen Italien von französischer Seite erhobenen Vorwürfen regelmäßig derjenige wieder, daß es sich schweren Undank habe zu Schulden kommen lassen, als ob Frankreich nicht die von ihm geleisteten Dienste theuer genug durch die Annexion von Nizza, der Geburtsstadt Garibaldi's, und Savoyen, der Wiege des italienischen Königshauses, sich hätte bezahlen lassen. Wenn ferner jeder italienische Patriot den Abschluß der Einheit seines Vaterlandes erst von dem 20. September 1870, dem Tage an datirt, an welchem Rom für immer die Hauptstadt Italiens geworden ist, so darf daran erinnert werden, mit welcher Hartnäckigkeit gerade die Franzosen den Italienern den heiß ersehnten Besitz ihrer Hauptstadt vorenthielten. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob die Franzosen sich bei ihren Antipathien gegen Italien durch das Gefühl bestimmen lassen, daß Italien die Hegemonie unter den lateinischen Nationen anstrebte, eine Führerschaft, die dem rüstig fortschreitenden Lande in der That zufallen könnte, falls Frankreich in leichtfertiger Weise nochmals das vermeintliche Glück der Waffen entscheiden lassen wollte. Mit Recht betonte nun Crispi in der „Contemporary

Review", daß Frankreich, das sich trotz der Umgestaltung der politischen Verhältnisse nach wie vor als die älteste Tochter der katholischen Kirche betrachte, noch immer den seltsamen Anspruch zu erheben scheine, mit der Obhut des römischen Pontificates betraut zu sein, einen Anspruch, hinter dem sich nur die latente Feindseligkeit gegen Italien verbirgt. Der frühere italienische Conseilpräsident führt dann auch eine Reihe von Beweisgründen an, durch welche das geheime Einverständniß zwischen der französischen Republik und der römischen Curie erhärtet wird.

Nicht minder bemerkenswerth ist derjenige Theil des Artikels der „Contemporary Review", der auf die allgemeine Politik Bezug hat. Auffallenderweise ist dieser Theil in den Erörterungen der Presse zumeist außer Betracht geblieben, während es von hohem Interesse ist, durch den früheren italienischen Conseilpräsidenten in einer angesehenen englischen Revue unter Anderem die Beziehungen Italiens zu England klargelegt zu sehen. Herrscht doch immer noch Streit darüber, welche Rolle England in Bezug auf das europäische Friedensbündniß spiele. Das englische Unterhausmitglied, Labouchère, der sich seiner Abstammung gemäß noch immer als Franzose zu fühlen scheint, benutzt zwar jede Gelegenheit, wegen dieser Rolle Englands die Regierung zu interpelliren; der Unterstaatssecretär Fergusson verspürte jedoch nicht das Verlangen, den Franzosen einen allgemeinen Einblick in die englische hohe Politik zu gewähren, so daß die Antworten auf jene Interpellationen nicht allzu bestimmt gehalten waren. Crispi, der es jedenfalls wissen kann, hebt nun hervor, wie in Frankreich die heftigste Animosität gegen England erregt wurde, als kaum „die Nachricht von einem Einvernehmen zwischen den Cabinetten von Rom und London für den Kriegsfall bekannt geworden war". Crispi betont zugleich, wie auch gegen England der Vorwurf der Undankbarkeit gegenüber dem Bundesgenossen von 1854 erhoben wurde, „als ob der Krimkrieg zum Nutzen Englands, und nicht für die Interessen Europas und für den Triumph jener traditionellen Orientpolitik geführt worden wäre, von der Frankreich sich inzwischen zum eigenen Nachtheile und unter Gefährdung der Civilisation entfernt hat." Es empfiehlt sich jedenfalls, auch auf diese Betrachtungen des italienischen Staatsmannes hinzuweisen, obgleich der Schwerpunkt des Artikels der „Contemporary Review" in dem Nachweise liegt, daß Frankreich wohl bereit wäre, um Italiens Einheit zu vernichten, die weltliche Herrschaft des Papstthums wieder herzustellen.

Auch unterliegt keinem Zweifel, daß in den politischen Kreisen Frankreichs jetzt bereits die Eventualität der nächsten Papstwahl ins Auge gefaßt wird, wie denn zugleich die Aussichten des französischen Cardinals Lavigerie erörtert werden. In diesem Zusammenhange bezeichnend sind die Raisonnements, die ein vaticanisches Organ, der „Moniteur de Rome", anstellt, indem er ausführt, daß die Aufrichtigkeit und die Freiheit der nächsten Papstwahl sich nicht bloß auf die Person, sondern auch auf den Ort des Conclave erstrecken müsse. Der „Moniteur de Rome" deutet ohne Umschweife an, daß im Cardinalscollegium heute wie nach dem Tode Pius' IX. die Ansicht vertreten werde, das nächste Conclave außerhalb Roms zu halten. Allerdings läßt sich das vaticanische Organ, indem es indirect bestreitet, daß die Wahl Leo's XIII. eine aufrichtige und freie gewesen sei, einen schweren Angriff auf den gegenwärtigen Papst zu Schulden kommen. Ueberdies täuschen sich die Unversöhnlichen im Vaticane, die mit den Franzosenfreunden gemeinschaftliche Sache machen, wenn sie dafür halten, daß die von einem außerhalb Roms gehaltenen Conclave vollzogene Papstwahl ohne Weiteres die Anerkennung der Mächte finden müsse. Ein französischer Papst würde sicherlich weder von Italien noch von Deutschland anerkannt werden. Die Tripelallianz könnte auch dadurch ihren defensiven Charakter bekunden, daß Oesterreich-Ungarn sich ebenfalls einer Papstwahl gegenüber ablehnend verhält, die nur schwere Störungen des Friedens zur Folge haben müßte. Versichern aber die Jesuiten, daß der Nachfolger Leo's XIII. auch außerhalb Roms existiren könnte, so übersehen sie, daß Frankreich schwerlich bereit wäre, auch nur den Ausfall des Peterspfennigs zu decken, welcher letztere kaum besonders ergiebig sein würde, sobald der Papst nach ihrer eigenen Darstellung aufhörte, der „Gefangene des Vaticans" zu sein.

---

# Literarische Rundschau.

## Lenau's Verhängniß.

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters. Herausgegeben von Ludwig August Frankl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1891.

Der neue Beitrag zu Lenau's Lebens- und Leidensgeschichte, den einer der ältesten Freunde und Biographen des Dichters soeben veröffentlicht hat, läßt tiefer als bisher in die Verhältnisse blicken, in deren Wirrsal ein reicher und edler Geist rettungslos versank. Am 9. Mai 1889 starb in Wien hochbetagt Sophie von Löwenthal, die Frau, die mit dämonischer Gewalt in das Leben des Dichters eingegriffen und es erschüttert hat. Aus ihrem Nachlaß stammen die jetzt mitgetheilten Tagebuchblätter und Briefe Lenau's, alle an die geliebte Frau gerichtet, welche die Frau eines Freundes war. Es sind leidenschaftliche Ergüsse, intimste Bekenntnisse eines durch die Liebe hochbeglückten und tief unselig gewordenen Geistes. Das sturmvoll zerwühlte Herz, das der Dichter der Freundin geöffnet, liegt jetzt vor aller Welt offen mit seiner Seligkeit und seiner Verzweiflung, seinen rührenden Klagen und wilden Träumen, mit dem beständigen Wechsel von sinnlicher Gluth und schmerzlicher Entsagung. „Sie sind meist in nächtlich einsamer Weile beim Genusse giftstarken schwarzen Kaffees, wie Lenau ihn leidenschaftlich gerne trank, und unter narkotisirendem Cigarrendampfe nicht immer nur geschrieben, vielmehr häufig phantasirt.“ In jeder Zeile verräth sich der geborene Dichter; Niemand wird diese Blätter ohne lebhafte und schmerzliche Theilnahme lesen.

Zahlreiche längere Briefe an dieselbe Frau sind bekanntlich in der Biographie Lenau's von seinem Schwager A. X. Schurz veröffentlicht. Wie verhalten sich jene vertrauten, mit Liebesschwüren bedeckten Zettel zu diesen längst beaknnten Briefen, die denselben Jahren angehören? Gerne hätte man darüber ein aufklärendes Wort vom Herausgeber vernommen. Hat der Dichter jene Aufzeichnungen für sich gemacht, für sich behalten, damit sie später, erst nach seinem Tode, der Geliebten zugestellt würden? Einige Stellen glaubt man wirklich so verstehen zu müssen. Dann wieder ist die Annahme unabweisbar, daß es Zuschriften waren, in denen der Dichter einen intimen Verkehr mit der Geliebten unterhielt, im Unterschied von dem vor der Welt gepflogenen Verkehr. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß Lenau ein doppeltes Verhältniß zu der geliebten Frau hatte: er redet anders zu ihr in den ostensiblen Briefen, die der Gatte kannte, anders in den verschwiegenen Seelenergüssen. Jene Briefe tragen den Charakter einer warmen Herzensfreundschaft, mit zärtlichen Anwandlungen mitunter, doch immer in den Schranken der Sitte; die Geliebte wird mit „Sie“ angeredet. Jetzt erfahren wir, daß der Dichter sie unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse schrieb, er nennt sie einmal „diese gezwungenen Wische“; es fällt ein Schatten von Unwahrheit auf sie — seine wahren Gefühle schreibt er heißen Athems auf die Blätter, die nebenher liefen und die jetzt veröffentlicht worden sind. Dieser Zwiespalt eines

Digitized by Google

doppelten Verhältnisses hätte für sich hingereicht, einen Geist, der ohne Zweifel schon krankhaft angelegt, jedenfalls längst von der unheimlichen Krankheit berührt war, allmälig aufzureiben. Denn hoffnungslos schleppt sich dieses Verhältniß durch die Jahre fort: vom Jahre 1836[1]) sind die ersten Blätter, vom Jahre 1844, das den geistigen Untergang des Dichters bezeichnet, die letzten. Hoffnungslos, und doch mit unverändert sich gleichbleibender Gluth. Die häufigen Reisen Lenau's mit dem Wechsel von Trennung und Wiedersehen halten das Feuer beständig wach. Und er weiß, daß er wieder geliebt wird. Nach einem „Freudenrausche", den er genossen, schreibt er am 9. December 1836: „Wie mancher muß von dieser Welt scheiden und hat nicht einen solchen Augenblick gekostet, wie ich doch schon viele mit Dir gelebt. Und doch, wer weiß, wie bald ich wieder zurückfalle in jene grollende Klage, daß mein ganzes Leben ein unglückliches, verfehltes. Wären wir nicht glücklicher, wenn wir unten im sichern Thale unser Feld bestellen könnten und unsre Kinder pflegen? Jetzt ist unser Leben und unsre Liebe ein unstetes Jagen im Gebirg auf rauhen Felsen; wir müssen den guten Augenblick suchen wie eine flüchtige Gemse, unter beständiger Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen. Doch hat unsre Liebe nicht eben dadurch etwas Rührendes und Schönes? War nicht die höchste Liebe, das göttliche Kind, auch auf der Flucht?"

In irgend einer Weise hat dieses Doppelverhältniß — dies unstete Jagen unter beständiger Gefahr — tragisch enden müssen. Doch es kam noch tiefer schneidender Zwiespalt, der ihm die Seele zerstörte. In Augenblicken, da er die ganze Trostlosigkeit seines Liebesverhältnisses erkennt, kommt ihm der Gedanke, sich frei zu machen, die Fesseln, die ihn umstricken, zu zerbrechen. Er findet die Kraft nicht dazu, der schon gefaßte Entschluß erlischt wieder in der Raserei der Leidenschaft. Am wenigsten fühlt er die Fesseln, wenn er draußen in Schwaben bei den zärtlich um ihn besorgten Freunden weilt. Dort genießt er, wie sonst nie, heitere, glückliche, freie Tage; auch in den vertrauten Briefen rühmt er stets die Liebe, die ihm hier entgegengebracht wurde. Aber auch hierhin verfolgt ihn der Dämon und verdüstert ihm die Gedanken. Am 1. Mai 1840 schreibt er aus Stuttgart: „Ich komme nur Dir zu liebe. Sonst bliebe ich ganz in Württemberg, wo ich frei bin. So aber komm' ich zu Dir ins Gefängniß." Er will frei werden, und im nächsten Augenblick bittet er der Geliebten diese „Verrätherei an seiner Liebe" ab. „Neulich sprach ich zu Dir: gib mich frei, doch war es mir nicht ernst damit. Wenn ich mir selbst sage: mache Dich frei, ist's auch Wind damit."

Zweimal ist es ihm doch wirklich Ernst gewesen. Im Sommer 1839 stand er im Begriff, sich mit der gefeierten dramatischen Sängerin Karoline Unger zu verbinden. Sie wußte sein Lied: „Weil' auf mir, du dunkles Auge," so seelenvoll zu singen, wie er nie zuvor vernommen hatte; bereits ließ sie Visitenkarten drucken: „Karoline Niembsch, Edle von Strelenau, geborene Unger." Die heftige Dazwischenkunft Sophiens verhinderte diese Verbindung. Die Eifersuchtsscenen, die sie dem Dichter bereitete, schlugen ihn wieder in den alten Bann.

Ein zweites Mal suchte er die unseligen Ketten zu zerbrechen durch seine Verlobung mit Marie Behrends, deren schlichte, rührende Aufzeichnungen den Lesern dieser Zeitschrift noch frisch im Gedächtniß sind[2]). Man mag zweifeln, ob Lenau durch diese Verbindung wirklich gerettet worden wäre, aber die letzte Möglichkeit der Rettung lag immerhin in diesem Entschlusse, der zugleich den Antrieb zu einer geregelten Thätigkeit enthielt. Es war, wie Frau Emilie Reinbeck schrieb, „der rettende Anker, den er im stürmischen Aufruhr widerstreitender Empfindungen erfaßte, aber er hatte nicht Kraft genug, ihn fest zu halten, und erst da er ihn losließ, fiel er in den

[1]) Hiernach ist eine Stelle des Buches, S. 189, zu berichtigen, wo das erste Begegnen irrthümlich in den „letzten Monat des Jahres 1838" gesetzt ist.

[2]) Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LXI, S. 420 ff.: Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenau's und Briefe des Dichters an sie. Mitgetheilt von Paul Weisser.

schauderhaften Abgrund geistiger Umnachtung.“ Sophie trat auch diesmal dazwischen; ihre Briefe träufelten Wermuth in das angesponnene Verhältniß, und von der Braut hinweg eilte der Dichter wieder in die Nähe des bestrickenden Weibes. Auf die Nachricht von seiner Verlobung hatte sie ihm geschrieben: „Eines von uns muß wahnsinnig werden.“ Es war, wie der Herausgeber sagt, ein verhängnißvolles Wort, wie ein leiser Laut eine Lawine zu vernichtendem Niedersturze bringt.

Sophie war stark genug, ihre weibliche Ehre zu wahren und dem stürmischen Werben des Liebhabers zu widerstehen; aber sie besaß nicht die Kraft der Entsagung, den hoffnungslos Liebenden freizulassen. Gattin und Mutter, konnte und wollte sie ihm nicht ganz gehören, dennoch hat sie ihn beansprucht und mit dämonischen Banden festgehalten, auch dann, als er den Entschluß gefaßt hatte, sich loszureißen und zu retten.

Ein grausames Verhängniß, aus Schuld und Nichtschuld gewoben, hat den Unglücklichen in die geistige Nacht niedergezogen: daß so viel Schuld dabei war, hat die Welt jetzt erst erfahren.

W. Lang.

## Der Prinz-Admiral Adalbert.

Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Ein Lebensbild mit besonderer Rücksicht auf seine Jugendzeit und den Anfang der Flotte von Viceadmiral Batsch. Berlin, Kurt Brachvogel. 1890.

Eine Ehrenschuld erscheint es uns, welche dieses Buch abträgt. „Es ist kein mit Rosen bestreuter Pfad gewesen, den Prinz Adalbert zu wandeln hatte,“ sagt Admiral Batsch mit Recht. „Sein Dasein war ein solches voll rastloser, mühe- und sorgenvoller Arbeit, oftmals geprüft im Kampf gegen alle Arten von Ungunst der Verhältnisse, aber ungebeugt in edlem, selbstlosem Streben, ein warmes Herz entgegenbringend der Sache und den Menschen, für die und mit denen er lebte.“ — Wie der Prinz für unsere Flotte gewirkt, was er in schweren Zeiten um sie gelitten, wie er für sie gekämpft hat, das soll das vorliegende Buch zeigen als ehrendes Denkmal für den wackeren Hohenzollern-Admiral.

Am 22. October 1811 geboren, scheint in dem Prinzen das Interesse an dem seemännischen Beruf frühzeitig erwacht zu sein — wirklich erwacht und nicht bloß nachträglich angedichtet. Auf dem schlesischen Sommersitz seiner Eltern, dem uns durch die Erinnerung an die Jugendliebe Kaiser Wilhelm's doppelt theuren Fischbach, hegte und pflegte er „seine kleine Flotte“, für welche der Schloßteich einigen Tummelplatz bot. Dem Fünfundzwanzigjährigen erst sollte sich die Gelegenheit bieten, in einer zur Prüfung der Flottenfrage eingesetzten Commission seine heißen Wünsche für die Gründung einer preußischen Marine zur Geltung zu bringen. So kläglich diese ersten Anläufe im Sande verliefen: daß sie nicht einschlummerten, ist nicht zum Mindesten des Prinzen Verdienst. An Bord einer sardinischen Fregatte finden wir den Prinzen 1842/43 auf einer Reise nach Brasilien begriffen; englische Kriegsschiffe sind es wieder und immer wieder, die sein Interesse fesseln — und als er dann, die Stufen der militärischen Hierarchie schnell erklimmend, 1846 zum Chef der Artillerie ernannt wurde, da dünkte ihn selbst dies nur einen Schritt vorwärts zur Verwirklichung des seine Seele beherrschenden Gedankens. Der Feldzug gegen Dänemark, in welchem die kleinste europäische Seemacht Deutschland trotzen konnte, brachte endlich den Stein ins Rollen: der Prinz trat an die Spitze der technischen Marinecommission des Bundes, wie er den Vorsitz in der Commission behielt, die über das Schicksal der preußischen Flottenkeime berathen sollte. Am 1. April 1849 wurde er zum Ober-

befehlshaber aller von Preußen ausgerüsteten und noch auszurüstenden Kriegsfahrzeuge ernannt. Während die „deutsche" Marine jener Tage bald unter den Hammer des Auktionators kam, gestaltete sich die preußische Flotte unter des Prinzen eifriger und sachgemäßer Leitung langsam, aber stetig aus. Wir können hier nicht des Näheren verfolgen, wie der Herr Verfasser des vorliegenden Buches die Fürsorge des Prinzen für die Flotte im Einzelnen nachweist, wie er die Beschaffung des Materials und Personals und dessen Ausbildung auf seine Thätigkeit und sein Eingreifen zurückführt. Ohne Zweifel muß man aber, das beweist das Werk, dem Prinzen das Verdienst zuerkennen, in allen wichtigen Fragen die Interessen der jungen Marine mit ebenso viel Umsicht wie Energie vertreten und oft gegen schwer zu überwindende Gegnerschaft erfolgreich vertheidigt zu haben. Der Gewinn und Ausbau des Jahdebusens für die weiteren Zwecke Preußens ist, wie bekannt, in erster Linie auf seine Initiative zurückzuführen.

Wohl warf die etwas kleinliche, weil mit zu geringen Mitteln unternommene Expedition gegen die marokkanischen Riffpiraten, bei welcher der Prinz persönlich verwundet wurde, ebenso wie der Verlust des Schooners „Frauenlob" in der Nähe von Jeddo, der Corvette „Amazone" an der holländischen Küste düstere Schatten auf seine Freude an der Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte; in seinem Eifer lähmten sie ihn nicht. Schwerer traf ihn, daß die preußische Flotte auch 1864 der kleinen dänischen Seemacht noch nicht ebenbürtig war: nicht durch seine Schuld, sondern weil sich das unselige Dogma fest eingebürgert hatte, der Staat Preußen sei finanziell nicht im Stande, selbst nur der dänischen Monarchie zur See die Spitze zu bieten.

In den beiden großen Feldzügen der Jahre 1866 und 1870 71 folgte der Prinz der Landarmee — sein Herz war bei seiner Marine. Voll Stolz und Genugthuung empfing er und brachte dem König die Berichte von dem brillanten Gefecht des „Meteor" vor Havana; mit freudigem Beifall die Kunde von den kleineren Vorgängen in der Ostsee, bei Rügen und Hela. — Bis zum letzten Athemzuge war er mit voller Hingebung für das Wachsthum der Flotte, für ihre immer reichere Dotirung thätig, und noch kurz vor seinem Hinscheiden — er starb am 6. Juni 1873 zu Karlsbad — hatte er die Bauplätze der englischen Arsenale im Interesse der jungen deutschen Marine durchmustert.

Dem Prinzen Adalbert blieb es versagt, den kühnen Aufschwung zu schauen, den des geeinten Deutschlands Seemacht seither genommen hat. Ihm blieb es versagt, in dem dritten deutschen Kaiser einen energischen begeisterten Verfechter der maritimen Machtentfaltung des Reichs, in seinem Neffen, dem Prinzen Heinrich, den energischen Nacheiferer zu begrüßen; ihm blieb endlich versagt, die Betheiligung des Vaterlandes an colonialen Unternehmungen — für die er vor einem halben Jahrhundert sein Wort vergebens in die Wagschale geworfen — zu erleben. Eine lange Reihe von Enttäuschungen, von seltenen Lichtblicken durchblitzt, begleitete seine aufopferungsvolle Thätigkeit. Daß er aber trotzdem niemals erlahmte, daß er, auch in den trübsten Zeiten, der treue Hüter des Flottengedankens blieb, das sichert ihm einen Ehrenplatz im Herzen unseres Volkes.

Das Werk des Admiral Batsch steht auf der Höhe seiner Aufgabe. Voll warmer Empfindung führt es uns das Werden und Wachsen des Prinz-Admirals vor, seine echte Hohenzollernnatur, die nie verzagte, sondern gerade in schwierigen Lagen zur schönsten Kraftentfaltung kam, sein Ringen und Streben. Ohne sich in die Details zu verlieren, gibt es uns ein treffendes Bild der mit dem Leben und Wirken des Prinzen unlöslich verbundenen Entstehungsgeschichte der preußischen, der deutschen Seemacht. Fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite erscheint das Lebensbild, durch Reichthum der Gedanken, durch Gewandtheit der Darstellung gleich ausgezeichnet: es ist keineswegs ein Buch ausschließlich für den Seemann, für den Seeofficier geschrieben, es ist ein Werk für die Gebildeten des ganzen Volkes.

H. v. Z.

Digitized by Google

# Lord Chesterfield.

Lord Chesterfield's Letters to his Godson. Edited by the Earl of Carnarvon. Oxford, Clarendon Press. 1890.

„Ich mißtraue dem Engländer, der gar zu vortrefflich Französisch spricht," sagte einst Fürst, damals noch Graf Bismarck, einem seiner englischen Bekannten. Diese Worte könnten einer Studie über Lord Chesterfield als Motto vorangesetzt werden. Der Sturm des Unwillens, den die Briefe an seinen Sohn nach dem ersten billigen Urtheil, das ihnen entgegengebracht worden war, im England des achtzehnten Jahrhunderts erregten, läßt sich nicht ausschließlich durch den Inhalt derselben erklären. Zunächst lagen diesen Briefen keine aggressiven Tendenzen zu Grunde, denn ebenso wenig wie die vorliegende Sammlung, waren sie ursprünglich für die Oeffentlichkeit bestimmt. Man wußte, daß ihr Verfasser einem weder hohen noch reinen Pflichtbegriff huldigte, daß er ein Weltmann und Verstandesmensch, mit allen Beschränkungen und Mängeln eines solchen war, daß er den Kern preisgab, wenn nur die Schale von vorwurfsfreier Glätte und zierlicher Anmuth blieb. Allein man wußte ebenso gut, daß er alle rohen Ausschreitungen verabscheute, daß er von dem Stand, welchem er angehörte und den er vollendete Lebenskunst zu lehren sich vorgesetzt hatte, strenge Wahrhaftigkeit als die erste aller Vorbedingungen dazu verlangte, daß nichts ihm ferner lag als der Angriff gegen die Religion seines Landes, den sein Geschmack als albern und verletzend verworfen hätte, bevor sein Patriotismus ihn verdammte. Trotz alledem hat ihn die englische öffentliche Meinung nahezu einstimmig und mit einer Härte verurtheilt, die unerachtet aller Uebertreibung, im Grunde doch nicht ungerecht war. Denn man fühlte, daß die Frivolität im Ton des fünfzigjährigen Vaters gegen den heranwachsenden Jüngling, seinen Sohn, der Cynismus des Misogynen, die harte, oft bittere Welterfahrenheit, die unter tadelloser Haltung sich barg, dem englischen Wesen im Grunde fremd und ganz gewiß schädlicher waren als die derben Ausschreitungen, vor welchen der vornehme Mann den künftigen Träger seiner Würden und Ehren bewahren wollte, indem er ihm, statt der Kanne mit Ale und dem Humpen mit schwerem, berauschendem Wein, das subtile Gift verfeinerter Corruption in das schimmernde Venezianer Glas träufelte. Drei mächtige Gegner, Horace Walpole, Hervey, Dr. Johnson haben dem Widerwillen des nationalen Instinctes gegen diese importirte Corruption Ausdruck geliehen, Jeder in seiner Weise, aber Jeder den verdienten Tadel bis zur Unbill steigernd. Weder Ehrgefühl noch Grundsätze, sagten die Einen, habe Chesterfield besessen. „Würdevoll und insolent" nannte ihn Dr. Johnson, der am strengsten mit ihm ins Gericht ging. An Lord Chesterfield ist seine Definition des Mäcens gerichtet: „Ein Gönner, Mylord, ist das nicht Jemand der unbewegt zusieht, wie Einer mit den Wellen kämpft und ihn mit seinen Hülfeleistungen behelligt, sobald er das Ufer erreicht hat?" Vierundzwanzig Jahre später, als Reden des inzwischen Verstorbenen im Druck erschienen, bemerkte derselbe Widersacher abermals: „Hier sind zwei Chesterfield zugeschriebene Reden, die beide von mir verfaßt sind, und das Beste daran ist, daß die eine mit denen von Demosthenes, die andere mit denen von Cicero verglichen wird." Nicht einmal den Witz des geistreichen Herrn wollte er gelten lassen, mit der einzigen Ausnahme des berühmten Ausspruchs von Chesterfield über einen seiner Altersgenossen und sich selbst: „Tyrawley und ich sind seit bereits zwei Jahren todt, allein wir wünschen nicht, daß man es wisse." Als der Sohn starb, für den die ersten Briefe verfaßt worden waren, hielt ihm der Doctor die Grabrede: „niedrig, verkommen und schlecht, hätte er auch ohne seines Vaters Briefe zur Hölle fahren können." Viele Umstände pflegte der brave Doctor bekanntlich überhaupt nicht zu machen: seine politischen Gegner nannte er nicht anders als „the whig dogs, the vile whigs", und von den

Ausländern meint er kurz und bündig: „For anything I see, foreigners are fools.“ Unter den wenigen Ausnahmen, die er gelten ließ, war La Rochefoucauld, „der einzige Gentleman, der wie ein Autor von Profession geschrieben hat“. Nun erinnert aber kaum ein Anderer mehr an La Rochefoucauld als eben Chesterfield, und gegen die Heftigkeit der Angriffe, die er zu erdulden gehabt, blieb die Reaction nicht aus. Die letzte und reifste Frucht derselben ist die Denkschrift, mit welcher der kürzlich verstorbene Lord Carnarvon die neue Sammlung von Briefen „des großen Lord Chesterfield“ begleitet hat. Diese Briefe sind nicht an den vor seinem Vater verstorbenen Sohn, sondern an Chesterfield's Pathen und Erben, Philipp Stanhope, später fünfter Earl des Namens, gerichtet. In der Galerie seines Schlosses zu Bretby hängt ein Jugendbild desselben, 1769 von Russell gemalt, und über dem Haupt des Knaben steht das eine Wort „Eris“. Der Wunsch, der in demselben sich aussprach, ist niemals in Erfüllung gegangen. In dem vor uns liegenden, prächtig ausgestatteten Bande ist ein anderes Bild von ihm, das Gainsborough geschaffen. Es stellt den Earl im Hofcostüm der Zeit dar, wie er seinem Sohne, einem sechsjährigen Knaben, das Preisstück seiner Herde, eine prächtige Kuh, vorzeigt. Philipp Stanhope, der zu Genf, im Schatten von Ferney und Voltaire erzogen und, von den Rathschlägen eines überlegenen Geistes und vollendeten Weltmannes begleitet, in der Literatur und in der Politik zugleich glänzen sollte, ist niemals etwas Anderes als ein tüchtiger englischer Landlord, ein guter Gatte und Vater geworden; zum zweiten Male in seinem Leben hätte Lord Chesterfield den Schiffbruch seiner Erziehungskunst zu verzeichnen gehabt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die Entwicklung seines Schülers über das Knabenalter hinaus zu verfolgen. Aber sein letzter Biograph hat Recht: es liegt etwas Rührendes in der Selbstlosigkeit, mit welcher der Greis, nach dem Scheitern all' seiner persönlichen Hoffnungen, abermals zur Feder greift, um dem „dear little boy“, wie er ihn zärtlich nennt, die Früchte einer Lebensweisheit zu reichen, von welcher er nicht mit Unrecht glaubte, daß sie ihn durch die Verfeinerung seiner Sitten und die Ausbildung seines Geistes vor den Uebeln bewahren werde, der Trunksucht, dem Spiel, den rohen Ausschreitungen aller Art, die das gesellschaftliche Leben des lebensfrohen England jener Tage entstellten, von dem er einst gesagt hat: „La politesse n'est pas du crû de l'Angleterre.“ Wenn aber Lord Carnarvon weiter geht und meint, im Gegensatz zur ersten Sammlung enthülle sich in diesen Briefen eine veränderte Auffassung des Begriffs von Recht und Unrecht, so können wir ihm darin ebenso wenig wie die meisten seiner Kritiker beipflichten. Der Ton ist milder, das Urtheil über die Menschen und die Welt wohl auch nachsichtiger geworden, aber die Moralität bleibt dieselbe. Die beste, wünschenswertheste Umgebung ist noch immer die, „wo die ausgesuchteste Höflichkeit, die besten Manieren, wenn auch nicht die besten Sitten herrschen.“ Die Philanthropie empfiehlt sich aus Gründen der Nützlichkeit, denn wir bedürfen einander; der Ehrgeiz ist eine Pflicht, denn wer möchte des Beifalls entbehren oder sein Leben in Vergessenheit zubringen? Der letzte Wunsch des Greises an den Jüngling ist auf Lebensgenuß gerichtet, „elegant pleasures“, die sich mit den Begriffen weltlicher Ehre vertragen. Der Richter ist nicht das Gewissen, sondern die Opportunität, die Klugheit, der Geschmack. Für die Schicksale des Lebens hat diese Philosophie nichts übrig als den Cynismus oder die Verzweiflung. Die Rehabilitation eines der scharfsinnigsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts scheitert nach wie vor an der Unfähigkeit desselben, sich zu sittlichen Anschauungen zu erheben, und schließlich behält doch Cowper Recht:

„Thou polish'd and high-finished foe to truth,
Grey-hair'd corruptor of our listening youth,
— — — — — — — — — — — —
Now, while the poison all high life invades,
Write, if thou canst, one letter from the shades.“

Lady Blennerhassett.

εγ. **Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses 1812 bis 1815.** Von Wilhelm Adolf Schmidt. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Im Nachlaß des am 10. April 1887 verstorbenen Jenenser Historikers Adolf Schmidt hat sich ein fast völlig druckfertiges, sehr werthvolles Manuscript vorgefunden, mit dessen Herausgabe die Wittwe den Züricher Professor Alfred Stern beauftragte. Dasselbe enthält eine quellenmäßige, auf Schritt und Tritt den Sachverhalt analysirende und, wo es noth that, sich mit der bisherigen Literatur auseinandersetzende Darstellung der Versuche, welche von 1812—1815 unternommen worden sind, um eine deutsche Verfassung zu Stande zu bringen. Wenn am Ende Alles vergeblich blieb, so kann man sich nach dem, was Schmidt mittheilt, wahrlich nicht wundern: jeder von den deutschen Staaten verfolgte so sehr seine eigenen Ziele, daß eine Vereinigung schließlich ein Ding der Unmöglichkeit war. Oesterreich strebte nach dem maßgebenden Einfluß in Deutschland und wollte deshalb nicht bloß den Vorsitz im Bunde und die entscheidende Stimme bei Stimmengleichheit haben, sondern auch die wirkliche Leitung der Geschäfte und den einzigen bleibenden Sitz im auswärtigen Ausschuß. Preußen seinerseits wünschte mit Oesterreich gleich berechtigt zu sein: Hannover wieder wollte fünf Machtsphären schaffen, eine österreichische, eine preußische, eine hannöverische, eine sächsische und eine bayrische, wobei es doch noch eine Centralgewalt für möglich hielt; Bayern aber hatte das einfache Programm, daß es seine Souveränetät, die ihm der Vertrag von Ried verbürgt hatte, in keiner Weise schmälern lassen wollte. Wie wenig man für eine wirkliche Einheit reif war, das zeigt u. a. die Thatsache, daß die Mittel- und Kleinstaaten, selbst in der Bestellung einer dreiköpfigen (!) Ober-Kriegsleitung neben dem Kaiser, wie Stein sie im Februar 1815 in Vorschlag brachte, noch eine ungebührliche Centralisation sahen (S. 412). Zu all dem nehme man noch die Einwirkungen des Auslands, dem natürlich eine wirkliche, einheitliche, kraftvolle Organisation der Deutschen an sich durchaus nicht erwünscht war: wenn der Zar Alexander I. in dieser Richtung in der That Pläne hegte, welche der deutschen Einheit günstig waren, so that er es lediglich, um an einem starken Deutschland ein Bollwerk gegen einen französischen Anmarsch auf Rußland zu erhalten (S. 1—2). Was freilich am Ende für Deutschland herauskam, das war doch noch weit weniger, als was selbst 1815 möglich gewesen wäre, wenn eine einigermaßen opferbereite Gesinnung geherrscht hätte: ein erbliches Kaiserthum war freilich nicht zu erreichen, aber doch eine straffere Organisation der Volkskraft. Hierin lag aber weiterhin von vorn herein das absolut Unhaltbare der Schöpfung von 1815 begründet, was dann glücklicherweise den Antrieb zu einer besseren Lösung der Aufgabe in sich enthielt.

γε. **Souvenir de la comtesse de la Bouëre.** La guerre de la Vendée 1793—1796. Paris, E. Plon, Nourrit et Comp. 1890.

Es ist ein Buch aus einem Gusse, das uns hier durch die Gräfin Valentine Bouëre, die Schwiegertochter der Verfasserin dieser Denkwürdigkeiten, dargeboten wird. Die Gräfin La Bouëre war im Jahre 1770 geboren, hatte den Feldmarschall La Duc zum Vater, ein Fräulein de Routy zur Mutter und heirathete den Grafen Amand-Modeste de la Bouëre, welcher im Jahre 1847 gestorben ist. Sie selbst überlebte den Gemahl um zwanzig Jahre und starb in einem Alter von siebenundneunzig Jahren. Als der Krieg in der Vendée ausbrach, zählte sie noch nicht zweiundzwanzig Jahre; eine liebliche Erscheinung von etwas über mittlerer Größe, sehr feinen, regelmäßigen Zügen, hochblonden Haaren und gescheiten blauen Augen, würde sie in Paris entzückend gefunden worden sein; ihrem Schloß in der Vendée mit seinem altersgrauen Thurm, seinem moosigen Dach, seinen engen Fenstern, die sechs Stockwerke herabsteigen, verleiht sie eine sanfte und doch wieder furchtbare Poesie; wie eine Erscheinung aus höheren Sphären hebt sie sich von diesem düsteren Hintergrunde ab. Eine Familie tritt uns aus dem Buch entgegen, welche bis zur Herausgeberin herab in dem vorrevolutionären Frankreich wurzelt; welche trotz Allem, was seit hundert Jahren sich ereignet hat, festhält an Gott und König, festhält an dem Glauben, daß im Lager der Königlichen das Gute war, im Lager der Revolution das Böse. Heute noch haben diese Royalisten von wahrhaft religiöser Kraft der Ueberzeugung ihre Kniee nicht gebeugt vor dem „Baal der Revolution", und die Herausgeberin spricht der dritten Republik das Todesurtheil, indem sie das Wort Bonaparte's erneuert: „aus alten Monarchien schafft man keine Republiken". Weil das Buch, wie man sieht, Rasse hat, deshalb ist es so anziehend, und welche Fülle von Heldenmuth, von todesfreudiger Hingabe tritt uns aus den Erzählungen der Gräfin entgegen. Da leben sie wieder vor uns auf, die Mädchen und Frauen der Vendée, welche in der Noth des Vaterlandes selbst zu den Waffen greifen und ihre Ehre und ihr Leben mit so hartem Korset beschirmen, daß die „Blauen", d. h. die Revolutionäre, sich beklagen, man könne diese Frauen kaum tödten: da leben auch die Männer wieder auf, welche ihre erschossenen Gattinnen und Schwestern am Fuß der Eichen ihres Landes begraben und nach einem Vaterunser zurückstürmen zum Kampf wider die, welche den Thron umstürzen, den Altar entweihen. Man hat in den letzten Jahrzehnten, seit Sybel und Taine, der Revolution die Maske abgenommen, welche ihre Anhänger ihr geliehen haben; das vorliegende Buch kann die Sympathie mit den Würgerbanden des Convents nicht erhöhen. Es ist immer etwas Erhebendes um die Treue bis in den Tod: auch wer die Vendéer für beschränkt hält, müßte sie doch bewundern.

ει. **Die Geschichte der Prinzen aus dem Hause Condé.** Von Heinrich, Herzog von Aumale, Prinz von Orléans.

Autorisirte Uebersetzung von J. Singer. Erster Band. Wien, Karl Konegen. 1890.

Im Jahr 1869 erschienen in Paris, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, die zwei ersten Bände der „Histoire des princes de Condé“ von dem Herzog von Aumale, welcher 1830 der Erbe des letzten Condé geworden ist und die Verpflichtung in sich fühlte, die Thaten des ruhmreichen Geschlechts, dessen Papiere an ihn gekommen waren, zu beschreiben. Wenn wir heute eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes erhalten, so muß zwar von vornherein bemerkt werden, daß wir an demselben eine tüchtige historische Leistung besitzen, welche ihrem Verfasser die Aufnahme in die Académie française verschafft hat, daß aber selbstverständlich — wie dies Erich Marcks in der „Deutschen Literatur-Zeitung“, 1890, Nr. 33, mit Recht hervorhebt — ein vor einundzwanzig Jahren erschienenes Buch den gegenwärtigen Stand unseres Wissens nicht widerspiegeln kann. Die Grundauffassung Aumale's ist, daß Ludwig von Condé — denn mit diesem befaßt sich der erste Band — zu den „grands caractères“ gehört, welche das 16. Jahrh. kennzeichnen, daß er stets ein überzeugter Protestant und ein französischer Patriot war, der das Wohl des Vaterlandes im Gewoge des Parteikampfes niemals außer Augen ließ. „Er appellirte stets an die Versöhnung und verbarg nicht seinen lebhaften Wunsch, den Frieden im Königreiche aufrecht zu erhalten. Wenn er sich mit Energie gegen die Ausschreitungen der Katholiken erhob, so wußte er auf der andern Seite die Gewaltthätigkeiten seiner Glaubensgenossen ebenso bitter zu tadeln.“ (S. 257.) Wie sich von einem so hervorragenden Kriegsmann erwarten läßt, hat Aumale besonders die Schlachten, in welchen Condé befehligte, eingehend und anschaulich geschildert. Im Anhang wird eine Anzahl von Quellenbelegen in englischer, italienischer und französischer Sprache mitgetheilt; die englischen und italienischen Stücke hat Singer ins Deutsche übertragen, während er dies bei den französischen unterließ, obwohl das Werk selbst doch auch ursprünglich französisch abgefaßt ist. Hier fehlt die Logik. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen fließend, weist aber viele Fehler auf, welche theilweise auf die Unbekanntschaft des Uebersetzers mit den von Aumale geschilderten Vorgängen zurückgehen. Beispielsweise versteht man in Deutschland unter Ludwig dem Frommen nicht Ludwig IX., den Heiligen, sondern den Sohn Karl's des Großen (S. 5), und Karl VIII. lieferte nicht die Schlacht von Fournuove — das ist die französische Form — sondern die von Fornuovo (S. 10). Auch an Nachlässigkeiten fehlt es leider nicht: eine zu S. 7 gehörige Anmerkung, welche den Ausdruck „les tard-venus“ erklären soll, ist auf S. 10 zu „bastard“ gerathen, wo sie ganz sinnlos ist. Der zweite Band muß erheblich besser sein, wenn Aumale nicht entstellt werden soll.

στ. **Tableaux Algériens** par Gustave Guillaumet. Paris, librairie Plon.

Kennern orientalischen Lebens darf die vorliegende Sammlung algerischer Skizzen wegen ihrer Einfachheit und Naturtreue angelegentlich empfohlen werden. Trotz ihrer Knappheit sind die dem Leser vorgeführten Bilder von einer Lebendigkeit und Wahrheit, die nicht wohl übertroffen werden können. Sie bezeugen den gebildeten Geschmack und das geübte Auge des vor einigen Jahren verstorbenen Verfassers, der sich als Maler wohlverdienten Ruf erworben hatte. — Der Nordrand Afrika's ist der Natur der Sache nach, in Frankreich sehr viel bekannter als in Deutschland, das die Länder des „Maghreb“ erst neuerdings in sein Reiseprogramm aufgenommen hat. Danach läßt sich annehmen, daß die Schätzung des vorliegenden kleinen Buchs bei den Landsleuten des Verfassers allgemeiner sein werde, als bei uns. Aus der großen Zahl dem nämlichen Gegenstande gewidmeter Schriften ragt die vorliegende indessen so beträchtlich hervor, daß sie Bevorzugung verdiente. Die meiste Anerkennung wird das Buch da finden, wo man dasselbe mit einigen Vorkenntnissen zur Hand nimmt und demgemäß die Fähigkeit besitzt, von Guillaumet die Kunst des richtigen Sehens zu lernen. Das Auge des wirklichen Künstlers verräth sich auf nahezu jeder Seite des kleinen Buches, das allenthalben auf das Wesentliche der Dinge eingeht, und die wohlfeilen Künste phrasenreicher Umschreibung des Gesehenen in wohlthuendster Weise verschmäht.

πρ. **Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft.** Herausgegeben von Dr. Carl Hilty. Fünfter Jahrgang. Bern, K. J. Wyß. 1890.

Zum fünften Male erscheint dieses von dem Professor des Bundesstaatsrechtes in Bern gegründete, redigirte und von ihm zum größeren Theile geschriebene Jahrbuch und dadurch dürfen wohl die Zweifel an der Lebensfähigkeit desselben beseitigt sein. Sein Inhalt umfaßt das ganze Gebiet der Politik in wissenschaftlichem Sinne, also staatsrechtliche und staatsgeschichtliche Aufsätze, neben staatswirthschaftlichen und rechtsphilosophischen Excursen. Die an der Spitze stehende leitende Abhandlung gilt der „Freiheit“ in philosophischer, politischer, religiöser, individueller, wirthschaftlicher und sittlicher Beziehung. — Nicht weniger als fünfhundert enggedruckte Seiten nimmt der „Jahresbericht 1890“ ein, und zwischen diesen beiden Haupt-Abhandlungen finden wir ein geschichtliches Essay „Die Beziehungen der schweizerischen Eidgenossenschaft zum Reiche bis zum Schwabenkriege“ von Professor Dr. W. Oechsli und „Die socialen Grundgedanken im Gesetze Israel“ von Dr. S. Oettli. Der Verfasser des letzteren Aufsatzes ist Professor der Theologie an der Universität Bern, was ihn nicht hindert, darzuthun, daß das mosaische Gesetz von dem Grundgedanken einer gesunden Socialpolitik ausging, der nur durch das Eindringen fremder Elemente geschädigt und geschwächt wurde. Professor Oechsli's Studie, sowie die einschlägige Partie in dem „Jahresbericht“ wird man gerade in unseren Tagen, da die Eidgenossenschaft ihr sechshundertjähriges Wiegenfest gefeiert hat, mit Interesse lesen.

πρ. **Switzerland.** By Mrs. Lina Hug and Richard Stead. London, T. Fisher Unwin. 1890.

Die genannte Londoner Verlagshandlung veröffentlicht unter diesem Titel den 26. Band einer „Story of the Nations". Ohne es zu ahnen, geräth sie dadurch mit ihrem eigenen Programm in Widerspruch. Denn als „Nation" kann die Schweiz, oder können die Schweizer füglich nicht auftreten, wie sie wohl auch gar nicht daran denken, als solche gelten zu wollen. Die Verfasserin hat indessen mit echt weiblichem Takt diese Frage umgangen und gibt uns eine geschichtliche Darstellung all' der Völkerschaften, als deren Abkömmlinge die Bewohner der verschiedenen Kantone erscheinen, der Alemannen, Burgunder, Rhätier, Franken. Die Verfasserin selbst verleugnet ihre Abkunft als „Züribieterin" (aus dem Gebiete Zürich's) keinen Augenblick; ihre Vorliebe für Limmat-Athen tritt in vielen Zügen zu Tage. Auch als echte Eidgenossin bewährt sie sich durch die Gläubigkeit, mit der sie an den patriotischen Legenden festhält, aber da dies mit einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung, mit einer naiven Treuherzigkeit geschieht, so wird die Kritik entwaffnet. Man sieht es, die Verfasserin gab sich redlich Mühe, aus den besten Quellen zu schöpfen; sie hat die einschlägige Literatur gewissenhaft zu Rathe gezogen und in die historische Darstellung hier und dort ein Blümchen Sage und Dichtung eingeflochten, das jedenfalls besser am Platze ist als die alten Cliché's in dem sonst typographisch hübsch ausgestatteten Buch. Daß zwei so ernste Geschichtskundige, wie die Züricher Professoren Meyer von Knonau und G. von Wyß, die Widmung desselben annahmen, gereicht ihm zur Empfehlung.

σβχ. **Plain Tales from the Hills.** By Rudyard Kipling. Tauchnitz Edition. 1 vol.

Mit einem Sprunge ist der jugendliche Verfasser dieser Geschichten aus einem anglo-indischen Journalisten zweiten Ranges zu einem beliebten englischen Schriftsteller geworden, Ruhm und Gold drängen sich über seine Schwelle. Beides wohl verdient, wie man sagen muß, wenn man diese vierzig kurzen Erzählungen und Skizzen aus dem Leben der englischen Soldaten und Beamten Indiens gelesen hat. Das technische Vorbild des neuen Autors ist ohne Zweifel Bret Harte, aber er selbst besitzt eine Frische und Beobachtungsfähigkeit, welche sein Eigenthum ist, und hat das Glück, eine Mine ungenutzten, fesselnden Stoffes aufgefunden zu haben. Ein kräftiger, gelegentlich studentenhaft derber Humor steht ihm zu Gebote, doch entgehen ihm auch die äußeren Seiten indischen Lebens nicht. Bisweilen von sprudelnder Lebhaftigkeit, weiß er zugleich Töne tiefer Empfindung anzuschlagen und zeigt alle Gaben, welche auf eine glänzende Erzählerlaufbahn vorausdeuten. Das neu aufgegangene Gestirn sei hiermit der Beachtung deutscher Leser nachdrücklich empfohlen.

σβχ. **Syrlin.** By Ouida. Tauchnitz Edition. 3 vols.

Jedermann kennt Ouida aus vielen, vielen Büchern. Sie ist in dem neuen Roman nicht anders als in ihren früheren und erzählt auch hier vortrefflich in einem liederlichen Englisch, entwirft glänzende, berauschende Schilderungen des britischen High-life, welche das Entzücken gelangweilter Gräfinnen, ehrgeiziger bürgerlicher Fräuleins und begeisterter Nähmädchen ausmachen. Die brillante Gesellschaft, bei der die Leser zu Gaste geladen werden, hat überdieß gerade den Stich ins Frivole, welcher den Puls eines scheinbar leidenschaftlichen Lebens hineinbringt. Alle diese Eigenschaften zeichnen auch Syrlin aus, das im übrigen ein hohles, durchaus falsch gestimmtes Werk ist, aber um der bekannten Vorzüge willen gewiß ebenso viele Leser finden wird wie seine zahlreichen fashionablen Vorgänger.

σβχ. **Donovan, A Modern Englishman.** By Edna Lyall. Tauchnitz Edition. 2 vols.

Das ist ein gutes Buch mittleren Schlages und nach keiner Seite hin von der beliebten, gerne gelesenen und gerne gekauften Sorte abweichend. Der Held ist ein echt britisches Eisenherz, stolz und verschlossen, innen aber weich wie ein Kind und mit einem ansehnlichen Ueberschuß von Großmuth ausgestattet. Gerade so viele Details werden aus dem Leben junger Mediciner in London berichtet, als sich im Drawing-Room ertragen läßt, sonst aber wird der herkömmliche, erprobte Apparat verwendet: Diebstahl eines Testamentes, falsches Zeugniß, rührender Tod eines kränklichen Kindes, das allein den verkannten Bruder zu würdigen versteht, u. dgl. Ausgeschmückt ist das Ganze (wohl in schwächlicher Nachwirkung Robert Elsmere's) mit religiösem Zierrath, denn Donovan wird in Folge seines Unglücks ein bischen Atheist, dann aber schleunigst wieder zum positiven Christenthum bekehrt. Deshalb geht auch Alles gut aus, und am Schlusse thut sich eben die Kirchenpforte auf, um den Hochzeitszug einzulassen. Wie man sieht, enthält das Buch alle Ingredienzien eines braven Familienromanes und wird, da es zudem wirklich gut geschrieben ist, das erwünschte Publicum finden.

σβχ. **The Bondman, A new Saga.** By Hall Caine. Tauchnitz Edition. 2 vols.

Eine wunderliche, phantastisch bewegte Erzählung, die zuerst unruhig zwischen Island und der Insel Man hin und her schweift und im zweiten Bande dann auf Island sich festsetzt. Zuerst behandelt sie Familienschicksale in stark sensationeller Weise — die Typen sind die hergebrachten, nur das Kostüm ist fremdartig —, diese verflechten sich dann mit einem Aufstand der Irländer wider die dänische Oberherrschaft an der Wende des 8. und 9. Jahrhunderts. Die Darstellung ist sprunghaft, die Charakterzeichnung entwickelt sich in derben Strichen, und insofern ist der Beisatz ‚Saga' zum Titel nicht ganz unberechtigt. Aber man hat die Empfindung, der Verfasser wolle gar zu viel und vielerlei berichten, das schädigt die Wirkung. Allerdings finden manche Leser gerade bei einer solchen Ueberfülle von Motiven, die künstlerisch genommen fehlerhaft ist, die rechte befriedigende Spannung, und so wird es auch diesem Roman nicht an einem dankbaren Publicum fehlen.

ξ. **Canti popolari siciliane** raccolti ed illustrati da Giuseppe Pitrè. Seconda edizione interamente rifusa. Vol. I. II. Palermo, Carlo Clausen. 1891.

Die Zueignung lautet: „Meiner Mutter, Maria Stabile. Unter Deinen Augen ist diese Sammlung entstanden, Deine Rathschläge und Deine Hülfe haben ihr Wachsthum verliehen, Dir, geliebteste Mutter (Madre dolcissima), widme ich sie, als das Zeichen einer Liebe, die Du allein zu begreifen fähig bist, und für die meine Seele keine Worte hat." Wir haben diese Widmung übersetzt, weil sie als Wahlspruch für das ganze Werk gelten kann, das, reiner Liebe zum Vaterlande entsprungen, uns in das Herz des Volkes blicken läßt. Die Hälfte des ersten Bandes bringt in einer Anzahl von Capiteln Alles, was wir an Nachricht über den Inhalt dieser Dichtungen verlangen. Diese Ausführungen schließen mit einer Vergleichung der Volkslieder des übrigen Italiens. Der zweite Band bietet am Ende ein Glossar, mit dessen Hülfe man sich bald in den seltsam verschwimmenden Dialekt Siciliens einliest. Außerdem sind hier einige Melodien gegeben. — Wir müssen uns versagen, die einzelnen Theile und Stücke der Sammlung durchzugehen. Die sicilianischen Volksgesänge zeichnen sich, wie die Märchen dieser Insel, die eine Welt für sich bildet, durch die Einfachheit und Stärke des rein menschlichen Elementes aus, die sie den deutschen Volksliedern verwandt erscheinen läßt. Die großen Gegensätze des Lebens stehen sich heftiger und voller gegenüber, als bei den toscanischen Gesängen, die geistreicher und individueller klingen. Wollte man die sicilianischen Lieder übertragen, so würde die Sprache der älteren deutschen Volkslieder wohl zu brauchen sein, während bei den toscanischen die feinen Wendungen unserer neuesten Dichtersprache nöthig wären. — Die Einheit Italiens hat die auf das Volksthümliche gerichtete, umfangreiche Literatur möglich gemacht, deren das Königreich sich jetzt erfreut. Man fürchte nicht, daß die gemeinsame Politik des nun ein Ganzes bildenden Volkes die schönen Unterschiede des provincialen Daseins verwischen möchte. Wir machen in Deutschland zum Theil den gleichen historischen Proceß durch und haben nicht zu beklagen, daß die einzelnen Theile des Vaterlandes an eigenthümlicher Lebenskraft einbüßen. Im Gegentheil werden wir uns in immer höherem Maße bewußt, wie wichtig es für jeden Einzelnen sei, an fester Stelle aus starken Wurzeln hervorgegangen zu sein und neben der Liebe zum ganzen Reiche die Verehrung für seine Provinz als etwas Schönes und Unvergängliches in sich zu tragen.

λ. **Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins Berliner Künstler.** Von Ludwig Pietsch. Berlin, Amsler & Ruthardt (Gebr. Meder). 1891.

Das Muster einer Festschrift liegt in diesem prächtig ausgestatteten Werke vor, auf welches der Verein Berliner Künstler ebenso stolz sein darf, wie auf manch' anderes Blatt seiner jetzt fünfzigjährigen, von vielen Erfolgen begleiteten Geschichte. Kurz nach dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm IV. wurde der Verein begründet, im zweiten Regierungsjahre des Herrschers, von dem die Künstler ein neues „Augustisches Zeitalter" erwarteten; eine seiner ersten, vielbemerkten künstlerischen Thaten war die Berufung von Cornelius, und Letzterem zu Ehren veranstalteten die jüngeren selbständigen Künstler zusammen mit den Studierenden der Akademie und der Ateliers an einem Maiabend des genannten Jahres als Willkommensgruß einen Fackelzug, der sich nach der am Thiergarten gelegenen Wohnung des Gefeierten richtete und seinen Schluß in einem Commers auf Tivoli am Kreuzberge fand. Bei dieser Gelegenheit wurde zum ersten Male ernstlich der Plan erwogen, neben dem bestehenden älteren Künstler-Verein einen „Verein jüngerer Berliner Künstler" zu stiften, und wenige Tage darauf, am 19. Mai, gelangte im Atelier des Malers Rosenfelder diese Idee zur Verwirklichung. In den ersten Jahren fristete der Verein theils ein übermüthig-festfreudiges, theils aber auch ein recht sorgenschweres Dasein, erstarkte jedoch dann mehr und mehr, nahm später sogar den älteren Künstler-Verein in sich auf, entfaltete jeder Zeit eine segensreiche Thätigkeit, indem er für seine Mitglieder resp. deren Hinterbliebene Darlehns-, Unterstützungs- und Waisenkassen gründete, gewann auf Entscheidungen des Staates und der Kunst-Akademie in künstlerisch-wichtigen Fragen Einfluß und zeigte schließlich durch die Veranstaltung der Internationalen Kunst-Ausstellung, daß er selbst vor den größten praktischen Aufgaben nicht zurückschreckt. Einen besseren Chronisten, als Ludwig Pietsch, hätte der Künstler-Verein nicht finden können; seit Jahrzehnten mit dem Verein auf das engste verbunden, brachte er zu seiner schwierigen Aufgabe nicht nur die genaueste Kenntniß der zu behandelnden Personen und Sachen mit, sondern, was mindestens ebenso wichtig, die wärmste Hingabe, die freudigste Begeisterung, zwei Eigenschaften, die namentlich der Beschreibung der frohgemuthen Künstlerfeste zu Gute kommen. Aber auch die anderen Theile des Buches wußte Pietsch so anregend und unterhaltend zu gestalten, daß sie selbst von Denen, die keinerlei Beziehungen zum Verein haben, mit Interesse gelesen werden dürften. Das Buch ist sehr hübsch ausgestattet: treffliche Radirungen, kleinere Textzeichnungen, sinnig eingerahmte Porträts der verschiedenen Präsidenten des Vereins, gute Reproductionen besonders gelungener oder witziger Einladungs- und Tischkarten, endlich Programme einzelner Künstlerfeste verleihen dem Buche speciellen künstlerischen und culturhistorischen Werth.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Abel.** — Memoiren eines Couleur-Studenten. Mitgetheilt von Curt Abel. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1891.

**Ammon.** — Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie. Von Otto Ammon. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1891.

**Baumann.** — Ein Lebensbund. Erzählung aus der Zukunft von Julius Baumann. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag. 1891.

**Bibra-Speßhardt.** — Die Wunderblume des Glücks. Eine Novelle von Th. von Bibra-Speßhardt. Leipzig, Gustav Fock. 1890.

**Bloomfield.** — Mittheilungen über europäische Höfe und deren Diplomatie seit 1842 von Baronin Georgiana Blomfield. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Ida Greken. Erster Band. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1891.

**Bode.** — Meergold. Von Fritz Bode (Hans Elben). Arolsen, A. Speyer'sche Buchhandlung (Gustav Schmidt). 1891.

**Bölsche.** — Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von Wilhelm Bölsche. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

**Brehms Thierleben.** — Allgemeine Kunde des Thierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich neubearbeitete Aufl. Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Vögel — Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1891.

**Calderon.** — Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten Mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von K. Pasch. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

**Cauer.** — Hat Aristoteles die Schrift vom Staate der Athener geschrieben? Ihr Ursprung und ihr Werth für die ältere Athenische Geschichte von Friedrich Cauer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

**D'Haussonville.** — Mme de la Fayette. Par Le comte D'Haussonville. Paris, Hachette & Cie. 1891.

**Der christliche Glaube und die Naturnothwendigkeit aller Dinge.** Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht. 1891.

**Der Gesellschafter.** Volkskalender für Norddeutschland. 1892. Oldenburg, Gerhard Stalling.

**Dittmar.** — Geschichte des deutschen Volkes. Dargestellt von G. Dittmar. Erster Band. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1891.

**Eckart.** — Die deutschen Ströme in ausgewählten Schilderungen deutscher Dichter. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Gera, Karl Bauch. 1891.

**Ein Idol.** Sociales Drama in fünf Acten. Berlin, Bloß & Co. 1891.

**Gerber.** — Grundzüge einer naturgemässen Jugendbildung von Dr. Paul Henry Gerber. Tübingen, Franz Fues. 1891.

**Greg.** — Der Spuk von Wjolst. Roman von Karl Greg. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1891.

**Großpreußen oder die verfehlte Neugestaltung Deutschlands.** — Eine Auseinandersetzung für den deutschen Spießbürger von dem Verfasser der Flugschrift „Berlin eine französische Stadt“. Berlin, Adolf Reinecke. 1891.

**Hensen.** — Die Plankton-Expedition und Haeckel's Darwinismus. Ueber einige Aufgaben und Ziele der beschreibenden Naturwissenschaften von Victor Hensen. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Fischer. 1891.

**Hornemann.** — Die Berliner Dezemberkonferenz und die Schulreform. Von geschichtlichem Standpunkte aus beleuchtet von F. Hornemann. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1891.

**Huxley.** — Les sciences naturelles et l'éducation, par Th. Huxley. Paris, J. B. Baillière & fils. 1891.

**I migliori libri Italiani consigliati da cento illustri contemporanei.** Milano, Ulrico Hoepli. 1892.

**Jeaffreson-Boensel.** — English Dialogues with Phonetic Transcriptions by C. H. Jeaffreson and O. Boensel. Hamburg, G. Fritzsche. 1891.

**Jensen.** — Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner, bearbeitet von Christian Jensen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Act.-Ges. (vormals J. F. Richter). 1891.

**Il principe by Niccolò Macchiavelli.** Edited by L. Arthur Burd. With an introduction by Lord Acton. Oxford, At the Clarendon Press. 1891.

**Kitir.** — Leben und Stimmung. Ausgewählte Gedichte von Josef Kitir. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1891.

**Lungo.** — Beatrice nella vita e nella poesia del secolo XIII. Studio di Isidoro del Lungo. Milano, Ulrico Hoepli. 1891.

**Matthes.** — Diotima. Drei Bücher der Liebe. Wahrheit und Dichtung von Alfons Matthes. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

**Mémoires de Madame la duchesse De Gontaut.** Gouvernante des enfants de France pendant la restauration, 1773—1836. Paris, Librairie Plon. 1891.

**Meyer.** — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Vierte vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1891.

**Molkenboer.** — Die Internationale Erziehungs-Arbeit. Einsetzung des Bleibenden Internationalen Erziehungs-Rathes. Kritik und Replik. Ein Wort an Freunde und Gegner von Herman Molkenboer. Flensburg, Aug. Westphalen. 1891.

**Müller.** — Ein Rückblick aus dem Jahre 2037 auf das Jahr 2000. Aus den Erinnerungen des Herrn Julian West. Herausgegeben von Dr. Ernst Müller. Dritte Auflage. Berlin, Carl Ulrich & Co. 1891.

**Newton.** — Christus als Erzieher. Sieben Briefe an eine Dame von J. N. Newton. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1891.

**Nordseebad Norderney.** — Illustrirter Führer. Ausgabe für 1891. Norden und Norderney, Diedr. Soltau's Verlag. 1891.

**Rosegger.** — Gedichte von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben's Verlag.

**Ruseler.** — In Hölle und Schattenreich. Litterarische Teufeleien von Georg Ruseler. Varel a. d. J., J. W. Aquistapace. 1891.

**Scherzer-Bratassevic.** — Der wirthschaftliche Verkehr der Gegenwart. Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen dargestellt von Dr. Carl von Scherzer und Eduard Bratassevic. Wien, Ed. Hölzel's Verlag. 1891.

**Schober.** — Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. Glogau, Carl Flemming. 1891.

**Schreyer.** — Die Hochzeit des Achilleus. Drama in vier Aufzügen von Hermann Schreyer. Nebst einem Anhang: Achilleus bei Homer und Goethe. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1891.

**Strack.** — Der Blutaberglaube bei Christen und Juden. Von Hermann L. Strack. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1891.

**Voegtlin.** — Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen. Culturgeschichtliche Novelle von Adolf Voegtlin. Leipzig, H. Haessel. 1891.

**Vogelreuter.** — Geschichte des Griechischen Unterrichts in deutschen Schulen seit der Reformation. Von Dr. O. Vogelreuter. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1891.

**Voigtlaenders Pfalzführer.** Wegweiser für die Rheinpfalz und deren Nachbarstädte. Siebente umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. C. Mehlis. Neustadt a. H., Gottschick-Witter's Verlag. 1891.

**Wallsee.** — Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Augusta Viktoria“ von H. E. Wallsee. Hamburg, Otto Meißner. 1891.

**Winke für Badegäste des Königl. Seebades Norderney.** Dreizehnter Jahrgang. Diedr. Soltau's Verlag.

---

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Now Ready. FIRST NUMBER August 1891.
OF
[234] "THE TAUCHNITZ MAGAZINE"
AN ENGLISH MONTHLY MISCELLANY
FOR
CONTINENTAL READERS.
Price 50 Pfennig or 65 Centimes.
Sold by all Booksellers and Railway Libraries throughout the Continent.

Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

**Ph. Reclam's Universal-Bibliothek.**

**Berlin.**
Von
**Paul Lindenberg.**
Acht Bände.

Inhalt.
1. Band. Bilder und Skizzen.
2. Band. Die National-Galerie.
3. Band. (3. vermehrte Auflage.) Die Umgebung Berlins.
4. Band. Stimmungsbilder.
5. Band. Neu-Berlin. Skizzen und Schilderungen.
6. Band. Potsdam. Der Spreewald.
7. u. 8. Band. Aus dem Berlin Kaiser Wilhelms I. 2. Aufl.

Ladenpreis à Band geheftet 20 Pfennig.
**Ph. Reclam's Universal-Bibliothek.**

J. Rodenberg.

In Gebrüder Paetel's Verlag in Berlin
ist erschienen:

**Herrn Schellbogen's Abenteuer.**
Ein Stücklein aus dem alten Berlin.
Von
**Julius Rodenberg.**
Octav-Format. 16 Bogen. Geh. M. 4,—. Eleg. geb. M. 5,50.

**Dritte, wohlfeile Ausgabe**
der
**Bilder aus dem Berliner Leben**
von
**Julius Rodenberg.**

Diese Gesammtausgabe der „Bilder" umfasst drei Bände, enthaltend die bisher einzeln unter den Titeln: „Bilder aus dem Berliner Leben", dasselbe neue Folge, und „Unter den Linden" herausgegebenen Berliner Schriften Rodenberg's, und werden diese drei Bände nur zusammen und nur gebunden (in zwei Bände) zum Preise von 6 Mark abgegeben.

(Die Einzelausgaben bleiben weiter bestehen.)
Berlin W., Lützowstrasse 7.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

**Elegante Einbanddecken zur Deutschen Rundschau**
liefert jede Buchhandlung zum Preise von M. 1,50
Ausgegeben wurden bisher solche für Band I—LXVII.

Verlag von K. J. Wyss in Bern.

Politisches Jahrbuch
der
Schweizerischen [238]
**Eidgenossenschaft**
herausgegeben von
**Dr. Carl Hilty,**
Professor des Bundesstaatsrechts an der Universität Bern.
I., II. u. IV. Bd. broch. à M. 6.40, Fr. 8.—, III. Bd. broch. à M. 8.—, Fr 10.—, V. Bd. broch. à. M. 9.60, Fr. 12.—.
Ausführliches Inhaltsverzeichniss aller 5 Bände ist **gratis** in jeder Buchhandlung zu haben.
Die gesammte schweizerische u. deutsche Presse zollt diesem hervorragenden Werke ihre ungetheilte Anerkennung; so nennt z. B. die **„Kölnische Zeitung" Hilty's Politisches Jahrbuch** ein „Meisterwerk" und bezeichnet das Buch als die bedeutendste Erscheinung der Neuzeit auf dem Gebiete der politischen Literatur
**Durch jede Buchandlung zu beziehen.**

**Franz Dingelstedt's**
**sämmtliche Werke.**
Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. Geheftet M. 48.—, elegant in 6 Bände gebunden M. 57.—. Erste Abtheilung: **Romane und Novellen.** 6 Bde. — Zweite Abtheilung: **Lyrische Dichtungen.** 2 Bde. — Dritte Abtheilung: **Dramatisches und Dramaturgisches.** 4 Bände. — Die Anordnung dieser Gesammt-Ausgabe ist folgende: Die **erste** Abtheilung bringt in **sechs** Bänden die **erzählenden Dichtungen,** und zwar: 1. Band: **Bade-Novellen.** 2. Band: **Künstler-Geschichten.** 3. Bnd: **Bunte Reihe.** 4. Band: **Unter der Erde.** Novelle in drei Büchern. 5. Bd.: **Wanderbuch.** 6. Band: **Die Amazone.** 7. Band: **Lyrische Dichtungen.** 1. Band. 8. Band: **Lyrische Dichtungen.** 2. Band.
Die zweite Abtheilung enthält die Lyrik, zwei Bände umfassend; im ersten ein „Buch der Lieder", im zweiten „Zeitgedichte", welche die „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters" durch ihren mannigfaltigen Nachwuchs ergänzen und bis in die heutige Zeit fortsetzen.
Das Theater nimmt die dritte Abtheilung ein; vier Bände, welche eine Blumenlese hochinteressanter Prologe und Bühnen-Festspiele, das Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt", die Bearbeitung der Shakespeare'schen Königsdramen, des „Wintermärchens", des „Sturms", des „Geizigen" von Molière, „Figaro's Hochzeit" von Beaumarchais u. A. m. enthalten; lauter weitverbreitete, bewährte Repertoirstücke, dem Leser gewiß nicht minder willkommen wie dem Zuschauer, da erst das gedruckte Buch und die lebendige Aufführung einander vervollständigen.
Verlag von
**Gebrüder Paetel in Berlin.**

# CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**
**Dresden**

[231]

# Juglandine.

Garantirt beste u. unschädliche

## Haar-Farbe

zum Färben d. Kopf- u. Barthaares
ertheilt dem Haare
**eine durchaus echte Färbung.**
Bereitet von

**Paul Rudel,**
**Berlin SW.,**
Großbeerenstraße 83.

Entspricht vollkommen dem Gesetz vom 5. Juli 1887.

# Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- und Steinleiden**, bei **Magen- und Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung als **Blutarmuth, Bleichsucht** u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung, in 1890 waren es über 652401 Flaschen. — Anfragen über das **Bad**, über Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actien-Gesellschaft.** [235]

**Violet** PARIS
PFLEGE DER HAUT
*und Schönheit des Teints :*
**ROYAL THRIDACE SEIFE**
**VELOUTINE SEIFE**
29, Boul. des Italiens. Bei allen Coiffeurs u. Parfumeurs.
[236]

**Meister's 1887er Frousac.** Rm. 250
**Meister's 1887er St. Emilion.** Rm. 350
**Meister's 1887 Pomerot.** Rm. 450 [237]

per Oxhoft 300 Flaschen haltend. — Franco Transport und Zoll in ganz Deutschland. — Aufträge an **Wilhelm Meister in Libourne** bei Bordeaux. — Proben gratis und franco.


Unsern verehrlichen Lesern und insbesondere allen Hausfrauen dürfte bei den enorm hohen Fleischpreisen ein Hinweis auf einen mindestens gleichwerthigen, aber wesentlich billigeren Ersatz für Ochsenfleisch nicht unwillkommen sein.

Nach dem Ausspruche des englischen Arztes Stubbe enthält eine Unze (gleich 2 Loth) Chocolade mehr Nährstoff als ein Pfund Fleisch, und nach den wissenschaftlichen Werken berühmter Aerzte und Chemiker ist die Cacaobohne die einzige Frucht, welche bei verhältnißmäßig geringem Volumen ebensoviel Eiweiß enthält, als gutes Ochsenfleisch und daher vollkommen im Stande ist, dieses zu ersetzen. Unter den verschiedenartigen aus der Cacaobohne hergestellten Fabrikaten stehen die entölten, leicht löslichen Cacaos in Pulverform obenan und zwar nicht nur ihres hohen Nährwerthes, sondern auch ihrer ungemein leichten Verdaulichkeit, sowie der Möglichkeit der schnellsten Zubereitung halber, bei größter Ausgiebigkeit. Aus einem Pfund derartiger Cacaos, z. B. Cacao vero a M. 3.— in Dosen, M. 2.80 ausgewogen, erzielt man, wenn man auf die Tasse einen Eßlöffel voll davon nimmt, ca. 100 Tassen gute Chocolade, die sich mit Milch und Zucker auf ca. 5 Pf. stellt. Als das Beste in zweckmäßiger Eintheilung verdient die Herstellung des Cacao vero in Würfelform — genannt Würfel Cacao — hervorgehoben zu werden. Je nach Größe der Tasse sind 1—2 Würfel a 3 Pf. für eine solche erforderlich. 100 Würfel = 1 Pfund. Zwar nicht ganz so ausgiebig wie der Cacao vero, jedoch nicht minder empfehlenswert sind die billigeren Puder-Cacao M. 2.40. — M. 2.—. Wir möchten ferner nicht unterlassen, unsere verehrten Leser darauf aufmerksam zu machen, daß durch deutsche Industrie die ausländischen Fabrikate, die früher den Markt beherrschten, längst an Qualität übertroffen sind. Besonders erfreuen sich die Fabrikate von Hartwig & Vogel in Dresden allgemeiner Beliebtheit. Cacao vero, in Pulver und Würfelform, leicht lösliche Pudercacaos, sowie garantirt reine Chocoladen in größter Auswahl aus der Fabrik von Hartwig & Vogel sind in allen durch Plakate kenntlichen Filialen, Special-Handlungen, Conditoreien, Apotheken 2c. 2c. erhältlich.


**Andreas Saxlehner**
k. u. k. Hof-Lieferant
Eigenthümer der

**Hunyadi János**
**Bitterquelle**
Zu haben in allen Mineralwasserdepôts und Apotheken

# Saxlehner's Bitterwasser

Als bestes seiner Art bewährt und ärztlich empfohlen.

Man wolle ausdrücklich verlangen.

Anerkannte
**Vorzüge:**
Prompte, milde, zuverlässige Wirkung.
Leicht, ausdauernd von den Verdauungsorganen vertragen.
Geringe Dosis Stets gleichmässiger, nachhaltiger Effect Milder Geschmack

Verlag von
Gebrüder Paetel in Berlin.

# Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen

in den Jahren 1889 u. 1890.

Von

**Paul Güssfeldt.**

Mit einem Porträt des Kaisers nebst eigenhändiger Unterschrift, 21 Heliogravüren und 124 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Carl Saltzmann's, sowie einer Orientirungskarte von L. van der Vecht.

Elegant geheftet 24 Mark, elegant in Halbfranzband gebunden 28 Mark.

**Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.**

Dieses Werk dürfte für immer seinen bleibenden Platz in der deutschen Literatur einnehmen. Hervorgegangen aus directer Anregung Kais. Wilhelm's II., der den Verfasser mit der ehrenvollen Aufgabe betraute, die bisher in den Jahren 1889 und 1890 unternommenen kaiserlichen Nordlandsreisen eingehend zu schildern, wird dieses durch und durch eigenartige und anziehende Werk das lebhafteste Interesse der weitesten Kreise des In- wie Auslandes erwecken.

Der Inhalt des Werkes wurde hauptsächlich durch die Erlebnisse bestimmt, in deren Mittelpunkt Kaiser Wilhelm II. stand; daneben verfolgt aber auch das Buch, wie in der Einleitung hervorgehoben, noch einen anderen Zweck:

Der Kaiser wünschte, dass eine Schilderung seiner Reisen den deutschen Leser auch über das norwe-

gische Land im Allgemeinen unterrichtete. Das Buch sollte anregend u. belehrend wirken!

In meisterhafter Weise ist Paul Güssfeldt dieser kaiserlichen Vorschrift gerecht geworden; er hat, gleich dem Künstler Carl Saltzmann, an beiden Nordlandsfahrten theilgenommen. Schriftsteller wie Maler waren bestrebt, ihr Bestes zu liefern, und dass ihnen dies gelungen, dafür legt genanntes Werk ein glänzendes Zeugniss ab, in seinem textlichen wie illustrativen Inhalt, welch' letzterer eine grosse Zahl origineller Zeichnungen, theils das Leben an Bord, theils einzelne Reiseepisoden oder die norwegischen Naturschönheiten wiedergebend, enthält.

Die Herstellung ist, wie dies nicht anders von der Reichsdruckerei zu erwarten, eine mustergültige, und dürfte auch in dieser Hinsicht das Werk eine Zierde des deutschen Büchermarktes sein.

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Calderon de la Barca, Don Pedro, Ausgewählte Schauspiele.** Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von **Professor K. Pasch.**

Erstes Bändchen: **Spaniens letzter Zweikampf. — Der Galicier Luis Perez.** 8°. (XX u. 276 S.) M. 1.80.

**Diese Sammlung wird in sieben Bändchen 14 bisher noch nicht oder nur in freier Bearbeitung ins Deutsche übertragene Schauspiele Calderon's enthalten.**

Früher sind in demselben Verlage erschienen:

**Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts.** Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen von **Dr. F. Lorinser.** 7 Bdchen. 8°. (XXIV u. 1700 S.) M. 11.20; geb. in drei Leinwandbänden mit Goldpressung M. 14.80.

Das zweite Bändchen erscheint demnächst in neuer Auflage. [239]

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gruber, H.,** S. J., **Der Positivismus** vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage (1857—1891). Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 52. gr. 8°. (VIII u. 194 S.) M. 2.60. [240]

Bildet die Fortsetzung zu der früher im gleichen Verlage erschienenen Schrift desselben Verfassers: **„August Comte, der Begründer des Positivismus.** Sein Leben und seine Lehre". (gr. 8°. VII u. 144 S.) M. 2.—.

**Allgemeine Zeitung**

**i. München** (früher Augsburg)

**mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung.**

[233] **Probe-Bezug f. September z. 1 Mk.**

vorans zahlbar, franco Bestimmungsort, durch die **Expedition d. Allgemeinen Zeitung, München.**

**Werke von Ossip Schubin.**

**Boris Lensky.** Roman in sechs Büchern von *Ossip Schubin.* 2. Aufl. Oktav. 3 Bände. Geh. 14 Mark. Eleg. geb. 17 Mark.

**Dolorata.** Novelle v. *Ossip Schubin.* 2. Aufl. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 M.

**„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht."** Novellen von *Ossip Schubin.* 2. Aufl. Oktav. Geh. 4 M. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Inhalt: Blanche. — Memento mori. — Schneeglöckchen.

**Etiquette.** Eine Rococo-Arabeske von *Ossip Schubin.* Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 M.

**„Gloria victis!"** Roman in vier Büchern von *Ossip Schubin.* 2. Aufl. 2 Bände. Oktav. Geh. 8 M. Eleg. in 1 Band geb. 10 M.

**Mal' occhio.** Novelle von *Ossip Schubin.* 2. Aufl. Miniatur-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 M.

**„Unter uns."** Roman in drei Büchern. Von *Ossip Schubin.* 3. Aufl. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

**Verlag v. Gebr. Paetel in Berlin.**

La livraison d'*août* de la **Bibliothèque universelle** contient les articles suivants: [241]

I. **Les œuvres communes à la chrétienté,** par M. *Ernest Naville.*

II. **Deux frères.** Nouvelle, par M. *Adolphe Ribaux.* (Quatrième partie.)

III. **Notes sur l'art contemporain. Puvis de Chavannes,** par M. *André Michel.*

IV. **A travers le Caucase.** Notes et impressions d'un botaniste, par M. *Emile Levier.* (Quatrième partie.)

V. **Récits hollandais. Le péché de Joost Avelingh,** par M. *Paul Gervais.* (Troisième partie.)

VI. **Le mouvement littéraire en Espagne,** par M. *E Rios.*

VII. **Chronique parisienne.**
Un essai de rehabilitation des spectres et fantômes. — Les *Mémoires* du général Marbot. Comment on devient housard. Un sage precepteur. — Quelques livres nouveaux.

VIII. **Chronique allemande.**
Ferdinand Gregorovius. — Les colonies de vacances. — *Ouvrier de fabrique et handwerksbursche pendant trois mois,* par M. Paul Göhre.

IX. **Chronique anglaise.**
La visite de l'empereur d'Allemagne. — Une fête suisse en Angleterre. — La Monnaie. — Nos paysagistes.

X. **Chronique suisse.**
*Mémoires historiques* du comte de Rivaz. — Nouveaux documents sur l'histoire du piétisme en Suisse. — Les „idées morales" de notre temps. — Tœpffer jugé par un Allemand.

XI. **Chronique scientifique.**
Un pont monstre. — Les installations de Chicago. — Traction electrique. — L'électricité à Orbe. — Bateaux électriques et à pétrole. — Constructions marines. — Les chemins de fer côtiers. — L'ascenseur du Cervin. — Locomotives géantes. — Statistique des voies ferrées. — Liquéfaction de l'air. — L'aluminium. — Le *Daily Graphic.* — Nouvelles diverses.

XII. **Chronique politique.**
Le renouvellement de la triple alliance; visites de l'empereur Guillaume à Londres, de l'escadre française à Pétersbourg; l'Italie et l'Autriche. — Fin de session en France. Catastrophe de chemin de fer. — Famine en Russie. — Les fêtes du centenaire en Suisse. — L'initiative et la session extraordinaire des chambres. — Procès tessinois. — Referendum et traités de commerce. — Rachat du Central.

XIII. **Bulletin littéraire et bibliographique.**

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. — Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vidal in Berlin.

# An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte für September schließt der siebzehnte Jahrgang und mit dem October-Hefte werden wir den achtzehnten Jahrgang der „Deutschen Rundschau" beginnen. Unsre Leser wissen, was sie von dieser Zeitschrift erwarten dürfen; wir haben kein neues Programm aufzustellen, sondern nur das alte zu bestätigen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaften ist es nach wie vor unser Bestreben, den Dilettantismus auf beiden Gebieten von unseren Heften auszuschließen. Aufmerksam der Bewegung unserer Zeit folgend und jeder ihrer Fragen zugänglich, versuchen wir dennoch, in den Controversen des Tages und der Parteien, unseren eignen Standpunkt zu behaupten, der in politischer Hinsicht einzig durch den Reichsgedanken und in ästhetischer durch die Ueberlieferungen unserer Classiker bestimmt wird. In voller Unabhängigkeit betheiligen wir uns an der großen humanitären, socialpolitischen und volkswirthschaftlichen Arbeit, welche das Wohl und den Frieden der Allgemeinheit bezweckt; an allen Aufgaben, welche das moderne Leben in Haus und Schule stellt. Wir wünschen die „Deutsche Rundschau" mehr und mehr zum entsprechenden Ausdruck deutscher Geistesbildung zu machen und glauben dieses Ziel am sichersten erreichen zu können, wenn wir den Grundsätzen treu bleiben, welche sich durch länger als ein halbes Menschenalter bewährt haben.

Wir eröffnen den neuen Jahrgang mit der Novelle:

**Angela Borgia** von Conrad Ferdinand Meyer.

Hieran schließt sich zunächst die Erzählung:

**Oversberg** von Marie von Ebner-Eschenbach.

Von den weiter vorliegenden Beiträgen zur wissenschaftlichen, Memoiren- und Reiseliteratur erwähnen wir:

Winterreise im Hochgebirge. Von Dr. Paul Güßfeldt.
Ein Jahr bei den Ajaris. Briefe aus den tunesischen Bergen.
Das Museum von Gizeh. Von Prof. Dr. H. Brugsch.
Die geographische und ethnographische Unterlage der orientalischen Frage. Von Prof. Dr. Theod. Fischer.
Zur Börsenreform. Von Prof. Dr. G. Cohn.
Utopien. Von Prof. Dr. Rud. Stammler.
Das Kaiserthum Otto's III. Von Prof. Dr. K. Lamprecht.
Attika und seine heutigen Bewohner. Von Prof. Dr. A. Milchhöfer.
Danton. Von ***.
Shakespeare's Königsdramen. Von Prof. Dr. W. Henke.
Anastasius Grün. Von Prof. Dr. B. Seuffert.
Erinnerungen an Gottfried Keller. Von Prof. Dr. A. Frey.
Neue Briefe von Gentz. Mitgetheilt von Prof. Dr. E. Guglia.
Der Zusammenhang von Form und Function im Pflanzenreiche. Von Prof. Dr. J. Reinke.
Die Aufgaben der Aesthetik in der Gegenwart. Von Prof. Dr. W. Dilthey.

Ferner enthält jedes Heft eine literarische Rundschau, in welcher die wichtigeren Neuigkeiten der deutschen und ausländischen Literatur sachgemäß besprochen werden, eine politische Rundschau, welche die gedrängte Chronik des Monats gibt. Den Berliner Theatern widmet Karl Frenzel regelmäßige Berichte.

Wir hegen die Hoffnung, daß auch dieser Jahrgang beitrage, die Bande zu befestigen, die zwischen unseren Lesern und der „Deutschen Rundschau" längst bestehen, und werden erfreut sein, ihren Wirkungskreis sich stetig erweitern zu sehen.

Berlin, im August 1891.

Die Verlagsbuchhandlung: Der Herausgeber:

Gebrüder Paetel. Dr. Julius Rodenberg.

24

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

**Julius Rodenberg.**

Siebzehnter Jahrgang. **Heft 12.** September 1891.

**Berlin.**

Verlag von Gebrüder Paetel.

**Alexandrien**, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, A. Degenmann & Co. — Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & Mc Gee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, U. Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Strohm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. — Meyer & Zeller. — Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment).

# Inhalts-Verzeichniß.

## September 1891.

Seite

I. Klostermann's Grundstück. Vom Verfasser der „Bilder aus dem Berliner Leben" . . . 321
II. Die zweckmäßige Einrichtung großer Museen. Von Karl Möbius . . . 352
III. Wolfram von Eschenbach. Von Anton E. Schönbach. . . 361
IV. Kraftmaschinen für das Kleingewerbe. Von Heinrich Albrecht . . . 377
V. Das Verkehrswesen und die Kunst. Von F. D. Fischer. . 402
VI. Die Flora von Helgoland. Von J. Reinke . . . 418
VII. Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie. Ein Versuch. Von Herman Grimm . . . 437
VIII. Eine Berliner Straßenscene aus dem Jahre 1848. Von Rudolph Schleiden . . . 457
IX. Der heutige Zustand Aegyptens unter englischer Verwaltung . . . 460
X. Politische Rundschau . . . 464
XI. Lenau's Verhängniß. Von W. Lang . . . 470
XII. Der Prinz-Admiral Adalbert. . . . 472
XIII. Lord Chesterfield. Von Lady Blennerhassett . . . 474
XIV. Literarische Notizen . . . 476
XV. Literarische Neuigkeiten . . . 480
XVI. Inserate.

Digitized by Google

# Ein deutsches Dichteralbum.

**Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.**

In unserem Verlage ist soeben ein stattliches Werk erschienen, welches in würdigster Ausstattung die zeitgenössische deutsche Dichtung auf der gegenwärtigen

**Deutschen Ausstellung in London**

vertritt:

## Germania.

### Deutsche Dichter der Gegenwart.

**Bild und Wort.**

Gross-Quart-Format. 20 Bogen.
Elegant geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Berlin W., im August 1891.
Lützowstr. 7.

Gebrüder Paetel.

Die ersten deutschen lebenden Dichter und Schriftsteller, etwa siebzig an der Zahl, sind in diesem Album durch eine Reihe der vorzüglichsten Beiträge in Prosa und Poesie vertreten und verkörpern auf diese Weise unsere moderne deutsche schönwissenschaftliche Literatur in erlesenster Art, in Wort wie in Bild, da jedem Beitrage in anmuthiger Umrahmung das Bildniss des Verfassers sowie die Unterschrift desselben beigegeben sind.

Das schöne Werk wird weit über seinen oben angedeuteten Zweck hinaus die regste Beachtung finden und gern zu Geschenkzwecken benutzt werden, umsomehr, als sein Ertrag für wohlthätige Zwecke, und zwar für die Unterstützungskassen des «Deutschen Schriftsteller-Verbandes» und des «Vereins Berliner Presse», bestimmt ist.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

# *Apollinaris*

*NATÜRLICH*

*KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.*

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

**LONDON. und REMAGEN a. RHEIN.**

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google